
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Was willst du ?

Geschichte
des
erwachten Schläfers.

Geschichte
Aladdins,
oder die
Wunderlampe.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal
aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und
vollständig übersetzt
von
Max. Habicht, F. H. van der Hagen und
Karl Schall.

Neuntes Bändchen.

Enthält:
Geschichte des erwachten Schläfers.
Geschichte Aladdins, oder die Wunderlampe.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Zweihundert zwei und neunzigste Nacht.

Geschichte des erwachten Schläfers.

Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd lebte zu Bagdad ein sehr reicher Kaufmann, dessen Frau schon alt war. Sie hatten einen einzigen Sohn, Namens Abu Hassan, der etwa dreißig Jahr alt und in der tiefsten Eingezogenheit auferzogen war.

Der Kaufmann starb, und Abu Hassan nahm, als einziger Erbe, die großen Reichthümer in Besitz, die sein Vater bei seinen Lebzeiten durch große Sparsamkeit und durch seine Betriebsamkeit im Handel aufgehäuft hatte. Der Sohn, der in seinen Ansichten und Neigungen ganz verschieden von seinem Vater war, handelte auch ganz anders als dieser. Da dieser ihm nämlich in seiner Jugend immer bloß so viel Geld gegeben hatte, als zu seinem Lebensunterhalte gerade hinreichte und er daher im-

mer die jungen Leute seines Alters beneidet hatte, denen es daran nicht fehlte, und die sich keine von den Vergnügungen versagten, deren sich die Jugend so leicht hingibt, so beschloß er, sich jetzt seinerseits durch einen Aufwand auszuzeichnen, der dem Vermögen, das er so eben ererbt hatte, angemessen wäre. Zu diesem Zweck theilte er sein Vermögen in zwei Hälften. Die eine verwendete er zum Ankaufe von Landgütern und von Häusern in der Stadt, die ihm so viel einbrachten, daß er davon sehr bequem hätte leben können; allein er gelobte es sich, nie etwas von diesen Einkünften anzurühren, sondern die von daher einlaufenden Summen jedesmal aufzuheben. Die andere Hälfte, die in einer bedeutenden Summe baaren Geldes bestand, bestimmte er zu Wiedereinbringung aller der Zeit, die er unter dem strengen Zwange, worin ihn sein Vater bis an seinen Tod gehalten, verloren zu haben glaubte; zugleich aber machte er es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, während dieses ausgelassenen Lebens, das er sich zu führen vorgenommen, nicht das geringste über diese Summe auszugeben.

Diesem Plane zufolge versammelte er binnen wenigen Tagen einen Kreis von jungen Leuten seines Alters und Standes um sich, und dachte von nun an bloß darauf, diesen die Zeit angenehm zu vertreiben. Zu diesem Zweck begnügte er sich nicht, sie bei Tag und Nacht gut zu bewirthen, und ihnen die glänzendsten Gastmahle zu geben, wo die köstlichsten Speisen und die ausgesuchtesten Weine in Fülle aufgetragen wurden, sondern er fügte dazu auch

noch musikalische Unterhaltungen, indem er die besten Sänger und Sängerinnen dazu einlud. Die junge Gesellschaft stimmte ihrerseits bisweilen, mit dem Glase in der Hand, in die Musik ein, und alle zusammen schienen mit den sie begleitenden Musik-Instrumenten einen harmonischen Einklang zu bilden. Diese Gastmahle endigten sich dann gewöhnlich mit Bällen, wozu die besten Tänzer und Tänzerinnen aus ganz Bagdad gerufen wurden. Alle diese Belustigungen, die täglich durch andere erneuert wurden, stürzten Abu Hassan in so ungeheure Ausgaben, daß er einen so großen Aufwand nicht über ein Jahr fortsetzen konnte. Die bedeutende Summe, die er für dieses verschwenderische Leben bestimmt hatte, ging mit dem Jahre zugleich zu Ende. Sobald er nicht mehr offene Tafel hielt, verschwanden auch seine bisherigen Freunde, und er konnte sie nirgends mehr antreffen, wohin er auch immer gehen mochte. In der That flohen sie vor ihm, wo sie ihn nur erblickten, und wenn er zufällig einem begegnete und mit ihm reden wollte, so entschuldigte sich dieser stets mit allerlei Ausflüchten.

Abu Hassan empfand das seltsame Betragen seiner Freunde, die ihn nach so vielen Bezeigungen und Versicherungen von Freundschaft, die sie ihm gegeben, jetzt auf eine so unwürdige und undankbare Weise verließen, weit tiefer als den Verlust des ganzen Geldes, das er mit ihnen so unzweckmäßig vergeudet hatte. Traurig, nachdenkend, mit gesenktem Haupt und mit einem Gesichte, das düstern Kummer verrieth, trat er in das Zimmer seiner

Mutter, und setzte sich ziemlich fern von ihr an das Ende des Sofa's.

»Was ist dir denn, mein Sohn? fragte ihn seine Mutter, als sie ihn in diesem Zustande sah. »Warum bist du so verändert, so niedergeschlagen, so gar nicht mehr dir ähnlich? Wenn du alles, was du auf der Welt nur irgend hast, verloren hättest, so könntest du fast nicht anders aussehen. Ich weiß von dem entsetzlichen Aufwande, den du gemacht hast, und seitdem du dich ihm ganz hingegeben, magst du wohl nicht gar so viel Geld mehr übrig haben. Du warst übrigens Herr deines Vermögens, und wenn ich nie gegen deine unordentliche Lebensweise gesprochen habe, so geschah es darum, weil ich wußte, mit welcher weisen Vorsicht du dir die Hälfte deines Reichthums aufgehoben hast. Bei alle dem sehe ich nicht ab, was dich in eine so tiefe Schwermuth versenkt haben kann.«

Abu Hassan brach bei diesen Worten in Thränen aus, und mitten unter Thränen und Schluchzen rief er: »Meine Mutter, endlich habe ich durch eine sehr schmerzliche Erfahrung einsehen gelernt, wie unerträglich die Armuth ist. Ja, ich fühle es lebhaft, daß, so wie der Untergang der Sonne uns den Glanz dieses Himmelskörpers entzieht, eben so auch die Armuth uns jeder Freude beraubt. Sie macht, daß man alle die Lobsprüche und alles das Gute, das man uns vor unserm Verfalle sagte, gänzlich vergißt; sie bringt uns dahin, daß wir nicht mehr ausgehen können, ohne Furcht, bemerkt zu werden, und daß wir die Nächte hindurch blutige Thränen vergießen; mit einem

Worte, wer arm ist, wird selbst von seinen Verwandten und Freunden nur wie ein Fremder betrachtet. Du weißt, meine Mutter," fuhr er fort, "wie ich seit Jahr und Tag gegen meine Freunde gewesen bin. Ich habe sie immer so gut bewirthet, daß ich dadurch fast meine Mittel erschöpft habe; und nun, da ich das nicht mehr so fortsetzen kann, muß ich sehen, daß sie mich alle verlassen haben. Ich spreche hier nur von dem Gelde, welches ich für den Gebrauch, den ich davon gemacht, mir bei Seite gelegt hatte; denn was das übrige betrifft, das ich angelegt habe, so danke ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingegeben, es mir aufzuheben, unter der Bedingung und dem Gelübde, es nie zum Behuf einer so thörichten Verschwendung anzugreifen. Ich will dieß Gelübde halten, und ich weiß schon, welchen guten Gebrauch ich von dem, was mir so glücklicher Weise übrig geblieben, machen werde. Aber zuvor will ich noch eine Probe machen, wie weit wohl meine Freunde, wofern sie anders diesen Namen verdienen, ihre Undankbarkeit treiben werden. Ich will sie nach einander besuchen, und wenn ich ihnen das Aeußerste, das ich für sie gethan, werde vorgestellt haben, will ich sie bitten, unter sich eine Summe Geldes für mich zusammenzuschießen, wodurch ich mir einigermaßen aus den unglücklichen Zustande, worin ich mich ihnen zu Liebe gestürzt, wieder aufhelfen könnte. Indeß will ich, wie gesagt, diesen Schritt bloß thun, um zu sehen, ob ich in ihnen irgend eine Spur von Dankbarkeit finden werde."

»Mein Sohn,« erwiederte Abu Hassans Mutter, »ich mag dir nicht von der Ausführung deines Vorhabens abreden; aber ich kann dir im voraus sagen, daß du dich in deiner Hoffnung täuschen wirst. Glaube mir, was du auch immer thun magst, es bedarf dieser Probe gar nicht erst; du wirst nirgends Unterstützung finden, als in dem was du dir selber aufgehoben hast. Ich sehe wohl, daß du noch nicht diese Freunde kennst, die man unter Leuten deines Standes gewöhnlich so nennt; aber du wirst sie noch kennen lernen. Gebe Gott, daß es auf die Weise geschähe, wie ich es wünsche, das heißt, zu deinem Besten.« — »Meine Mutter,« antwortete Abu Hassan »ich bin von der Wahrheit dessen, was du mir sagst, überzeugt; aber ich werde dieser Sache, die mich so nahe angeht, um so gewisser sein, wenn ich mich persönlich von ihrer Niederträchtigkeit und Gefühllosigkeit überzeugt habe.«

Abu Hassan ging nun sogleich fort, und nahm so gut die Zeit wahr, daß er alle seine Freunde zu Hause traf. Er stellte ihnen die große Noth vor, in welcher er sich befände, und bat sie, ihm zu einer kräftigen Unterstützung ihre Börse zu öffnen. Er machte sich sogar gegen einen jeden von ihnen insbesondere anheischig, die Geldsummen, die sie ihm leihen würden, wieder zurückzuzahlen, sobald nur seine Umstände sich gebessert haben würden, ohne jedoch zu erwähnen, daß er hauptsächlich um ihretwillen so in der Klemme sei, um sie desto mehr zur Großmuth anzuspornen. Auch vergaß er nicht, sie mit der frohen Hoffnung zu locken, daß er wohl noch dereinst das frohe

Schmausen mit ihnen wieder anfangen würde, das sie bei ihm früher genossen hätten.

Keiner von seinen Tafelfreunden ließ sich durch die lebhaften Schilderungen rühren, wodurch der unglückliche Abu Hassan sie zu bewegen suchte. Er erfuhr sogar die Kränkung, hören zu müssen, daß mehrere derselben ihm rund heraus erklärten, daß sie ihn gar nicht kennten und sich gar nicht besinnen könnten, ihn je gesehen zu haben. Mit einem Herzen voll Unwillen und Betrübniß kehrte er nach Hause zurück. »Ach, meine Mutter,« rief er aus, indem er in ihr Zimmer trat, »du hast wohl Recht gehabt; anstatt Freunde zu finden, habe ich bloß Treulose, Undankbare und Schurken gefunden! Es ist jetzt aus, ich sage mich von ihnen los, und verspreche dir, sie nie wieder zu sehen.«

Abu Hassan blieb fest bei seinem Entschlusse. Er nahm zu diesem Zwecke die angemessensten Vorsichtsmaaßregeln, um alle Gelegenheiten, wo er demselben untreu werden könnte, zu vermeiden; und um nie mehr in diesen Fall zu kommen, that er den Schwur, daß er nie mehr in seinem Leben irgend jemand aus Bagdad bei sich bewirthen wollte. Hierauf zog er den Geldkasten, worin er seine Einkünfte niedergelegt hatte, aus seinem Verwahrungsorte hervor, und stellte ihn an den Platz dessen, der so eben leer geworden war. Er beschloß, für seine tägliche Ausgabe immer nur eine bestimmte Summe herauszunehmen, die hinlänglich wäre, um eine einzige Person bei sich zu Abend zu bewirthen. Doch schwur er, daß diese Person

nicht aus Bagdad sein dürfte, sondern ein Fremder sein müßte, der an demselben Tage erst angekommen, und daß er ihn schon am folgenden Morgen wieder entlassen wollte, nachdem er ihm eine einzige Abendmahlzeit gereicht hätte.

Diesem Plane zufolge besorgte Hassan jeden Morgen den zu dieser Mahlzeit nöthigen Speisevorrath. Gegen Abend ging er jedesmal und setzte sich an das Ende der Brücke von Bagdad, und wenn er einen Fremden erblickte, von welchem Stand oder Herkommen er auch immer sein mochte, so redete er ihn höflich an und lud ihn sofort ein, ein Abendbrot und Nachtherberge für die erste Nacht seines Hierseins bei ihm anzunehmen; und nachdem er ihn von dem, was er sich bei seiner Gastfreundlichkeit zum Gesetz und zur Bedingung gemacht, unterrichtet hatte, führte er ihn nach seiner Wohnung.

Die Mahlzeit, womit Abu Hassan seinen Gast bewirthete, war nicht prächtig, doch konnte man damit sehr wohl zufrieden sein. Besonders fehlte es dabei nicht an gutem Weine.[1] Die Mahlzeit dauerte übrigens bis tief in die Nacht, und anstatt seinen Gast, wie man sonst wohl zu thun pflegt, von Angelegenheiten des Staats, der Familie, oder des Handeln zu unterhalten, suchte er im Gegentheil bloß von gleichgültigen, angenehmen und ergötzlichen Dingen zu reden. Ueberhaupt war er von Natur scherzhaft, unterhaltend und von guter Laune, und wovon auch immer die Rede war, er wußte seinem Gespräche stets eine Wendung zu geben, die auch den Traurigsten aufzuheitern vermochte.

Wenn Abu Hassan am folgenden Morgen seinen Gast entließ, sagte er zu diesem: »Wohin du auch immer gehest, möge Gott dich vor jeder Unannehmlichkeit bewahren! Als ich dich gestern Abend in mein Haus auf eine Mahlzeit einlud, erzählte ich dir zugleich auch, welches Gesetz ich mir auferlegt habe; du wirst es daher nicht übel nehmen, wenn ich dir sage, daß wir nie mehr mit einander trinken, ja daß wir uns sogar nie mehr wiedersehen werden, weder bei mir, noch anderswo. Ich habe meine guten Gründe, um so zu handeln. Gott geleite dich!«

Abu Hassan war in Befolgung dieser Regel sehr pünktlich. Die Fremden, welche er einmal bei sich aufgenommen, beachtete er nicht weiter, und redete auch mit ihnen nicht mehr. Wenn er ihnen auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen begegnete, so that er, als sähe er sie nicht, und drehte sich wohl selbst hinweg, um zu vermeiden, daß sie ihn nicht anredeten. Mit einem Wort, er brach alle Gemeinschaft mit ihnen ab.

Er hatte diese Weise lange Zeit fortgesetzt, als eines Tages kurz vor Sonnenuntergang, da er eben wieder auf seinem gewöhnlichen Platze am Ende der Brücke saß, der Chalyf Harun Arreschyd gegangen kam, aber so verkleidet, daß er nicht zu erkennen war.

Obwohl dieser Herrscher sehr treue Diener und gewissenhafte Rechtspfleger hatte, so wollte er dennoch sich von allem persönlich unterrichten, und durchstreifte sehr oft, wie wir bereits gesehen haben, in allerlei Verkleidungen die Stadt Bagdad. Sogar die nächste Umgegend

der Stadt ließ er nicht unbeachtet, und er pflegte zu diesem Zweck am ersten Tage eines jeden Monats auf die Heerstraßen hinauszugehen, die von den verschiedenen Seiten her nach Bagdad führten. Diesen Tag — es war gerade der Erste — erschien er als Kaufmann von Mussul verkleidet, der so eben an der andern Seite der Brücke ans Land gestiegen war, und dem ein großer und starker Sklave folgte.

Zweihundert drei und neunzigste Nacht.

Da der Chalyf, ungeachtet seiner Verkleidung, ein sehr ernstes und ehrwürdiges Aussehen hatte, so stand Abu Hassan, der ihn für einen Kaufmann von Mussul hielt, von seinem Platze auf, begrüßte ihn freundlich, küßte ihm die Hand, und sagte dann zu ihm: »Herr, ich wünsche euch zu eurer glücklichen Ankunft Glück, und bitte euch mir die Ehre zu erzeigen, bei mir zu Abend zu speisen und diese Nacht in meinem Hause zuzubringen, um euch von den Beschwerden der Reise etwas zu erholen.« Und um ihn noch mehr dazu zu bewegen, daß er ihm diese Gefälligkeit nicht abschlagen möchte, erzählte er ihm mit wenigen Worten, wie er es sich zur Gewohnheit gemacht habe, jeden Tag den ersten Fremden, der sich ihm zeigen würde, auf eine Nacht bei sich aufzunehmen und zu bewirthen.

Der Chalyf fand in dem seltsamen Geschmack Abu Hassan's so viel Sonderbares, daß er neugierig wurde, ihn näher kennen zu lernen. Ohne indeß aus der angenommene Rolle eines Kaufmanns herauszutreten, sagte

er zu ihm, er glaubte einer so großen Artigkeit, die er bei seiner Ankunft in Bagdad gar nicht erwartet hätte, nicht besser entsprechen zu können, als wenn er dieß höfliche Anerbieten annähme, und er möchte ihm daher nur den Weg zeigen, er würde ihm dann sogleich folgen.

Abu Hassan, der nicht wußte, daß der Gast, welchem der Zufall ihm zugeführt hatte, so unendlich hoch über ihm stände, behandelte den Chalyfen ganz wie seinesgleichen. Er führte ihn in sein Haus, und ließ ihn in ein sehr reinlich ausgeschmücktes Zimmer treten, wo er ihn auf dem Sofa obenan Platz nehmen ließ. Das Abendessen war schon bereit, und der Tisch gedeckt. Abu Hassan's Mutter, die sich auf die Küche sehr gut verstand, hatte drei Schüsseln aufgesetzt: mitten nämlich eine mit einem gutem Kapaun, umgeben von vier gemästeten Hühnchen, dann links und rechts noch zwei Schüsseln, die als Vorspeisen dienen sollten: nämlich eine mit einer fetten Gans, und dann noch eine mit jungen Tauben in einer Gewürzbrühe. Weiter gab es dießmal nichts, aber das Fleisch war sehr gut und von einem köstlichen Geschmack.

Abu Hassan setzte sich bei Tische seinem Gaste gegenüber, und er und der Chalyf fingen an, sich es schmecken zu lassen, indem jeder nach seinem Belieben zulangte, ohne ein Wort zu reden und selbst ohne zu trinken, nach der Sitte des Landes. Als sie abgegessen hatten, reichte ihnen der Sklave des Chalyfen Wasser zum Waschen, unterdessen räumte Abu Hassans Mutter ab, und setzte den Nachtisch auf, der aus verschiedenen Arten von Früch-

ten, wie sie die Jahreszeit gerade mit sich brachte, bestand, nämlich aus Weintrauben, Pfirsichen, Aepfeln, Birnen, und mehreren Arten gebackenem Mandelteig. Bei Anbruch der Nacht wurden Wachslichter angezündet, worauf Abu Hassan einige Flaschen Wein nebst Schalen neben sich setzen ließ, und seiner Mutter einen Wink gab, daß sie dem Sklaven des Chalyfen zu essen geben möchte.

Als der angebliche Kaufmann aus Mussul, nämlich der Chalyf, und Abu Hassan sich wieder zu Tische gesetzt hatten, nahm Abu Hassan, ehe er noch das Obst berührt hatte, eine Schale, schenkte sich zuerst darin ein, und sagte dann, die Schale in der Hand haltend, zum Chalyfen, der seiner Meinung nach ein bloßer Kaufmann aus Mussul war: »Herr, ihr wißt so gut wie ich, daß die Henne nie trinkt, ohne ihre Hühnchen zu rufen, um mit ihr zu trinken: ich lade euch daher ebenfalls ein, meinem Beispiele zu folgen. Ich weiß zwar nicht, wie ihr hierüber denkt; allein, was mich betrifft, so dünkt mich, daß ein Mann, der den Wein haßt und den Weisen spielen will, es gewiß nicht ist. Wir wollen diese Art von Leuten mit ihrer finstern und verdrießlichen Laune sich selber überlassen, und lieber die Freude aufsuchen; sie ist in der Schale allein zu finden, und die Schale theilt sie allein denen mit, die sie austrinken.«

Während Abu Hassan trank, sagte der Chalyf, indem er die Schale ergriff, die für ihn dastand: »Das gefällt mir, und das nenne ich mir einen wackern Mann.

Ich schätze diese heitere Laune an euch, und erwarte bei dieser Fröhlichkeit, daß ihr mir ebenfalls einschenkt.«

Abu Hassan hatte kaum getrunken, als er auch schon die Schale, die ihm der Chalyf hinreichte, vollschenkte, und zu ihm sagte: »Herr, kostet nur, ihr werdet ihn recht gut finden.«

»Davon bin ich überzeugt,« erwiederte der Chalyf mit lächelnder Miene; »ein Mann wie ihr, kann bei der Auswahl solcher Sachen keinen andern als den besten Geschmack haben.«

Während der Chalyf trank, äußerte Abu Hassan: »Man darf euch nur ansehen, um gleich beim ersten Blicke zu wissen, daß ihr ein Mann seid, der die Welt gesehen hat, und der zu leben weiß.«

»Wenn mein Haus« — fügte er in Arabischen Versen hinzu — »Empfindung hätte, und die Freude über das Glück euch zu besitzen, fühlen könnte, so würde es solche laut an den Tag legen, und vor euch niederfallend ausrufen: »Ach, welche Lust, welches Glück, daß mich ein so edler und gefälliger Mann mit seiner Gegenwart beehrt, und es nicht verschmäht, bei mir Nachtherberge zu nehmen!«

»Mit einem Worte, Herr, ich bin seelenvergnügt, daß ich heute einen Mann von eurem Werth angetroffen habe.«

Die sinnreichen Einfälle Abu Hassan's machten dem Chalyfen viel Vergnügen; der von Natur sehr heiter gestimmt war, und der sich ein Vergnügen daraus machte, seinem Wirth dadurch, daß er ihm häufig seine Schale zum

Einschenken überreichte, zum Trinken aufzufordern, um ihn bei der Fröhlichkeit der Unterhaltung, die der Wein immer mehr weckte, noch besser kennen zu lernen. Um ein Gespräch einzuleiten, fragte er ihn, wie er hieße, womit er sich beschäftigte, und auf welche Weise er sein Leben hinbrächte? »Herr,« erwiederte jener, »mein Name ist Abu Hassan. Ich habe durch den Tod meinen Vater verloren, welcher Kaufmann war, wenn auch nicht gerade einer von den reichsten, doch wenigstens einer von denen, die in Bagdad am bequemsten leben. Als er starb, hinterließ er mir eine Erbschaft, die mehr als hinlänglich war, um ohne Ehrgeiz meinem Stande gemäß leben zu können. Da sein Betragen gegen mich immer sehr streng gewesen war, und ich daher den größten Theil meiner Jugend unter einem drückenden Zwange verlebt hatte, so wollte ich die schöne Zeit, die ich verloren zu haben glaubte, wieder einzubringen suchen. Indeß,« fuhr Abu Hassan fort, »benahm ich mich in diesem Punkt etwas anders, als sonst gewöhnlich junge Leute zu thun pflegen. Diese überlassen sich nämlich ohne Maaß den Ausschweifungen, und zwar so weit, bis sie zur tiefsten Armuth herabgekommen und ihr ganzes übriges Leben Buße zu thun nothgedrungen sind. Um nun nicht in dasselbe Elend zu gerathen, theilte ich mein ganzes Vermögen in zwei Hälften; die eine legte ich auf Zinsen, die andere behielt ich in barem Gelde. Das baare Geld bestimmte ich zu den Ausgaben, die ich vorhatte, und faßte zugleich den festen Entschluß, meine andern Einkünfte nie anzugreifen. Ich bildete mir einen

Gesellschaftskreis von Leuten meiner Bekanntschaft und meines Alters, und für das baare Geld, daß ich mit vollen Händen ausgab, bewirthete ich sie täglich sehr glänzend und dergestalt, daß uns zu unserer Belustigung nichts fehlte. Aber dieß dauerte nicht lange so fort. Am Ende des Jahres fand ich nichts mehr in meinem Geldkasten, und zu gleicher Zeit verschwanden auch alle meine Tischfreunde. Ich besuchte sie, einen nach dem andern; ich stellte ihnen meine traurige Lage vor: aber keiner bot mir irgend eine Unterstützung an. Ich leistete also auf ihre Freundschaft Verzicht, beschränkte von nun an meine Ausgaben bloß auf meine Einkünfte, und nahm mir vor, niemand weiter zur Gesellschaft zu haben, als den ersten Fremden, der mir jeden Tag bei seiner Ankunft in Bagdad aufstoßen würde; doch mit der Bedingung, daß ich ihn bloß diesen Tag bei mir bewirthen wollte. Das Uebrige wißt ihr, und ich danke meinem guten Glücke, daß es mir heute einen Fremdling von eurem Werthe zugeführt hat.«

Der Chalyf war mit der erhaltenen Aufklärung sehr zufrieden, und sagte zu Abu Hassan: »Ich kann euch wegen des Entschlusses, den ihr gefaßt habt, nicht genug loben, daß ihr nämlich, als ihr das ausschweifende Leben anfinget, mit so viel Klugheit handeltet und euch auf eine Weise benahmt, die der Jugend sonst nicht eigen ist; ferner achte ich euch, daß ihr selbst auf dem Punkte, auf welchem ihr standet, euch noch treu geblieben seid. Die Bahn war wenigstens sehr schlüpfrig, und ich kann mich nicht genug wundern, daß ihr, als ihr euer baares Geld zu Ende gehen

sahet, euch noch so weit mäßigen konntet, um nicht auch eure Einkünfte und selbst eure Kapitale zu vergeuden. Um euch offen meine Meinung zu sagen, ich glaube, ihr seid der einzige Schwelger, dem dergleichen begegnet ist und überhaupt jemals begegnen kann. Mit einem Wort, ich gestehe es, ich beneide euch, um euer Glück. Ihr seid der glücklichste Sterbliche, den es auf Erden gibt, da ihr jeden Tag die Gesellschaft eines Mannes habt, mit dem ihr euch angenehm unterhalten könnt, und dem ihr Anlaß gebt, überall die gute Aufnahme zu rühmen, die ihr ihm erzeigt. Aber wir bemerken beide nicht, daß wir schon zu lange mit einander gesprochen haben, ohne zu trinken. Trinket also, und schenket mir dann auch ein.«

Der Chalyf und Abu Hassan tranken noch lange fort, indem sie sich auf das angenehmste unterhielten.

Unterdessen war die Nacht schon weit vorgerückt, und der Chalyf, der sich von den Beschwerden der zurückgelegten Reise sehr ermüdet stellte, sagte zu Abu Hassan, daß er der Ruhe bedürfte. »Ich meinerseits,« fuhr er fort, »will zugleich nicht, daß ihr euch aus Liebe zu mir irgend der eurigen beraubet. Ehe wir uns nun trennen — denn ich werde morgen früh, wenn ihr aufstehet, vielleicht schon fort sein — ist es mir sehr angenehm, euch an den Tag legen zu können, wie sehr ich für eure Höflichkeit, gute Bewirthung und Gastfreundlichkeit, die ihr auf eine so zuvorkommende Weise mir erzeigt habt, mich euch verpflichtet fühle. Das einzige, was mich bekümmert, ist, daß ich nicht weiß, wie ich euch meine Dankbarkeit bethäti-

gen kann. Ich bitte euch, mich dieß wissen zu lassen, und ihr werdet sehen, daß ich kein Undankbarer bin. Es ist unmöglich, daß ein Mann, wie ihr, nicht irgend ein Geschäft, irgend ein Bedürfniß haben, oder nicht wenigstens sich etwas wünschen sollte, das ihm Vergnügen machen würde. Öffnet mir euer Herz und sprechet offen mit mir. Wenn ich gleich nur ein Kaufmann bin, so bin ich deshalb doch nicht außer Stande, entweder persönlich oder durch Vermittelung meiner Freunde, jemand Gefälligkeiten zu erzeigen.«

Zweihundert vier und neunzigste Nacht.

»Herr,« erwiederte Abu Hassan, nachdem er die Anerbietungen des Chalyfen angehört hatte, »ich bin vollkommen überzeugt, daß ihr nicht aus bloßer Höflichkeit mir so großmüthige Anträge macht. Allein, so wahr ich ehrlich bin, ich kann euch versichern, daß ich weder irgend einen Kummer, noch irgend einen Rechtshandel, noch irgend einen Wunsch habe, und daß ich überhaupt von niemand etwas verlange. Ich habe, wie ich euch schon gesagt, auch nicht den mindesten Ehrgeiz, und bin mit meinem Schicksale völlig zufrieden. Indeß muß ich euch doch sagen,« fuhr er fort, »daß eine einzige Sache mich verdrießt, ohne aber deßhalb meine Ruhe zu trüben. Ihr werdet nämlich wissen, daß die Stadt Bagdad in mehrere Viertel eingetheilt ist, und daß es in einem jeden Viertel eine Moschee und einen Imam gibt, der zu den gehörigen Stunden an der Spitze der versammelten Bezirksbewohner das Gebet verrichtet. Unser Imam ist ein Greis

von hoher Gestalt und von einer strengen Miene, und dabei ein so vollendeter Heuchler, dergleichen nur je in der Welt existirt haben mag. Als seine Rathgeber hat er sich noch vier andere mürrische Greise, die ungefähr von seinem Schlage sind, aus der Zahl meiner Nachbaren zugesellt; diese kommen nun regelmäßig jeden Tag zusammen, und es gibt keine Verleumdung, üble Nachrede oder Bosheit, die sie nicht von diesen Winkel-Zusammenkünften aus gegen mich und gegen das ganze Stadtviertel in Bewegung setzen, um die Ruhe desselben zu stören und Zwietracht darin auszustreuen. Einigen jagen sie Furcht ein, andern drohen sie, mit einem Worte, sie wollen die Herren spielen und es durchsetzen, daß jeder ihren Launen gemäß lebe, obwohl sie selber nicht zu leben wissen. Um euch die Wahrheit zu gestehen, es ärgert mich, wenn ich sehe, daß sie sich eher um alles andere kümmern, als um ihren Koran, und daß sie niemand in Frieden leben lassen.«

»Nun gut,« erwiederte der Chalyf, »ihr wünschtet also wohl ein Mittel oder einen Weg zu finden, um diesen Unordnungen ein Ziel zu setzen?« — »Ja wohl,« antwortete Abu Hassan, und das einzige, um was ich Gott bitten möchte, wäre, nur einen einzigen Tag an der Stelle unsers Herrn und Gebieters, des Beherrschers der Gläubigen, Harun Arreschyd, Chalyf sein zu können.« — »Und was würdet ihr thun, wenn ihr je einmal in diesen Fall kämet?« fragte der Chalyf. »Ich würde ein Beispiel aufstellen,« erwiederte Abu Hassan, »das alle ehrlichen Leute zufrieden stellen sollte. Ich würde nämlich

einem jeden der vier Alten hundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben lassen, dem Imam aber vierhundert, damit er sie lehre, wie unschicklich es sei, ihre Nachbaren so zu beunruhigen und zu ärgern.« [2]

Der Chalyf fand den Einfall Abu Hassan's ganz artig, und da er von Natur zu seltsamen Abenteuern geneigt war, so bekam er Lust, darauf einen ganz einzigen Scherz zu gründen. »Euer Wunsch gefällt mir um so mehr,« sagte hierauf der Chalyf, »da ich sehe, daß er aus einem aufrichtigen Herzen und von einem Manne herkömmt, der es nicht leiden mag, daß die Bosheit der Bösen unbestraft bleibe. Es würde mir viel Vergnügen machen, die Erfüllung desselben zu sehen, und vielleicht ist diese so unmöglich nicht, als ihr denkt. Ich bin überzeugt, daß der Chalyf recht gern seine Herrschergewalt auf vier und zwanzig Stunden in eure Hände niederlegen würde, wenn er von eurer guten Absicht und von dem Gebrauche wüßte, den ihr davon machen wollt. Obwohl ich nur ein fremder Kaufmann bin, so habe ich dennoch Einfluß genug, um dazu etwas beitragen zu können.«

»Ich sehe wohl,« erwiederte Abu Hassan, »daß ihr euch über meinen närrischen Einfall lustig macht, und der Chalyf würde sich ebenfalls darüber lustig machen, wenn er diese Narrheit erführe. Vielleicht würde es indeß die Folge haben, daß er über das Betragen des Imams und seiner Rathgeber Erkundigung einziehen und sie bestrafen ließe.«

»Ich mache mich durchaus nicht über euch lustig,« antwortete hierauf der Chalyf; »Gott behüte mich, daß

ich einen so unziemlichen Gedanken gegen einen Mann, wie ihr seid, hegen sollte, der mich, wie unbekannt ich ihm auch war, so gut bewirthet hat; zugleich versichere ich euch, daß auch der Chalyf sich darüber nicht lustig machen würde. Aber lassen wir dieß Gespräch fallen; es fehlt nicht mehr viel zu Mitternacht, und es ist Zeit, daß wir uns schlafen legen.«

»So wollen wir denn damit unsere Unterhaltung abbrechen,« sagte Abu Hassan, »ich will euch nicht länger vom Schlaf abhalten. Allein, da noch etwas Wein in der Flasche übrig ist, so wollen wir zuvor, wenn's euch gefällt, dieselbe ausleeren, und uns nachher schlafen legen. Das einzige, was ich euch anempfehle, ist daß ihr morgen früh beim Weggehen, im Fall ich noch nicht auf sein sollte, ja nicht die Thiere offen lasset, sondern sie sorgfältig verschließet.« Der Chalyf versprach, dieß pünktlich zu thun.

Während Abu Hassan noch sprach, hatte der Chalyf die Flasche und die beiden Schalen ergriffen. Zuerst schenkte er sich selber Wein ein, um sich wie er zu Abu Hassan sagte, zu bedanken. Als er getrunken hatte, warf er unvermerkt in Abu Hassan's Schale ein Paar Finger voll von einem Pulver, das er bei sich führte, und goß darauf den Rest Wein aus der Flasche. Indem er sie Abu Hassan überreichte, sagte er: »Ihr seid den ganzen Abend hindurch bemüht gewesen, mir einzuschenken, und ich darf nun wohl das letztemal wenigstens euch diese

Mühe ersparen. Ich bitte euch also, diese Schale von meiner Hand anzunehmen, und dieß mir zu Liebe auszutrinken.«

Abu Hassan nahm die Schale, und um seinem Gaste noch mehr zu zeigen, mit wie viel Vergnügen er die ihm erwiesene Ehre aufnähme, trank er, und leerte sie fast in einem Zuge aus. Aber kaum hatte er die Schale wieder auf den Tisch hingesetzt, so äußerte das Pulver seine Wirkung. Er fiel in einen so tiefen Schlaf, daß ihm das Haupt fast bis auf die Knie herabsank, und zwar so plötzlich, daß der Chalyf sich des Lachens nicht enthalten konnte. Der Sklave, der ihn begleitete, war gleich nach dem Abendessen wieder ins Zimmer getreten, und stand schon seit einiger Zeit zu seinen Befehlen bereit. »Lade diesen Mann hier auf deine Schultern,« sagte der Chalyf zu ihm; »aber merke dir genau den Ort, wo dieß Haus liegt, damit du ihn, sobald ich es dir befehle, wieder hierher bringen kannst.«

Zweihundert fünf und neunzigste Nacht.

Der Chalyf ging in Begleitung des Sklaven, welcher den Abu Hassan trug, aus dem Hause, jedoch ohne, wie Abu Hassan ihn gebeten, die Thür zu schließen. Er that dieß absichtlich. Sobald er an seinem Palast angelangt war, trat er durch eine geheime Thür hinein, und der Sklave mußte ihn bis in sein Zimmer begleiten, wo seine Diener ihn erwarteten. »Kleidet diesen Menschen aus,« sagte er zu ihnen, »und leget ihn in mein Bette; das Uebrige werde ich euch dann schon sagen.«

Die Diener kleideten Abu Hassan aus, legten ihm das Nachtgewand des Chalyfen an, und brachten ihn seinem Befehle gemäß zu Bette. Im Palaste war noch niemand schlafen gegangen. Der Chalyf ließ nun alle seine übrigen Diener und alle Frauen kommen; und als sie vor ihm erschienen, sagte er zu ihnen: »Ich will, daß alle die, welche mir des Morgens früh bei meinem Aufstehen die Aufwartung zu machen pflegen, sich morgen früh zu diesem Manne, der hier in meinem Bette liegt, hinbegeben, und daß ein jeder ihm bei seinem Erwachen dieselbe Aufmerksamkeit erweise, die man mir gewöhnlich zu erweisen pflegt. Ferner will ich, daß man ihm ganz dieselbe Achtung erweise, wie meiner eigenen Person, und ihm in allem gehorche, was er irgend befehlen mag. Man soll ihm nichts verweigern, was er irgend verlangen, noch in irgend etwas ihm widersprechen, was er nur sagen oder wünschen mag. Bei allen Gelegenheiten, wo zu ihm geredet oder ihm geantwortet werden soll, wird man nicht unterlassen, ihn durchaus als Beherrscher der Gläubigen zu behandeln. Mit einem Wort, ich verlange, daß ihr die ganze Zeit über, wo ihr um ihn seid, so wenig an meine Person denket, als ob er das wäre, was ich bin, nämlich Chalyf und Beherrscher der Gläubigen. Vor allen Dingen aber nehmet euch in Acht, daß ihr euch nicht irgend einmal vergesset.«

Die Diener und Frauen, welche sogleich merkten, daß sich der Chalyf einen Scherz machen wollte, antwor-

teten bloß durch eine tiefe Verbeugung, und jeder bereitete sich von nun an vor, seine Rolle gut zu spielen.

Der Chalyf hatte bei seiner Rückkehr in den Palast durch den ersten Diener, der ihm begegnete, den Groß-Wesyr Giafar rufen lassen, und dieser kam jetzt eben. »Giafar,« sagte der Chalyf zu ihm, »ich habe dich kommen lassen, um dir zu sagen, daß du dich nicht wundern darfst, wenn du morgen früh beim Eintritte in mein Empfang-Zimmer diesen Mann, der da im Bette liegt, in meinem Staatskleide auf dem Throne sitzen sehen wirst. Rede ihn mit derselben Achtung und Ehrerbietung an, die du mir gewöhnlich zu erweisen pflegst, und behandle ihn ganz als den Beherrscher der Gläubigen. Alles, was er dir befehlen wird, höre du so an und vollziehe es so pünktlich, als ob ich es dir befohlen hätte. Auch wenn er bedeutende Geschenke machen und dir die Austheilung derselben übertragen sollte, so thu du alles, was er dir in diesem Punkte befehlen wird, und wenn auch alle meine baaren Geldvorräthe dadurch erschöpft werden sollten. Ferner vergiß nicht, meinen Emiren, Thürstehern und allen denjenigen meiner Diener, die nicht zum innern Dienste des Pallastes gehören, einen Wink zu geben, daß sie ihm morgen bei dem öffentlichen Zutritt dieselbe Ehre erweisen, wie mir selber, und zwar so ganz im Ernste, daß er auch nicht das mindeste merkt, was den lustigen Scherz, den ich mir machen will, stören könnte. Jetzt geh und entferne dich, ich habe dir nichts weiter aufzutragen: und verschaffe mir das Vergnügen, das ich wünsche.«

Nachdem sich der Groß-Wesyr entfernt hatte, ging der Chalyf in ein anderes Zimmer, und gab, während er sich zu Bette legte, Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen, ebenfalls die nöthigen Befehle, damit alles so von statten gehen möchte, als er es beabsichtigte, um Abu Hassan's Wunsch zu erfüllen, und zu sehen, wie er in der kurzen Frist, die er sich gewünscht hatte, die Gewalt und das Ansehen eines Chalyfen gebrauchen würde. Vor allen Dingen schärfte er ihm ein, ihn zur gewohnten Stunde zu wecken, und zwar früher als den Abu Hassan, weil er hiebei durchaus zugegen sein wollte.

Mesrur unterließ nicht, den Chalyfen zur bestimmten Stunde zu wecken. Der Chalyf ging sofort in das Zimmer, worin Abu Hassan schlief, und trat da in ein kleines erhöhtes Seitenkabinet, von wo er durch eine Vergitterung alles sehen konnte, was vorging, ohne selber bemerkt zu werden. In derselben Zeit traten auch alle die Diener und Frauen herein, die beim Aufstehen Abu Hassan's zugegen sein sollten, und stellten sich der Reihe nach, im tiefsten Schweigen, jeder an seinen bestimmten Ort, ganz so, als ob der Chalyf selber aufstehen würde, und jeder schickte sich zu der ihm zugetheilten Verrichtung an.

Da der Tag bereits anzubrechen begann und es Zeit war, aufzustehen und das vor Sonnenaufgang übliche Gebet zu verrichten, hielt derjenige Diener, welcher dem Kopfende des Bettes am nächsten stand, einen in Weinessig getauchten Schwamm an Abu Hassan's Nase. Dieser drehte sogleich, ohne die Augen zu öffnen, den Kopf,

niefte, und warf etwas wie Schleim aus, das man sogleich in einem goldenen Becken auffing, damit es nicht auf den Fußteppich fallen und diesen verunreinigen möchte. Es ist dieß die gewöhnliche Wirkung dieses Pulvers, welches der Chalyf ihm eingegeben, sobald nach Maßgabe der Dosis die einschläfernde Wirkung desselben zu Ende geht.

Abu Hassan lehnte das Haupt auf das Kopfkissen zurück, schlug die Augen auf, und sah sich, insoweit die anbrechende Morgendämmerung es gestattete, mitten in einem großen, prächtigen, reich ausgeschmückten Zimmer, dessen Decke mit allerlei Figuren in erhobener Arbeit bedeckt und im Arabischen Style gemalt, und das überdies mit großen Vasen von gediegenem Golde, und mit golddurchwirkten seidenen Vorhängen und Fußteppichen verziert war. Er fand sich in einem Kreise junger, reizender Schönen, die zum Theil allerlei Musikinstrumente in den Händen hielten, und schwarzer Verschnittenen, die sehr reich gekleidet waren und in einer äußerst demüthigen Stellung da standen. Als er seine Augen auf die Bettdecke warf, sah er, daß sie von Goldbrokat mit rothem Grunde und mit Perlen und Diamanten besetzt war; neben dem Bette gewahrte er ein Kleid von demselben Stoff und Ausschmuck, und daneben auf einem Kissen eine Chalyfenmütze.

Zweihundert sechs und neunzigste Nacht.

Bei diesen schönen Sachen gerieth Abu Hassan in Erstaunen und in eine unbeschreibliche Verwirrung. Er

betrachtete alles, wie in einem tiefen Traume, und doch erschien ihm dieser Traum wiederum so wahrscheinlich, daß er wünschte, es möchte keiner sein. »Gut,« sagte er bei sich selbst, »so bin ich denn also wirklich Chalyf! — aber nein,« fuhr er nach einer Pause des Nachdenkens fort, »ich täusche mich bloß, es ist ein Traum, die Wirkung des Wunsches, den ich gestern meinem Gast äußerte.« Und so schloß er wieder, die Augen um zu schlafen.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Verschnittener und redete ihn ehrfurchtsvoll an: »Beherrscher der Gläubigen, möchte Euer Majestät nur nicht wieder einschlafen; es ist Zeit aufzustehen und das Gebeth zu verrichten; die Morgenröthe zeigt sich schon.«

Bei diesen Worten, welche Abu Hassan erstaunlich überraschten, sagte er wiederum bei sich selber: Wache ich, oder schlafe ich? Doch nein, ich schlafe,« fuhr er fort, indem er die Augen immer noch fest zuhielt; »ich darf daran nicht zweifeln.«

Einen Augenblick darauf begann der Verschnittene welcher sah, daß er gar nicht antwortete und auch keine Miene machte aufzustehen, von neuem: »Beherrscher der Gläubigen! Euer Majestät wird es gnädigst erlauben, daß ich noch einmahl wiederhole, daß es Zeit aufzustehen ist, damit ihr nicht den gehörigen Zeitpunkt verfehlet, um euer Gebet zu verrichten. Die Sonne wird bald aufgehen, und Euer Majestät pflegt dieß nie zu versäumen.«

»Ich täuschte mich also,« sprach sogleich Abu Hassan; »ich schlafe nicht, sondern ich wache. Die, welche schlafen,

hören ja nicht, und ich höre doch, daß man zu mir redet.« Er schlug die Augen wieder auf, und da es schon heller Tag geworden war, so sah er jeßt ganz deutlich das, was er zuvor nur undeutlich wahrgenommen hatte. Mit lächelnder Miene seßte er sich im Bette auf, wie ein Mann, der sich freut, sich so hoch über seinen Stand erhöht zu sehen. Der Chalyf, der ihn ungesehen beobachtete, las mit vielem Vergnügen, was in seinem Innern vorging.

Hierauf warfen sich die jungen Schönen des Palastes vor Abu Hassan auf ihr Angesicht, und die, welche Musik-Instrumente hatten, begrüßten ihn mit einem Konzert von sanften Flöten[3], von Hoboen, Theorben, und andern harmonischen Instrumenten, wovon er so bezaubert und entzückt wurde, daß er gar nicht wußte, wo er war und überhaupt ganz außer sich gerieth. Gleichwohl kam er wieder auf seinen vorigen Gedanken, und zweifelte noch immer, ob alles das, was er sah und hörte, ein Traum oder Wirklichkeit wäre. Er hielt sich die Hände vor die Augen, senkte den Kopf niederwärts, und sagte bei sich selbst: »Was bedeutet dieß alles? wo bin ich? was ist mir begegnet? was ist dieß für ein Palast? was bedeuten diese Verschnittenen, diese so wohlgestalten und gut gekleideten Diener? diese schönen Frauen und diese bezaubernden Tonspielerinnen? ist es möglich, daß ich gar nicht unterscheiden kann, ob ich träume, oder ob ich bei vollem Verstande bin?« Endlich nimmt er seine Hände von den Augen hinweg, öffnet diese, hebt den Kopf in die

Höhe und sieht, daß die Sonne bereits ihre ersten Strahlen durch die Fenster des Zimmers wirft, worin er sich befand.

In diesem Augenblicke trat Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, herein, warf sich vor Abu Hassan nieder und sagte dann beim Aufstehen: Beherrscher der Gläubigen, Euer Majestät wird mir erlauben, euch aufmerksam zu machen, daß ihr sonst nie so spät aufzustehen pfleget und daß ihr die Stunde des Gebets versäumt habt. Wofern ihr nicht etwa eine üble Nacht gehabt oder sonst unpäßlich seid, so ist es jetzo Zeit, daß ihr auf den Thron steiget, um die Rathsversammlung zu halten und euch wie gewöhnlich zu zeigen. Die Befehlshaber eurer Heere, die Statthalter eurer Provinzen, und die übrigen hohen Beamten des Hofes warten nur auf den Augenblick, wo die Thüre des Rathssaales sich öffnen wird.«

Bei diesen Worten Mesrurs wurde Abu Hassan einigermaßen überzeugt, daß er nicht schliefe und daß der Zustand, worin er sich befand, kein Traum wäre. Er fühlte sich indeß eben so verwirrt als verlegen, bei der Ungewißheit, welchen Entschluß er jetzt fassen sollte. Endlich sah er dem Mesrur scharf ins Gesicht und fragte ihn im ernsthaften Tone: »Zu wem redet ihr, und wer ist der, den ihr Unbekannter, Beherrscher der Gläubigen nennt? Ihr müßt mich gewiß verkennen.«

Jeder andere als Mesrur würde durch Abu Hassan's Frage aus der Fassung gebracht worden sein; allein er spielte seine Rolle, wie sie ihm der Chalyf vorgeschrieben hatte, außerordentlich gut. »Mein verehrungswürdiger Herr

und Gebieter,« rief er aus; »Euer Majestät spricht heute offenbar bloß darum so, um mich auf die Probe zu stellen. Ist Euer Majestät denn nicht Beherrscher der Gläubigen, Gebieter der Welt, des Ostens und Westens, und Stellvertreter des Propheten, den Gott, der Herr des Himmels und der Erde, gesandt hat? Mesrur, euer geringer Sklave, hat es seit so vielen Jahren her nicht vergessen, in denen er das Glück und die Ehre hatte, Euer Majestät seine Ehrfurcht und seine Dienste zu erweisen. Er würde sich für den unglücklichsten aller Sterblichen achten, wenn er sich eure Ungnade zugezogen haben sollte, und er bittet euch daher demüthigst, daß ihr ihn huldreichst beruhiget, indem er lieber glauben will, daß ein unangenehmer Traum eure Ruhe in dieser Nacht gestört habe.«

Abu Hassan lachte bei diesen Worten Mesrur's so mächtig auf, daß er rücklings auf das Kopfkissen zurücksank, — zum großen Vergnügen des Chalyfen, welcher selber gelacht haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte der lustigen Scene, die er hier eingeleitet hatte, dadurch gleich anfangs ein Ende zu machen.

Nachdem Abu Hassan in dieser Lage lange Zeit so fortgelacht hatte, setzte er sich wieder auf, und wandte sich an einen kleinen schwarzen Verschnittenen mit der Frage; »Höre einmal, sage du mir, wer bin ich?« — »Herr,« erwiederte der kleine Verschnittene mit einer ehrerbietigen Miene: »Euer Majestät ist Beherscher der Gläubigen und irdischer Stellvertreter des Herrn der beiden Welten.« »Du bist ein kleiner Lügner, du schwarzes Pechgesicht!« antwortete ihm Abu Hassan.

Abu Hassan rief hierauf eine von den Frauen, die ihm gerade näher stand als die andern, hielt ihr die Hand hin und sagte: »Tritt näher, meine Schöne, und beiße mich hier in die Fingerspitze, damit ich fühle, ob ich schlafe oder wache.«

Das Mädchen, welche wußte, daß der Chalyf alles sähe, was im Zimmer vorging, freute sich, Gelegenheit zu haben, zu zeigen, was sie zu thun im Stande wäre, wenn es ihm zur Belustigung gereichen könnte. Sie näherte sich also Abu Hassan mir dem möglichsten Ernst, und klemmte seine ihr dargereichte Fingerspitze so zwischen ihre Zähne, daß es ihm einigen Schmerz verursachte.

Abu Hassan zog schnell seine Hand zurück und rief sogleich: »Nein, ich schlafe nicht, ich schlafe gewiß nicht. Durch welches Wunder bin ich denn in einer Nacht Chalyf geworden? das ist doch etwas höchst merkwürdiges und erstaunliches!« Hierauf wandte er sich wieder an dieselbe Schöne und sagte zu ihr: »Verhehle mir die Wahrheit nicht; ich beschwöre dich beim Schutz Gottes, auf den du so gut vertrauest, wie ich. Ist es wirklich wahr, daß ich Beherrscher der Gläubigen bin?« — »Es ist so gewiß wahr,« erwiederte diese, »daß wir uns alle wundern müssen, daß ihr uns das Gegentheil glauben machen wollt.« — »Du bist eine Lügnerinn,« antwortete Abu Hassan; »ich weiß recht gut, wer ich bin.«

Zweihundert sieben und neunzigste Nacht.

Als das Oberhaupt der Verschnittenen bemerkte, daß Abu Hassan aufstehen wollte, reichte er ihm seine Hand

und half ihm aus dem Bette steigen. Sobald er auf den Füßen war, hallte das ganze Zimmer von dem Morgengruße wieder, den ihm die sämmtlichen Diener und jungen Frauen mit diesen Worten zuriefen: »Beherrscher der Gläubigen, Gott verleihe Euer Majestät einen glücklichen Tag!«

»Himmel, welches Wunder!« rief Abu Hassan. »Gestern Abend war ich noch Abu Hassan, und diesen Morgen bin ich Beherrscher der Gläubigen? Ich begreife diese schnelle und überraschende Veränderung nicht.« Die hiezu bestimmten Diener kleideten ihn hierauf schnell an. Als sie fertig waren, hatten sich unterdeß die übrigen Diener, die Verschnittenen und die Frauen, in zwei Reihen bis zu der Thüre hin aufgestellt, durch welche er in den Rathsversammlungssaal eintreten sollte. Mesrur ging jetzt voran, und Abu Hassan hinter ihm her. Der Thürvorhang ward in die Höhe gezogen, und die Thür durch einen Thürsteher geöffnet. Mesrur trat in den Rathsversammlungssaal und ging so vor ihm her bis an den Fuß des Thrones, woselbst er stehen blieb, um ihn beim Hinaufsteigen zu unterstützen, indem er ihn auf der einen Seite unter dem Arme faßte, während ein anderer Diener, der ihm folgte, ihn eben so auf der andern Seite beim Hinaufsteigen unterstützte.

Abu Hassan setzte sich unter dem Zurufe der Thürsteher, die ihm alles Glück und allen Segen wünschten, und indem er seine Augen links und rechts hin wendete,

sah er die Befehlshaber der Leibwache in der schönsten Ordnung und in der besten Haltung aufgestellt.

Der Chalyf war unterdeß aus dem Kabinet, worin er sich bisher verborgen gehalten, in ein anderes getreten, welches die Aussicht nach dem Saale hatte, und von wo aus er alles sehen und hören konnte, was in der Rathsversammlung vorging, wenn er einmal Unpäßlichkeit halben nicht zugegen sein konnte und sein Groß-Wesyr darin an seiner Statt den Vorsitz führte. Was ihm gleich anfangs sehr gut gefiel, war, daß Abu Hassan auf seinem Throne sich fast mit eben so vieler Würde benahm, als er selber.

Sobald als Abu Hassan Platz genommen hatte, trat der Groß-Wesyr herein, warf sich am Fuße des Thrones nieder, stand wieder auf, und redete ihn mit den Worten an: »Beherrscher der Gläubigen. Gott möge Euer Majestät mit seiner Gunst in diesem Leben überhäufen, euch sodann im andern Leben in sein Paradies aufnehmen, und eure Feinde in die Flammen der Hölle stürzen!«

Abu Hassan konnte nach dem, was ihm seit seinem Erwachen begegnet war, und was er aus dem Munde des Groß-Wesyrs vernommen hatte, nicht mehr zweifeln, daß er wirklich Chalyf sei, so wie er sich es immer gewünscht hatte. Ohne daher erst lange zu fragen, wie oder durch welchen Zufall eine so unerwartete Glücksveränderung mit ihm vorgegangen, faßte er auf der Stelle den Entschluß, von seiner Macht Gebrauch zu machen. Er sah also den Groß-Wesyr mit einer würdevollen Miene an und fragte ihn, ob er ihm etwas zu sagen hätte.

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte der Groß-Wesyr, »die Emire, die Wesyre, uud die übrigen Staatsdiener, welche Sitz und Stimme in der Rathsversammlung Euer Majestät haben, sind vor der Thüre, und warten bloß auf den Augenblick, wo Euer Majestät ihnen erlauben wird, hereinzutreten und euch die gewöhnliche Ehrfurcht zu bezeugen.« Abu Hassan befahl sogleich, daß man ihnen öffnen sollte. Der Groß-Wesyr drehte sich um und wandte sich an den Ober-Thürsteher der bloß auf Befehle wartete. »Ober-Thürsteher,« sagte er zu ihm, »der Beherrscher der Gläubigen befiehlt dir, deine Pflicht zu thun.

Die Thüre wurde geöffnet, und in diesem Augenblick traten die Emire und höchsten Beamten des Hofes, alle in prächtigen Staatskleidern und in der schönsten Ordnung, herein, näherten sich dem Fuße des Thrones, und bezeigten, jeder nach der Reihe, Abu Hassan ihre Ehrfurcht, indem sie, wie vor der Person des Chalyfen, ein Knie zur Erde und ihre Stirn gegen den Fußteppich neigten, und ihn, der Anweisung des Groß-Wesyrs zufolge, mit dem Namen, »Beherrscher der Gläubigen,« begrüßten. Worauf jeder den ihn zugehörigen Platz einnahm.

Als diese Zeremonie geendigt war und sie sich alle gesetzt hatten, erfolgte eine tiefe Stille.

Nun begann der Groß-Wesyr, der immer noch vor dem Throne stand, seinen Bericht über verschiedene Angelegenheiten, wie er sie der Reihe nach auf seinem Blatte stehen hatte. Diese Angelegenheiten waren freilich sehr alltäglich und von geringer Bedeutung. Gleichwohl be-

nahm sich Abu Hassan bewundernswürdig. In der That er stockte auch nicht einmal, und gerieth bei keiner in die mindeste Verlegenheit. Er erklärte sich über alles, den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes gemäß, sehr richtig; mochte es nun der Fall sein, daß etwas zu bewilligen, oder daß etwas abzuschlagen war.

Ehe noch der Groß-Wesyr seinen Bericht geendet hatte, bemerkte Abu Hassan den Polizeirichter, den er von Gesicht kannte, auf seinem Platze. »Warte einen Augenblick,« unterbrach er den Groß-Wesyr, »ich habe dem Polizeirichter einen dringenden Befehl zu ertheilen.«

Der Polizeirichter, der seine Augen auf Abu Hassan gerichtet hatte und bemerkte, daß ihn Abu Hassan besonders ansah, hörte kaum seinen Namen nennen, als er sofort von seinem Platz aufstand, sich ehrerbietig dem Throne näherte, und sich am Fuße desselben mit dem Angesicht zur Erde warf. »Polizeirichter,« sagte Abu Hassan zu ihm, nachdem er wieder aufgestanden war, »geh augenblicklich und unverzüglich in das und das Viertel und in die und die Straße. In dieser Straße steht eine Moschee, worin du einen Imam und vier Greise mit silberweißen Bärten antreffen wirst. Bemächtige dich dieser Personen und laß jedem der vier Greise hundert, dagegen dem Imam vierhundert Schläge mit dem Ochsenziemer geben. Sodann laß sie alle fünf, jeden auf ein Kameel setzen, und zwar in Lumpen gekleidet und mit dem Gesichte nach dem Schweife des Kameels hingewendet. In diesem Aufzuge laß sie durch alle Viertel der Stadt führen, und einem

Ausrufer vor ihnen her mit lauter Stimme ausrufen: Dieß ist die Strafe derer, die sich in Anderer Angelegenheiten mischen, die sie nichts angehen, und die sich ein Geschäft daraus machen, die Familien ihrer Nachbaren zu beunruhigen und unter ihnen alles mögliche Unheil zu stiften!«

»Außerdem will ich auch noch, daß du ihnen ja einschärfest, in ein anderes Stadtviertel zu ziehen, mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß in dasjenige zu setzen, aus dem sie fortgewiesen worden. Während nun dein Unter-Aufseher sie in dem erwähnten Zuge herumführt, kannst du hieher zurückkommen und mir von der Vollziehung meiner Befehle Bericht abstatten.

Der Polizeirichter legte die Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er bei Strafe des Verlusts desselben den so eben erhaltenen Befehl vollziehen werde. Dann warf er sich nochmals vor dem Throne nieder, stand wieder auf und entfernte sich.

Dieser mit so viel Festigkeit ertheilte Befehl machte dem Chalyfen ein um so größeres Vergnügen, weil er daraus ersah, daß Abu Hassan ohne Verzug die Gelegenheit, den Imam und jene Greise seines Viertels zu bestrafen, benutzte, indem ihre Bestrafung das erste war, woran er in seiner neuen Würde eines Chalyfen gedacht hatte.

Zweihundert acht und neunzigste Nacht.

Unterdessen fuhr der Groß-Wesyr in seinem Berichte fort, und war beinahe damit fertig, als der zurückkehrende Polizeirichter erschien, um von seinem Auftrage Bericht

abzustatten. Er näherte sich dem Throne, und sagte zu Abu Hassan, nachdem er sich dem üblichen Brauche gemäß niedergeworfen hatte: »Beherrscher der Gläubigen! ich habe den Imam und die vier Alten in der Moschee getroffen, welche Euer Majestät mir bezeichnete; und zum Beweise, daß ich den von Euer Majestät empfangenen Befehl treulich vollführt habe, überreiche ich euch hier das von mehreren Aeltesten des Viertels als Zeugen unterschriebene Protokoll.« Zugleich zog er vorn aus dem Busen ein Papier, und überreichte es dem angeblichen Chalyfen.

Abu Hassan nahm das Protokoll, las es ganz durch, selbst bis auf die Namen der Zeugen, die ihm sehr wohl bekannt waren. Als er fertig war, sagte er lächelnd zum Polizeirichter: »Ganz gut; ich bin zufrieden und du hast es mir zu Danke gemacht; nimm jetzt wieder deinen Platz ein.« — »Solche Scheinheilige,« sagte er dann mit zufriedener Miene zu sich selbst, »die sich einfallen ließen, sich über meine Handlungen aufzuhalten, und die es schlecht fanden, daß ich ehrliche Leute bei mir aufnahm und bewirthete, verdienten wohl diese Strafe und Beschimpfung.« Der Chalyf, der ihn beobachtete, las in seinem Innern, und fühlte selber eine unbeschreibliche Freude über eine so gute Abfertigung.

Abu Hassan wandte sich hierauf an den Groß-Wesyr. »Laß dir,« sagte er zu ihm, »vom Oberschatzmeister einen Beutel mit tausend Goldstücken geben, geh damit in das Stadtviertel, in welches ich so eben den Polizeirichter schickte, und übergib ihn der Mutter eines gewissen Abu

Hassan, welcher den Beinamen des Liederlichen führt. Den Mann kennt unter diesem Namen das ganze Viertel, und jeder wird dir sein Haus weisen. Jetzt geh, und komm bald wieder.«

Der Groß-Wesyr Giafar legte seine Hand auf seinen Kopf, zum Zeichen, daß er gehorchen werde, und nachdem er sich vor dem Throne niedergeworfen, ging er fort und begab sich zum Oberschatzmeister, der ihm den Beutel gab. Er ließ ihn durch einen der Sklaven, die ihm folgten, in Empfang nehmen, und ging dann zur Mutter Abu Hassan's. Er traf sie zu Hause, und sagte ihr, der Chalyf sendete ihr dieß Geschenk, ohne sich weiter darüber zu äußern. Sie empfing es mit um so größerer Ueberraschung, da sie gar nicht ahnen konnte, was den Chalyfen zu einem bedeutenden Geschenk an sie veranlaßt haben könnte, und da sie nicht wußte, was im Innern des Palastes vorging.

Während der Abwesenheit des Groß-Wesyr stattete der Polizeirichter über mehrere Angelegenheiten, die in seinen Geschäftskreis einschlugen, Bericht ab, und dieser dauerte bis zur Rückkehr des Wesyrs. Sobald dieser wieder in den Versammlungssaal eingetreten war und Abu Hassan versichert hatte, daß er sich des erhaltenen Auftrags entledigt habe, kam Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, der sich unterdeß in das Innere des Palastes zurückbegeben hatte, wieder herein, und gab den Wesyren, Emiren, und allen übrigen Hofbeamten ein Zeichen, daß die Rathsversammlung geendigt wäre und daß

jeder sich entfernen könnte. Dies thaten sie denn auch, nachdem sie durch eine tiefe Verbeugung am Fuße des Thrones sich beurlaubt, und zwar in derselben Ordnung, wie sie hereingetreten waren. Bei Abu Hassan blieb niemand zurück, als die Befehlshaber der Leibwache des Chalyfen und der Groß-Wesyr.

Abu Hassan blieb nun nicht länger auf dem Throne des Chalyfen. Er stieg auf dieselbe Weise, wie er hinaufgestiegen war, wieder herunter, das heißt, unterstützt von Mesrur und einem andern angesehenen Verschnittenen, die ihn unter dem Arme anfaßten und ihn bis an das Zimmer begleiteten, aus dem er herausgekommen war. Er trat hinein, und der Groß-Wesyr ging voran. Doch kaum hatte er einige Schritte gethan, als er andeutete, daß ihn ein dringendes Bedürfniß anwandelte. Sogleich öffnete man ihm ein sehr reinliches, mit Marmor gepflastertes Kabinet. Zugleich überreichte man ihm ein Paar seidene, mit Gold durchwirkte Pantoffeln, die man gewöhnlich anzog, ehe man in dies Kabinet eintrat. Er nahm sie, und da er den Gebrauch derselben nicht kannte, so steckte er sie in einen seiner Aermel, die ziemlich weit waren.

Da man sehr häufig wohl eher über eine Kleinigkeit als über etwas Wichtiges zu lachen pflegt, so fehlte diesmal wenig, daß nicht der Groß-Wesyr, Mesrur und alle übrigen Diener des Palastes, die in der Nähe waren, laut auflachten und den ganzen Scherz verdarben. Indeß sie unterdrückten diese Anwandlung, und der Groß-

Wesyr mußte ihm endlich erklären, daß er die Pantoffeln vor dem Eintritt in das Kabinet anziehen möchte.

Während Abu Hassan im Kabinet war, suchte der Groß-Wesyr den Chalyfen auf, der sich bereits wieder an einen andern Ort begeben hatte, um fortwährend Abu Hassan ungesehen beobachten zu können, und erzählte ihm, was so eben vorgefallen war; was dem Chalyfen ein neues Vergnügen gewährte.

Abu Hassan trat wieder aus dem Kabinet. Mesrur ging vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen, und führte ihm nach dem inneren Zimmer, wo die Tafel bereits gedeckt war. Die Thür, die in dasselbe führte, ward geöffnet, und mehrere Verschnittene eilten voraus, um den Sängerinnen einen Wink zu geben, daß der angebliche Chalyf sich näherte. Sogleich begannen diese ein Konzert von melodischen Stimmen und Instrumenten, welches Abu Hassan so anmuthig dünkte, daß er ganz von Freude und Entzücken hingerissen wurde und gar nicht wußte, was er von dem Allen denken sollte. »Wenn dieß ein Traum ist,« sprach er bei sich selbst, »so dauert dieser Traum ziemlich lange. Doch nein, es ist kein Traum,« fuhr er fort; »ich fühle ja, ich denke, ich sehe, ich gehe, ich höre. Wie dem auch sein mag, ich will mich darin ganz auf Gott verlassen. Gleichwohl kann ich nicht zweifeln, daß ich wirklich Beherrscher der Gläubigen bin. Es gibt ja doch nur einen Beherrscher der Gläubigen, den der Glanz umgeben kann, der mich umgibt. Die Ehre und die Ehrfurchtsbezeigungen, die man mir erwiesen hat und noch

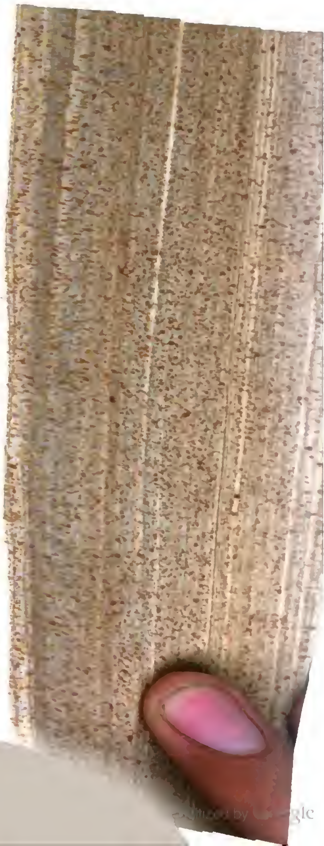
erweiset, die Befehle, die ich ertheilt habe, und die vollzogen worden sind, — alles dieß beweiset es ja hinlänglich.«

Endlich hielt es Abu Hassan für gewiß, daß er Chalyf und Beherrscher der Gläubigen wäre, und er ward völlig davon überzeugt, als er sich in einem prächtigen und weiten Saale erblickte. Von allen Seiten strahlte ihm Gold und der lebhafteste Farbenglanz entgegen. Sieben Chöre von Sängerinnen, eine immer schöner als die andere, umgaben diesen Saal, und sieben goldene Kronleuchter hingen an verschiedenen Stellen von der Decke herab, an welcher Gold und Azur so kunstreich angebracht war, daß es eine wundervolle Wirkung machte. In der Mitte stand eine Tafel, besetzt mit großen Schüsseln von gediegenem Golde, welche den Saal mit dem Dufte von Gewürzen und Ambra erfüllten, womit das Fleisch gewürzt war. Sieben junge Mädchen von hinreißender Schönheit und in den reichsten und glänzendsten Gewändern, standen um die Tafel her. Jede derselben hatte einen Fächer in der Hand, womit sie dem Abu Hassan, während er bei der Tafel saß, Luft zufächeln sollten.

Wenn jemals ein Sterblicher entzückt gewesen ist, so war es Abu Hassan, als er in diesen prächtigen Saal trat. Bei jedem Schritte blieb er stehen, um alle die schönen Sachen, die sich seinem Blicke darboten, mit Muße zu betrachten. Er wandte sich jeden Augenblick, bald rechts, bald links, — zum großen Behagen des Chalyfen, der ihn sehr aufmerksam beobachtete. Endlich trat er bis in die Mitte vor, und setzte sich zur Tafel. Sogleich setzten

die sieben schönen Mädchen, die umherstanden, sämmtlich mit ihren Fächern die Luft in Bewegung, um ihm Kühlung zuzuwehen. Er betrachtete eine nach der andern, und nachdem er bewundert hatte, mit welcher Anmuth sie dieß Geschäft verrichteten, sagte er zu ihnen mit einem huldvollen Lächeln, er glaube, daß eine einzige von ihnen hinreichend sein würde, um ihm so viel frische Luft zuzufächeln, als er nur irgend bedürfte, und er wünsche, daß die sechs übrigen sich mit ihm zur Tafel setzen möchten, drei zu seiner Rechten, und drei zu seiner Linken, um ihm Gesellschaft zu leisten. Die Tafel war rund, und Abu Hassan hieß sie rings umher Platz nehmen, damit er, wohin er auch immer den Blick wenden möchte, nur angenehmen und anziehenden Gegenständen begegnete.

Die sechs Mädchen gehorchten und setzten sich an die Tafel. Allein Abu Hassan bemerkte sehr bald, daß sie aus Ehrerbietung vor ihm nicht aßen. Dieß gab ihm denn Anlaß, ihnen selber vorzulegen und sie in den verbindlichsten Ausdrücken zum Essen einzuladen und zu nöthigen. Er fragte sie hierauf, wie sie denn hießen; und eine jede befriedigte seine Neugier. Ihre Namen waren: Alabasterhals, Korallenmund, Mondgesicht, Sonnenglanz, Augenweide, Herzenslust. Dieselbe Frage that er auch an die siebente, welche den Fächer hielt, und sie antwortete ihm, sie hieße: Zuckerrohr. Die Artigkeiten, die er einer jeden über ihren Namen sagte, bewiesen, daß er sehr viel Verstand hatte; und man kann sich nicht vorstellen, wie sehr dieß die Achtung er-



höhte, welche der Chalyf, dem nichts von allem dem entging, was gesprochen wurde, bereits für ihn empfand.

Als die schönen Frauen sahen, daß Abu Hassan nicht mehr aß, sagte die eine von ihnen zu den Verschnittenen, welche bei der Tafel aufwarteten: »Der Beherrscher der Gläubigen will in den Saal des Nachtisches gehen; man bringe ein Handbecken.« Zugleich standen sie alle von der Tafel auf, und nahmen aus den Händen der Verschnittenen, die eine eine goldene Schale, die andere ein Handbecken von demselben Metall, und die dritte ein Handtuch. Sie ließen sich dann vor Abu Hassan, der noch dasaß, auf ein Knie nieder und reichten ihm das Waschwasser. Als er sich gewaschen hatte, stand er auf, und in diesem Augenblick zog ein Verschnittener den Thürvorhang auf und öffnete die Thür eines andern Saales, in den er eintreten sollte.

Zweihundert neun und neunzigste Nacht.

Mesrur, der Abu Hassan keinen Augenblick verlassen hatte, ging vor ihm her und führte ihn in einen Saal, der ganz so geräumig wie der vorige, aber mit verschiedenen Gemälden großer Meister und mit Vasen von allerlei Metall, mit Fußteppichen und kostbarem Geräth auf eine ganz andere Weise ausgeschmückt war. Es standen in diesem Saale sieben ganz andere Chöre von Sängerinnen, die, sobald als Abu Hassan erschien, ein neues Konzert begannen. Der Saal war übrigens mit sieben anderen großen Kronleuchtern geziert, und die Tafel in der Mitte war mit sieben andern großen goldenen Schalen

besetzt, auf welchen alle Arten der schönsten und auserlesensten Früchte der Jahrszeit in Pyramidenform aufgethürmt waren; und rings umher standen sieben andere junge Mädchen mit Fächern in den Händen, welche die vorigen an Schönheit noch übertrafen.

Diese ganz neuen Gegenstände setzten Abu Hassan in eine noch größere Verwunderung als vorher, und bewirkten, daß er stehen blieb und alle Zeichen des Staunens und der Ueberraschung von sich gab. Er trat endlich an die Tafel, und nachdem er sich daran hingesetzt und die sieben Mädchen eine nach der andern betrachtet hatte, ohne zu wissen, welcher von ihnen er den Vorzug geben solle, befahl er ihnen, daß eine jede ihren Fächer hinlegen, sich mit an die Tafel setzen und mit ihm essen sollte, indem er meinte, die Hitze wäre nicht so groß, daß er ihres Dienstes bedürfte.

Als die schönen Frauen sich zur Rechten und Linken Abu Hassan's hingesetzt hatten, wollte er vor allen Dingen wissen, wie sie hießen: und erfuhr, daß sie ganz andere Namen als die sieben Schönen im vorigen Saale hatten, und daß jeder dieser Namen irgend einer Gemüths- oder Geisteseigenschaft bezeichnete, wodurch sich eine von der andern unterschied. Dieß gefiel ihm außerordentlich, und er gab dieß durch sinnreiche Bemerkungen zu erkennen, die er bei dieser Gelegenheit machte, indem er ihnen nach der Reihe aus jeder Schale Früchte überreichte. Der Chalyf, der auf alle seine Handlungen und Aeußerungen genau Acht gab, war immer mehr vergnügt darüber, daß

er in ihm einen Mann gefunden hatte, der ihn belustigte und so viel Gelegenheit gab, ihn genau kennen zu lernen.

Als Abu Hassan von allen Früchten in den Schalen nach Belieben gegessen hatte, stand er auf. Mesrur, der ihn nicht verlassen hatte, ging sogleich vor ihm her und führte ihn in einen dritten Saal, der eben so prachtvoll verziert, ausgeschmückt und meublirt war, als die beiden vorigen.

Abu Hassan fand darin sieben andere Musikchöre und sieben andere Schönen um eine Tafel herum stehend, die mit sieben goldenen Schalen besetzt war, welche mit eingemachten Sachen von den mannigfaltigsten Farben und Formen angefüllt waren. Nachdem er mit neuer Verwunderung seine Augen nach allen Seiten hin geworfen hatte, näherte er sich der Tafel beim harmonischen Klange der sieben Musikchöre, welche sogleich schwiegen, als er sich gesetzt hatte. Die sieben Mädchen setzten sich auf seinen Befehl ebenfalls an seine Seite, und da er ihnen nicht dieselbe Artigkeit erzeigen konnte, wie den vorigen, nämlich ihn selber vorzulegen, so bat er sie, daß sie von diesem Eingemachten sich selber nach ihrem Geschmack auswählen möchten. Auch erkundigte er sich nach ihren Namen, die ihm um ihrer Mannigfaltigkeit willen nicht minder gefielen, als die der übrigen Schönen, und die ihm zugleich neuen Stoff an die Hand gaben, um sich mit ihnen zu unterhalten, und ihnen Artigkeiten zu sagen, die ihnen eben so viel Vergnügen machten, als dem Chalyfen, dem nichts von allem, was gesprochen wurde, entging.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, als Abu Hassan in den vierten Saal geführt wurde. Er war wie die vorigen, mit dem prächtigsten und kostbarsten Geräth ausgeschmückt. Auch befanden sich darin sieben große goldene Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen, und der ganze Saal war durch eine erstaunliche Menge von Lichtern erhellt, die eine wundervolle und überraschende Wirkung hervorbrachten. In den drei vorigen hatte man nichts Aehnliches der Art gesehen, weil dergleichen nicht nöthig gewesen war. Abu Hassan fand ferner in diesem letzten Saale, so wie bei den drei früheren, sieben neue Musikchöre, die noch anmuthiger sangen und spielten als die vorigen und eine noch größere Heiterkeit einzuflößen schienen. Auch sah er da sieben andere Mädchen, die um eine Tafel herum standen, die mit sieben goldenen Schalen besetzt war, worin sich Blätterkuchen, trockenes Konfekt von allen Gattungen und noch andere Sachen befanden, die zum Trinken reizen. Indeß Eines sah hier Abu Hassan, was er in den übrigen Sälen nicht gesehen hatte: nämlich einen Tafelaufsatz von sieben großen silbernen Flaschen, voll des köstlichsten Weines, und sieben kristallenen Trinkgläsern von der schönsten Arbeit neben jeder Flasche.

Bis dahin, das heißt in den drei ersten Sälen, hatte Abu Hassan bloß Wasser getrunken — gemäß der Sitte, die zu Bagdad eben sowohl unter dem Volk und in den höheren Ständen beobachtet wird, als am Hofe des Chalyfen, wo man in der Regel nur des Abends Wein trinkt: Alle diejenigen, welche es anders halten, gelten für Schwel-



ger und wagen sich nicht bei hellem Tage zu zeigen. Dieser Brauch ist um so löblicher, da man den Tag über seinen vollen Verstand nöthig hat, um seinen Geschäften nachgehen zu können, und da, wenn bloß des Abends Wein getrunken wird, man bei hellem Tage nie auf den Straßen der Stadt Berauschte erblickt, welche Unordnungen verursachen.

Abu Hassan trat also in den vierten Saal und näherte sich der Tafel. Als er sich daran hingesetzt hatte, blieb er eine lange Zeit in Entzücken versenkt und in Bewunderung der sieben Mädchen, die um ihn standen, und die er noch weit schöner fand, als die in den vorigen Sälen. Er war neugierig, den Namen einer jeden einzelen zu wissen. Allein der laute Klang der Musik und besonders die Handtrommel, die man bei jedem Chore schlug, gestatteten ihm nicht, sich vernehmlich zu machen; er schlug daher mit den Händen zusammen, um ein Zeichen zum Aufhören zu geben; und sogleich entstand eine tiefe Stille.

Jetzt nahm er die Schöne, die ihm rechts am nächsten stand, bei der Hand, ließ sie neben ihn sich setzen, überreichte ihr etwas Blätterkuchen, und fragte sie dann, wie sie hieße? »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte die Schöne, »mein Name ist Perlenstrauß.« — »Man konnte in der That,« antwortete Abu Hassan, »dir keinen passenderen und deinem Werth entsprechenderen Namen geben. Ohne indeß dem, der ihn dir gegeben, im mindesten zu nahe zu treten, finde ich doch, daß deine schönen Zähne alle Perlen der Welt, auch die vom schönsten Wasser, weit hinter sich lassen. Perlenstrauß,« fuhr er

fort, »da du denn so heißest, sei so gefällig, ein Glas dort zu nehmen und mir mit deiner schönen Hand zu trinken zu reichen.«

Die Schöne trat sogleich zu dem Tafelaufsatze hin, und kam mit einem vollen Glase Wein zurück, welches sie Abu Hassan mit dem feinsten Anstand überreichte. Er nahm es mit vielem Vergnügen, sah sie voll Zärtlichkeit an, und sagte dann zu ihr: »Perlenstrauß, ich trinke jetzt auf deine Gesundheit, und bitte, daß du dir ebenfalls einschenkest und mir Bescheid thuest.« Sie eilte schnell zum Tafelaufsatze hin, und kam mit einem Glase in der Hand zurück; allein ehe sie trank, sang sie ein Lied, welches ihn eben so sehr durch die Neuheit des Inhalts, als durch den Zauber der Stimme, womit sie es absang, entzückte.

Nachdem Abu Hassan getrunken hatte, wählte er aus den Schalen einiges aus und überreichte es einer anderen von diesen Schönen, die er ebenfalls sich neben ihn setzen hieß. Er fragte sie ebenfalls nach ihrem Namen. Sie hieß, wie sie sagte, Morgenstern. »Deine schönen Augen,« erwiederte er, »haben mehr Glanz und Feuer als der Stern, dessen Namen du führest. Geh und mache mir das Vergnügen, mir zu trinken zu bringen.« Sie that dies auf der Stelle und zwar auf die artigste Weise von der Welt. Er benahm sich nun ebenso gegen die dritte, welche Tageslicht hieß, und so fort bis zur siebenten, die ihm alle, zur großen Belustigung des Chalyfen, zu trinken einschenkten.

Nachdem Abu Hassan so viel Gläser getrunken hatte, als junge Mädchen da standen, ging die erste von ihnen, Namens Perlenstrauß, zum Tafelaufsatz, nahm ein Glas, schenkte es voll Wein, warf einige Finger voll von dem Pulver hinein, dessen sich der Chalyf am gestrigen Tage bedient hatte, und überreichte es dann Abu Hassan mit den Worten: »Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät um euer Gesundheit willen noch dies Glas anzunehmen und noch vor dem Trinken ein Lied gnädigst anzuhören, welches, ich mir schmeichle, euch nicht mißfallen wird. Ich habe es wenigstens erst heute fertig gedichtet und es noch niemand vorgesungen.«

»Ich bewillige dir diese Gnade sehr gern,« sagte zu ihr Abu Hassan, indem er das Glas aus ihrer Hand nahm, »und ich befehle, als Beherrscher der Gläubigen, in der Ueberzeugung, daß ein so schönes Mädchen, wie du, nur sehr angenehme und sinnreiche Lieder dichten kann, daß du mir es singest.« Die Schöne nahm eine Laute, spielte und sang zu dem Instrument mit so viel Richtigkeit, Anmuth und Ausdruck, daß sie Abu Hassan von Anfang bis zu Ende in Entzücken erhielt. Er fand es so schön, daß er es sich von ihr noch einmal wiederholen ließ, und es mit eben so viel Vergnügen als das erstemal hörte.

Als die Schöne geendigt hatte, leerte Abu Hassan, der sie nach Verdienst loben wollte, zuvor das Glas mit einem Zuge aus. Sodann wandte er das Gesicht nach dem Mädchen hin, um mit ihr zu sprechen, ward aber durch das eingenommene Pulver daran verhindert, welches so

plötzlich wirkte, daß er seinen Mund bloß lallend öffnete. Sogleich schlossen sich auch seine Augen, er ließ den Kopf wie ein Schlaftrunkener auf die Tafel herabsinken, und schlief so fest ein, als er den Tag zuvor um dieselbe Stunde gethan hatte, wo der Chalyf ihm dasselbe Pulver eingegeben. In diesem Augenblicke fing eines von den Mädchen, die neben ihm standen, sorgfältig das Glas auf, das er aus der Hand fallen ließ. Der Chalyf, welcher an diesem ganzen Scherze mehr Vergnügen gefunden, als er je gehofft, und der auch diese letzte Scene mit angesehen hatte, so wie alle früheren, trat jetzt aus seinem verborgenen Orte hervor und erschien im Saale, ganz vergnügt darüber, daß ihm sein Einfall so gut geglückt war. Er befahl zuerst, dem Abu Hassan das Gewand auszuziehen, womit man ihn diesen Morgen bekleidet hatte, und ihm dafür wieder das anzulegen, was er vor vier und zwanzig Stunden angehabt hatte, als der ihn begleitende Sklave ihn nach dem Palaste trug. Er ließ sogleich denselben Sklaven rufen, und sagte zu ihm, als er kam: »Da, nimm diesen Mann, und trag ihn in der Stille in sein Haus und auf sein Sofa zurück, und laß beim Weggehen die Thür offen stehen.«

Dreihundertste Nacht.

Der Sklave ergriff Abu Hassan, trug ihn durch die verborgene Thür aus dem Palaste, legte ihn, wie der Chalyf befohlen, in seinem Hause nieder, und kehrte sodann eilfertig zurück, um ihm von dem, was er gethan,

Rechenschaft abzustatten. »Abu Hassan,« sagte hierauf Harun, »hatte sich gewünscht, bloß einen Tag lang Chalyf sein zu können, um den Jmam der Moschee seines Viertels und die vier Scheich's 4 oder Greise, deren Betragen ihm nicht gefiel, bestrafen zu können. Jch habe ihm diese Gelegenheit verschafft, und er kann damit zufrieden sein.«

Abu Hassan schlief auf seinem Sofa, auf welchen ihn der Sklave niedergelegt, bis tief in den folgenden Tag hinein, und erwachte nicht eher, als bis das Pulver, welches man ihm in das letzte Glas geworfen, seine Wirkung gethan hatte. Da nun schlug er die Augen auf und war nicht wenig überrascht, sich wieder auf seinem Zimmer zu sehen. »Perlenstrauß, Morgenstern, Korallenmund, Morgenröthe, Mondgesicht! rief er ganz laut, indem er eine jede von den Schönen des Palastes, die ihm Gesellschaft geleistet hatte, so weit er sich ihrer noch erinnern konnte, bei ihrem Namen rief. »Wo seid ihr? Kommt doch hieher!«

Abu Hassan schrie aus allen Kräften. Seine Mutter, die ihn auf ihrem Zimmer hörte, lief auf das Rufen sogleich herbei, trat in sein Zimmer, und fragte ihn: »Was ist dir denn, mein Sohn? was ist dir zugestoßen?«

Bei diesen Worten hob Abu Hassan den Kopf in die Höhe, sah seine Mutter stolz und verächtlich an, und fragte sie: »Gute Frau, wen nennst du denn deinen Sohn?«

»Dich! erwiderte die Mutter mit vieler Freundlichkeit. »Bist du nicht Abu Hassan, mein Sohn? Das

wäre doch höchst seltsam, wenn du es in so kurzer Zeit vergessen haben solltest.«

»Ich, dein Sohn? Abscheuliche Alte,« antwortete Abu Hassan, »du weißt nicht, was du redest, du bist eine Lügnerinn! Ich bin nicht Abu Hassan, von dem du da sprichst: ich bin der Beherrscher der Gläubigen.«

»Sei doch still, mein Sohn! fuhr die Alte fort; » du bist nicht klug; man könnte dich für einen Narren halten, wenn es jemand hörte.«

»Du bist selber eine alte Närinn,« erwiederte Abu Hassan; »ich aber bin kein Narr, wie du behauptest. Ich wiederhole dir nochmals, daß ich der Beherrscher der Gläubigen und der irdische Stellvertreter des Herrn der beiden Welten [5] bin.«

»Ach mein Sohn rief die Mutter aus. »Ist es möglich, daß ich solche Worte von dir höre, die eine so große Geistesabwesenheit verrathen? Welcher böse Geist hält dich besessen, und läßt dich solche Reden führen? Gottes Gnade komme über dich, und befreie dich von der Macht des Satans. Du bist mein Sohn Abu Hassan, und ich bin deine Mutter.«

Nachdem sie ihm alles mögliche, was ihr nur irgend einfiel, gesagt hatte, um ihn wieder zu sich zu bringen und ihm zu zeigen, daß er im Irrthume wäre, fuhr sie weiter fort: »Siehst du nicht, daß dieß Zimmer, worin du dich befindest, das deinige ist, und nicht das Zimmer eines Palastes, wie es sich für einen Beherrscher der Gläubigen ziemen würde, und das du es, seitdem du auf der Welt

bist, nie vertauscht, sondern immer bei mir gewohnt hast? Ueberlege alles wohl, was ich dir sage, und bilde dir nicht Dinge ein, die nicht sind und die auch gar nicht sein können. Noch einmahl mein Sohn, denke ernsthaft darüber nach.«

Abu Hassan hörte diese Ermahnungen seiner Mutter ruhig an, schlug die Augen nieder, und stützte sich die Hand unter das Gesicht, wie einer, der in sich geht, um die Wahrheit dessen, was er sieht und hört, zu prüfen. »Ich glaube du hast Recht,« sagte er einige Augenblicke nachher, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, doch ohne seine Stellung zu ändern; »es kömmt mir selbst so vor, daß ich Abu Hassan bin, und du meine Mutter, und dieß mein Zimmer. Noch einmal,« fuhr er fort, indem er die Augen auf sie und auf alles warf, was sich seinen Blicken darbot, »ich bin Abu Hassan, ich zweifle nicht mehr daran, und begreife nicht, wie ich mir diese Einbildung in den Kopf setzen konnte.«

Die Mutter glaubte nun wirklich, daß ihr Sohn von seiner Geistesverwirrung, die sie einem Traume zuschrieb geheilt wäre; sie war sogar schon im Begriff, mit ihm darüber zu lachen und ihn über den Traum zu befragen, als er sich plötzlich auffetzte, sie von der Seite ansah und ausrief: »Alte Hexe, alte Zauberinn, du weißt nicht, was du redest; ich bin weder dein Sohn, noch bist du meine Mutter. Du täuschest dich selber, und willst mich es ebenfalls überreden. Ich sage dir, ich bin Beherrscher der Gläubigen, und du wirst wir nicht das Gegentheil weißmachen.«

»Ich bitte dich, mein Sohn, befiehl dich Gott, und enthalte dich solcher Reden, damit dich nicht der Himmel strafe. Laß uns lieber von etwas anderem reden.. Ich will dir erzählen, was gestern in unserem Viertel dem Imam unserer Moschee und vier Scheich's unter unseren Nachbaren begegnet ist. Der Polizeirichter ließ sie verhaften, und nachdem er ihnen vor seinen Augen einem jeden, ich weiß nicht, wie viel Schläge mit dem Ochsenziemer hatte geben lassen, ließ er durch einen Ausrufer bekannt machen, dieß sei die Strafe für diejenigen, die sich in Angelegenheiten mischten, die sie nichts angingen und die es sich zum Geschäfte machten, die Familien ihrer Nachbaren zu beunruhigen. Endlich ließ er sie unter demselben Ausrufe durch alle Stadtviertel führen und verbot ihnen, jemals wieder einen Fuß in unser Stadtviertel zu setzen.«

Die Mutter Abu Hassan's, die sich nicht einbilden konnte, daß ihr Sohn an dem Abenteuer, welches sie erzählte, irgend Antheil gehabt, hatte absichtlich das Gespräch auf etwas anderes geleitet, und betrachtete die Erzählung dieses Vorfalls als ein Mittel, ihn aus dem Irrthume zu reißen, worin er sich befand.

Dreihundert und erste Nacht.

Allein es erfolgte gerade das Gegentheil. Anstatt in ihm den Gedanken, daß er Beherrscher der Gläubigen sei, auszulöschen, diente diese Erzählung gerade dazu, denselben wieder zurückzurufen und nur noch tiefer seines Ein-

bildungskraft einzuprägen, so daß er ihm zur völligen Gewißheit ward.

Sobald daher Abu Hassan diese Erzählung angehört hatte, antwortete er: »Ich bin also weder dein Sohn, noch Abu Hassan, sondern gewiß der Beherrscher der Gläubigen; nach dem, was du mir selber da erzählt hast, kann ich nicht mehr daran zweifeln. Vernimm nun, daß der Imam und die vier Scheich's auf meinen Befehl so bestraft worden sind, wie du eben sagtest. Ich bin daher, sage ich dir, wahrhaftig der Beherrscher der Gläubigen; und höre deshalb auf, mir vorzureden, daß es ein bloßer Traum sei. Ich schlafe nicht, auch war ich damals so wach, als ich es in diesem Augenblicke bin, wo ich mit dir rede. Es ist mir sehr angenehm, daß du mir bestätigest, was der Polizeirichter, dem ich die Sache übertragen, mir darüber berichtet hat, das heißt, daß mein Befehl pünktlich vollzogen worden ist, und ich freue mich um so mehr darüber, da dieser Imam und die vier Scheich's offenbare Heuchler sind. Ich möchte nur wissen, wer mich an diesen Ort hieher gebracht hat. Indeß, Gott sei gelobt! so viel ist gewiß, daß ich wirklich Beherrscher der Gläubigen bin, und alle Gründe sollen mich nicht vom Gegentheil überreden.«

Die Mutter, welche weder ahnen noch sich denken konnte, warum ihr Sohn so fest und zuversichtlich behauptete, daß er Beherrscher der Gläubigen wäre, zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß er den Verstand verloren, da sie ihn Dinge reden hörte, die ihrem Verstande ganz

unglaublich vorkamen, obwohl sie Abu Hassan gar wohl begründet schienen. In dieser Meinung sagte sie zu ihm: »Mein Sohn: ich bitte Gott, daß er sich deiner erbarme. Höre auf, solche Reden zu führen, die so ganz ohne allen Menschenverstand sind. Wende dich an Gott, und bitte ihn, daß er dir vergebe und dir die Gnade widerfahren lasse, daß du wieder wie ein vernünftiger Mensch reden könnest. Was würde man von dir sprechen, wenn man dich so reden hörte? weißt du nicht, daß die Wände Ohren haben?«

Anstatt daß so schöne Ermahnungen das Gemüth Abu Hassan's hätten beruhigen sollen, erbitterten sie ihn nur noch mehr. Er fuhr heftig gegen seine Mutter auf und sagte zu ihr: »Alte, ich habe dir schon einmal Stillschweigen geboten; wenn du jetzo noch ein Wort weiter sprichst, so werde ich aufstehen und dich so behandeln, daß du es dein Lebelang fühlen sollst. Ich bin Chalyf und Beherrscher der Gläubigen, und du mußt mir es glauben, wenn ich dir es sage.«

Die gute Frau, welche sah, daß ihr Sohn, anstatt wieder zur Besinnung zu kommen, dieselbe vielmehr nur noch mehr verlor, überließ sich jetzt ganz ihren Thränen und Wehklagen, schlug sich ins Gesicht und an die Brust, und that Aeußerungen, die ihre Bestürzung und ihre tiefe Betrübniß über die Geistesabwesenheit ihres Sohnes verriethen.

Abu Hassan, anstatt sich zu beruhigen und sich durch die Thränen seiner Mutter rühren zu lassen, vergaß im Gegentheile sich so weit, daß er sogar die natürliche Ach-

tung gegen sie aus den Augen setzte. Er sprang mit Ungestüm auf, ergriff einen Stock, und drang mit emporgehobenem Arme wie ein Rasender auf sie ein. »Verwünschte Alte,« rief er ihr in seiner Narrheit in einem Tone zu, der jeden andern außer seiner Mutter erschreckt haben würde; »sage mir auf der Stelle, wer ich bin?«

»Mein Sohn,« antwortete die Mutter, ohne zu erschrecken, indem sie ihn zärtlich ansah, »ich glaube nicht, daß Gott dich so sehr verlassen hat, daß du diejenige, welche dich geboren hat, und dich selber nicht mehr kennen solltest. Ich täusche dich nicht, wenn ich dir sage, daß du mein Sohn Abu Hassan bist, und daß du sehr Unrecht daran thust, dir einen Titel anzumaßen, der bloß deinem und meinem Herrn und Gebieter, dem Chalyfen Harun Arreschyd, zukömmt, der noch dazu uns beide, mich und dich, mit Wohlthaten überhäuft, wie das Geschenk beweiset, welches er mir gestern übersandt hat. Denn du mußt nur wissen, daß der Großwesyr Giafar gestern persönlich sich bemühte, mich aufzusuchen, mir einen Beutel mit tausend Goldstücken einhändigte, und mir zugleich sagte, ich möchte für den Beherrscher der Gläubigen, der mir dieß Geschenk sendete, zu Gott beten. Und ist dieß Geschenk nicht weit mehr für dich, als für mich, die ich nur noch ein Paar Tage zu leben habe?«

Bei diesen Worten konnte sich Abu Hassan nicht länger halten. Die näheren Umstände des Geschenks vom Chalyfen, die ihm seine Mutter so eben mitgetheilt hatte, zeigten ihm, daß er sich nicht täuschte, und überredeten ihn

nur noch mehr, daß er wirklich der Chalyf wäre, da der Wesyr den Beutel ja nur auf seinen Befehl gebracht hatte. »Wohlan denn, alte Hexe!« rief er aus; »wirst du dich endlich überzeugen, wenn ich dir sage, daß ich es war, der dir durch den Großwesyr Giafar die tausend Goldstücke überbringen ließ, welcher letztere bloß meinen ihm gegebenen Befehl vollzog? Indeß anstatt mir zu glauben, suchst du bloß durch Widersprechen und durch hartnäckiges Behaupten, als sei ich dein Sohn, mich verwirrt zu machen. Allein ich werde deine Bosheit nicht lange mehr unbestraft lassen.« Als er diese Worte gesprochen, war er im Uebermaße seiner Raserei so unmenschlich, sie mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, auf das unbarmherzigste zu mißhandeln.

Dreihundert und zweite Nacht.

Die arme Mutter, welche nicht geglaubt hatte, daß ihr Sohn so schnell von Drohungen zu Thätlichkeiten übergehen würde, fing beim ersten Schlage an, aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen. Doch Abu Hassan hörte, bis die Nachbaren herbeigelaufen kamen, nicht auf, sie zu schlagen, indem er sie bei jedem Schlage fragte: »Bin ich Beherrscher der Gläubigen?« worauf die Mutter denn jedesmal sehr liebevoll antwortete: »Du bist mein Sohn.«

Die Wuth Abu Hassan's begann ein wenig nachzulassen, als die Nachbaren in sein Zimmer geeilt kamen. Der erste, welcher hereintrat, warf sich sogleich zwischen seine Mutter und ihn, riß ihm den Stock aus der Hand,

und sagte zu ihm: »Was thust du, Abu Hassan? Hast du deine Vernunft und alle Furcht vor Gott verloren? Hat es wohl je ein wohlgezogener Sohn, wie du bist, gewagt, seine Hand gegen seine Mutter aufzuheben, und schämst du dich nicht, die deinige, welche dich so zärtlich liebt, so zu behandeln?«

Abu Hassan, der noch ganz voll Wuth war, sah denjenigen, der mit ihm redete, stillschweigend an, und fragte hierauf, indem er auf die übrigen mitgekommenen Nachbaren unstäte Blicke warf: »Wer ist dieser Abu Hassan, von dem ihr sprecht? Meint ihr mich mit diesem Namen?«

Diese Frage brachte die Nachbaren etwas aus der Fassung. »Wie?« erwiederte derselbe, der zuerst gesprochen; »du willst diese Frau da nicht mehr für diejenige anerkennen, die dich erzogen hat und bei der du seither fortwährend gewohnt hast, mit einem Worte, nicht für deine Mutter?« — »Du bist ein Unverschämter,« antwortete Abu Hassan; »ich kenne sie, so wenig, als dich, und ich mag sie auch nicht kennen. Ich bin nicht Abu Hassan, sondern der Beherrscher der Gläubigen, und wenn ihr das noch nicht wißt, so werde ich es euch auf eure Unkosten lehren lassen.«

Bei diesen Reden Abu Hassan's zweifelten die Nachbaren nicht mehr an seiner Geistesabwesenheit, und um zu verhindern, daß er sich nicht noch einmal wieder an seine Mutter vergreifen möchte, packten sie ihn ungeachtet seines Widerstrebens ganz fest und banden ihm Arme, Hände und Füße. Obwohl er nun in einem Zustande war, wo

er nicht mehr schaden zu können schien, hielten sie es gleichwohl nicht für angemessen, ihn mit seiner Mutter allein zu lassen. Zwei von der Gesellschaft entfernten sich, gingen schleunigst nach dem Narrenhause, und gaben dem Aufseher desselben einen Wink von dem, was da vorging. Dieser begab sich sogleich mit den Nachbaren und in zahlreicher Begleitung seiner Leute mit Ketten, Handschellen und einem Ochsenziemer dahin.

Abu Hassan, der auf nichts weniger als auf so schreckliche Anstalten gefaßt war, strengte sich bei Ankunft dieser Leute aufs äußerste an, um sich seiner Bande zu entledigen; allein der Narrenwärter ließ sich den Ochsenziemer reichen und brachte ihn durch zwei bis drei tüchtige Hiebe, die er ihm auf die Schultern gab, sehr bald wieder zur Vernunft. Diese Behandlung wirkte auf Abu Hassan so gut, daß er sich mäßigte, und daß der Narrenhaus-Aufseher und seine Leute mit ihm machen konnten, was sie wollten. Sie banden ihn mit Ketten, legten ihm Hand- und Fußschellen an, und als sie fertig waren, schleppten sie ihn aus seiner Wohnung und führten ihn ins Narrenhaus.

Abu Hassan war kaum auf der Straße, als er sich auch schon von einer Menge Volks umringt sah. Der eine gab ihm einen Faustschlag, ein anderer eine Ohrfeige, noch andere überhäuften ihm mit Schmähworten, indem sie ihn als einen Unsinnigen, Narren und Verrückten behandelten.



Bei all dieser schlechten Behandlung sagte er: »Es gibt keine Größe und keine Kraft, als in dem höchsten und allmächtigen Gott! Man will mich zum Narren machen, obwohl ich bei gesundem Verstande bin; ich erdulde indeß diese Schmach und diese Beschimpfungen um Gottes Barmherzigkeit willen.«

Abu Hassan wurde nun auf diese Weise ins Narrenhaus geführt. Man brachte ihn da unter, und sperrte ihn in einen eisernen Käfig. Ehe er indeß da hinein verschlossen wurde, begrüßte ihn der Narrenwärter, der zu dergleichen gewaltsamen Verfahren schon ganz abgehärtet war, ganz unbarmherzig mit funfzig Hieben mit dem Ochsenziemer auf die Schultern und den Rücken, und fuhr länger als drei Wochen lang so fort, daß er ihm täglich dieselbe Tracht Schläge ertheilte und ihm jedesmal die Worte wiederholte: »Komm wieder zu Verstande, und sage, ob du noch Beherrscher der Gläubigen bist.«

»Ich brauche deinen guten Rath nicht,« erwiederte Abu Hassan; »ich bin kein Narr; aber wenn ich es werden sollte, so würde nichts so sehr im Stande sein, mich in dieses Unglück zu stürzen, als die Schläge, womit du mich mißhandelst.«

Die Mutter Abu Hassan's besuchte unterdeß ihren Sohn regelmäßig jeden Tag. Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, wenn sie seine Leibesfülle und seine Kräfte so hinschwinden sah und ihn über die Schmerzen, die er empfand, klagen und seufzen hörte. In der That waren seine Schultern, Seiten und Rücken braun und

blau geschlagen, und er wußte nicht, auf welche Seite er sich wenden und legen sollte, um Ruhe zu finden; auch schälte sich ihm während seiner Verhaftung in diesem abscheulichen Aufenthaltsorte mehreremale die Haut ab. Seine Mutter wollte im Trost zusprechen und ihn auszuforschen suchen, ob er in Hinsicht seiner angeblichen Chalyfenwürde noch immer in derselben Geistesstimmung sich befände; allein so oft sie den Mund öffnete, um etwas der Art zu berühren, wies er sie mit so viel Ungestüm zurück, daß sie sich genöthigt sah, ihn zu lassen und untröstlich über eine solche Hartnäckigkeit heimzukehren.

Die tiefen und mächtigen Eindrücke, welche in Abu Hassan's Seele von jenem Tage zurückgeblieben waren, wo er sich im Staatskleide des Chalyfen gesehen, alle Geschäfte desselben verrichtet, die Gewalt desselben ausgeübt und ganz so wie ein Chalyf Gehorsam gefunden hatte, diese Eindrücke, die ihm bei seinem Erwachen vorgespiegelt hatten, er wäre es wirklich, und die ihn so lange Zeit in diesem Irrthume festgehalten hatten, fingen allmählich an, in seiner Seele zu erlöschen.

»Wenn ich wirklich Chalyf und Beherrscher der Gläubigen wäre,« sprach er bisweilen zu sich selbst, »warum befand ich mich denn bei meinem Erwachen auf meinem Zimmer und in meiner gewöhnlichen Kleidung? warum sah ich nicht mehr das Oberhaupt der Verschnittenen, alle die übrigen Verschnittenen und jene Menge von schönen Frauen um mich? warum sollten der Großwesyr Giafar, den ich zu meinen Füßen sah, so viele Emire, so viele

Statthalter der Provinzen, und so viele andere Hofbeamte, von denen ich mich umgeben sah, mich auf einmal verlassen haben? Gewiß, wenn ich die mindeste Gewalt über sie hätte, würden sie mich längst aus dem jämmerlichen Zustande, worin ich mich befinde, befreit haben. Aber alles war bloßer Traum, ich muß mich schon dazu bequemen, es zu glauben. Freilich habe ich wohl dem Polizeirichter befohlen, den Imam und die vier Greise, die seine Rathgeber sind zu bestrafen; ich habe ferner dem Großwesyr Giafar aufgetragen, meiner Mutter tausend Goldstücke zu überbringen: und meine Befehle sind vollzogen worden. Dieß macht mich wieder stutzig, und ich kann es nicht begreifen. Aber wie viele andere Dinge gibt es nicht, die ich ebenfalls nicht begreife, und nie begreifen werde? Ich will mich also hierin der Hand Gottes übergeben, der alles weiß und alles kennt.«

Dreihundert und dritte Nacht.

Abu Hassan war noch ganz in diese Betrachtungen und Gedanken vertieft, als seine Mutter hereintrat. Als sie ihn so mager und abgezehrt sah, flossen ihre Thränen reichlicher, als es bis dahin der Fall gewesen war. Mitten unter ihrem Schluchzen begrüßte sie ihn mit dem gewöhnlichen Gruße, und Abu Hassan erwiederte ihn, ganz gegen seine bisherige Gewohnheit, zum erstenmale wieder. Sie nahm dieß für eine günstige Vorbedeutung, trocknete sich die Thränen aus den Augen, und sagte zu ihm: »Nun mein Sohn, wie geht es dir? in welcher Gemüths-

stimmung befindest du dich? hast du die Einbildungen und Reden, welche der böse Geist dir eingegeben hat, wieder fahren lassen?«

»Meine Mutter,« erwiederte Abu Hassan mit einer ruhigen und gesetzten Stimmung und in einem Tone, worin der tiefe Schmerz über das, was er gegen sie begangen, sich ausdrückte, »ich erkenne meine Verirrung; aber ich bitte dich, mir jenes abscheuliche und verruchte Verbrechen zu verzeihen, dessen ich mich gegen dich schuldig gemacht habe. Ein Gleiches bitte ich von meinen Nachbaren, wegen des Ärgernisses, das ich ihnen gegeben habe. Ich bin durch einen Traum verführt worden, aber durch einen so außerordentlichen und wahrscheinlichen, daß ich für gewiß behaupten kann, jeder andere, dem er begegnet wäre, würde davon nicht minder ergriffen worden sein, und würde vielleicht noch größere Narrheiten, als ihr von mir gesehen habt, begangen haben. Selbst in dem gegenwärtigen Augenblicke bin ich noch so verwirrt davon, daß ich mich kaum überreden kann, es sei ein Traum gewesen, so viel Aehnlichkeit hat er mit dem, was unter Leuten, die wach sind, vorgeht. Wie dem auch sein mag, ich halte es für einen Traum und für eine Täuschung, und will es fortwährend dafür halten. Ich bin selbst überzeugt, daß ich nicht jene Traumgestalt von Chalyf und Beherrscher der Gläubigen, sondern dein Sohn Abu Hassan bin. Ja ich bin der Sohn einer Mutter, die ich stäts geehrt habe, bis zu jenem unglücklichen Tage, dessen Andenken mich mit Be-

schämung erfüllt, einer Mutter, die ich ehre, und mein ganzes Leben hindurch ehren werde, wie sich's gebührt.«

Bei diesen verständigen und vernünftigen Aeußerungen verwandelten sich die Thränen der Betrübniß, des Mitleids und der Bekümmerniß, welche Abu Hassan's Mutter seit langer Zeit geweint hatte, in Thränen der Freude, des Trostes, und der Zärtlichkeit für ihren theuern Sohn, den sie wiedergefunden hatte. »Mein Sohn,« rief sie ganz außer sich, »indem ich dich, nach dem allen, was vorgegangen ist, wieder so vernünftig reden höre, fühle ich mich fast eben so vergnügt und entzückt, als ob ich dich noch einmal zur Welt geboren hätte. Ich muß dir jetzt nur meine Ansicht über dein Abenteuer aus einander setzen und dich auf einen Umstand aufmerksam machen, den du bis jetzo vielleicht nicht beachtet hast. Der Fremde, den du eines Abends zum Abendessen mitbrachtest, ging fort, ohne daß er, wie du es ihm doch anempfahlest, die Thür deines Gemachs zuschloß, und dieß, glaube ich, gab dem bösen Geiste Gelegenheit, in dasselbe hinein zu gelangen und dich in die entsetzliche Täuschung zu versetzen, worin du dich befandest. Du mußt daher, mein Sohn, Gott danken, daß er dich davon befreit hat, und ihn bitten, daß er dich ins künftige vor den Fallstricken des bösen Geistes bewahre.«

»Du hast die Quelle meines Unglücks richtig entdeckt,« antwortete Abu Hassan, »gerade die Nacht war es, wo ich diesen Traum hatte, der mein Gehirn so zerrüttete. Ich hatte dem fremden Kaufmann ausdrücklich den Wink gegeben, daß er die Thüre hinter sich zumachen

möchte, und ich merke jetzt, daß er es nicht gethan hat. Ich bin nun mit dir davon überzeugt, daß der böse Geist die Thür offen gefunden hat, hereingedrungen ist, und mir alle diese Einbildungen in den Kopf gesetzt hat. Man mag vermuthlich zu Mussul, wo dieser Kaufmann her war, das nicht wissen, was uns hier in Bagdad nur zu wohl bekannt ist, daß nämlich der böse Geist, alle die bösen Träume veranlaßt, die uns des Nachts beunruhigen, wenn man die Thüre des Schlafzimmers offen gelassen hat. Da ich nun durch Gottes Gnade von der Geistesverwirrung, worin ich mich befand, völlig wieder hergestellt bin, so bitte ich dich um Gotteswillen und so inständig, als nur ein Sohn eine so gute Mutter, wie du bist, bitten kann, bringe mich so schnell als möglich aus dieser Hölle und befreie mich aus den Händen dieses Henkers, der, wenn ich noch länger hier bleibe, mein Leben unfehlbar abkürzen wird.«

Abu Hassan's Mutter, die jetzt völlig getröstet und gerührt darüber war, als sie ihren Sohn von seiner thörichten Einbildung gänzlich hergestellt sah, ging auf der Stelle hin und suchte den Aufseher des Hauses auf, der ihn dahin gebracht und bisher unter seiner Leitung gehabt hatte. Sobald sie diesen versichert hatte, daß ihr Sohn jetzt wieder ganz bei Verstande wäre, kam er herein, untersuchte ihn, und setzte ihn vor ihren Augen in Freiheit.

Abu Hassan kehrte in seine Wohnung zurück, und blieb mehrere Tage zu Hause, um seine Gesundheit durch kräftigere Nahrungsmittel, als er bisher im Narrenhause genossen hatte, wieder zu stärken. Indeß, sobald er wieder

zu seinen Kräften gelangt war, und von der in seiner Gefangenschaft erlittenen schlechten Behandlung keine Beschwerden mehr empfand, fing es an, ihm langweilig zu werden, die Abende so ganz ohne Gesellschaft hinzubringen. Daher säumte er denn nicht, seine vorige Lebensweise wieder anzufangen, das heißt, sich täglich einen hinreichenden Speisevorrath zu besorgen, um des Abends einen neuen Gast bewirthen zu können.

Der Tag, wo er seine alte Weise wieder anfing, nämlich gegen Sonnenuntergang an das Ende der Brücke von Bagdad zu gehen, und den ersten Fremden, dem er begegnete, anzureden, und zur Abendmahlzeit einzuladen, war gerade d.. Erste des Monats, an welchem Tage, wie schon gesagt, der Chalyf jedesmal zum Zeitvertreib verkleidet, zu einem Thore hinaus zu gehen pflegte, um persönlich nachzusehen, ob irgend etwas vorginge, was der guten Ordnung zuwider liefe, die er gleich zu Anfang seiner Regierung eingeführt hatte.

Dreihundert und vierte Nacht.

Abu Hassan war kaum dort angelangt und hatte sich auf eine Bank am Brückengeländer gesetzt, als er auch schon vom andern Ende der Brücke her den Chalyfen, wie das erstemal, als Kaufmann von Mussul verkleidet und in Begleitung desselben Sklaven, wieder auf sich zukommen sah. In der Ueberzeugung, daß all das Unglück welches er erlitten, einzig davon hergekommen wäre, daß dieser angebliche Kaufmann von Mussul beim Weggehen

die Thüre des Zimmers offen gelassen, überlief ihn beim Anblicke desselben ein kalter Schauder. »Gott behüte mich.« sprach er bei sich selbst, »da kömmt ja, wo ich nicht irre, der Zauberer wieder, der mich neulich so beherte!« Er lehnte sich daher über das Brückengeländer und wandte das Gesicht nach dem Strome des Flusses hin, um ihn nicht ansehen zu dürfen, bis er vorüber gegangen wäre.

Der Chalyf, der den Scherz, den er sich mit Abu Hassan gemacht, noch weiter treiben wollte, hatte sich sorgfältig nach allem erkundigen lassen, was er den folgenden Tag bei seinem Erwachen gesagt und gethan, und was ihm überhaupt nach seiner Rückkunft nach Hause begegnet wäre. Das, was er über ihn vernommen, so wie auch die schlimme Behandlung, die er im Narrenhause erfahren, hatten ihn sehr belustigt. Da er indeß ein sehr großmüthiger und gerechtigkeitsliebender Fürst war, und an Abu Hassan einen Mann gefunden zu haben glaubte, der ihm noch viel Unterhaltung gewähren könnte, und da er ferner zweifelte, ob wohl Abu Hassan nach Niederlegung seiner angeblichen Chalyfen-Würde seine gewohnte Lebensweise noch fortsetzen würde, so hielt er es, um ihn wieder an sich zu ziehen, am angemessensten, sich am ersten des Monats wieder in einen Kaufmann von Mussul zu verkleiden, um seinen gefaßten Entschluß besser ausführen zu können. Er erblickte also Abu Hassan fast in demselben Augenblick, als er von ihm erblickt wurde, merkte aber sehr bald aus seinem Benehmen, daß er mit ihm unzufrieden wäre, und daß er die Absicht hätte, ihm auszuwei-

chen. Demzufolge ging er an der Seite des Brückengeländers hin, wo Abu Hassan saß. Als er ihm ganz nahe gekommen war, neigte er den Kopf und sah ihm ins Gesicht. »Bist du es, mein Bruder Hassan?« rief er aus. »Sei mir gegrüßt! und erlaube mir, daß ich dich umarme.«

»Und ich,« erwiederte Abu Hassan ganz kalt, ohne den angeblichen Kaufmann aus Mussul anzusehen, »ich grüße dich nicht. Ich brauche weder deinen Gruß, noch deine Umarmungen. Geh deines Weges.«

»Ei, wie?« fragte ihn hierauf der Chalyf; »kennst du mich denn nicht? Erinnerst du dich nicht mehr jenes Abends, den wir heute vor einem Monat auf deinem Zimmer zubrachten, wo du mir die Ehre erzeigtest, mich so freigebig zu bewirthen?« — »Nein,« erwiederte Abu Hassan in dem nämlichen Tone wie zuvor; »ich kenne dich nicht, und weiß nicht, wovon du da mit mir sprechen willst. Fort, ich sag' es dir noch einmal, geh deines Weges!«

»Der Chalyf ließ sich durch die Unhöflichkeit Abu Hassan's nicht abschrecken. Er wußte wohl, daß es sich Abu Hassan unter andern zum Gesetze gemacht hatte, mit keinem der Fremden, die er einmal bewirthet hatte, noch irgend weiter Gemeinschaft zu haben. Abu Hassan hatte es ihm selbst gesagt; allein er wollte sich stellen, als wüßte er es nicht. »Ich kann es gar nicht glauben,« fuhr er fort, »daß du mich nicht mehr wiederkennen solltest; es ist noch gar nicht so lange her, daß wir uns gesehen, und es ist nicht möglich, daß du mich so leicht vergessen haben solltest. Es muß dir irgend etwas begegnet sein, was in

dir diese Abneigung gegen mich erweckt hat. Du wirst dich indeß erinnern, daß ich dir meine Dankbarkeit durch die besten Wünsche an den Tag gelegt, und dir sogar in Hinsicht eines gewissen Punktes, der dir sehr am Herzen lag, meinen Einfluß anbot, der gar nicht zu verachten ist.«

»Ich weiß nicht,« antwortete Abu Hassan, »von welcher Art dein Einfluß sein mag, und ich habe auch nicht die mindeste Lust, ihn auf die Probe zu stellen; ich weiß bloß so viel, daß deine guten Wünsche weiter keinen Erfolg gehabt haben, als den, daß ich beinahe ein Narr geworden wäre. Ich bitte dich daher nochmals um Gottes willen, geh deine Straße und ärgere mich nicht weiter.«

»Ach, mein Bruder Hassan,« erwiederte der Chalyf und umarmte ihn, »ich möchte nicht gern auf diese Art von dir scheiden! Da mein Glücksstern gewollt hat, daß ich dich noch einmal treffen sollte, so mußt du mir schon noch einmal dieselbe Gastfreundschaft erzeigen, wie heute vor einem Monat, und mich noch eine Flasche Wein mit dir trinken lassen.«

»Davor werde ich mich gar sehr hüten,« antwortete Abu Hassan. »Ich habe schon noch so viel Gewalt über mich, um jedes fernere Zusammensein mit einem Manne, wie du bist, zu vermeiden, der einem nur Unglück ins Haus bringt. Du kennst ja wohl das Sprichwort: Nimm deine Trommel auf die Schultern und packe dich! Wende es jetzt auf dich an. Soll ich dir es denn so oft wiederholen? Gott geleite dich! du hast mir Unheil genug zuwege gebracht, ich mag mich dergleichen nicht ferner aussetzen.«

»Mein guter Freund Abu Hassan,« fuhr der Chalyf fort, und umarmte ihn nochmals, »du behandelst mich mit einer Härte, die ich mir nicht erwartet hätte. Ich bitte dich, nicht länger so beleidigende Reden gegen mich zu führen, sondern im Gegentheile von meiner Freundschaft überzeugt zu sein. Thu mir den Gefallen und erzähle mir, was dir begegnet ist, — mir, der ich dir bloß Gutes gewünscht habe, und noch wünsche, und der ich gern Gelegenheit finden möchte, dir es durch die That zu erzeigen, um einigermaßen das Unheil wieder gut zu machen, was ich dir, wie du sagst, zugezogen habe, wofern es anders wirklich meine Schuld ist.« Abu Hassan gab endlich den inständigen Bitten des Chalyfen nach, und nachdem er ihn neben sich sitzen geheißen, sagte er zu ihm: »Deine Ungläubigkeit und Zudringlichkeit haben meine Geduld aufs äußerste gebracht. Was ich dir jetzt erzählen werde, wird dir leicht begreiflich machen ob ich Unrecht habe wenn ich mich über dich beklage.«

Der Chalyf setzte sich neben Abu Hassan, und dieser erzählte ihm nun alle die Abenteuer, die ihm, von seinem Erwachen im Palaste an bis zu seinem zweiten Erwachen in seinem Gemache, begegnet waren, und zwar erzählte er ihm dieß alles, als ob es ein lebhafter Traum gewesen, mit einer Menge von einzelnen Umständen, die der Chalyf eben so gut wußte, wie er, und die das Vergnügen jenes Scherzes in ihm erneuerten. Er schilderte ihm so dann auf eine übertriebene Weise den Eindruck, den dieser Traum in seiner Seele zurückgelassen, daß er Cha-

lyf und Beherrscher der Gläubigen wäre. »Dieser Eindruck,« fuhr er fort, »stürzte mich in so große Narrheiten, daß meine Nachbaren genöthigt waren, mich wie einen Wüthenden zu binden, und mich ins Narrenhaus zu führen, wo man mich auf eine Art behandelt hat, die wahrhaft grausam, barbarisch und unmenschlich zu nennen ist. Aber was dich am meisten überraschen wird und worauf du gewiß nicht gefaßt bist, ist, daß mir das alles bloß durch deine Schuld begegnet ist. Du erinnerst dich wohl noch der Bitte, die ich damals an dich that, daß du doch beim Weggehen von mir die Thüre des Gemachs gut zuschließen möchtest. Du hast es indeß nicht gethan, sondern im Gegentheile sie offen gelassen, und so ist denn der böse Geist hereingekommen und hat mir jenen Traum in den Kopf gesetzt, der, so angenehm er mir auch vorkam, mir doch alle die Leiden zugezogen hat, über die ich mich beklage. Du bist also durch deine Nachläßigkeit schuld und verantwortlich für jenes abscheuliche und verruchte Verbrechen, welches ich beging, indem ich nicht bloß die Hand gegen meine Mutter erhob, sondern es beinahe dahin brachte, daß sie zu meinen Füßen den Geist aufgegeben und ich einen Muttermord begangen hätte, und das alles um einer Ursache willen, über die ich, so oft ich daran denke, erröthen muß, weil sie mich nämlich ihren Sohn nannte, der ich wirklich bin, und mich nicht für den Beherrscher der Gläubigen anerkennen wollte, wofür ich mich gegen sie ausgab. Du bist ferner schuld an dem Aergerniß, das ich meinen Nachbaren gegeben, als sie auf

das Geschrei meiner armen Mutter herbeiliefen und mich im Begriff fanden, sie halbtodt zu schlagen; welches alles gar nicht vorgefallen wäre, wenn du beim Weggehen die Thüre meines Zimmers, so wie ich dich gebeten, sorgfältig verschlossen hättest. Sie hätten dann ohne meine Erlaubniß gar nicht in mein Haus kommen können, und wären dann also auch nicht, was mich am meisten verdrießt, Zeugen meiner Narrheit gewesen. Ich hätte sie ferner in meiner Gegenwehr dann nicht geschlagen, und sie hätten mich nicht mißhandelt und gebunden, um mich ins Narrenhaus zu führen und einzusperren, wo man mir, wie ich dich versichern kann, die ganze Zeit über, die ich darin war, täglich eine tüchtige Tracht Hiebe mit dem Ochsenziemer zu geben nicht unterlassen hat.«

Abu Hassan erzählte diese Anlässe zu Beschwerden dem Chalyfen mit vieler Wärme und Heftigkeit. Der Chalyf wußte besser als er, was mit ihm vorgegangen war, und freute sich im Stillen über das Gelingen seines lustigen Einfalls und der Täuschung, indeß konnte er die unbefangene Erzählung des ganzen Vorfalls nicht anhören, ohne laut aufzulachen.

Abu Hassan, welcher glaubte, daß seine Geschichte wohl Mitleid verdiente, und daß jedermann so viel Antheil daran nehmen müßte, als er selber, ärgerte sich sehr über dieß laute Auflachen des angeblichen Kaufmanns von Mussul. »Du machst dich wohl über mich lustig?« sagte er zu ihm, »da du mir so geradezu ins Gesicht lachst; oder denkst du etwa, ich scherze, wenn ich ganz ernsthaft

mit dir rede? Willst du augenscheinliche Beweise von dem, was ich dir sage? Da, sieh einmahl her, und sage dann selbst, ob ich bloß scherze.« Bei diesen Worten bückte er sich, entblößte sich die Schultern und die Brust, und zeigte dem Chalyfen die Narben und die blauen Flecke, welche ihm die erhaltenen Schläge verursacht hatten.

Der Chalyf konnte dieß nicht ohne Entsetzen ansehen. Er fühlte Mitleid gegen den armen Abu Hassan, und es that ihm sehr leid, seinen Scherz so weit getrieben zu haben. Er ging sofort in sich, umarmte Abu Hassan herzlich, und sagte zu ihm ganz ernsthaft: »Steh auf, mein Bruder, ich bitte dich; komm, laß uns nach deiner Wohnung gehen. Ich möchte gern noch das Vergnügen haben, diesen Abend angenehm mit dir hinzubringen. Morgen wirst du, so Gott will, sehen, daß alles recht gut gehen wird.«

Abu Hassan, ungeachtet seines Entschlusses und seines gethanen Gelübdes, keinen Fremden öfter als einmahl bei sich zu bewirthen, konnte dennoch dem einschmeichelnden Zureden des Chalyfen, den er immer noch für einen Kaufmann aus Mussul hielt, nicht widerstehen. »Ich will es wohl thun,« sagte er zu ihm; »aber nur unter der Bedingung, daß ihr mir mit einem Eidschwure versprechet, beim Weggehen aus meiner Wohnung die Thüre gefälligst zu verschließen, damit der böse Geist nicht wieder kömmt und mein Gehirn zerrüttet, wie er es schon einmahl gethan hat.« Der angebliche Kaufmann versprach alles. Sie standen nun beide auf und nahmen den Weg nach

der Stadt. Um sich den Abu Hassan noch mehr zu verbinden, sagte der Chalyf zu ihm: »Fasse Zutrauen zu mir; ich werde mich gewiß nicht treulos beweisen; ich verspreche es dir als ehrlicher Mann. Demnach darfst du keinen Anstand nehmen, dein Zutrauen einem Manne zu schenken, der dir alles mögliche Glück und Wohl wünscht, wovon du den Erfolg bald sehen wirst.«

»Ich verlange dergleichen gar nicht von dir,« erwiederte Abu Hassan ganz kurz; »ich gebe gern deinem Andringen nach, aber ich erlasse dir alle guten Wünsche, und bitte dich um Gottes willen, keinen dergleichen zu äußern. Alles Unheil, was mir bisher begegnet ist, rührt bloß von dem Offenlassen der Thür und von den Wünschen her, die du schon früher gegen mich geäußert hast.«

»Nun gut,« antwortete der Chalyf, indem er bei sich selbst über die noch immer kranke Einbildungskraft Abu Hassan's lächelte, »da du es wünschest, so will ich dir gehorchen, und verspreche, dir nie etwas zu wünschen.« — »Wenn du so sprichst, so freue ich mich,« sagte hierauf Abu Hassan; »ich verlange von dir nichts weiter, und bin zufrieden, wenn du Wort hältst: das übrige erlasse ich dir gern.«

Während Abu Hassan und der Chalyf, den sein Sklave begleitete, sich so unterhielten, näherten sie sich unvermerkt dem Orte ihrer Bestimmung. Der Tag fing bereits an sich zu neigen, als sie bei Abu Hassan's Hause anlangten. Dieser rief sogleich seine Mutter, und ließ Licht bringen. Dann bat er den Chalyfen auf dem Sofa

Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn. Binnen kurzer Zeit ward hierauf das Abendessen aufgetragen, nachdem man den Tisch vor sie hin gestellt hatte. Sie aßen ohne alle Umstände. Als sie abgegessen hatten, trug Abu Hassan's Mutter alles vom Tische ab, setzte Früchte auf und stellte Wein mit Schalen neben ihren Sohn; dann entfernte sie sich und erschien nicht weiter.

Dreihundert und fünfte Nacht.

Abu Hassan schenkte zuerst sich selber und sodann dem Chalyfen Wein ein. Sie tranken jeder etwa fünf bis sechs Becher, und unterhielten sich dabei von gleichgültigen Sachen. Als der Chalyf bemerkte, daß Abu Hassan anfing vom Weine erhitzt zu werden, so brachte er das Gespräch auf Liebesgeschichten und fragte ihn, ob er wohl jemals geliebt habe.

»Mein Bruder,« erwiederte ganz zutraulich Abu Hassan, der bloß mit einem seinesgleichen zu reden wähnte, »ich habe die Liebe oder — wenn ihr es so nennen wollt — die Ehe immer nur wie ein Joch betrachtet, dem ich mich zu unterwerfen niemals Lust gehabt habe. Bis diesen Augenblick, muß ich euch gestehen, habe ich stäts nur die Freuden der Tafel, gutes Essen, und besonders guten Wein, mit einem Wort, angenehme Unterhaltungen und Zusammenkünfte mit guten Freunden geliebt. Gleichwohl kann ich euch versichern, daß ich weder gegen die Ehe gleichgültig noch für Zuneigung unempfänglich sein würde, sobald ich nur eine Frau fände, die so schön und so lie-

benswürdig als die wäre, die ich jene Nacht im Traume gesehen, wo ich euch hier zum erstenmal aufnahm und wo ihr zu meinem Unglücke die Thüre des Zimmers offen ließet, — eine Frau, die mit mir die Abende beim Weine hinbrächte, zu singen verstände, ein oder mehrere Instrumente spielte, und mich angenehm zu unterhalten wüßte, mit einem Worte, die bloß darauf dächte, mir zu gefallen und mich zu erheitern. Ich glaube sogar, daß sich meine Gleichgültigkeit in die höchste Anhänglichkeit an eine solche Person verwandeln und daß ich mit ihr sehr glücklich leben würde. Aber wo sollte ich eine Frau der Art, wie ich sie so eben geschildert habe, wohl in aller Welt finden können, außer in dem Palaste des Beherrschers der Gläubigen, oder im Hause des Großwesyrs Giafar, oder bei dem mächtigsten Großen des Hofes, welche Gold und Silber genug haben, um sich dergleichen verschaffen zu können? [6] Ich will mich also nur lieber an die Weinflasche halten; dieß ist ein Vergnügen, das mich wenig kostet, und das ich so gut haben kann, wie jene.« Bei diesen Worten ergriff er die Schale, schenkte sich Wein ein, und sagte zum Chalyfen: »Nehmet nur eure Schale, damit ich euch ebenfalls einschenken kann; wir wollen im Genuß eines so angenehmen Vergnügens nicht läßig sein.«

Als der Chalyf und Abu Hassan getrunken hatten, fuhr der erstere wieder fort: »Es ist doch recht Schade, daß ein so artiger Mann, wie ihr, der gegen die Liebe nicht gleichgültig ist, ein so einsames und zurückgezogenes Leben führt.«

»Es ist für mich keine Aufopferung,« erwiederte Abu Hassan, »dieß ruhige Leben, welches ich, wie ihr sehet, führe, der Gesellschaft einer Frau vorzuziehen, die vielleicht nicht einmal schön genug wäre, um mir zu gefallen, und die außerdem durch ihre Fehler und ihre üble Laune mir tausend Verdrießlichkeiten verursachen könnte.«

Sie führten ihr Gespräch über diesen Gegenstand ziemlich weit, und als der Chalyf den Abu Hassan auf den Punkt erblickte; wo er ihn wünschte, sagte er zu ihm: »Laß mich nur machen; da du den richtigen Geschmack hast, wie ihn alle rechtschaffene Männer haben, so will ich dir schon, was du wünschest, ausfindig machen, ohne daß es dir etwas kosten soll.« Zugleich nahm er die Weinflasche und Abu Hassan's Schale, in welche er sehr geschickt zwei Finger voll von dem Pulver, das er sonst schon gebraucht hatte, hineinwarf, schenkte sie ihm bis oben voll, überreichte sie ihm und sagte: »Da nimm und trink im voraus auf die Gesundheit der Schönen, die das Glück deines Lebens vollenden soll; ich denke, du wirst zufrieden sein.«

Abu Hassan nahm lächelnd die Schale, schüttelte den Kopf, und sagte; »Nun aufs Gerathewohl, da du es denn einmal so willst! Ich möchte nicht gern gegen dich eine Unhöflichkeit begehen, noch auch einen so schätzbaren Gast, wie du bist, um einer solchen Kleinigkeit willen vor den Kopf stoßen. Ich will also auf die Gesundheit der Schönen trinken, die du mir verheißest, obwohl ich mit

meinem Schicksale ganz zufrieden bin und auf dein Versprechen gar keine Hoffnung weiter gründe.«

Abu Hassan hatte kaum den vollen Becher getrunken, als auch schon eine tiefe Schläfrigkeit, wie die beiden vorigen male, seine Sinne umnebelte und dem Chalyfen Gelegenheit gab, über ihn ganz nach seinem Belieben zu verfügen. Dieser befahl daher sogleich dem Sklaven, den er mitgebracht hatte, Abu Hassan zu nehmen, und ihn nach dem Palaste zu tragen. Der Sklave hob ihn auf seine Schultern, und der Chalyf, der nicht die Absicht hatte den Abu Hassan wie das erstemal zurückzuschicken, schloß beim Weggehen die Thüre des Zimmers zu.

Der Sklave ging mit seiner Bürde hinter ihm her, und als der Chalyf im Palast angekommen war, ließ er den Abu Hassan auf ein Sofa im vierten Saale legen, aus welchem er ihn vor einem Monat im tiefsten Schlafe hatte in seine Wohnung zurücktragen lassen. Ehe man ihn da ruhig fortschlummern ließ, befahl er, daß man ihm wieder dasselbe Kleid anziehen sollte, welches er damals als angeblicher Chalyf getragen hatte. Sodann befahl er, daß jeder schlafen gehen sollte, und dem Aufseher und der Dienerschaft des Innern des Palastes, den Sängerinnen und allen den Mädchen, welche sich damals im Saal befunden, als er das letzte Glas Wein mit dem Schlaftrunke zu sich genommen, trug er auf, den andern Tag ganz früh bei seinem Erwachen unfehlbar gegenwärtig zu sein, und schärfte noch einem jeden ein, seine Rolle gut zu spielen.

Der Chalyf legte sich jetzt auch zu Bette, nachdem er an Mesrur hatte melden lassen, daß er ihn etwas früher wecken möchte, ehe noch die andern in den Saal träten.

Mesrur unterließ nicht, den Chalyfen pünktlich zu der Stunde zu wecken, die er ihm bezeichnet hatte. Dieser ließ sich schnell ankleiden, und begab sich in den Saal, wo Abu Hassan noch schlief. Er traf da die Verschnittenen, die Diener des innern Palasts, die Frauen und die Sängerinnen bereits an der Thüre stehend und auf seine Ankunft wartend. Nachdem er ihnen ganz kurz angedeutet, welches eigentlich seine Absicht sei, ging er hinein und setzte sich in das dichtvergitterte Kabinet. Mesrur, die Palastdienerschaft, die Frauen und die Sängerinnen traten nach ihm hinein und reiheten sich um das Sofa, auf welchem Abu Hassan lag, doch so, daß der Chalyf dadurch nicht verhindert wurde, ihn zu sehen und alle seine Handlungen zu beobachten.

Nachdem alles so angeordnet und die Wirkung des Schlafpulvers vorüber war, erwachte Abu Hassan, ohne die Augen aufzuschlagen, und warf etwas Schleim aus, welches wie das erste Mal in einem kleinen goldenen Becken aufgefangen wurde. In diesem Augenblick ließen die sieben Chöre von Sängerinnen ihre reizenden Stimmen zum Klange der Hoboen, Flöten und anderen Instrumente ertönen, und machten das angenehmste Konzert.

Das Erstaunen Abu Hassan's war außerordentlich, als er eine so harmonische Musik hörte. Er schlug die

Augen auf, und sein Erstaunen verdoppelte sich, als er die Frauen und Hofdiener bemerkte, welche um ihn her standen und die er zu kennen glaubte. Der Saal, worin er sich befand, schien ganz der nämliche zu sein, den er in seinem früheren Traume gesehen hatte, auch fand er ihn ganz eben so erleuchtet, ausmeublirt und verziert.

Das Konzert hörte auf, damit der Chalyf auf die ganze Haltung seines Gastfreundes und auf alles, was er etwa in der Ueberraschung sagen möchte, aufmerksam sein konnte. Die Frauen, Mesrur und alle Diener der inneren Gemächer beobachteten das tiefste Stillschweigen und blieben ein jeder voll Ehrerbietung auf seinem Platze. »Ach!« rief Abu Hassan, indem er sich in die Finger biß, mit lauter Stimme, daß es der Chalyf hören konnte, »da bin ich schon wieder in denselben Traum und in dieselbe Täuschung, wie vor einem Monat, verfallen. Jetzt kann ich mich nur wieder auf die Schläge mit dem Ochsenziemer, auf das Narrenhaus und auf den eisernen Käfig gefaßt halten. Allmächtiger Gott,« fügte er hinzu, »ich übergebe mich in die Hände deiner göttlichen Vorsehung! Es war ein höchst unredlicher Mann, den ich gestern Abend in meinem Hause aufnahm und der mir wiederum diese Täuschung und die davon zu erwartenden Unannehmlichkeiten zugezogen hat. Dieser Treulose und Verräther hatte mir mit einem Eidschwure versprochen, daß er beim Weggehen die Thüre meines Gemachs zuschließen wollte; aber er hat es nicht gethan, und so ist denn der Teufel hereingedrungen, der mir jetzo den Kopf ganz zerrüttet durch

diesen verwünschten Traum von einem Beherrscher der Gläubigen und durch so viele andere Hirngespinste, womit er meine Augen verblendet und bezaubert. Gott mache dich zu Schanden, Satan, und möchte doch ein großer Berg von Steinen auf dich geschüttet werden!«

Dreihundert und sechste Nacht.

Nach diesen Worten schloß Abu Hassan wieder die Augen und blieb ganz in sich gekehrt und in der größten Verwirrung des Geistes. Einen Augenblick nachher schlug er sie wieder auf, und warf sie links und rechts auf alle die Gegenstände, die sich seinem Blicke darboten. »Großer Gott!« rief er noch einmal, obwohl mit geringerem Erstaunen und lächelnd aus; »ich übergebe mich ganz in die Hände deiner Vorsehung, beschütze mich vor den Anfechtungen des Satans!« Dann schloß er wieder die Augen und fuhr fort: »ich weiß schon, was ich thun werde. Ich will schlafen, bis der Satan mich verläßt und wieder dahin fährt, woher er gekommen ist, und sollte ich auch bis zum Mittage so liegen bleiben müssen.«

Man ließ ihm indeß nicht Zeit, um, wie er es sich vorgenommen, wieder einzuschlafen. Herzensnahrung [7] — so hieß nämlich eine von den Frauen, die er schon das erste Mal gesehen hatte — näherte sich ihm und sagte zu ihm ehrfurchtsvoll: »Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, euch zu erinnern, daß ihr doch ja nicht wieder einschlafen, sondern wo möglich erwachen und aufstehen

möchtet, weil der Tag schon anzubrechen beginnt.« — »Hebe dich weg, Satan!« erwiederte Abu Hassan, als er diese Stimme vernahm. Dann sah er das Mädchen an und sagte: »Nennst du m i ch Beherrscher der Gläubigen? Du verkennst mich gewiß.«

»Ich gebe Euer Majestät,« antwortete das Mädchen, »diesen Titel, der euch gebührt, als dem erhabenen Gebieter aller Moslemin, dessen niedrigste Sklavinn ich bin und mit dem ich zu reden mich unterstehe. Euer Majestät will sich vielleicht einen Scherz machen,« fügte sie hinzu, »und sich stellen, als vergäße sie sich selber; wofern es nicht etwa die Folge irgend eines bösen Traumes ist. Allein, wenn ihr nur die Augen öffnen wollt, werden die Wolken, die eure Einbildungskraft vielleicht trüben, verschwinden, und ihr werdet sehen, daß ihr in eurem Palast, und von euern Dienern und Sklaven umgeben seid, die bereit sind, euch die gewöhnlichen Dienste zu erzeigen. Uebrigens darf Euer Majestät sich nicht darüber wundern, daß sie sich in diesem Saale und nicht in ihrem Bette befindet. Ihr schlieft nämlich gestern so plötzlich ein, daß wir euch nicht erst wecken und in euer Schlafgemach bringen wollten, sondern wir begnügten uns damit, euch ganz bequem auf dieses Sofa hinzulegen.«

Das Mädchen sagte Abu Hassan noch vieles andere, das ihm wahrscheinlich vorkam, so daß er sich endlich aufsetzte. Er schlug die Augen auf, und erkannte sowohl sie, die sprechende, als auch die schöne P e r l e n s t r a u ß und alle die andern Schönen, die er bereits gese-

hen hatte. Nun näherten sie sich ihm sämmtlich, und die schöne *Herzensnahrung* nahm wieder das Wort und sagte: »Beherrscher der Gläubigen und Stellvertreter des Propheten auf Erden! Euer Majestät wird es nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir euch aufmerksam machen, daß es Zeit zum Aufstehen ist; schon bricht der Tag an.«

»Was seid ihr doch für wunderliche und zudringliche Leute,« erwiederte Abu Hassan, indem er sich die Augen rieb, »ich bin nicht der Beherrscher der Gläubigen, ich bin Abu Hassan, ich weiß es recht gut, und ihr werdet mir nie das Gegentheil einreden.« — »Wir kennen den Abu Hassan gar nicht, von welchem Euer Majestät redet,« antwortete *Herzensnahrung*, »wir wollen ihn auch gar nicht erst kennen lernen. Wir erkennen Euer Majestät für den Beherrscher der Gläubigen, und ihr werdet uns niemals überreden können, daß ihr es nicht seid.«

Abu Hassan warf seine Augen nach allen Seiten hin, und war ganz entzückt, sich in demselben Saale wieder zu sehen, worin er sich bereits befunden hatte; aber er schrieb dieß alles wieder einem Traume zu, wie der war, den er schon früher gehabt, und dessen schlimme Folgen er fürchtete. »Gott sei mir gnädig!« rief er mit empor gehobenen Augen und Händen aus, gleich einem Menschen, der nicht weiß, wo er ist; »ich gebe mich ganz in deine Hand! Nach dem allen, was ich da sehe, kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß der Teufel, der in mein Gemach gedrungen ist, mich besitzt und meine Phantasie mit diesen Traumgesichten beunruhigt.« Der Chalyf, der

ihn betrachtete und alle seine Ausrufungen hörte, fing so herzlich an zu lachen, daß er Mühe hatte, den lauten Ausbruch desselben zu unterdrücken.

Abu Hassan hatte sich indeß wieder gelegt und die Augen geschlossen. Sogleich sagte Herzensnahrung zu ihm: »Beherrscher der Gläubigen! Da Euer Majestät, obwohl wir, unserer Pflicht gemäß, sie benachrichtigt haben, daß es Tag ist, noch nicht aufsteht, und da es durchaus nöthig ist, daß ihr den Regierungsgeschäften oblieget, so werden wir uns der Erlaubniß bedienen, die ihr uns für Fälle der Art ertheilt habt.« Zugleich faßte sie ihn bei dem einen Arm, und rief die andern Mädchen herbei, die ihn aus dem Bette heben halfen und ihn, so zu sagen, bis in die Mitte des Saales trugen, wo sie ihn dann hinsetzten. Hierauf faßten sie sich bei den Händen, und tanzten und hüpften um ihn herum, beim Klange aller Instrumente und Handtrommeln, die man über seinem Kopfe und vor seinen Ohren erschallen ließ.

Abu Hassan befand sich in einer unbeschreiblichen Verlegenheit. »Sollte ich wirklich Chalyf und Beherrscher der Gläubigen sein?« sagte er bei sich selbst. Endlich wollte er in der Ungewißheit, worin er sich befand, etwas sprechen; allein der laute Schall aller der Instrumente hinderte ihn, sich verständlich zu machen. Er gab also den Schönen Perlenstrauß und Morgenstern, die um ihn herum tanzend sich bei den Händen gefaßt hielten, einen Wink, daß er sprechen wollte. Sogleich ließen sie den Tanz und das Spiel der Instrumente ein-

stellen, und näherten sich ihm. »Lüget ja nicht,« sagte er ganz offen zu ihnen, »und saget mir die Wahrheit, wer ich eigentlich bin.«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte die schöne Morgenstern, »Euer Majestät will uns gewiß durch diese Frage bloß überraschen, als ob ihr nicht selber wüßtet, daß ihr der Beherrscher der Gläubigen seid, und der irdische Stellvertreter des Propheten Gottes, des Herrn beider Welten, sowohl der diesseitigen, worin wir leben, als auch der jenseitigen nach dem Tode. Wo nicht, so muß ein ganz besonderer Traum euch haben vergessen lassen, was ihr seid. Es kann dieß vielleicht nicht ganz ohne Grund sein, wenn man bedenkt, daß Euer Majestät diese Nacht länger, als gewöhnlich, geschlaffen hat: gleichwohl, wenn ihr es mir erlauben wollet, so werde ich euch an alles erinnern, was ihr gestern den ganzen Tag gethan habt.« Sie erzählte ihm nun seinen Gang in die Rathsversammlung, die Bestrafung des Imam's und der vier Greise durch den Polizeirichter, die Schenkung von tausend Goldstücken, welche durch den Großwesyr der Mutter einen gewissen Abu Hassan überbracht worden, ferner, was im Innern des Palastes vorgegangen, und bei den drei Mahlzeiten, die ihm in den drei Sälen vorgesetzt worden, bis zuletzt. »In diesem Saale,« fuhr sie fort, war es, wo Euer Majestät uns an ihrer Seite bei der Tafel Platz nehmen ließ, und uns die Ehre erwies, unsern Gesang anzuhören und aus unsern Händen Wein anzunehmen, bis Euer Majestät auf die von meiner Vorgängerinn er-

zählte Weise einschlief. Seitdem habt ihr wieder eure Gewohnheit ununterbrochen in einem tiefen Schlafe gelegen, bis diesen Augenblick, wo es schon Tag ist. Perlenstrauß nebst allen übrigen Sklavinnen und Dienern, die hier zugegen sind, werden dieß bestätigen. Möge daher Euer Majestät sich in den Stand setzen, das Gebet zu verrichten; denn es ist bereits Zeit dazu.«

»Gut, gut,« erwiederte Abu Hassan, indem er den Kopf schüttelte,« ihr würdet mich es zuletzt wohl noch überreden, wenn ich euch anhören wollte. Was mich indeß betrifft, so sage ich euch, daß ihr Thörinnen seid und euren Verstand verloren habt; was freilich sehr schade ist, da ihr so hübsche Mädchen seid. Ihr müßt wissen, daß ich, seitdem ich euch nicht gesehen, zu Hause gewesen bin, meine Mutter daselbst schlecht behandelt habe, darauf ins Narrenhaus geführt worden und darin wider meinen Willen länger als drei Wochen geblieben bin, während welcher der Aufseher des Hauses nicht unterlassen hat, mir täglich eine Tracht von funfzig Hieben mit dem Ochsenziemer geben zu lassen. Und ihr meint dennoch, daß dieß alles nur ein Traum gewesen sei? Ihr spottet meiner bloß.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Morgenstern, »wir alle, so viel unser hier sind, erbieten uns, bei allem, was euch irgend theuer ist, zu schwören, daß alles, was Euer Majestät da erzählt, bloß ein Traum ist. Seit gestern seid ihr nicht aus diesem Saale gekommen und ihr habt die ganze Nacht bis diesen Augenblick ohne Unterlaß geschlafen.«

Die Zuversichtlichkeit, womit das Mädchen betheuerte, daß alles, was sie ihm sagte, wahr wäre, und daß er gar nicht aus dem Saale herausgekommen, versetzte ihn nochmals in einen solchen Zustand, daß er nicht wußte, was er von sich und von dem, was er sah, glauben sollte. Er blieb eine Weile im Gedanken versenkt. »O Himmel,« sagte er bei sich selbst, »bin ich Abu Hassan? Bin ich Beherrscher der Gläubigen? Allmächtiger Gott, kläre meinem Verstand auf; laß mich die Wahrheit erkennen, damit ich weiß, woran ich mich halten soll.« Er entblößte hierauf seine Schultern, die von den empfangenen Schlägen noch ganz braun und blau waren, zeigte sie den Mädchen, und sagte: »Da sehet und urtheilet, ob solche Wunden einem im Traum oder im Schlafe kommen können. Ich meinerseits kann euch versichern, daß sie nur zu wirklich sind, und der Schmerz, den ich noch jetzt davon empfinde, ist mir ein sicherer Bürge, der mich nicht daran zweifeln läßt. Wenn dieß dennoch mir im Schlafe begegnet sein sollte, so wäre das die seltsamste und erstaunenswürdigste Sache von der Welt, und ich gestehe es, das übersteigt meine Begriffe.«

In der Ungewißheit, worin sich Abu Hassan hinsichtlich seines Zustandes befand, rief er einen von den Dienern des Chalyfen, die gerade in seiner Nähe standen, herbei, und sagte zu ihm: »Komm her und beiße mich ins Ohrläppchen, damit ich daraus abnehmen kann, ob ich schlafe oder wache.« Der Diener näherte sich, faßte das

Ohrläppchen mit den Zähnen, und kniff ihn so stark, daß Abu Hassan laut aufschrie.

Bei diesem Schrei spielten auf einmal wieder alle Instrumente, und die Mädchen und Diener des Hofes fingen an, um Abu Hassan herum so rauschend zu tanzen, zu singen und zu hüpfen, daß er in eine Art von Entzückung gerieth, die ihn zu tausend Thorheiten verleitete. Er fing an zu singen, wie die andern; er riß sich das Chalyfenkleid ab, das man ihm angelegt hatte, warf die Mütze zu Boden, die er auf dem Kopf hatte, und im bloßen Hemde und in Unterbeinkleidern sprang er ungestüm auf, warf sich zwischen zwei Mädchen, die er bei den Händen faßte, und fing an, mit einem so lebhaften Gebärdenspiel und mit so lustigen und possenhaften Verdrehungen des Leibes zu tanzen und zu springen, daß der Chalyf an dem Orte, wo er sich befand, sich nicht mehr halten konnte. Die plötzliche Lustigkeit Abu Hassan's brachte ihn zu einem so lauten Lachen, daß er ganz außer sich gerieth, und den Klang der Instrumente und Handtrommeln weit übertönte. Es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kommen konnte, und es fehlte nicht viel, so hätte er Beschwerde davon empfunden. Endlich ermannte er sich, öffnete das Gitterfenster, streckte den Kopf hervor, und rief, noch immerfort lachend: »Abu Hassan, Abu Hassan, willst du denn, das ich vor Lachen sterben soll?«

Auf diesen Ruf des Chalyfen schwieg alles, und der Lärm hörte auf. Abu Hassan blieb gleich den übrigen stehen, und wandte sein Gesicht nach der Seite hin, wo die

Stimme herkam. Er erkannte in dem Chalyfen den Kaufmann von Mussul. Dieß brachte ihn indeß nicht aus der Fassung. Im Gegentheil sah er jetzt ein, daß er wach sei und daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, sondern Wirklichkeit war. Er ging also auf den Scherz des Chalyfen ein, sah ihn dreist an und rief: »Ah, da bist du ja wieder, mein guter Kaufmann von Mussul! Wie? du beklagst dich, daß du wegen meiner dich zu Tode lachen müßtest, du, der du allein schuld bist an der schlechten Behandlung, die ich meiner Mutter angethan, und an jener, die ich während meines langen Aufenthalts im Narrenhause erfahren, du, der den Imam der Moschee meines Stadtviertels und die vier Scheichs, meine Nachbaren, so sehr hat mißhandeln lassen, denn ich bin es nicht gewesen, sondern ich wasche meine Hände in Unschuld, — der du ferner mir so viele Leiden der Seele und so viele widrige Zufälle verursacht hast? mit einem Worte, bist du nicht der angreifende Theil und ich der beleidigte?«

»Du hast Recht, Abu Hassan,« antwortete der Chalyf unter fortwährendem Lachen; aber um dich für alle deine Leiden zu trösten und zu entschädigen, bin ich bereit und nehme Gott dabei zum Zeugen, daß ich dir ganz nach deinem Belieben jede Genugthuung geben will, die du nur irgend verlangen kannst.«

Der Chalyf stieg nach diesen Worten aus dem Kabinet herab, und trat in den Saal. Hierauf ließ er eines seiner schönsten Kleider bringen und befahl den Mädchen,

die Dienste von Kammerdienern zu verrichten und dieß Kleid Abu Hassan anzuziehen. Als sie ihn angekleidet hatten, umarmte ihn der Chalyf, und sagte zu ihm: »Du bist mein Bruder; verlange von mir alles, was dir nur irgend Vergnügen machen kann, ich werde dir es gewähren.«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte Abu Hassan, »ich bitte Euer Majestät um die Gnade, mir mitzutheilen, was ihr gethan habt, um mir meinen Kopf so zu verwirren, und welches eure Absicht dabei gewesen ist. Daran liegt mir gegenwärtig mehr, als an allem anderen, um meinen Verstand wieder in die gewohnte Ordnung zu bringen.«

Der Chalyf war so gütig, ihm dieß zu gewähren. »Erstlich mußt du nur wissen,« begann der Chalyf, »daß ich mich sehr oft verkleide, besonders während der Nachtzeit, um persönlich nachzusehen, ob auch wohl in der Stadt Bagdad alles in bester Ordnung ist; und da ich ferner auch gern wissen möchte, was in der Umgegend vorgeht, so habe ich mir einen Tag festgesetzt, und zwar den Ersten eines jeden Monats, um außer der Stadt, bald auf dieser, bald auf jener Seite, die Runde zu machen, und ich kehre dann jedesmal über die Brücke zurück. An dem Abende, wo du mich zur Abendmalzeit in dein Haus einludest, kam ich gerade von einem solchen Spaziergange zurück. In unserer Unterhaltung äußertest du, dein einziger Wunsch wäre, bloß auf vier und zwanzig Stunden einmal Chalyf und Beherrscher der Gläubigen zu sein, um den Imam der Moschee deines Stadtviertels und die vier Scheichs, seine Rathgeber, zur Vernunft brin-

gen zu können. Dein Wunsch schien mir sehr dazu geeignet, mir eine angenehme Belustigung zu verschaffen, und mir fiel sogleich ein Mittel ein, dir ihn zu erfüllen. Ich hatte etwas von dem Pulver bei mir, das einen in dem Augenblick, wo man es eingenommen, sogleich in einen festen Schlaf versenkt, von welchem man erst nach Ablauf einer gewissen Frist wieder erwacht. Ich warf, ohne daß du es bemerktest, etwas davon in die letzte Schale Wein, die ich dir überreichte, und du trankst es. Augenblicklich befiel dich der Schlaf, und ich ließ dich durch meinen Sklaven aufheben, und nach meinem Palaste tragen, indem ich beim Weggehen die Thüre deines Gemachs offen ließ. Ich darf dir wohl nicht erst sagen, was in meinem Palaste, bei deinem Erwachen, und den ganzen Tag hindurch, mit dir vorging, bis am Abend, nach vollendeter Malzeit, eine meiner Sklavinnen, die dir aufwartete, auf meinen Befehl wieder etwas von dem Pulver in das letzte Glas, das sie dir reichte, hineinwarf, und du es trankst. Sogleich fielst du in einen tiefen Schlaf, und ich ließ dich durch denselben Sklaven, der dich hergetragen hatt, wieder in deine Wohnung zurücktragen, mit dem Befehle, daß er beim Weggehen die Thüre deines Zimmers offen lassen möchte. Was dir den Tag darauf und die folgenden Tage begegnet ist, hast du mir selber erzählt. Ich hatte nicht gedacht, daß du so viel deshalb leiden würdest, als du bei dieser Gelegenheit wirklich gelitten hast; allein, wie ich dir bereits mein Wort darauf gegeben habe, ich werde alles mögliche thun, um dich zu trösten, und dich alle Lei-

den vergessen zu lassen. Überlege nun wohl, wodurch ich dir irgend eine Freude machen kann, und verlange dreist, was du dir wünschest.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan, »wie groß auch immer die Leiden gewesen sein mögen, die ich ausgestanden, so sind sie doch in dem Augenblick aus meinem Gedächtnisse vertilgt, wo ich erfahre, daß sie mir von Seiten meines erhabenen Herrn und Gebieters veranlaßt sind. Was übrigens das großmüthige und gütige Anerbieten Euer Majestät anbetrifft, so zweifle ich nicht im mindesten an der Unwiederruflichkeit eures Wortes; allein, da der Eigennutz nie über mich irgend eine Gewalt gehabt hat, so wage ich, da ihr mir diese Freiheit gestattet, bloß um die Gnade zu bitten, daß ich stäts Zutritt zu eurer Person haben, und mein ganzes Leben hindurch Bewunderer eurer Größe sein darf.«

Dreihundert und siebente Nacht.

Dieser letztere Beweis von Abu Hassans Uneigennützigkeit gewann ihm vollends die Hochachtung des Chalyfen. »Ich weiß dir vielen Dank für deine Bitte,« sagte der Chalyf zu ihm; ich gewähre sie dir, nebst dem freien Eintritt in meinen Palast zu jeder Stunde, wo ich mich auch immer gerade befinden mag.« Zugleich wies er ihm eine Wohnung in dem Palast an. In Hinsicht auf seine künftige Besoldung sagte er ihn, daß er nichts mit seinen Schatzmeistern, sondern bloß mit ihm persönlich zu thun haben sollte, und er ließ ihm auf der Stelle durch den

Aufseher seines Privatschatzes einen Beutel mit tausend Goldstücken auszahlen. Abu Hassan stattete dafür dem Chalyfen seinen ehrerbietigsten Dank ab: worauf ihn dieser verließ, um sich, seiner Gewohnheit nach, in die Rathsversammlung zu begeben.

Abu Hassan benutzte diese Zeit, um aufs schleunigste seine Mutter von allem, was vorgefallen war, zu unterrichten, und ihr sein großes Glück zu melden.

Er zeigte ihr, daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, sondern daß er wirklich Chalyf gewesen, und einen ganzen Tag lang die Geschäfte desselben verrichtet und die demselben gebührenden Ehrenbezeigungen genossen und daß sie daran nicht mehr zweifeln dürfte, da der Chalyf selber ihn persönlich dessen versichert hätte.

Die Nachricht von dem Glück Abu Hassans verbreitete sich sehr bald in ganz Bagdad, in die benachbarten Provinzen, und selbst bis in die entferntesten, nebst allen den seltsamen und ergötzlichen Einzelheiten, die dabei im Spiele gewesen waren.

Die neue Gunst, zu welcher Abu Hassan emporgestiegen, machte, daß er sehr häufig bei dem Chalyfen war. Da er von Natur sehr heiterer Laune war, und durch seine Einfälle und Scherze überall, wo er war, die Freude weckte, so konnte der Chalyf fast gar nicht gut ohne ihn sein, und machte sich nie ein Vergnügen, wozu er ihn nicht eingeladen hätte. Er nahm ihn sogar bisweilen zu seiner Gemahlinn Sobeïde mit, welcher er seine Geschichte erzählt, und die sie sehr ergötzlich gefunden hatte. Sobeïde

sah ihn sehr gern; indeß bemerkte sie jedesmal, wenn er den Chalyfen zu ihr begleitete, daß er seine Augen unverwandt auf eine ihrer Sclavinnen, Namens Nushatulawadat [8] richtete. Sie beschloß, dem Chalyfen darüber einen Wink zu geben. »Beherrscher der Gläubigen,« sagte die Fürstinn eines Tages zu dem Chalyfen, »ihr habt es vielleicht nicht so bemerkt, wie ich, das jedesmal, wenn Abu Hassan euch hieher begleitet, seine Augen unverwendet auf Nushatulawadat ruhen, und daß sie jedesmal darüber roth wird. Ihr zweifelt gewiß nicht, daß dieß ein sicheres Zeichen sei, daß sie ihm nicht gram ist, und wenn ihr mir hierin beipflichten wollt, so werden wir zwischen beiden eine Heirat stiften können.

»Meine Gemahlinn,« erwiederte der Chalyf, ihr erinnert mich an etwas, daß ich längst schon gethan haben sollte. Ich kenne den Geschmack Abu Hassans im Punkte des Heiratens, und zwar aus seinem eigenen Munde, und ich habe ihm versprochen, ihm eine Frau zu verschaffen, womit er alle Ursache haben solle, zufrieden zu sein. Ich bin sehr froh, daß ihr mir das gesagt habt, und ich begreife nicht, wie mir die Sache so ganz entfallen konnte. Allein es ist besser, daß Abu Hassan seiner Neigung gefolgt ist, und selbst gewählt hat. Uebrigens müssen wir, damit Nushatulawadat nicht etwa ihm wieder abgeneigt werde, mit dieser Verbindung nicht lange zögern. Doch da sind sie ja beide; es fehlt jetzt bloß, daß sie ihre Einwilligung dazu geben.«

Abu Hassan warf sich zu den Füßen des Chalyfen und Sobeïdens, um ihnen an den Tag zu legen, wie sehr er ihre Güte gegen ihn anerkenne. »Ich kann,« fuhr er fort, indem er aufstand, »niemals eine Gattinn aus besseren Händen empfangen: allein ich darf nicht hoffen, daß Nushatulawadat mir eben so gern ihre Hand geben wird, als ich ihr die meinige anzubieten bereit bin.« Bei diesen Worten sah er die schöne Sklavinn der Fürstinn an, die ihrerseits durch ihr ehrerbietiges Schweigen und durch das Erröthen ihres Gesichts hinlänglich an den Tag legte, wie sehr sie geneigt wäre, dem Willen des Chalyfen und ihrer Gebieterinn Sobeïdens zu willfahren.

Die Heirat kam zu Stande, und die Hochzeit wurde in dem Palaste mit den größten Lustbarkeiten begangen, die mehrere Tage lang währten. Sobeïde machte ihrer Sklavinn, dem Chalyfen zu Gefallen, sehr reiche Geschenke, und der Chalyf handelte seinerseits, aus Rücksicht auf Sobeïde, eben so freigebig gegen Abu Hassan.

Die Neuvermählte wurde nach der Wohnung geführt, welche der Chalyf ihrem Manne Abu Hassan, der sie mit Ungeduld erwartete, angewiesen hatte. Er empfing sie beim Klange aller Instrumente und der Chöre der Sänger und Sängerinnen des Palastes, welche die Luft mit der Harmonie ihrer Stimmen und ihres Tonspiels erfüllten.

Mehrere Tage verstrichen unter Festen und Lustbarkeiten, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind, worauf man die Neuvermählten den ungestörten Genuß ihrer Liebe überließ. Abu Hassan und seine junge Gattinn wa-

ren gegenseitig von einander bezaubert. Sie lebten in einer so vollkommenen Eintracht, daß sie, mit Ausnahme der Zeit, wo sie dem Chalyfen und der Fürstinn Sobeïde ihre Aufwartung machten, stäts bei einander waren, und sich nie einen Augenblick verließen. Freilich besaß aber auch Nushatulawadat alle Eigenschaften einer Frau, welche Abu Hassan Liebe und Zuneigung einzuflößen vermochte, da sie, wie er gegen den Chalyfen gewünscht hatte, ihm bei Tafel die Spitze zu bieten im Stande war. Bei solchen Eigenschaften konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Zeit mit einander sehr angenehm hinbrachten. Auch war ihre Tafel jedesmal mit den köstlichsten und leckerhaftesten Speisen besetzt; die ihnen ein Speisewirth sorgfältig bereitete und lieferte, und der Schenktisch stäts mit den auserlesensten Weinen versehen, und so eingerichtet, daß er ihnen beiden sehr bequem zur Hand war. So genossen sie denn da eines traulichen Beisammenseins und unterhielten sich mit tausend heiteren Scherzen. Besonders war die Abendmahlzeit dem Vergnügen gewidmet. Sie ließen sich da bloß seltene Früchte, Kuchen und Mandelgebackenes vorsetzen, und bei jedem Becher Wein, den sie tranken, ermunterten sie sich gegenseitig durch neue Lieder, die oft aus dem Stegreife auf die Gegenstände ihres Gespräches gedichtet waren. Bisweilen wurden diese Lieder auch mit der Laute oder mit irgend einem anderen Instrument begleitet, welches sie beide zu spielen verstanden.

Abu Hassan und Nushatulawadat verlebten so ein ziemlich lange Zeit unter guten Mahlzeiten und Vergnü-

gungen. Um die Ausgaben für ihre Mundküche hatten sie sich nie bekümmert, und der Speisewirth, den sie dafür gewählt hatten, hatte alle Vorschüsse gemacht. Es war billig, daß er endlich etwas Geld in die Hände bekam, und er überreichte ihnen zu diesem Zweck eine Berechnung alles dessen, was er ihnen vorgeschossen hatte. Die Summe war, wie sich ergab, sehr bedeutend. Dazu kamen nun noch die Ausgaben für die beiderseitigen Hochzeitkleider, von den reichsten Stoffen und für das kostbare Geschmeide der Neuvermählten. Die Summe ward so ungeheuer groß befunden, daß sie nur zu spät bemerkten, von dem ganzen Gelde, welches sie bei Gelegenheit ihrer Vermählung von dem Chalyfen und von Sobeïde zum Geschenk erhalten, bliebe ihnen gerade nur so viel übrig, um diese Vorschüsse decken zu können. Dieß brachte sie denn zu sehr ernsthaften Betrachtungen über das Vergangene, die indeß der gegenwärtigen Verlegenheit nicht abhalfen. Abu Hassan war der Meinung, den Speisewirth zu bezahlen, und seiner Frauen Ansicht stimmte damit überein. Sie ließen ihn also kommen und bezahlten ihm alles, was sie ihm schuldig waren, ohne die mindeste Verlegenheit darüber zu verrathen, was sie nach dieser geleisteten Zahlung beginnen sollten.

Der Speisewirth entfernte sich sehr vergnügt darüber, daß er seine Bezahlung in schönen blanken Goldstücken — man sah keine andere Münze im Palast des Chalyfen — erhalten hatte; Abu Hassan und Nushatulawadat dagegen waren es nicht im geringsten, daß sie in ihrem Geld-

beutel bis auf den Boden sahen. Sie blieben in tiefes Schweigen versenkt, mit niedergeschlagenen Augen, und in der höchsten Verlegenheit über die Lage, worein sie sich gleich im ersten Jahr ihrer Ehe versetzt sahen.

Dreihundert und achte Nacht.

Abu Hassan erinnerte sich recht wohl, daß der Chalyf, als er ihn in den Palast aufnahm, ihm versprochen hatte, er wollte es ihm an nichts fehlen lassen. Allein, wenn er überlegte, in wie kurzer Zeit er die Schenkungen seiner freigebigen Hand vergeudet, so hatte er einerseits nicht Lust zu bitten, anderseits wollte er sich nicht der Schande aussetzen, dem Chalyfen den schlechten Gebrauch den er von seinen Gaben gemacht und das Bedürfniß, neue Gaben anzunehmen, an den Tag zu legen. Sein Erbtheil hatte er übrigens von dem Augenblick an, wo ihn der Chalyf in seine Umgebung aufgenommen hatte, seiner Mutter überlassen, und er war weit entfernt, zu den Geldbeutel derselben seine Zuflucht zu nehmen, wodurch er zu erkennen gegeben hätte, daß er wieder in dasselbe unordentliche Leben verfallen sei, wie nach dem Tode seines Vaters.

Nushatulawadat, welche die Geschenke Sobeïdens, und die Freiheit, die sie ihr bei ihrer Vermählung ertheilt hatte, als eine mehr als hinreichende Belohnung für ihre Dienste und Anhänglichkeit betrachtete, glaubte ihrerseits ebenfalls kein Recht zu haben, sie noch um irgend etwas zu bitten.

Endlich unterbrach Abu Hassan dieß Schweigen, sah Nushatulawadat mit aufgeheiterter Miene an, und sagte zu ihr: »Ich sehe wohl, daß du in derselben Verlegenheit bist, wie ich, und daß du nachsinnest, was wir in einer so traurigen Lage, wie diese, wo uns auf einmahl, ohne daß wir es vorhergesehen, das Geld ausgeht, für einen Entschluß fassen sollen. Ich weiß zwar nicht, was du für eine Ansicht hast; allein ich für mein Theil bin der Meinung, es komme, wie es wolle, in unserer täglichen Ausgabe auch nicht die mindeste Einschränkung zu treffen, und ich glaube, daß du deinerseits mir darin nicht entgegen sein wirst. Es kömmt hiebei bloß darauf an, uns die Mittel dazu zu verschaffen, ohne uns etwas zu vergeben und den Chalyfen oder Sobeïden irgend ansprechen zu dürfen; und ich glaube, einen Weg gefunden zu haben. Allein wir müssen dabei uns beide gegenseitig unterstützen.«

Diese Aeußerung Abu Hassans gefiel Nushatulawadat gar sehr, und sie schöpfte daraus einige Hoffnung. »Ich war nicht minder, als du,« sagte sie zu ihm, »mit diesem Gedanken beschäftigt, und wenn ich nichts äußerte, so war es bloß darum, weil ich kein Auskunftsmittel sah. Ich muß gestehen, die Eröffnung, die du mir so eben gethan hast, macht mir die größte Freude von der Welt; allein, da du ein Mittel gefunden zu haben versicherst, wozu du meiner Hülfe bedarfst, so darfst du nur sagen, was ich thun soll; und du wirst sehen, wie gut ich mich dazu anstellen werde.«

»Ich hatte es wohl erwartet,« erwiederte Abu Hassan, »daß du dieser Sache, die dich eben so nahe angeht, als mich, dich nicht entziehen würdest. Das Mittel, welches ich mir ausgesonnen habe, um zu bewirken, daß es uns in dieser gegenwärtigen Verlegenheit, wenigstens einige Zeit hindurch, nicht an Gelde fehle, ist folgendes. Es beruht nämlich auf einem kleinen Betruge, den wir beide — ich gegen den Chalyfen, du gegen Sobeïde — spielen müssen, und der, wie ich gewiß überzeugt bin, sie belustigen und für uns nicht ohne Vortheil sein wird. Dieser Betrug besteht darin, daß wir alle beide sterben.«

»Daß wir alle beide sterben?« unterbrach ihn Nushatulawadat. »Stirb, wenn du Lust hast, ganz allein: was mich betrifft, so bin ich des Lebens gar nicht überdrüssig, und mag auch nicht, nimm mir es nicht übel, so gar bald sterben. Wenn du mir kein anderes Mittel vorzuschlagen hast, als dieses, so magst du es nur selber anwenden, denn ich versichere dich, daß ich mich nicht damit befassen will.«

»Du bist eine Frau,« antwortete Abu Hassan, »das heißt, eine Person von erstaunlicher Lebhaftigkeit und Uebereilung, und lässest mir kaum Zeit, mich zu erklären. Höre mich nur einen Augenblick mit Geduld an, und du wirst sehen, daß du wohl selber gern den Tod wirst sterben wollen, den ich sterben will. Du kannst dir wohl denken, daß ich hier nicht einen wirklichen, sondern bloß einen Scheintod meine.«

»Ah, sehr schön!« unterbrach ihn wiederum Nusha-kulawadat; »wenn es hier bloß auf einen Scheintodt ankömmt, so bin ich gern dabei. Du kannst jetzt ganz auf mich rechnen, und du wirst Zeuge sein, mit welchem Eifer ich dich in dieser Art des Sterbens unterstützen werde; denn, um es dir offen zu gestehen, ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen davor, jetzt augenblicklich auf die Art zu sterben, wie ich es vorhin verstand.«

»Nun gut!« erwiederte Abu Hassan: »du sollst schon damit zufrieden sein. Ich meine die Sache so. Ich werde mich todt stellen, und du wirst ein Leichentuch nehmen, und mich ganz so bestatten, als ob ich es wirklich wäre. Du wirst mich nach dem herkömmlichen Brauch in die Mitte des Zimmers legen, mit dem Turban auf dem Gesicht, und die Füße nach Mekka hingekehrt, ganz so, als ob ich auf den Begräbnißplatz hinausgetragen werden sollte [9]. Sobald alles so angeordnet ist, so fang an zu weinen, das übliche Klagegeschrei zu erheben, deine Kleider zu zerreißen, und dir die Haare auszuraufen, oder stelle dich wenigstens so, als thätest du es, und geh dann ganz in Thränen und mit fliegenden Haaren zu Sobeïde'n. Die Fürstinn wird nach der Ursache deiner Thränen fragen, und sobald du es ihr unter Schluchzen entdeckt hast, so wird sie dich gewiß beklagen, und dir eine Summe Geldes zu den Kosten meines Begräbnisses, und ein Stück Brokat, theils zum Leichentuche für mich, theils zum Kleide für dich, an die Stelle des zerrissenen schenken. Sobald du nun mit diesem Gelde und

dem Stück Brokat zurückgekehrt bist, werde ich von meinem Lager in der Mitte des Zimmers aufstehen, und du wirst dich an meine Stelle hinlegen, und dich todt stellen. Ich werde dich dann als Leiche ankleiden, und hierauf meinerseits zum Chalyfen hingehen, um bei ihm dieselbe Rolle zu spielen, die du bei Sobeïde'n gespielt hast, und ich darf wohl hoffen, daß der Chalyf gegen mich nicht minder freigebig sein wird, als es Sobeïde gegen dich gewesen ist.«

Nachdem Abu Hassan seine Ansicht über den von ihm entworfenen Plan auseinander gesetzt hatte, erwiederte sogleich Nushatulawadat: »Ich glaube, daß diese Täuschung sehr belustigend sein wird, und ich müßte mich sehr irren, wenn der Chalyf und Sobeïde uns nicht dafür Dank wissen sollten. Es kömmt jetzt bloß darauf an, die Sache gut auszuführen. Was mich betrifft, so laß mich nur machen: ich werde mich meiner Rolle zum wenigsten eben so gut entledigen, als ich es von dir erwarte, und zwar mit um so mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, je größer der Vortheil ist, den ich und du davon einärnten müssen. Laß uns daher keine Zeit verlieren. Während ich das Leichentuch nehme, entkleide dich bis aufs Hemde und die Unterbeinkleider; ich verstehe es so gut, wie irgend einer, jemand als Leiche anzukleiden.«

Dreihundert und neunte Nacht.

Abu Hassan säumte nicht, das zu thun, was ihm Nushatulawadat gesagt hatte. Er streckte sich rücklings

die Länge lang auf das Leichentuch hin, welches mitten im Zimmer auf den Fußteppich hingebreitet war, kreuzte die Beine, und ließ sich so einhüllen, daß es schien, als dürfte man ihn bloß noch auf die Todtenbahre legen und zur Beerdigung forttragen. Seine Frau kehrte seine Füße nach Mekka hin, bedeckte ihm das Gesicht mit einem sehr feinen Musselin-Schleier, und legte ihm seinen Turban oben darüber, doch so, daß er frei athmen konnte. Hierauf legte sie ihren Kopfputz ab, und mit Thränen in den Augen und mit aufgelöstem und fliegendem Haare, welches sie sich unter lautem Geschrei scheinbar ausraufte, schlug sie sich auf Wangen und Brust, und gab alle übrigen Zeichen eines heftigen Schmerzes von sich. In diesem Aufzuge eilte sie fort, und flog über den sehr geräumigen Hof des Palastes, um sich nach den Zimmern der Fürstinn Sobeïde zu begeben.

Nushatulawadat stieß ein so durchdringendes Geschrei aus, daß Sobeïde es auf ihrem Zimmer hören konnte. Sie befahl ihren Sklavinnen, die um sie waren, nachzusehen, woher denn dieß Wehklagen und dieß Schreien käme. Diese eilten schnell an die Fenstergitter, und meldeten Sobeïde'n, es wäre Nushatulawadat, die ganz in Thränen sich näherte. Die Fürstinn, voll Ungeduld, zu wissen, was ihr begegnet wäre, stand sogleich auf, und ging ihr bis an die Thür ihres Vorzimmers entgegen.

Nushatulawadat spielte hier ihre Rolle ganz vortrefflich. Sobald sie Sobeïde'n erblickte, welche selber den Thürvorhang ihres Vorzimmers geöffnet in der Hand

hielt, und sie erwartete, verdoppelte sie ihr Geschrei und ihre Schritte, raufte sich mit den Händen die Haare aus, schlug sich heftiger an Brust und Wange, und warf sich ihr sodann zu Füßen, und benetzte dieselben mit Thränen.

Sobeïde, die ganz überrascht war, ihre Sklavinn in so tiefer Betrübniß zu erblicken, fragte sie, was es den gäbe, und welcher Unfall ihr begegnet wäre?

Anstatt zu antworten, fuhr die fälschlich Betrübte noch einige Zeit zu schluchzen fort, indem sie sich scheinbar Gewalt anthat, es zu unterdrücken. »Ach, meine theure Gebieterinn,« rief sie endlich, immer noch von Schluchzen unterbrochen, aus; »welches größere und traurigere Unglück konnte mir begegnen, als das, welches mich jetzt nöthigt, mich in meiner höchst traurigen Lage zu den Füßen Euer Majestät zu werfen? Gott verlängere eure Tage, meine verehrungswürdigste Fürstinn, bei der vollkommensten Gesundheit, und schenke euch noch lange und glückliche Jahre! Abu Hassan, der arme Abu Hassan, den ihr mit eurer Gnade beehrtet, den ihr und der Beherrscher der Gläubigen mir zum Ehegatten gabet, ist nicht mehr!«

Bei diesen letzten Worten verdoppelte Nushatulawadat ihre Thränen und ihr Schluchzen, und warf sich noch einmal zu den Füßen der Fürstinn. Sobeïde erschrak über diese Nachricht außerordentlich. »Also Abu Hassan ist todt?« rief sie aus; »dieser so gesunde, so angenehme und unterhaltende Mann? In der That, ich hätte es nicht erwartet, so schnell den Tod eines solchen Mannes vernehmen zu müssen, der ein längeres Leben verhieß, und

es so sehr verdient hatte.« Sie konnte sich nicht enthalten, ihrem Schmerze durch Thränen Luft zu machen. Ihre Sklavinnen, die sie begleiteten, und mehrmals an den Scherzen Abu Hassans theilgenommen hatten, wenn er zu den vertraulichen Unterhaltungen Sobeïdens und des Chalyfen zugelassen worden war, legten ebenfalls durch ihre Thränen ihren Antheil und ihr Bedauern über seinen Verlust an den Tag.

Sobeïde, ihre Sklavinnen und Nushatulawadat weinten eine ganze Weile lang über diesen Todesfall. Endlich unterbrach die Fürstinn Sobeïde das Schweigen, und rief, zu der angeblichen Wittwe gewendet, aus: »Du Böse, vielleicht bist du selber die Ursache seines Todes! Du hast ihm vielleicht durch deine üble Laune so viel Verdruß gemacht, daß du ihn endlich dadurch bis ans Grab gebracht hast.«

Nushatulawadat schien über den Vorwurf, den Sobeïde ihr machte, sehr gekränkt. »Ach, Euer Majestät,« rief sie aus; ich glaube euch nie, während der ganzen Zeit, wo ich eure Sklavinn zu sein das Glück hatte, Anlaß gegeben zu haben zu einer so unvortheilhaften Meinung über mein Betragen gegen einen so geliebten Gatten. Ich würde mich für die unglückseligste aller Frauen halten, wenn ihr dieß glaubtet. Ich habe Abu Hassan so unaussprechlich lieb gehabt, als eine Frau ihren Mann, den sie leidenschaftlich anbetet, nur irgend haben kann, und ich kann sagen, daß ich für ihn alle die Zärtlichkeit empfunden habe, die seine zuvorkommende Gefälligkeit,

womit er mir seine zärtliche Liebe an den Tag legte, nur irgend verdiente. Ich bin überzeugt, wenn er noch lebte, so würde er mich vor Euer Majestät deshalb vollkommen rechtfertigen; aber, ach!« fuhr sie mit einem neuen Strome von Thränen fort, »seine Stunde ist gekommen, und dieß ist die einzige Ursache seines Todes.«

Sobeïde hatte wirklich stäts an ihrer Sklavinn eine immer gleiche Laune, eine unveränderliche Sanftheit, eine große Folgsamkeit, und einen Eifer in allen ihren Dienstleistungen bemerkt, welcher anzeigte, daß sie mehr aus Neigung, als aus Pflichtzwang handelte. Daher nahm sie keinen Anstand, ihr aufs Wort zu glauben, und befahl ihrer Schatzmeisterinn, aus ihrem Schatze einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat zu holen.

Die Schtzameisterinn kam bald mit dem Beutel und dem Stücke Brokat zurück, und händigte es, auf Sobeïdens Befehl, Nushatulawadat ein.

Diese warf sich beim Empfange dieses schönen Geschenks, zu den Füßen der Fürstinn, und sagte ihr den ehrerbietigsten Dank, indem sie über den glücklichen Erfolg innerlich sehr vergnügt war. »Geh,« sagte Sobeïde zu ihr, laß aus dem Stück Brokat ein Leichentuch über die Bahre deines Mannes machen, und verwende das Geld dazu, ihm ein ehrenvolles und seiner würdiges Leichenbegängniß zu veranstalten. Sodann mäßige deine Betrübniß; ich werde für dich sorgen.

Nushatulawadat war kaum aus den Augen Sobeïdens, als sie auch schon ihre Thränen freudig abtrocknete,

und eiligst zurückkehrte, um Abu Hassan von dem Gelingen ihrer Rolle Bericht abzustatten.

Als sie in ihr Zimmer trat, lachte sie laut auf, als sie Abu Hassan noch in derselben Lage antraf, in der sie ihn verlassen hatte, das heißt, mitten im Zimmer im Sterbekleide. »Steh auf,« sagte sie lachend zu ihm, »und sieh hier die Früchte meiner Lüge gegen Sobeïde. Wir werden heute noch nicht Hungers sterben.«

Abu Hassan stand schnell auf, und freute sich sehr nebst seiner Frau über den Anblick des Geldbeutels und des Stückes Brokat.

Nushatulawadat war über das glückliche Gelingen der Täuschung, die sie an der Fürstinn begangen hatte, so vergnügt, daß sie ihre Freude nicht zurückhalten konnte. »Das ist noch nicht genug,« sagte sie lachend zu ihrem Manne; jetzt werde ich meinerseits ebenfalls die Todte spielen, und zusehen, ob du auch so geschickt sein wirst, eben so viel vom Chalyfen zu bekommen.«

»Daran erkenne ich recht den Charakter der Frauen,« erwiederte Abu Hassan; »man hat wohl recht, wenn man sagt, daß sie beständig die Eitelkeit haben, zu glauben, daß sie mehr als die Männer vermögen, obwohl sie meist nur auf Eingeben derselben, etwas Gutes leisten. Das wäre schön, wenn ich nicht wenigstens eben so viel, als du, bei dem Chalyfen ausrichten sollte, ich, der ich der Erfinder dieses Betruges bin! Doch, wir wollen nicht die Zeit mit unnützen Reden verlieren.

Spiele du die Todte, wie ich, und du wirst sehen, ob ich nicht dasselbe Glück haben werde.«

Abu Hassan zog seine Frau als Leiche an, legte sie auf dieselbe Stelle, wo er gelegen hatte, kehrte ihre Füße nach Mekka hin, und ging ganz verstört, mit verkehrt aufgesetztem Turban, wie ein Mensch, der in der höchsten Betrübniß ist, aus dem Zimmer. In diesem Zustande begab er sich nach den Zimmern des Chalyfen, der so eben mit dem Großwesyr Giafar und mit andern Wesyren, auf die er großes Vertrauen setzte, eine geheime Berathung hielt. Er zeigte sich an der Thüre, und der Thürsteher, welcher wußte, daß er freien Zutritt hatte, öffnete sie ihm. Er trat also hinein, das Schnupftuch mit einer Hand vor die Augen haltend, um die verstellten Thränen zu verbergen, die er reichlich fließen ließ, während er sich mit der andern Hand heftig vor die Brust schlug, unter Ausrufungen, die das Uebermaaß des höchsten Schmerzes ausdrücken.

Dreihundert und zehnte Nacht.

Der Chalyf, welcher gewohnt war, Abu Hassan stäts mit einer heiteren Miene, welche nur Frohsinn erweckte, zu erblicken, war sehr überrascht, als er ihn in einem so traurigen Zustand vor sich sah. Er unterbrach die Aufmerksamkeit, womit er das in der Berathung verhandelte anhörte, und fragte ihn um die Ursache seines Schmerzes.

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan unter Schluchzen und wiederholtem Seufzen, »es hätte mir kein größeres Unglück begegnen können, als das

ist, welches gegenwärtig meine Betrübniß veranlaßt. Gott lasse Euer Majestät noch lange auf dem Throne leben, den ihr so glorreich ausfüllt! Nushatulawadat, die ihr mir gnädigst zur Ehe gegeben habt, um meine noch übrigen Tage mit ihr zu verleben, ach!« — —

Bei diesem Ausrufe stellte sich Abu Hassan, als wäre sein Herz so beklommen, daß er nicht weiter sprechen konnte, und brach in Thränen aus.

Der Chalyf, welcher merkte, daß Abu Hassan ihm den Tod seiner Frau zu melden kam, schien darüber außerordentlich gerührt zu sein. »Gott sei ihrer Seele barmherzig!« sagte er mit einer Miene, welche sein Bedauern deutlich verrieth. »Sie war eine gute Sklavinn, und wir, Sobeïde und ich, gaben sie dir, um dich zu erfreuen; sie hätte es verdient, noch länger zu leben.« Thränen flossen hierauf aus seinen Augen, und er mußte sein Schnupftuch nehmen, um sie zu trocknen.

Der Schmerz Abu Hassans und des Chalyfen Thränen erweckten die des Großwesyrs Giafar und der übrigen Wesyre. Sie beweinten sämmtlich den Tod der Nushatulawadat, die ihrerseits in der höchsten Ungeduld schwebte, zu erfahren, in wiefern es Abu Hassan geglückt wäre.

Uebrigens hatte der Chalyf denselben Gedanken, den seine Frau gehabt, und bildete sich ein, daß er vielleicht die Ursache ihres Todes gewesen wäre. »Unglücklicher,« sagte er daher zu ihm im Tone des Unwillens, »warst du es nicht, der deiner Frau durch deine schlechte Behandlung den Tod zuzog? Ach, ich zweifle daran fast nicht. Du

hättest wenigstens auf meine Gemahlinn Sobeïde einige Rücksicht nehmen sollen, die sie mehr liebte, als alle ihre übrige Sklavinnen, und die aus Güte sich ihrer beraubte, um sie dir zu überlassen.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan, indem er sich stellte, als weinte er noch bitterer, als zuvor, »kann Euer Majestät auch nur einen Augenblick den Gedanken hegen, daß Abu Hassan, den ihr mit Gnadenbezeigungen und Wohlthaten überhäuft, und dem ihr Ehrenbezeigungen erwiesen habt, die er kaum zu hoffen gewagt, einer solchen Undankbarkeit fähig sein sollte? Ich liebte meine Gattinn Nushatulawadat sowohl, um deswillen, als auch um ihrer vielen andern liebenswürdigen Eigenschaften willen, welche bewirkten, daß ich für sie stäts alle die Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Liebe empfand, die sie verdiente. Allein,« Herr,« fuhr er fort, »sie hat nun einmal sterben sollen, und Gott hat nicht gewollt, daß ich ein solches Glück, daß ich durch die Güte Euer Majestät und eurer Gemahlinn Sobeïde besaß, länger genießen sollte.«

Mit einem Worte, Abu Hassan wußte durch alle mögliche Zeichen einer wirklichen Betrübniß so gut den Schmerz zu erheucheln, daß der Chalyf, der übrigens nie gehört hatte, daß sie mit einander übel gelebt hätten, allen dem, was er sagte, Glauben beimaß, und nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit zweifelte. Der Schatzmeister des Palastes war eben zugegen, und der Chalyf befahl ihm, nach dem Schatze zu gehen, und Abu Hassan einen Beu-

tel mit hundert Goldstücken nebst einem Stück Brokat zu reichen. Abu Hassan warf sich sogleich zu den Füßen des Chalyfen, um ihm seine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für das Geschenk an den Tag zu legen. »Folge meinem Schatzmeister,« sagte der Chalyf zu ihm; »das Stück Brokat soll für die Tode zum Leichentuche, und das Geld dazu, um ihr ein würdiges Leichenbegängniß zu veranstalten. Ich erwarte gewiß, daß du ihr diesen letzten Beweis deiner Liebe nicht versagen wirst.«

Abu Hassan beantwortete diese verbindlichen Worte des Chalyfen durch eine tiefe Verneigung, und entfernte sich. Er folgte dem Schatzmeister, und sobald dieser ihm den Beitel und das Stück Brokat eingehändigt hatte, kehrte er nach Hause zurück, zufrieden und in sich vergnügt darüber, daß er so schnell und so leicht ein Mittel gefunden hatte, um der Verlegenheit, worin er sich befand, und ihm so viel Unruhe gemacht, abzuhelfen.

Nushatulawadat, die des langen Zwanges schon ganz müde war, wartete bloß, bis Abu Hassan ihr sagen würde, sie sollte ihre traurige Lage wieder verlassen. Sobald sie daher die Thür öffnen hörte, lief sie ihm entgegen, und fragte ihn: »Nun, hat der Chalyf sich eben so leicht täuschen lassen, als Sobeïde?«

Du siehst,« antwortete Abu Hassan scherzend, indem er ihr den Beutel und das Stück Brokat zeigte, »daß ich es nicht minder gut verstehe, den Betrübten um den Tod einer Frau, die ganz wohl ist, zu spielen, als du

die Trauernde um den Tod eines Mannes, der noch ganz frisch und gesund ist.«

Indeß zweifelte Abu Hassan, daß diese doppelte Täuschung ohne Folgen bleiben würde. Daher gab er seiner Frau vorläufig einen Wink über alles, was etwa vorfallen könnte, um mit ihr desto besser im Einverständnisse handeln zu können. »Je besser es uns gelingt,« fügte er hinzu, »den Chalyfen und Sobeïden in eine Art von Verlegenheit zu setzen, desto mehr Vergnügen werden sie am Ende darüber empfinden, und vielleicht werden sie uns ihre Zufriedenheit darüber durch neue Beweise ihrer Freigebigkeit bezeigen.« Diese letzte Rücksicht ermunterte sie mehr, als irgend eine andere, die Verstellung so weit als möglich zu treiben.

Dreihundert und eilfte Nacht.

Obwohl es in der gegenwärtigen Sitzung noch Mehreres anzuordnen und zu berathen gab, so stand dennoch bald nach Abu Hassans Weggange, der Chalyf, voll Ungeduld, zu Sobeïden hinzugehen und ihr seinen Beileidsbesuch wegen des Todes ihrer Sklavinn abzustatten, von seinem Sitze auf, und verschob die weitere Berathung auf den folgenden Tag. Der Großwesyr und die übrigen Wesyre nahmen Abschied von ihm, und entfernten sich.

Sobald sie weggegangen waren, sagte der Chalyf zu Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen seines Palastes, der von seiner Person fast unzertrennlich war, und außerdem an allen seinen Berathungen Theil hatte:

»Folge mir, und bezeige gleich mir, der Fürstinn deine Theilnahme über den Tod ihrer Sklavinn.«

Sie gingen nun mit einander zu den Zimmern Sobeïdens. Als der Chalyf an der Thür war, öffnete er den Thürvorhang, und sah die Fürstinn in der tiefsten Betrübniß, und die Augen voll Thränen, auf dem Sofa sitzen.

Der Chalyf trat hinein, näherte sich ihr, und sagte: »Meine Gemahlinn, ich darf euch wohl nicht erst sagen, wie großen Antheil ich an eurer Betrübniß nehme, da euch nicht unbekannt ist, wie sehr ich alles das mitfühle, was euch Schmerz oder Freude verursacht; aber wir sind alle sterblich, und müssen Gott das Leben, das er uns verliehen hat, zurückgeben, sobald er es verlangt. Nuëhatulawadat, eure treue Sklaivnn, besaß in der That Eigenschaften, die sie eurer Achtung würdig machten, und ich billige es sehr, daß ihr noch nach ihrem Tode ihr Beweise davon gebt. Ueberlegt indeß, daß euer Schmerz ihr das Leben nicht wiedergibt. Darum, meine Gemahlinn, wenn ihr mir glaubet und mich liebt, werdet ihr euch über diesen Verlust trösten, und mehr Sorge für ein Leben tragen, das, wie ihr wißt, mir unendlich theuer ist, und das ganze Glück des meinigen ausmacht.«

Wenn die Fürstinn auch von den zärtlichen Gesinnungen, wovon der Besuch des Chalyfen begleitet war, sehr entzückt wurde, so war sie doch übrigens außerordentlich überrascht, den Tod der Nushatulawadat zu vernehmen, worauf sie sich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Diese

Nachricht versetzte sie in ein solches Staunen, daß sie lange Zeit nichts zu antworten vermochte. Ihre Ueberraschung ward dadurch noch verdoppelt, daß diese Nachricht zugleich der so eben vernommenen ganz entgegengesetzt war, und sie wurde völlig sprachlos. Endlich faßte sie sich wieder, und sagte mit einer Miene und mit einem Tone, die noch ganz ihr Befremden verriethen: »Beherrscher der Gläubigen, ich fühle die zärtlichen Gesinnungen, die ihr mir an den Tag leget, sehr tief; aber erlaubet mir, euch zu sagen, daß ich die Nachricht, die ihr mir von dem Tode meiner Sklavinn gegeben, nicht begreife, da sie sich vollkommen wohl und gesund befindet, Gott bewahre euch und mich, o Herr!« Wenn ihr mich betrübt sehet, so ist es bloß wegen des Todes ihres Mannes Abu Hassan, eures Lieblings, den ich eben so sehr um der Achtung willen, die ihr für ihn hegtet, hochschätzte, als auch deswegen, weil ihr so gütig waret, ihn mit mir bekannt zu machen, und weil er mich bisweilen sehr angenehm unterhalten hat. Allein, Herr, die Theilnahmlosigkeit, die ich an euch in Betreff seines Todes bemerke, und euer gänzliches Vergessen des Mannes, den ihr sonst immer so gern um euch hattet, setzen mich in Staunen und Ueberraschung. Und diese eure Theilnahmlosigkeit wird um so mehr in die Augen fallend durch die Art und Weise, wie ihr mich davon ablenken wollt, indem ihr mir den Tod meiner Sklavinn statt des seinigen anmeldet.«

Der Chalyf, welcher von dem Tode der Sklavinn vollkommen unterrichtet zu sein glaubte, und der nach dem, was er gesehen und gehört, auch wohl Ursache dazu hatte, fing an zu lachen und mit den Achseln zu zucken, als er Sobeïden so reden hörte. »Mesrur,« sagte er, indem er sich nach ihm umdrehte und ihn anredete, »was sagst du zu der Rede meiner Gemahlinn? Ist es nicht wahr, daß die Frauen bisweilen Geistesabwesenheiten haben, die man ihnen nur sehr schwer vergeben kann? Mit einem Worte, du hast es ja doch wohl so gut wie ich gesehen und gehört.« Hierauf wandte er sich wieder zu Sobeïden, und sagte zu ihr: »Meine Gemahlinn, vergießet keine Thräne mehr um den Tod Abu Hassans; er befindet sich ganz wohl. Beweinet vielmehr den Tod eurer lieben Sklavinn. Erst vor wenigen Momenten kam ihr Mann ganz in Thränen und in einer mitleiderweckenden Betrübniß in mein Zimmer, um mir den Tod seiner Frau zu melden. Ich habe ihm einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat geben lassen, zum Trost und zur Unterstützung bei der Leichenfeier der Verstorbenen. Mesrur hier ist von allem Augen- und Ohrenzeuge gewesen, und wird dir dasselbe sagen.«

Die Fürstinn hielt diese Aeußerungen des Chalyfen nicht für Ernst, sondern glaubte, er wollte ihr etwas weißmachen. »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte sie, »obwohl ihr sonst zu scherzen pfleget, so muß ich euch doch sagen, daß hier nicht der Ort dazu ist; was ich euch sage, ist mein völliger Ernst. Es ist hier nicht von dem Tode

meiner Sklavinn die Rede, sondern von dem Tode ihres Mannes Abu Hassan, dessen Loos ich beklage, und den ihr mit mir beklagen müsset.

»Und ich,« fuhr der Chalyf im tiefsten Ernste fort, »sage euch ohne Scherz, daß ihr euch täuschet, Nushatulawadat ist todt, und Abu Hassan lebend und gesund.«

Sobeïde fühlte sich durch die trockene Antwort des Chalyfen beleidigt. »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte sie in einem lebhaften Tone, »Gott bewahre euch, daß ihr länger in diesem Irrthume verharret; ihr könntet sonst in mir den Glauben erwecken, daß euer Geist nicht ganz in seiner gewohnten Fassung ist. Erlaubet mir, euch noch einmal zu wiederholen, daß Abu Hassan todt, und Nushatulawadat, meine Sklavinn, die Wittwe des Verstorbenen, lebend und gesund ist. Es ist noch nicht eine Stunde her, daß sie von hier weggegangen ist. Sie kam hieher ganz trostlos und in einem Zustande, der allein schon im Stande gewesen wäre, mir Thränen zu entlocken, selbst wenn sie mir nicht unter Schluchzen die gerechte Ursache ihrer Betrübniß entdeckt hätte. Alle meine dienende Frauen haben mit mir darüber geweint, und sie können euch ein zuverlässiges Zeugniß hierüber ablegen. Diese werden euch auch sagen, daß ich ihr einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat zum Geschenke gemacht habe. Der Schmerz, den ihr beim Eintreten auf meinem Gesichte bemerktet, war eben so sehr durch den Tod ihres Mannes, als durch die Trostlosigkeit, worin ich sie sah, veranlaßt worden, und ich war,

als ihr hereintratet, eben im Begriff, zu euch zu schicken, und euch mein Beileid bezeigen zu lassen.«

Bei diesen Worten Sobeïdens rief der Chalyf, laut auflachend: »Meine Gemahlinn, das ist denn doch eine seltsame Hartnäckigkeit! und ich sage euch dagegen,« fuhr er in dem ernsthaftesten Tone weiter fort, »daß Nushatulawadat todt ist.« — »Nein, Herr,« erwiederte Sobeïde augenblicklich ganz ernsthaft, »ich sage euch, Abu Hassan ist todt. Ihr werdet nie bewirken können, daß ich das Gegentheil glaube.«

Dem Chalyfen stieg jetzt die Glut ins Gesicht. Er setzte sich ziemlich fern von der Fürstinn auf das Sofa, und sagte, zu Mesrur sich wendend: »Geh auf der Stelle und sieh, wer von beiden gestorben ist, und melde mir dann unverzüglich, was an der Sache ist. Obwohl ich sehr versichert bin, daß es Nushatulawadat ist, welche gestorben, so will ich doch lieber diesen Weg einschlagen, als noch länger eine Sache behaupten, die mir so gut bekannt ist.«

Der Chalyf hatte kaum ausgesprochen, als Mesrur sich auch schon entfernt hatte. »Ihr werdet,« fuhr er zu Sobeïden gewendet fort, »augenblicklich sehen, wer von uns beiden Recht hat.«

»Was mich betrifft,« antwortete Sobeïde, »so weiß ich schon, daß das Recht auf meiner Seite ist, und ihr selber werdet sehen, daß, wie ich gesagt habe, Abu Hassan todt ist.«

»Und ich,« erwiederte der Chalyf, »bin dessen so gewiß, daß es Nushatulawadat ist, daß ich bereit bin, mit euch zu wetten, um was ihr nur wollt, daß sie nicht mehr am Leben ist, und daß Abu Hassan sich ganz wohl befindet.«

»Denket ja nicht,« antwortete Sobeïde, »mich dadurch zu besiegen; ich nehme die Wette an. Ich bin von dem Tode Abu Hassans so gewiß überzeugt, daß ich gern das Liebste, was ich nur habe, gegen das, was ihr Lust habt, wie gering es auch an Werthe sein mag, verwetten will. Ihr wißt recht gut, was ich besitze, und was ich meinem Geschmacke zufolge, am liebsten habe; ihr dürft also nur wählen und vorschlagen, ich werde darauf eingehen, wie auch immer die Sache für mich ausschlagen mag.«

»Da es so weit gekommen ist,« sagte jetzt der Chalyf,« so wette ich meinen Lustgarten gegen euren Gemälde-Palast; eins ist wohl des andern werth.« — »Es kömmt hier gar nicht darauf an,« erwiederte Sobeïde, »ob euer Garten mehr werth ist, als mein Palast, — wir sind darüber hinweg; — sondern es handelt sich hier bloß darum, daß ihr dasjenige, was euch unter allen meinen Besitzthümern am meisten gefällt, ausgewählt habet, als Gegeneinsatz gegen das, was ihr von eurer Seite wettet. Ich gehe also darauf ein, und die Wette steht fest. Gott sei mein Zeuge, ich werde nicht die erste sein, die ihr Wort zurücknimmt. Der Chalyf that denselben Schwur, und so blieben sie, die Rückkehr Mesrurs erwartend.

Während der Chalyf und Sobeïde über den Tod Abu Hassans oder Nushatulawadats einen so lebhaften

und hitzigen Wortwechsel hatten, war Abu Hassan, der ihren Streit über diesen Punkt vorausgesehen, sehr aufmerksam auf alles, was daraus irgend erfolgen könnte. Sobald er durch das Gitterfenster, welchem er im Gespräche mit seiner Frau gegenüber saß, Mesrur von fern erblickte, und ihn gerade auf seine Wohnung zukommen sah, merkte er sogleich, zu welchem Zweck er geschickt wäre. Er sagte also zu seiner Frau, sie möchte sich noch einmal todt stellen, wie sie es mit einander verabredet hätten, und dabei keine Zeit verlieren.

Dreihundert und zwölfte Nacht.

Der Augenblick war wirklich dringend, und alles, was Abu Hassan vor Mesrurs Ankunft thun konnte, war, seine Frau als Leiche anzuziehen, und das Stück Brokat, welches der Chalyf ihm geschenkt, über sie auszubreiten. Hierauf öffnete er die Thüre seiner Wohnung, und mit einem traurigen und niedergeschlagenen Gesicht, und das Schnupftuch vor die Augen haltend, setzte er sich der angeblich Verstorbenen zu Häupten.

Kaum war er fertig, als auch schon Mesrur ins Zimmer trat. Das traurige Schauspiel, das sich ihm darbot, erregte in ihm eine geheime Freude, in Beziehung auf den vom Chalyfen erhaltenen Auftrag. Sobald Abu Hassan ihn bemerkte, ging er ihm entgegen, küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand, und sagte seufzend zu ihm: »Herr, »ihr sehet mich in der größten Betrübniß, die mich

nur je treffen konnte, durch den Tod meiner theuern Gattinn Nushatulawadat, die ihr mit eurer Güte beehrtet.«

Mesrur ward von diesen Reden gerührt, und es war ihm unmöglich, dem Andenken der Verstorbenen einige Thränen zu versagen. Er hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes etwas in die Höhe, um ihr ins Gesicht zu sehen, und ließ es dann wieder fallen, als er einen halben Blick darauf geworfen hatte, indem er mit einem tiefen Seufzer sagte: »Es gibt keinen andern Gott außer Gott! Wir müssen alle uns seinem Willen unterwerfen, und jede Kreatur muß zurückkehren zu ihm! [10]) Nushatulawadat, meine gute Schwester,« fügte er seufzend hinzu, »sein Lebensloos war von sehr kurzer Dauer! Gott lasse dir Barmherzigkeit widerfahren!« Hierauf wendete er sich wieder zu Abu Hassan, der in Thränen zerschmolz, und sagte zu ihm: »Nicht mit Unrecht behauptet man, die Frauen haben bisweilen Geistesabwesenheiten, die kaum verzeihlich sind. Sobeïde, meine gute Gebieterinn, befindet sich in diesem Falle. Sie geruhte gegen den Chalyfen zu behaupten, du wärest gestorben, und nicht deine Frau; und was auch immer der Chalyf dagegen sagen mochte, um sie vom Gegentheile zu überzeugen, selbst seine ernsthaftesten Versicherungen, alles war fruchtlos. Er hat sogar mich zum Zeugen aufgerufen, um ihr die Wahrheit dieser Sache zu bestätigen, da ich, wie du weißt, zugegen war, als du kamst und ihm die betrübende Nachricht brachtest: aber alles hat nichts geholfen. Es kam zu gegenseitigen hartnäckigen Behauptungen, die kein Ende ge-

nommen hätten, wenn nicht der Chalyf, um Sobeïden zu überzeugen, auf den Einfall gekommen wäre, mich zu dir zu schicken, um sich noch einmal von der Wahrheit der Sache zu unterrichten. Allein ich fürchte sehr, daß auch dieß nichts fruchten wird; denn, von welcher Seite man auch immer heut zu Tage den Frauen beizukommen suchen mag, um ihnen irgend etwas begreiflich zu machen, sie haben eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, sobald sie einmal von der entgegengesetzten Ansicht eingenommen sind.»

»Gott erhalte den Beherrscher der Gläubigen stäts im Besitz und im besten Gebrauche seines seltenen Verstandes!« erwiederte Abu Hassan, die Augen immer noch voll Thränen, und beständig vom Schluchzen unterbrochen. »Ihr sehet, wie die Sache steht, und daß ich Seine Majestät hierin nicht hintergangen habe. Wollte Gott,« rief er ferner, um die Verstellung noch weiter zu treiben, »daß ich nicht Ursache gehabt hätte, ihm eine so traurige und niederschlagende Nachricht zu hinterbringen! Ach,« fuhr er fort, »ich kann den unersetzlichen Verlust, den ich erlitten habe, nicht mit Worten beschreiben!« — »Dieß ist freilich wahr,« antwortete Mesrur, »und ich kann dich versichern, daß ich vielen Antheil an deiner Betrübniß nehme; indeß mußt du dich dennoch trösten und dich nicht so ganz deinem Schmerz überlassen. Ich verlasse dich jetzt, obwohl höchst ungern, um zu dem Chalyfen zurückzukehren; aber ich bitte mir es als Gefälligkeit aus,« fuhr er fort, »daß du die Leiche nicht eher forttragen lassest, als bis ich

wiedergekommen bin, denn ich möchte gern ihrer Beerdigung beiwohnen und sie mit meinem Gebete begleiten.«

Mesrur war bereits aus dem Zimmer fortgegangen, um von seiner Botschaft Bericht abzustatten, als Abu Hassan, der ihn bis an die Hausthüre begleitete, ihm zu erkennen gab, er verdiente die Ehre gar nicht, die er ihm erzeigen wollte. Aus Besorgniß, Mesrur möchte augenblicklich wieder zurückkehren, verfolgte er ihn eine Weile mit den Augen, und als er ihn weit genug entfernt sah, kehrte er in seine Wohnung zurück, befreite Nusbatulawadat von allen ihren Hüllen, und sagte zu ihr: »Da ist schon wieder eine neue Scene gespielt, aber ich denke, es wird keineswegs die letzte sein: besonders wird die Fürstinn Sobeïde es gewiß nicht bei dem Berichte Mesrurs bewenden lassen, sondern im Gegentheile sich darüber lustig machen: auch hat sie zu gute Gründe für sich, als daß sie ihm glauben sollte. Wir müssen uns daher auf einen neuen Auftritt gefaßt machen.« Während dieser Reden Abu Hassans hatte Nusbatulawadat Zeit genug, ihre Kleider wieder anzulegen: worauf sie beide sich dem Gitterfenster gegenüber aufs Sofa setzten, um alles zu beobachten, was draußen etwa vorging.

Unterdessen kam Mesrur zu Sobeïden. Er trat lächelnd in ihr Gemach und schlug in die Hände, wie ein Mensch, der etwas sehr angenehmes zu melden hätte.

Der Chalyf war natürlich sehr ungeduldig und wollte sogleich über diese Sache Aufschluß haben. Uebrigens war er durch das Mißtrauen Sobeïdens empfindlich ge-

kränkt, weshalb er, sobald er Mesrur erblickte, ausrief: »Böser Sklave, es ist jetzt nicht Zeit zu lachen. Du sagst kein Wort? Sprich frei heraus: wer ist todt, der Mann oder die Frau?«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte sogleich Mesrur in ernsthaftem Tone, »Nushatulawadat ist todt, und Abu Hassan ist darüber noch immer so betrübt, wie damals, als er vor Euer Majestät erschien.«

Ohne ihm Zeit zu lassen, weiter fortzusprechen, unterbrach ihn der Chalyf, indem er laut lachend rief: »Gute Nachricht! noch vor einem Augenblicke besaß deine Gebieterinn Sobeïde den Gemälde-Palast; jetzt gehört er mir. Sie hat ihn, als du fortgegangen warst, gegen meinen Lustgarten verwettet. Daher konntest du mir kein größeres Vergnügen machen, als dieses; ich werde dich dafür auch belohnen. Doch lassen wir das. Erzähle mir jetzt Punkt für Punkt, was du gesehen hast.«

»Beherrscher der Gläubigen,« fuhr Mesrur fort, »als ich in Abu Hassans Wohnung anlangte, trat ich in sein Zimmer, welches offen war. Ich fand ihn noch immer sehr betrübt, und den Tod seiner Frau Nushatulawadat beweinend. Er saß zu Häupten der Verstorbenen, welche mitten im Zimmer lag, mit dem Füßen nach Mekka hingewendet, und mit dem Stücke Brokat bedeckt, welches Euer Majestät so eben dem Abu Hassan geschenkt hat. Nachdem ich ihm meine Theilnahme an seiner Betrübniß bezeigt hatte, näherte ich mich, hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes in die Höhe, und erkannte Nusha-

tulawadat, deren Gesicht schon ganz aufgedunsen und verändert war. Ich ermahnte Abu Hassan auf das beste, daß er sich trösten möchte, und sagte ihm beim Weggehen, daß ich mich bei der Beerdigung seiner Frau einfinden würde; zugleich bat ich ihn, er möchte mit Aufhebung der Leiche so lange warten, bis ich käme. Das ist alles, was ich Euer Majestät in Bezug auf den mir ertheilten Auftrag zu berichten im Stande bin.«

Als Mesrur seinen Bericht geendigt hatte, sagte der Chalyf herzlich lachelnd zu ihm: »Ich verlange nichts weiter von dir, und bin mit deiner Pünktlichkeit sehr zufrieden.« Hierauf wandte er sich zu Sobeïden, und sagte zu ihr: »Nun, meine Gemahlinn, hast du gegen eine so ausgemachte Wahrheit noch etwas einzuwenden? Glaubst du immer noch, daß Nushatulawadat am Leben und Abu Hassan todt ist, und gestehest du nicht ein, daß du die Wette verloren hast?«

Sobeïde wollte durchaus nicht zugeben, daß Mesrur die Wahrheit berichtet hätte. »Wie, Herr,« erwiederte sie, »ihr bildet euch also ein, daß ich es auf den Bericht dieses Sklaven werde ankommen lassen? Dieß ist ein unverschämter Mensch, der nicht weiß, was er spricht. Ich bin weder blind noch unsinnig; ich habe mit meinen eigenen Augen Nushatulawadat in ihrer größten Betrübniß gesehen, ich habe mit ihr selber geredet, und habe sehr deutlich gehört, was sie mir über den Tod ihres Mannes sagte.«

»Euer Majestät,« antwortete Mesrur, »ich schwöre euch bei eurem Leben und bei dem Leben des Beherrschers der Gläubigen, also bei dem, was mir am allertheuersten ist, daß Nushatulawadat todt und Abu Hassan am Leben ist.« — »Du lügst, elender und verächtlicher Sklave,« erwiederte Sobeïde ihm voll Zorn, »und ich will dich auf der Stelle beschämen.« Sogleich rief sie ihre dienenden Frauen, indem sie in die Hände klaschte. Sie traten augenblicklich in großer Anzahl herein. »Tretet näher,« sagte die Fürstinn zu ihnen, »und saget mir die Wahrheit. Wer war denn die Person, die kurz vor dem Eintritte des Beherrschers der Gläubigen hieher kam und mit mir redete?« Die Frauen antworteten sämmtlich, es wäre die arme betrübte Nushatulawadat gewesen, »Und du,» fuhr sie fort, indem sie sich an ihre Schatzmeisterinn wendete, »was habe ich dir denn befohlen, ihr beim Weggehen zu geben?« — »Euer Majestät,« erwiederte die Schatzmeisterinn, »ich habe Nushatulawadat auf euern Befehl einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat gegeben, welches sie mit sich genommen hat.« — »Nun, elender und unwürdiger Sklave,« sagte hierauf Sobeïde im höchsten Unwillen zu Mesrur, »was sagst du zu dem allen, was du da gehört hast? Wem, meinst du wohl, daß ich mehr glauben soll, etwa dir allein, oder meiner Schatzmeisterinn, meinen übrigen Frauen und mir selber?«

Mesrur unterließ nicht, diesen Aeußerungen der Fürstinn Gründe entgegen zu stellen; da er indeß sie noch

mehr zu erbittern fürchtete, beschloß er innezuhalten, und schwieg sofort still, obwohl er allen den erhaltenen Beweisen zufolge überzeugt blieb, daß Nushatulawadat todt wäre, und nicht Abu Hassan.

Dreihundert und dreizehnte Nacht.

Während dieses Wortwechsels zwischen Sobeïden und Mesrur mußte der Chalyf, welcher die von beiden Seiten beigebrachten Beweise gesehen, und immer noch vom Gegentheil dessen, was die Fürstinn behauptete, überzeugt war, sowohl durch das, was er im Gespräche mit Abu Hassan selber gesehen, als durch das, was ihm Mesrur so eben gemeldet hatte, — herzlich darüber lachen, daß Sobeïde gegen Mesrur so heftig erzürnt war. »Meine Gemahlinn,« sagte er zu ihr, »um es noch einmal zu wiederholen, ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß die Frauen bisweilen Geistesabwesenheiten haben; allein, nehmet mir es nicht übel, ihr zeiget selber, daß er keine größere Wahrheit sagen konnte, als diese ist. Mesrur kömmt in diesem Augenblick aus Abu Hassans Wohnung; er sagt euch, daß er mit seinen eigenen Augen Nushatulawadat in der Mitte des Zimmers todt daliegen und Abu Hassan lebend zu Häupten der Verstorbenen dasitzen gesehen hat: und ungeachtet seines Zeugnisses, das man vernünftiger Weise nicht verwerfen kann, wollt ihr es doch nicht glauben. Ich kann so etwas nicht begreifen!«

Ohne auf das zu hören, was der Chalyf ihr vorstellte, erwiederte Sobeïde: »Beherrscher der Gläubigen, verzei-

het mir, wenn ich gegen euch Argwohn schöpfe. Ich sehe wohl, daß ihr mit Mesrur einverstanden seid, um mich zu kränken und meine Geduld auf die äußerste Probe zu stellen, und da ich merkte, daß der von Mesrur an euch abgestattete Bericht etwas Verabredetes ist, so bitte ich mir es aus, daß ich ebenfalls von meiner Seite jemand in Abu Hassans Wohnung schicken darf, um zu erfahren ob ich mich irre oder nicht.

Der Chalyf genehmigte es, und die Fürstinn übertrug diese wichtige Sendung ihrer Amme. Dieß war eine schon sehr bejahrte Frau, die seit Sobeïdens Kindheit immer um sie gewesen, und die gegenwärtig nebst den übrigen Frauen gleichfalls da zugegen war. »Liebe Amme,« sagte sie zu ihr, »höre einmahl! Geh du doch in die Wohnung Abu Hassans, oder vielmehr Nuzhatulawadats — denn Abu Hassan ist ja todt. Du siehst, was für einen Streit ich mit dem Beherrscher der Gläubigen und mit Mesrur habe, weiter darf ich dir nichts sagen. Verschaffe mir über dieß alles Aufschluß, und wenn du mir eine gute Nachricht bringest, so hast du ein schönes Geschenk zu erwarten. Geh recht schnell und komm unverzüglich wieder.«'

Die Amme entfernte sich, zur großen Freude des Chalyfen, dem es Vergnügen machte, Sobeïden in einer solchen Verlegenheit zu sehen. Mesrur dagegen, der sich sehr darüber kränkte, daß die Fürstinn so heftig gegen ihn erbittert war, suchte alles mögliche auf, um sie zu besänftigen, und zu bewirken, daß der Chalyf und So-

beïde gleich zufrieden mit ihm wären. Daher war es ihm sehr lieb, als er sah, daß Sobeïde sich entschloß, ihre Amme in die Wohnung Abu Hassans zu schicken, weil er überzeugt war, der Bericht, den sie abstatten würde, müßte unfehlbar mit dem seinigen übereinstimmen, und dazu dienen, ihn zu rechtfertigen, und ihn wieder in die vorige Gunst zu setzen.

Unterdeß hatte Abu Hassan, der beständig an seinem Gitterfenster Schildwache stand, die Amme schon von ferne bemerkt, und ahnte sogleich, daß dieß eine Sendung von Seiten Sobeïdens wäre. Er rief seiner Frau, und ohne über den zu fassenden Entschluß einen Augenblick zu zögern, sagte er zu ihr: »Da kömmt so eben die Amme der Fürstinn, um sich von der Wahrheit zu unterrichten; ich werde jetzt meinerseits mich noch einmahl todt stellen.«

Alles wurde nun vorbereitet. Nushatulawadat zog den Abu Hassan schnell als Leiche an, breitete das Stück Brokat, welcher Sobeïde ihr gegeben, über ihn hin, und legte ihm den Turban auf das Gesicht. Unterdeß hatte die Amme, voll Eifers, sich des erhaltenen Auftrages zu entledigen, sich mit ziemlich raschen Schritten genähert. Beim Eintritt in das Zimmer sah sie Nushatulawadat mit aufgelöstem Haar und ganz in Thränen zu Häupten Abu Hassans sitzen, indem sie sich an Brust und Wangen schlug und ein lautes Geschrei ausstieß.

Sie näherte sich der angeblichen Wittwe, und sagte zu ihr mit theilnehmender Miene: »Meine liebe Nusha-

tulawadat, ich komme nicht hieher, um dich in deiner Trauer zu stören, oder dich zu hindern, einen Mann der dich so zärtlich liebte, mit Thränen zu betrauern.« — »Ach, gute Mutter,!« unterbrach sie ganz kläglich die angebliche Wittwe, »du siehest, wie groß mein Leid ist, und von welchem Unglück ich heute durch den Tod meines lieben Abu Hassans betroffen bin, den mir meine und deine Gebieterinn Sobeïde und der Beherrscher der Gläubigen zum Manne gegeben hatte. — Abu Hassan, mein theurer Gatte,« rief sie noch einmal aus, »was habe ich dir gethan, daß du mich sobald verließest! Bin ich nicht stäts deinem Willen mehr gefolgt, als dem meinigen? Ach, was wird aus der armen Nushatulawadat werden?«

Die Amme war außerordentlich überrascht, das Gegentheil von dem zu erblicken, was das Oberhaupt der Verschnittenen dem Chalyfen gemeldet hatte. »Dieß schwarze Gesicht Mesrurs,« rief sie ganz laut mit emporgehobenen Händen aus, »verdiente wohl, daß Gott es dafür strafte, daß es durch eine so entsetzliche Lüge einen so heftigen Zwiespalt zwischen meiner guten Gebieterinn und dem Beherrscher der Gläubigen erregt hat. Ich muß dir nur, meine Tochter,« sagte sie hierauf zu Nushatulawadat, »die Bosheit und den Betrug dieses nichtswürdigen Mesrur entdecken, der mit einer unbegreiflichen Unverschämtheit gegen unsere gute Gebieterinn behauptet hat, du seiest todt, und Abu Hassan am Leben.«

»Ach; meine gute Mutter, rief Nushatulawadat aus, »wollte Gott, er hätte wahr gesprochen! Ich wäre

dann nicht in der Betrübniß, in welcher du mich siehest, und ich würde nicht den Tod eines so lieben Gatten beweinen.« Bei diesen letzten Worten brach sie in Thränen aus, und bezeigte durch die Verdoppelung ihres Weinens und Klagens eine noch größere Trostlosigkeit.

Die Amme ward von den Thränen Nushatulawadats gerührt. Sie setzte sich neben sie, weinte mit ihr, näherte sich ganz leise dem Kopfe Abu Hassans, hob ein wenig seinen Turban in die Höhe, und deckte ihm das Gesicht auf, um ihn zu erkennen. »Ach, armer Abu Hassan,« sagte sie dann, indem sie ihn alsbald wieder zudeckte, »ich bitte Gott, daß er dir Barmherzigkeit widerfahren lasse! — Lebe wohl, meine Tochter,« sagte sie hierauf zu Nushatulawadat, »wenn ich dir länger Gesellschaft leisten könnte, so würde ich es herzlich gern thun, aber ich kann mich nicht länger aufhalten. Meine Pflicht drängt mich, unverzüglich fortzueilen, und unsere gute Gebieterinn von der betrübten Unruhe zu befreien, worein dieser nichtswürdige Schwarze sie durch seine unverschämte Lüge versetzt hat, indem er ihr mit einem Schwure versicherte, du wärest todt.«

Kaum hatte die Amme Sobeïdens im Weggehen die Thüre geschlossen, als auch schon Nushatulawadad, welche wohl merkte, daß sie bei ihrer Eilfertigkeit nicht noch einmal umkehren würde, ihre Thränen trocknete, Abu Hassan aufs schnellste von seiner Umhüllung befreite, und mit ihm sodann ihren vorigen Platz auf dem Sofa, dem Gitterfenster gegenüber, einnahm, indem beide ganz ruhig

das Ende dieses Betrugs abwarteten, und stäts bereit waren, sich aus dem Handel herauszuziehen, von welcher Seite her man sie auch immer zu fassen suchen würde.

Die Amme Sobeïdens hatte unterdeß auf ihrem Rückwege, ungeachtet ihres Alters, ihre Schritte noch mehr beschleunigt, als auf dem Hinwege. Die Freude, der Fürstinn eine gute Nachricht zu bringen, und mehr noch die Hoffnung auf eine gute Belohnung, beschleunigten ihre Rückkunft. Sie trat, fast außer Athem, in das Zimmer der Fürstinn, und indem sie ihr von ihrer Sendung Bericht abstattete, erzählte sie Sobeïden ganz unbefangen alles, was sie so eben gesehen hatte.

Sobeïde hörte den Bericht ihrer Amme mit lebhafter Freude an, und legte es auch deutlich an den Tag. Denn sobald diese zu Ende gesprochen hatte, sagte sie zur Amme mit einem Tone, der gewonnenes Spiel verkündigte: »Erzähle doch dasselbe dem Beherrschee der Gläubigen, der uns als Unsinnige betrachtet, und der uns daneben gern überreden möchte, als hätten wir kein Gefühl für Religion und keine Furcht vor Gott mehr. Sage es ferner diesem bösen Schwarzen, der die Unverschämtheit besitzt, mir eine Sache ins Gesicht zu behaupten, die nicht ist, und die ich besser weiß, als er.«

Dreihundert und vierzehnte Nacht.

Mesrur, der erwartet hatte, daß die Sendung und der Bericht der Amme zu seinen Gunsten ausfallen würde, kränkte sich schwer darüber, daß alles so ganz zum Ge-

gentheil ausgeschlagen war; außerdem schmerzte es ihn tief, daß Sobeïde um einer Thatsache willen, die er zuverlässiger als irgend ein anderer zu wissen vermeinte, gegen ihn so heftig erzürnt war. Es war ihm daher sehr angenehm, einen Anlaß zu haben, sich hierüber ganz offen gegen die Amme erklären zu können, und zwar weit lieber gegen sie, als gegen die Fürstinn, welcher er nicht zu widersprechen wagte, aus Furcht, die schuldige Ehrerbietung zu verletzen. »Zahnlose Alte,« sagte er ohne Schonung zur Amme, »du bist eine Lügnerinn; von alle dem, was du da sagst, ist nichts wahr; ich habe mit eigenen Augen Nushatulawadat als Leiche in der Mitte ihres Zimmers ausgestreckt gesehen.«

»Du bist selber ein Lügner, und zwar ein recht arger Lügner,« erwiederte die Amme in einem beleidigenden Tone, »daß du es wagst, eine solche Unwahrheit gegen mich zu behaupten, die ich so eben aus Abu Hassans Wohnung komme, den ich darin als Leiche ausgestreckt gesehen, — gegen mich, die ich so eben seine Frau lebend und gesund verlassen habe.«

»Ich bin kein Betrüger,« antwortete Mesrur, »sondern du vielmehr suchst uns in Irrthum zu versetzen.«

»Das ist doch eine entsetzliche Unverschämtheit,« erwiederte die Amme, »mich in Gegenwart beider Majestäten Lügen zu strafen, — mich, die ich so eben mit eigenen Augen die Wahrheit dessen gesehen habe, was ich hier behauptete.«

»Amme,« antwortete Mesrur noch einmal, »du würdest besser thun, wenn du gar nicht redetest; du faselst bloß abgeschmacktes Zeug.«

Sobeide konnte diese Verletzung der Ehrerbietung nicht länger an Mesrur ertragen, der ohne Rücksicht ihre Amme in ihrer Gegenwart so ehrenrührig behandelte. Ohne daher ihrer Amme erst Zeit zu lassen, auf eine so abscheuliche Beschimpfung zu antworten, sagte sie zu dem Chalyfen: »Beherrscher der Gläubigen, ich verlange von dir Gerechtigkeit gegen diese Unverschämtheit die eben so wenig auf euch, als auf mich Rücksicht nimmt.« Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, so sehr war sie von innerem Ärger ergriffen; ihre Thränen erstickten ihre übrigen Worte.

Der Chalyf, welcher diesen ganzen Streit angehört hatte, fand die Sache höchst verwickelt. Er mochte hin und her sinnen, er wußte nicht, was er von diesen Widersprüchen denken sollte. Andrerseits wußte die Fürstinn, so wohl als Mesrur, die Amme und die anwesenden Dienerinnen ebenfalls nicht, was sie von diesem Abenteuer denken sollten, und schwiegen still. Endlich nahm der Chalyf das Wort. »Meine Gemahlinn,« sagte er, zu Sobeïden sich wendend, »ich sehe wohl, daß wir alle zusammen Lügner sind, zuerst ich, dann du Mesrur, und du Amme; wenigstens scheint es nicht, als ob einer von uns glaubwürdiger sein sollte, als der andere. Wir wollen uns daher aufmachen, und selber an Ort und Stelle hingehen, um nachzusehen, auf wessen Seite die Wahrheit

ist. Ich sehe kein anderes Mittel, um uns über diese Zweifel aufzuklären und unsere Gemüther zu beruhigen.«

Mit diesen Worten stand der Chalyf auf, die Fürstinn folgte, und Mesrur, der vor ihnen herging, um den Thürvorhang zu öffnen, sagte: »Beherrscher der Gläubigen, ich freue mich sehr, daß Euer Majestät diesen Entschluß gefaßt hat, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn ich der Amme gezeigt habe, nicht, daß sie aberwitziges Zeug faselt — denn dieses Wort hat meiner guten Gebieterinn zu mißfallen das Unglück gehabt — sondern, daß ihr Bericht nicht wahr gewesen ist.«

Die Amme blieb nicht die Antwort schuldig. »Schweig, du schwarzes Gesicht,« antwortete sie, »es gibt hier niemand, der aberwitziges Zeug faseln könnte, außer dir.«

Sobeïde, die gegen Mesrur aufs äußerste aufgebracht war, konnte es nicht leiden, daß er wieder auf ihre Amme schmähte, und nahm daher noch einmal für sie das Wort. »Boshafter Sklave,« sagte sie zu ihm, »was du auch immer sagen magst, ich behaupte dennoch, daß meine Amme die Wahrheit gesagt hat; was dich aber betrifft, so betrachte ich dich bloß als einen Lügner.«

»Euer Majestät, »erwiederte Mesrur, »wenn die Amme so fest überzeugt ist, daß Nushatulawadat am Leben, und Abu Hassan todt ist, so mag sie gegen mich eine Wette eingehen; sie wird dazu gewiß keine Lust haben.«

Die Amme war schnell mit der Gegenantwort da. »Ich habe so viel Lust dazu,« sagte sie, »daß ich dich beim

Worte halte. Wir wollen sehen, ob du es wagen wirst, dein Wort zurückzunehmen.«

Mesrur trat nicht zurück. Er und die Amme wetteten in Gegenwart des Chalyfen und der Fürstinn um ein Stück Goldbrokat mit silbernen Blumen, das sich jeder von ihnen nach Belieben auswählen könnte.

Die Zimmer, aus welchen der Chalyf und Sobeïde herauskamen, waren, obwohl in ziemlich weiter Entfernung, der Wohnung Abu Hassans und Nushatulawadats gerade gegenüber. Abu Hassan, der sie kommen sah, vor ihnen Mesrur, und hinter ihnen her die Amme und die sämmtlichen dienenden Frauen Sobeïdens, sagte sogleich zu seiner Frau, wofern er sich nicht aufs äußerste täuschte, so gölte dieser Besuch ihnen. Nushatulawadat sah ebenfalls durchs Gitterfenster und bemerkte dasselbe. Obwohl ihr Mann sie im voraus auf diesen möglichen Fall gefaßt gemacht hatte, so war sie doch deshalb nicht wenig erschrocken. »Was wollen wir machen?« rief sie aus, »wir sind verloren!«

»Ganz und gar nicht, fürchte nichts,« erwiederte Abu Hassan mit kaltem und ruhigem Blute, »hast du denn schon vergessen, was wir hierüber besprochen haben? Wir wollen uns beide jetzt todt stellen, wie wir es schon früher einzeln gethan, und wie wir uns verabredet haben, und du wirst sehen, es wird alles gut gehen. Bei ihrem langsamen Gange werden wir, noch ehe sie an der Thüre sind, in gehöriger Lage sein.«

Abu Hassan und seine Frau entschlossen sich wirklich sich so gut als möglich zu verhüllen; und in diesem Zustande, nebeneinander mitten im Zimmer liegend, jedes mit seinem Stücke Brokat bedeckt, erwarteten sie ruhig die zahlreiche Gesellschaft, die ihnen einen Besuch abzustatten kam.

Dreihundert und funfzehnte Nacht.

Die glänzende Gesellschaft langte endlich an. Mesrur öffnete die Thür und der Chalyf und Sobeïde traten mit ihrem ganzen Gefolge ins Zimmer. Sie wurden sehr überrascht, und blieben bei dem Anblicke des traurigen Schauspiels, das sich ihren Augen hier darbot, wie starr und unbeweglich. Keiner wußte, was er von diesem Ereigniß denken sollte. Endlich unterbrach Sobeïde das Stillschweigen. »Ach,« sprach sie zum Chalyfen, »so sind sie denn also alle beide todt! So habt ihr — hier sah sie den Chalyfen und Mesrur an — es denn durch euer hartnäckiges Vorspiegeln, als sei meine theure Sklavinn gestorben, dahin gebracht, daß sie es wirklich ist, und ohne Zweifel vor Betrübniß über den Tod ihres Mannes.« — »Meine Gemahlinn,« antwortete der Chalyf, der von der entgegengesetzten Ansicht eingenommen war, »saget lieber, daß Nushatulawadat zuerst gestorben ist, und daß der arme Abu Hassan seiner Betrübniß über den Tod seiner Frau hat unterliegen müssen; so werdet ihr denn auch zugeben, daß ihr die Wette verloren habt, und daß euer Gemäldepallast in allem Ernste mir gehört.«

»Und ich,« erwiederte Sobeïde, welche durch den Widerspruch des Chalyfen gereizt war, »ich behaupte, daß ihr selber verloren habt, und daß euer Lustgarten mir gehört. Abu Hassan ist zuerst gestorben, da meine Amme euch und mich versichert hat, daß sie seine Frau lebend und über ihren todten Mann weinend gesehen.«

Dieser Streit zwischen dem Chalyfen und Sobeïden erregte einen zweiten. Mesrur und die Amme waren nämlich in gleichem Falle: sie hatten ebenfalls gewettet, und jeder behauptete, gewonnen zu haben. Der Wortwechsel wurde etwas scharf und hitzig, und das Oberhaupt der Verschnittenen stand mit der Amme auf dem Punkte, zu den gröbsten Beleidigungen überzugehen.

Der Chalyf, der alles, was vorgefallen war, bei sich erwog, räumte endlich stillschweigend ein, daß Sobeïde mit eben so vielem Rechte, als er, behaupten könnte, daß sie gewonnen hätte. In dem Verdrusse, denn er darüber empfand, daß er die Wahrheit bei diesem Abenteuer nicht auszumitteln vermochte, näherte er sich den beiden Leichen, setzte sich ihnen zu Häupten, und sann auf irgend ein Auskunftsmittel, das ihm den Sieg über Sobeïden verschaffen könnte. »Ja,« rief er einen Augenblick nachher, »ich schwöre bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich tausend Goldstücke von meinem eigenen Gepräge demjenigen geben will, der mir sagt, wer von diesen zuerst gestorben sei.«

Kaum hatte der Chalyf diese letzten Worte gesprochen, als er unter dem Stück Brokat, welches Abu Has-

san bedeckte, eine Stimme hervorkommen hörte, die ihm zurief: »Beherrscher der Gläubigen, ich bin zuerst gestorben; gebet mir die tausend Goldstücke!« Zugleich sah er Abu Hassan aus dem Stücke Brokat, das ihn bedeckte, sich hervorarbeiten und zu seinen Füßen stürzen. Seine Frau warf ebenfalls ihre Umhüllung ab, und warf sich zu Sobeïdens Füßen, indem sie, des Wohlstands halben, sich in das Stück Brokat hüllte. Doch Sobeïde stieß einen heftigen Schrei aus, der das Entsetzen der Umstehenden noch vermehrte. Endlich erholte sich die Fürstinn von ihrer Furcht, und fühlte nun eine unaussprechliche Freude darüber, daß ihre theure Sklavinn fast in demselben Augenblicke, wo sie über den Anblick ihrer Leiche untröstlich war, wieder von den Todten auferstand. »Ach, du böse Person,« rief sie aus, »du bist schuld, daß ich dir zu Liebe so viel gelitten habe. Indeß verzeihe ich dir herzlich gern; da es doch wahr ist, daß du nicht gestorben bist.«

Der Chalyf hatte sich seinerseits die Sache nicht so zu Herzen genommen. Anstatt über die Stimme Abu Hassans zu erschrecken, glaubte er im Gegentheil vor Lachen zu ersticken, als er sie beide sich ihrer Umhüllungen entledigen sah, und Abu Hassan in allem Ernste sich die tausend Goldstücke ausbitten hörte, die er demjenigen versprochen, der ihm sagen würde, welcher von beiden zuerst gestorben wäre. »Ei, Abu Hassan,« sagte der Chalyf immer noch fortlachend zu ihm, »hast du denn geschworen, daß ich mich wegen deiner zu Tode lachen soll? und wie bist du denn auf den Einfall gekommen, Sobeïden und mich

durch eine List zu fangen, vor welcher wir gar nicht auf der Hut waren?«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan, »ich werde es sogleich ohne Rückhalt entdecken. Euer Majestät erinnert sich wohl noch, daß ich stäts sehr viel auf eine gutbesetzte Tafel gehalten habe. Die Frau, welche ihr mir zur Ehe gabet, hat diese Leidenschaft nicht vermindert, sondern im Gegentheil mußten die Neigungen, die ich in ihr fand, sie nur noch vermehren. Euer Majestät wird nun leicht ermessen, daß wenn wir bei einer solchen Gemüthsstimmung auch einen Schatz, so groß wie das Meer, nebst allen Schätzen Euer Majestät obendrein besessen hätten, wir dennoch sehr bald damit zu Ende gekommen sein würden. Dieß ist denn wirklich geschehen. Seitdem wir beisammen sind, haben wir nichts gespart, um uns von den Geschenken Euer Majestät gütlich zu thun. Als wir diesen Morgen mit unserem Speisewirth abrechneten, fanden wir, daß, wenn wir ihn befriedigten, und unsere übrigen Schulden bezahlten, uns von dem ganzen Gelde, das wir besaßen, nichts übrig blieb. Betrachtungen über das Vergangene, und gute Vorsätze für die Zukunft, drängten sich nun haufenweise unserem Gemüth und unseren Gedanken auf. Wir entwarfen tausend Pläne, die wir aber immer sogleich wieder aufgaben. Endlich gab uns die Scham, uns in einem so traurigen Zustand zu befinden, den wir Euer Majestät nicht zu entdecken wagten, dieß Mittel ein, um unseren Bedürfnissen abzuhelfen, und euch zugleich durch diesen kleinen Betrug zu belustigen, wegen dessen wir Euer Majestät um gütige Verzeihung bitten.«

Der Chalyf und Sobeïde waren mit der Aufrichtigkeit Abu Hassans sehr zufrieden, und schienen über das, was vorgefallen, gar nicht böse zu sein; im Gegentheile vermochte Sobeïde, welche die Sache immer sehr ernst genommen, sich ihrerseits nicht des Lachens zu enthalten,

wenn sie an alles das dachte, was Abu Hassan ersonnen hatte, um seinen Plan glücklich auszuführen. Der Chalyf hatte fast noch gar nicht zu lachen aufgehört, so einzig schien ihm dieser Einfall zu sein. Er stand auf, und sagte zu Abu Hassan und dessen Frau: »Folget mir beide; ich will euch die versprochenen tausend Goldstücke auszahlen lassen, für die Freude, die ich darüber habe, daß ihr nicht gestorben seid.«

»Beherrscher der Gläubigen,« sagte Sobeïde, »ich bitte euch, begnüget euch damit, die tausend Goldstücke an Abu Hassan zu zahlen; ihr seid sie ihm einzig und allein schuldig. Was seine Frau anbetrifft, so laßt mich nur machen.« Zugleich befahl sie ihrer Schatzmeisterinn, die sie begleitete, an Nushatulawadat ebenfalls tausend Goldstücke auszahlen zu lassen, um ihr auch von ihrer Seite die Freude an den Tag zu legen, die sie darüber empfand, daß dieselbe noch am Leben war.

Nur dieß Mittel erhielten sich Abu Hassan und seine Gattinn Nushatulawadat noch lange in der Gunst des Chalyfen Harun Arreschyd und seiner Gemahlinn Sobeïde, und erlangten von der Freigebigkeit derselben so viel, daß sie für ihr ganzes übriges Leben alle ihre Bedürfnisse im reichsten Maße befriedigen konnten.«

Dreihundert und sechzehnte Nacht.

Die Sultaninn Scheherasade hatte bei Endigung der Geschichte Abu Hassans dem Sultan Schachriar versprechen müssen, ihm den folgenden Tag eine andere zu erzählen, die für ihn nicht minder unterhaltend sein würde. Ihre Schwester Dinarsade unterließ daher nicht, sie noch vor Tage zu erinnern, daß sie es versprochen, und daß der Sultan sich zu Anhörung derselben bereit gezeigt habe. Scheherasade erzählte daher sogleich und ohne auf sich lange warten zu lassen, folgende Geschichte:

Geschichte

von

Aladdin, oder die Wunderlampe.

Geschichte
von Aladdin, oder die Wunderlampe.

In einer sehr großen und reichen Hauptstadt China's, deren Name mir gegenwärtig entfallen ist, lebte ein Schneider Nahmens Mustafa, der außer seinem Gewerbe sich durch nichts weiter von andern unterschied. Dieser Schneider Mustafa war sehr arm, und seine Arbeit brachte ihm kaum so viel ein, daß er, seine Frau und ein Sohn, den ihnen Gott geschenkt hatte, davon leben konnte.

Die Erziehung dieses Sohnes, welcher Aladdin[11] hieß,, war sehr vernachlässigt worden, und dieß war denn schuld, daß er sich sehr lasterhafte Neigungen angewöhnt hatte. Er war boshaft, halsstarrig und gegen Vater und Mutter ungehorsam. Sobald er ein wenig herangewachsen war, konnten ihn seine Ältern nicht mehr zu Hause halten. Er ging schon am frühen Morgen aus, und brachte den ganzen Tag damit hin, daß er auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mit Gassenjungen spielte, die weit unter seinem Alter waren.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen sollte, nahm ihn sein Vater, der ihn kein anderes Gewerbe lernen lassen konnte, als das seinige,

in seine Bude, und fing an, ihn zu unterweisen, wie er die Nadel führen sollte. Allein weder durch Güte noch durch Furcht vor Strafe vermochte der Vater die Flatterhaftigkeit seines Sohnes zu fesseln; er vermochte ihn nicht anzuhalten oder zu zwingen, daß er, wie er es wünschte, emsig und anhaltend bei der Arbeit geblieben wäre. Sobald nur Mustafa den Rücken wendete, schlüpfte Aladdin fort, und kam den ganzen Tag nicht wieder. Der Vater züchtigte ihn; allein Aladdin war nicht zu bessern, und Mustafa mußte ihn zuletzt, zu seinem großen Bedauern, seinem liederlichen Leben überlassen. Dieß machte ihm viel Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er seinen Sohn nicht zu seiner Pflicht zurückführen konnte, zog ihm eine schwere Krankheit zu, an welcher er nach einigen Monaten starb.

Aladdins Mutter, welche sah, daß ihr Sohn niemals das Gewerbe des Vaters erlernen würde, schloß den Laden, und machte all ihr Handwerksgeräth zu Gelde, um sowohl davon, als auch von dem wenigen, was sie vom Baumwollespinnen erwarb, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor seinem Vater in Schranken gehalten wurde, und der sich um seine Mutter so wenig kümmerte, daß er dreist genug war, ihr bei den geringsten Vorstellungen, die sie ihm machte, zu drohen, überließ sich nun ganz der Liederlichkeit. Er suchte immer mehr junge Leute seines Alters auf und spielte mit ihnen ohne Unterlaß und leidenschaftlicher als jemals. Diese Lebensweise setzte er bis zu einem

Alter von funfzehn Jahre fort, ohne zu irgend etwas Lust oder Neigung zu verrathen, und ohne zu überlegen, was aus ihm werden sollte. Einst spielte er so nach seiner Gewohnheit mit einem Schwarme von Gassenjungen auf einem freien Platze, als ein Fremder vorüberging, welcher stehen blieb und ihn ansah.

Dreihundert und siebzehnte Nacht.

Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer. Die Geschichtschreiber, welche diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den Afrikanischen Zauberer, und wir wollen ihn daher ebenso nennen, und zwar um so lieber, da er wirklich aus Afrika, und erst seit zwei Tagen angelangt war.

Sei es nun, daß der Afrikanische Zauberer, der sich auf Gesichtsbildungen verstand, in dem Gesicht Aladdins alles das gelesen hatte, was zur Ausführung dessen, weshalb er diese weite Reise unternommen, erforderlich war, oder mochte er einen andern Grund haben, genug, er erkundigte sich genau nach seiner Familie und was er wäre. Als er sich über alles, was er nur wünschte, unterrichtet hatte, näherte er sich dem jungen Menschen, zog ihn einige Schritte von seinen Spielgesellen bei Seite, und fragte ihn: »Mein Sohn, ist dein Vater nicht der Schneider Mustafa?« — »Ja;« erwiederte Aladdin, »aber er ist schon lange todt.«

Bei diesen Worten fiel der Afrikanische Zauberer dem Aladdin um den Hals, umarmte ihn, und küßte ihn wie-

derholt mit Thränen in den Augen und seufzend. Aladdin bemerkte seine Thränen, und fragte ihn, was denn die Ursache derselben wäre. »Ach, mein Sohn!« rief der Afrikanische Zauberer, »wie könnte ich mich des Weinens enthalten? ich bin dein Oheim und dein Vater war mein geliebter Bruder. Ich bin schon mehrere Jahre lang auf Reisen, und in dem Augenblicke, wo ich hier anlange, in der Hoffnung ihn wiederzusehen und ihn durch meine Rückkehr zu erfreuen, meldest du mir, daß er todt ist. Ich kann dich versichern, es ist für mich ein empfindlicher Schmerz mich so desjenigen Trostes beraubt zu sehen, worauf ich mir Rechnung gemacht hatte. Indeß, was einigermaaßen meine Betrübniß mildert, ist, daß ich, so weit ich mich noch zurückerinnern kann, seine Züge auf deinem Gesichte wieder entdecke, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, indem ich mich an dich gewendet.« Er fragte darauf Aladdin, indem er in seinen Geldbeutel hineingriff, wo denn seine Mutter wohnte? Aladdin gab ihm sogleich Auskunft auf seine Frage, und der Afrikanische Zauberer gab ihm in diesem Augenblick eine Handvoll Kleingeld, indem er hinzufügte: »Mein Sohn, geh jetzt eilig zu deiner Mutter, grüße sie von mir, und sage ihr, ich werde morgen, wofern es mir die Zeit erlaubt, sie besuchen, um mir den Trost zu verschaffen, den Ort und die Stelle zu sehen, wo mein guter Bruder so lange gelebt hat und wo er gestorben ist.«

Sobald als der Afrikanische Zauberer seinen Neffen — den er so eben erst dazu gemacht — verlassen hatte,

lief Aladdin, höchst erfreut über das Geld, welches sein Oheim ihm geschenkt, zu seiner Mutter, und sagte zu ihr beim Eintreten: »Liebe Mutter, ich bitte dich, sage mir, ob ich noch einen Oheim habe.« — »Nein, mein Sohn,« erwiederte die Mutter, »du hast keinen Oheim, weder von Seiten deines verstorbenen Vaters, noch von meiner Seite.« — »Und doch,« fuhr Aladdin fort, »habe ich jetzt eben einen Mann gesprochen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite ausgibt, und mich versichert hat, er sei meines Vaters Bruder. Um euch zu beweisen, daß ich die Wahrheit rede,« fuhr er fort, indem er das empfangene Geld zeigte, da sehet einmahl, was er mir geschenkt hat. Er hat mir auch aufgetragen, euch von ihm zu grüßen, und euch zu sagen, daß er morgen, wofern es seine Zeit erlaubt, euch besuchen wird, um zugleich das Haus zu sehen, worin mein Vater gelebt hat und gestorben ist.« — »Mein Sohn,« erwiederte die Mutter, »es ist wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er ist schon längst todt, und ich habe nie von ihm gehört, daß er noch einen anderen hätte. Weiter sprachen sie nichts über den Afrikanischen Zauberer.

Den folgenden Tag redete der Afrikanische Zauberer den Aladdin noch einmal an, als dieser eben an einem anderen Orte der Stadt mit anderen Kindern spielte. Er umarmte ihn, wie er den Tag zuvor gethan, drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand, und sagte zu ihm: »Mein Sohn, trag dieß deiner Mutter hin, und sage ihr, ich werde sie diesen Abend besuchen, und sie möge dafür

zum Abendessen einkaufen, damit wir zusammen speisen können; doch zuvor bezeichne mir das Haus, wo sie wohnt.« Er bezeichnete es ihm, und der Afrikanische Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die beiden Goldstücke seiner Mutter. Sobald er ihr erzählt hatte, was der Oheim zu thun Willens wäre, ging sie aus, um das Geld zu verwenden, und kam mit reichlichen Speisevorräthen zurück; bei den Nachbaren borgte sie sich das erforderliche Tischgeschirr, welches ihr fehlte, und so brachte sie den ganzen Tag mit Anstalten zur Abendmahlzeit hin. Am Abend, als alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: »Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht nicht, wo unser Haus ist; geh ihm daher entgegen, und führe ihn hieher, wenn du ihn siehest.«

Obwohl Aladdin dem Afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, so wollte er ihm doch sogleich entgegen gehen, als man an die Thüre klopfte. Aladdin öffnete, erkannte sogleich den Afrikanischen Zauberer, der mit Weinflaschen und Früchten von allerlei Gattungen für das Abendessen beladen hereintrat.

Nachdem der Afrikanische Zauberer das, was er trug dem Aladdin übergeben hatte, begrüßte er die Mutter desselben und bat sie, ihm die Stelle auf dem Sofa zu zeigen, wo sein Bruder Mustafa gewöhnlich gesessen hatte. Sie zeigte sie ihm. Sogleich warf er sich nieder, küßte wiederholt diese Stelle mit Thränen in den Augen, und rief: »Mein armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zur rechten Zeit eingetroffen, um dich vor deinem To-

de noch einmal umarmen zu können!« Ungeachtet die Mutter Aladdins ihn darum bat, wollte er doch nicht auf diesen Platz sich setzen. »Nein,« sagte er, »ich werde mich wohl hüten; aber erlaubet mir, hier gegenüber zu sitzen, damit, wenn ich auch des Vergnügens beraubt bin, ihn als Familienvater persönlich anwesend zu erblicken, ich mir wenigstens einbilden kann, als säße er da.« Die Mutter Aladdins drang nun nicht weiter in ihn, sondern ließ ihn Platz nehmen, wo er Lust hatte.

Als der Afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, fing er an, sich mit Aladdins Mutter zu unterhalten. »Meine gute Schwester, sagte er zu ihr, wundere dich nicht, daß du mich während der ganzen Zeit, wo du mit meinem Bruder Mustafa seligen Andenkens verheiratet warst, nie gesehen hast. Es ist gerade vierzig Jahr her, daß ich aus diesem Lande, welches mein und meines verstorbenen Bruders Vaterland ist, fortreiste. Seitdem habe ich Reisen nach Indien, Persien, Arabien, Syrien und Aegypten gemacht, habe mich in den schönsten Städten dieser Länder aufgehalten, und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen etwas längeren Aufenthalt genommen. Da es indeß dem Menschen von Natur angeboren ist, wie weit er auch von seiner Heimath entfernt sein mag, doch nie das Andenken an dieselbe, an seine Aeltern, Verwandten und Jugendgespielen ganz zu vergessen, so ergriff auch mich am Ende ein so heißes Verlangen, jetzt, da ich noch Muth und Kräfte zu einer so weiten Reise in mir fühlte, meine Heimath wiederzusehen und meinen geliebten Bruder zu

umarmen, daß ich auf der Stelle meine Vorbereitungen traf, und mich auf den Weg machte. Ich sage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu gebraucht, noch von den mir aufgestoßenen Hindernissen, noch von den Beschwerden und Mühsalen, die ich ausgestanden habe, um hieher zu gelangen, — ich will dir bloß sagen, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so sehr geschmerzt und betrübt hat, als da ich jetzt den Tod meines Bruders vernahm, den ich immer so lieb gehabt, und für den ich eine wahrhaft brüderliche Zuneigung gehegt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Gesichte meines Neffen, deines Sohnes, und dieß machte, daß ich ihn unter allen den übrigen Kindern, mit denen er zusammen war, herausfand. Er wird dir vielleicht erzählt haben, welchen Eindruck die traurige Nachricht von dem Tode meines Bruders auf mich gemacht hat. Indeß — Gott sei allewege gelobt! Ich tröste mich, daß ich ihn in seinem Sohne wiedergefunden habe, der mir seine Gesichtzüge so lebendig vergegenwärtigt.«

Der Afrikanische Zauberer bemerkte, daß Aladdins Mutter bei dem Andenken an ihren Mann, das ihren Schmerz erneuerte, gerührt wurde, und lenkte daher das Gespräch auf etwas anderes. Er wandte sich zu Aladdin, und fragte ihn, wie er heiße. »Ich heiße Aladdin,« antwortete dieser. »Nun, Aladdin,« fuhr der Zauberer fort, »womit beschäftigst du dich? verstehest du irgend ein Gewerbe?«

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und gerieth in Verlegenheit. Seine Mutter nahm indeß

das Wort, und sagte: »Aladdin ist ein Faulenzer. Sein Vater that bei seinen Lebzeiten alles mögliche, um ihn sein Gewerbe zu lehren, konnte aber seinen Zweck nicht erreichen; jetzt da dieser todt ist, mag ich ihm täglich sagen und vorreden, was ich will, er treibt keine andere Lebensweise, als die eines Herumstreichers, und bringt seine ganze Zeit, wie ihr gesehen habt, unter anderen Kindern mit Spielen hin, ohne zu bedenken, daß er selber kein Kind mehr ist; und wenn ihr ihn heute nicht deshalb beschämt, und er sich diese Warnung nicht zu Nutze macht, so verzweifle ich ganz, daß je aus ihm etwas Tüchtiges werde. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, und sieht selber, das ich mit meinem Baumwollespinnen den ganzen Tag über kaum so viel verdienen kann, daß wir Brot haben. Was mich betrifft, so habe ich den Beschluß gefaßt, ihm ehester Tage meine Thüre zu verschließen, und ihn fortzuschicken, um sich sein Brot anderswo zu suchen.«

Als die Mutter Aladdins unter vielen Thränen so gesprochen hatte, sagte der Afrikanische Zauberer zu Aladdin: »Das ist nicht gut, mein lieber Neffe, du mußt darauf denken, dir selber fortzuhelfen, und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Es giebt ja so verschiedene Gewerbe in der Welt; sollte denn nicht eins darunter sein, wozu du vorzugsweise Lust und Neigung hättest. Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht, und du würdest dich eher zu einem anderen bequemen; verhehle mir nicht deine Gesinnungen hierüber, ich will ja bloß dein Bestes.«

Da er sah, daß Aladdin nichts antwortete, so fuhr er fort: »Hast du vielleicht überhaupt Abneigung gegen die Erlernung irgend eines Gewerbes, und willst du als ein gebildeter Mann in der Welt leben, so will ich dir einen Laden, voll der reichsten Stoffe und des feinsten Linnenzeuges, eingeben; du kannst dich dann mit dem Verkaufe dieser Sachen befassen, mit dem Gelde, welches du daraus lösest, andere Waaren einkaufen, und auf diese Weise ein anständiges Auskommen finden. Frage dich selbst, und sage mir offen, was du denkst; du wirst mich stäts bereit finden, mein Versprechen zu halten.«

Dieses Anerbieten schmeichelte dem Aladdin sehr, den jede Handarbeit anekelte, und zwar um so mehr, da er bemerkt hatte, daß die Läden dieser Art, wie ihm vorgeschlagen worden, immer sehr reinlich und stark besucht, und daß die Kaufleute darin sehr gut gekleidet und sehr geachtet waren. Er sagte daher zu dem Afrikanischen Zauberer, den er als seinen Oheim betrachtete, daß seine Neigung mehr nach dieser Seite, als nach jeder andern, hin gerichtet wäre, und daß er ihm für die Wohlthat, die er ihm zugedacht, sein ganzes Leben hindurch verpflichtet sein würde. »Da dieß Gewerbe dir gefällt,« erwiederte der Afrikanische Zauberer, so werde ich dich morgen mitnehmen, und dich so reich und nett kleiden lassen, wie es sich für einen der ersten Kaufleute dieser Stadt schickt, und übermorgen wollen wir darauf denken, für dich einen Laden zu errichten, wie ich ihn im Sinne habe.«

Aladdins Mutter, die bis dahin gar nicht geglaubt hatte, daß der Afrikanische Zauberer ein Bruder ihres Mannes wäre, zweifelte jetzt, nach den Versprechungen, die er ihrem Sohne machte, keinen Augenblick mehr daran. Sie dankte ihm für seine guten Absichten, und nachdem sie den Aladdin ermuntert hatte, sich der Wohlthaten, wozu ihm sein Oheim Hoffnung machte, würdig zu zeigen, trug sie die Abendmahlzeit auf. Die Unterhaltung während des Abendessens betraf noch immer denselben Gegenstand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht schon weit vorgerückt war; worauf er von Mutter und Sohn Abschied nahm und sich entfernte.

Am folgenden Morgen früh unterließ der Afrikanische Zauberer nicht, seinem Versprechen gemäß, zu Mustafa's Wittwe wiederzukommen. Er nahm sodann Aladdin mit sich, und führte ihn zu einem großen Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen Gattungen der schönsten Stoffe für Personen jedes Alters und Standes zu verkaufen hatte. Er ließ sich mehrere zeigen, die der Größe Aladdins angemessen waren, und nachdem er die, welche ihm am besten gefielen, ausgesucht, und alle andern, die nicht so schön waren, als er wünschte, wieder zurückgelegt hatte, sagte er zu Aladdin: »Lieber Neffe, wähle dir unter allen diesen Kleidern dasjenige aus, welches dir am besten gefällt.« Aladdin, der über die Freigebigkeit seines neuen Oheims ganz entzückt war, wählte eins aus. Der Zauberer kaufte es mit allem, was dazu gehörte, und bezahlte es baar ohne zu handeln.

Dreihundert und achtzehnte Nacht.

Als Aladdin sich so prächtig von Kopfe bis zu Füßen gekleidet sah, stattete er seinem Oheim alle nur erdenklichen Danksagungen ab; und der Zauberer versprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlassen, sondern ihn stäts bei sich zu behalten. Auch führte er ihn wirklich in die besuchtesten Gegenden der Stadt, besonders in diejenigen, wo die Läden der reichsten Kaufleute waren; und als er mit ihm in die Straße gekommen war, wo die Läden mit den schönsten Stoffen und der feinsten Schleierleinwand sich befanden, sagte er zu Aladdin: »Da du bald ein eben solcher Kaufmann, wie diese da, sein wirst, so ist es gut, daß du sie besuchest und daß sie dich kennen lernen.« Er zeigte ihm ferner auch die schönsten und die größten Moscheen, führte ihn in die Chane, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle diejenigen Orte im Palaste des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem sie die schönsten Gegenden der Stadt mit einander durchstreift hatten, gelangten sie in den Chan, worin der Zauberer seine Wohnung genommen hatte. Es fanden sich da noch einige andere Kaufleute ein, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft gemacht, und die er dießmal absichtlich versammelt hatte, um sie gut zu bewirthen und um ihnen seinen angeblichen Neffen vorzustellen.

Das Gastmahl endigte nicht eher als am Abend. Aladdin wollte von seinem Oheim Abschied nehmen, um nach Hause zurück zu kehren; allein der Afrikanische Zauberer wollte ihn nicht allein gehen lassen, sondern geleitete

ihn selber bis in die Wohnung seiner Mutter zurück. Als diese ihren Sohn so gut gekleidet erblickte, war sie vor Freuden außer sich, und konnte gar nicht aufhören, den Zauberer, der für ihren Sohn so viel Geld ausgegeben, mit allen möglichen Segenswünschen zu überhäufen. »Großmüthiger Anverwandter,« sagte sie zu ihm, »ich weiß nicht, wie ich euch für eure Freigebigkeit genugsam danken soll. Ich weiß, daß mein Sohn das Gute, welches ihr ihm erzeiget, nicht verdient, und er würde dessen gänzlich unwerth sein, wenn er es nicht erkennen oder nicht euern guten Absichten entsprechen sollte, die ihr mit ihm vorhabt, indem ihr ihm eine so glänzende Einrichtung geben wollet. Ich für meine Person,« fügte sie hinzu, »danke euch von ganzem Herzen dafür, und wünsche euch ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes sein zu können, der euch dieselbe nicht besser an den Tag legen kann, als wenn er ganz euern guten Rathschlägen folgt.«

»Aladdin,« erwiederte der Afrikanische Zauberer, »ist ein guter Junge: er hört auf mich, und ich denke, daß wir noch etwas recht Gutes aus ihm machen werden. Es thut mir übrigens leid, daß ich morgen noch nicht das ausführen kann, was ich ihm versprochen habe. Es ist nähmlich Freitag [12]), die Läden werden da geschlossen sein, und es ist also nicht daran zu denken, einen zu miethen und mit Waaren zu versehen, da die Kaufleute an diesem Tage nur auf ihr Vergnügen und ihre Zerstreuung denken. Wir werden also die Sache auf Sonnabend ver-

schieben müssen. Indeß werde ich ihn morgen wieder mitnehmen, und ihn in die Gärten spazieren führen, wo sich gewöhnlich die schöne Welt einzufinden pflegt. Er hat vielleicht noch nie etwas von den Vergnügungen gesehen, die man da genießt. Bisher war er immer nur mit Kindern zusammen, er muß jetzt auch einmal erwachsene Menschen sehen.« Der Afrikanische Zauberer nahm endlich von Mutter und Sohn Abschied, und entfernte sich. Aladdin indeß, der schon hoch erfreut darüber war, sich so gut gekleidet zu sehen, freute sich jetzt auch noch im voraus auf den Spaziergang nach den Gärten außerhalb der Stadt. In der That war er noch nie vor die Thore gekommen, und er hattte noch nie die Umgebungen gesehen, welche überaus schön waren.

Aladdin stand den folgenden Tag sehr früh auf und kleidete sich an, um zum Mitgehen bereit zu sein, sobald sein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, sehr lange gewartet hatte, bewirkte die Ungeduld, daß er die Thür öffnete und häufig hinausging, um zu sehen, ob er denn nicht käme. Sobald er ihn von fern erblickte, gab er seiner Mutter davon Nachricht, nahm hierauf von ihr Abschied, schloß die Thüre zu und eilte ihm entgegen.

Der Afrikanische Zauberer erzeigte dem Aladdin, als er ihn wiedersah, viele Liebkosungen. »Wohlan nun, lieber Junge,« sagte er mit lächelnder Miene zu ihm, »ich werde dir heute schöne Sachen zeigen.« Hierauf führte er ihn durch ein Thor, welches zu großen und schönen

Häusern oder vielmehr zu prächtigen Palästen hinaus führte, deren jeder einen sehr schönen Garten hatte, in welchen man frei eintreten durfte. Bei jedem Palaste, an welchem sie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihn schon fände: und Aladdin, der ihm immer zuvorkam, sagte bei jedem neuen, der sich ihrem Anblicke darbot: »Lieber Oheim, da ist ein noch weit schönerer, als alle die, welche wir bisher gesehen haben.« Unterdessen waren sie immer weiter ins Freie vorgeschritten, und der listige Zauberer, der gern noch weiter gehen wollte, um den Plan, den er im Kopfe hatte, auszuführen, nahm Anlaß, in einen dieser Gärten hineinzutreten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen silberhelles Wasser sprudelte, und stellte sich ermüdet, damit Aladdin sich ebenfalls setzen möchte. »Lieber Neffe,« sagte er zu ihm, »du wirst eben so müde sein, wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um frische Kräfte zu sammeln: wir werden dann mehr Muth haben, unsern Spaziergang zu verfolgen.«

Als sie sich gesetzt hatten, zog der Afrikanische Zauberer aus einem Tuche das an seinem Gürtel befestigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten, die er zum Vorrathe mitgenommen, hervor, und breitete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen mit Aladdin, und ließ in Hinsicht der Früchte demselben freie Auswahl unter denen, die ihm am besten schmeckten. Während dieser kleinen Mahlzeit ermahnte er seinen angeblichen Neffen, sich von dem Umgange mit Knaben los zu

machen, sich lieber an kluge und verständige Männer anzuschließen, ihnen zuzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. »Du wirst,« sagte er, »sehr bald ein Mann wie sie sein, und du kannst dich nicht früh genug gewöhnen, nach ihrem Beispiele, verständige Reden zu führen.« Als sie die kleine Mahlzeit vollendet hatten, standen sie auf, und verfolgten ihren Weg queer durch die Gärten, die von einander bloß durch schmale Gräben geschieden waren, welche die Gränzscheide bildeten, ohne deshalb die Verbindung zu hemmen. Das gegenseitige Zutrauen machte, daß die Bürger dieser Hauptstadt weiter keine Vorsichtsmaaßregel brauchten, um gegenseitigen Schaden zu verhüten. Unvermerkt führte der Afrikanische Zauberer den Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus, und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählich in die Nähe von Bergen leitete.

Aladdin, der in seinem ganzen Leben noch keinen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich durch den weiten Gang sehr ermüdet. »Lieber Oheim,« sagte er zu dem Afrikanischen Zauberer, »wohin gehen wir denn? wir haben die Gärten schon sehr weit hinter uns, und ich sehe nichts als Berge vor mir. Wenn wir noch weiter vorwärts gehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um wieder nach der Stadt zurückzukehren.« — »Fasse nur Muth, lieber Neffe,« sagte der vermeintliche Oheim zu ihm, »ich will dir noch einen andern Garten zeigen, der nicht mehr weit von hier ist, nur noch ein Paar Schritte; und wenn wir dahin gekommen sein wer-

den, sollst du mir einmal sagen, ob es dir nicht leid gewesen wäre, wenn du ihn nicht gesehen hättest, nachdem du schon so nahe daran gewesen.« Aladdin ließ sich überreden, und der Zauberer führte ihn noch weiter, indem er ihm verschiedene anmuthige Geschichten erzählte, um ihm den Weg minder langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich kamen sie zwischen zwei mäßig hohe Berge, die sich ziemlich gleich, und nur durch ein schmales Thal geschieden waren. Dieß war eben die merkwürdige Stelle, wohin der Afrikanische Zauberer den Aladdin hatte führen wollen, um mit ihm einen großen Plan auszuführen, um dessentwillen er von dem äußersten Ende Afrika's bis nach China gereist war. »Wir sind jetzt an Ort und Stelle,« sagte er zu Aladdin; »ich werde dir hier Dinge zeigen, die ganz außerordentlich und allen übrigen Sterblichen unbekannt sind. Wenn du sie gesehen haben wirst, so wirst du mir gewiß Dank dafür wissen, das ich dich zum Augenzeugen so vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch niemand gesehen hat. Während ich jetzo mit dem Stahle Feuer schlage, häufe du hier so viel trocknes Reisig zusammen, als du nur auftreiben kannst, um Feuer anzumachen.«

Es war an dem Orte eine solche Menge Reisig vorhanden, daß Aladdin sehr bald einen mehr als hinlängli- Haufen davon beisammen hatte, während der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun Feuer an, und während das Reisig aufloderte, warf der Afrika-

nische Zauberer Räucherwerk hinein, welches er schon in Bereitschaft hatte. Ein dicker Rauch stieg empor, den er bald auf diese bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte murmelte, von denen Aladdin nichts verstand.

Dreihundert und neunzehnte Nacht.

In diesem Augenblick erbebte die Erde ein wenig, öffnete sich an der Stelle vor dem Zauberer und Aladdin, und ließ einen Stein hervorscheinen, welcher anderthalb Fuß ins Gevierte hatte, einen Fuß dick, und wagerecht hingelegt war, mit einem bronzenen Ringe, der in der Mitte versiegelt war. Aladdin, der über das, was hier vor seinen Augen vorging, erschrak, ward von Furcht befallen, und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieser geheimnißvollen Handlung nothwendig; darum hielt ihn der Zauberer zurück, fuhr ihn heftig an, und gab ihm eine so starke Ohrfeige, daß er davon zu Boden fiel, und beinahe seine Vorderzähne im Munde eingebüßt hätte, welcher sehr blutete. Der arme Aladdin rief zitternd und weinend: »Lieber Oheim, was habe ich denn gethan, daß ihr mich so heftig schlaget?« — »Ich habe meine Gründe dazu,« erwiederte der Zauberer. »Ich bin dein Oheim, der bei dir jetzt Vaterstelle vertritt, und du darfst dich daher gar nicht verantworten. Indeß, liebes Kind,« fuhr er etwas besänftigt fort, »du darfst dich gar nicht fürchten. Ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorchest, wofern du dir selber nützen und dich der großen Vortheile,

die ich dir zu verschaffen gedenke, würdig machen willst.« Die schönen Versprechungen des Zauberers beruhigten etwas die Furcht und das aufgeregte Gefühl Aladdins, und sobald ihn der Zauberer wieder ganz beruhigt sah, fuhr er fort: »Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Räucherwerks und der von mir ausgesprochenen Worte bewirkt habe. Vernimm jetzo noch, daß sich unter diesem Steine, den du da siehest, ein verborgener Schatz befindet, der für dich bestimmt ist, und der dich einst reicher machen wird, als die reichsten Könige der Erde. Dieß ist so gewiß wahr, daß es außer dir niemand auf der Welt gibt, dem es erlaubt wäre, diesen Stein anzurühren oder wegzuheben. Selbst ich darf ihn nicht einmal berühren, oder auch nur einen Fuß in dieß Schatzgewölbe setzen, was es geöffnet sein wird. Deßhalb mußt du pünktlich thun, was ich dir sagen werde, ohne etwas dabei zu versehen. Die Sache ist für mich und dich von großer Wichtigkeit.«

Aladdin, der noch immer voll Staunen war über das, was er sah und was er so eben den Zauberer von dem Schatze sagen hörte, der ihn auf immer glücklich machen sollte, vergaß alles, was vorgefallen war. »Nun wohl, lieber Oheim,« sagte er zu dem Zauberer, indem er sich von der Erde aufraffte, »worauf kömmt es denn hiebei an? Befehlet nur, ich bin bereit zu gehorchen.« — »Ich freue mich, liebes Kind,« sprach der Afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, »daß du diesen Entschluß gefaßt hast. Komm her, fasse diesen Ring an, und hebe den Stein in die Höhe.« — »Aber, lieber Oheim,« erwiederte Alad-

din, »ich bin ja nicht stark genug, um ihn in die Höhe zu heben; ihr müßt mir schon dabei helfen.« — »Nein« antwortete der Afrikanische Zauberer, »du hast meine Hülfe nicht nöthig, und ich und du würden beide nichts ausrichten, wenn ich dir hülfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Fasse nur den Ring an, nenne den Namen deines Vaters und deines Großvaters, und hebe ihn in die Höhe; du wirst sehen, er wird sich dir ohne Schwierigkeit fügen.« Aladdin that, wie der Afrikanische Zauberer ihn geheißen hatte; er hob den Stein mit leichter Mühe empor, und legte ihn bei Seite.

Als der Stein weggenommen war, sah er eine Höhle von drei bis vier Fuß Tiefe, mit einer kleinen Thür und Stufen, um noch weiter hinab zu steigen. »Mein Sohn,« sagte hierauf der Afrikanische Zauberer zu Aladdin, »beobachte genau, was ich dir jetzt sagen werde. Steig in diese Höhle hinab, und wenn du unten auf der letzten Stufe bist, so wirst du eine offene Thür finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, der aus drei großen, an einander stoßenden Sälen besteht. In einem jeden derselben wirst du links und rechts vier bronzene Vasen, groß wie Kufen, und mit Gold und Silber angefüllt, stehen sehen; aber hüte dich, etwas davon anzurühren. Ehe du in den ersten Saal eintrittst, hebe dein Kleid in die Höhe und schließ es eng um deinen Leib. Wenn du hinein gekommen bist, so geh, ohne stillzustehen, nach dem zweiten, und aus diesem in den dritten, ebenfalls ohne stillzustehen. Vor allen Dingen hüte dich, den

Wänden zu nahe zu kommen oder sie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du sie berührtest, würdest du auf der Stelle des Todes sein. Darum sage ich dir, halt dein Kleid eng und knapp an dich. Am Ende des dritten Saales ist eine Thüre, die dich in einen Garten hinaus führt, der voll schöner, mit Obst beladener Bäume gepflanzt ist. Geh nur immer gerade aus, und ein Weg wird dich quer durch den Garten zu einer Treppe von funfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Terrasse emporsteigen kannst. Sobald du oben auf der Terrasse bist, wirst du eine Nische vor dir sehen, und in der Nische eine brennende Lampe. Diese Lampe nimm du, lösche sie aus, und wenn du den Docht herausgeworfen und die brennbare Flüssigkeit ausgegossen hast, so stecke sie vorn in deine Brust und bringe sie mir. Du darfst nicht fürchten, daß du dir dein Kleid verderben wirst, die Flüssigkeit ist nämlich kein Oel, und die Lampe wird sogleich trocken sein, sobald du sie ausgegossen hast. Wenn die Früchten im Garten deine Eßlust reizen, so kannst du so viel davon abpflücken, als du nur willst; es ist dir unverboten.«

Nachdem der Afrikanische Zauberer diese Worte gesprochen hatte, zog er einen Ring von seinem Finger, und steckte ihn an einen Finger Aladins, indem er ihm sagte, es wäre dieß ein Verwahrungsmittel gegen alles Böse, was ihm etwa begegnen könnte, wofern er nur dasjenige genau beobachten wollte, was er ihm so eben vorgeschrieben hatte. »Jetzt geh, mein Kind,« sagte er nach

dieser Vermahnung zu ihm, »steig dreist hinunter, wir werden beide für unser ganzes Leben steinreich werden.«

Dreihundert und zwanzigste Nacht.

Aladdin sprang mit leichten Füßen in die Höhlung hinein und stieg die Stufen hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der Zauberer beschrieben hatte, und ging um so behutsamer durch sie hin, da er zu sterben gefaßt sein mußte, wofern er nicht sorgfältig das beobachtete, was ihm vorgeschrieben war. Sodann ging er, ohne zu verweilen, durch den Garten, stieg die Terrasse hinan, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit heraus, und steckte sie hierauf, da er sie ganz trocken sah, in den Busen, und stieg sodann die Terrasse wieder hinunter. Im Garten verweilte er beim Anschauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorbeigehen gesehen hatte. Die Bäume dieses Gartens waren alle mit ganz vorzüglichem Obste belastet und zwar trug jeder Baum Früchte von den verschiedensten Farben. Es gab da weiße, helleuchtende und durchsichtige wie Kristall, rothe, theils dunkler, theils heller, grüne, blaue, violette, gelbliche, und so von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die hellleuchtenden und durchsichtigen dagegen Diamanten, die dunkelrothen Rubine, die hellrothen Ballasrubine, die grünen Smaragde, die blauen Türkisse, die violetten Amethyste, die, welche ins Gelbliche spielten, Saphire, und so fort. Alle diese Früchte waren von einer Größe und Vollkommenheit, welche alles weit übertraf, was man der Art

auf Erden gesehen, Aladdin indeß, der weder ihren Werth noch ihren Preis kannte, wurde vom Anblicke dieser Früchte, die nicht nach seinem Geschmacke waren, gar nicht angezogen; ihm wären Feigen, Weintrauben und andere edle Obstarten, die in China gewöhnlich sind, lieber gewesen. Ueberhaupt war er noch nicht in dem Alter, wo man den Werth von dergleichen kennt; daher bildete er sich ein, alle diese Früchte wären bloß von buntfarbigem Glase, und hätten auch weiter keinen andern Werth. Gleichwohl erregte die Mannigfaltigkeit so vieler schönen Farben, so wie die außerordentliche Größe und Schönheit einer jeden Frucht, in ihm die Lust, einige abzupflücken. Er nahm von jeder Farbe einige, füllte damit seine beiden Taschen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer ihm zugleich mit dem Kleide, welches er ihm geschenkt, gekauft hatte. damit er nichts als Neues um und an sich hätte; und da die beiden Beutel in seinen Taschen, die ohnehin schon ganz voll waren, nicht mehr Platz hatten, so band er sie auf jeder Seite an seinen Gürtel an. Einige von den Früchten hülte er auch in die Falten seines Gürtels, der von dickem Seidenstoffe gemacht war, und befestigte sie so, daß sie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er nicht, einige in den Busen, zwischen das Kleid und das Hemde zu stecken.

Aladdin, der jetzt mit so vielen Reichthümern beladen war, deren Werth er gar nicht kannte, trat hierauf sorgfältig seinen Rückweg durch die drei Säle an, um den Afrikanischen Zauberer nicht zu lange warten zu lassen; und nachdem er mit derselben Vorsicht, wie zuvor, quer

durch dieselben hin gegangen, stieg er wieder da hinauf, wo er herunter gestiegen war, und zeigte sich am Eingange der Höhle, wo der Afrikanische Zauberer ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte, rief er ihm zu: »Lieber Oheim, ich bitte euch, reichet mir die Hand und helfet mir heraus.» — »Mein Sohn,» sagte der Afrikanische Zauberer, »gib mir zuvor die Lampe, sie könnte dir hinderlich sein.« »Verzeihet, lieber Oheim,« erwiederte Aladdin, »sie ist mir gar nicht hinderlich; ich werde sie euch geben, sobald ich herausgestiegen sein werde.« Der Afrikanische Zauberer bestand darauf, daß ihm Aladdin die Lampe in die Hand geben sollte, ehe er ihn aus der Vertiefung herauszöge, und Aladdin, der diese Lampe mit alle den Früchten, die er zu sich gesteckt, verpackt hatte, weigerte sich durchaus, sie ihm eher zu geben, als bis er heraus sein würde. Da gerieth der Afrikanische Zauberer vor Verzweiflung über die Widerspenstigkeit des jungen Menschen in eine fürchterliche Wuth; er warf etwas von seinem Räucherwerk in das Feuer, welches er sorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte gesprochen, als der Stein, welcher als Deckel zu der Eingangsöffnung der Höhle diente, sich von selbst wieder an seine Stelle rückte, nebst der Erde, die oben darauf lag, so daß alles wieder in den Stand kam, wie es bei des Zauberers und Aladdins Ankunft gewesen war.

Dreihundert ein und zwanzigste Nacht.

Der Afrikanische Zauberer war in der That weder ein Bruder des Schneiders Mustafa, wie er vorgegeben hatte,

noch auch Aladdins Oheim. Dagegen war er wirklich aus Afrika, und da Afrika ein Land ist, wo man für die Zauberei mehr eingenommen ist, als irgend anderswo, so hatte er sich von Jugend an darauf gelegt; und nachdem er sich vierzig Jahre lang mit Zaubereien, mit der Punktierkunst mit Räucherungen und Lesung von Zauberbüchern beschäftigt hatte, war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es in der Welt eine Wunderlampe gäbe, deren Besitz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wofern er derselben je habhaft werden könnte. Durch seinen letzten Versuch in der Punktierkunst hatte er ausgemittelt, daß diese Lampe sich an einem unterirdischen Orte mitten in China befände, und zwar in einer Gegend und unter allen den Umständen, die wir bereits wissen. Von der Richtigkeit dieser Entdeckung überzeugt, war er von dem äußersten Ende Afrika's ausgereist und nach einer langen und beschwerlichen Reise, in die Stadt gekommen, welche in der Nähe dieses kostbaren Schatzes gelegen war. Allein, obwohl die Lampe sich ganz gewiß an dem bewußten Orte befand, so war es ihm doch nicht gestattet, sie selber wegzunehmen oder persönlich in das unterirdische Gewölbe einzutreten, worin sie sich befand. Es mußte durchaus ein anderer da hinabsteigen, sie abholen und sie ihm sodann einhändigen. Daher hatte er sich an Aladdin gewandt, den er für einen jungen unbedeutenden Menschen und für sehr geeignet hielt, ihm diesen erforderlichen Dienst zu leisten, mit dem festen Vorsatze, sobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte, schon erwähnte Räucherung

zu thun, die beiden Zauberworte auszusprechen, welche die bereits erzählte Wirkung hatten, und so den armen Aladdin seiner Habsucht und Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen dieser Sache zu haben. Die Ohrfeige, welche er dem Aladdin gegeben, und das Ansehen, welches er sich über ihn angemaßt hatte, sollten diesen bloß daran gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit, wenn er diese berühmte Zauberlampe von ihm fordern würde, dieser sie ihm sogleich übergäbe. Indeß erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte. Am Ende verfuhr der Boshafte bloß darum so eilig, um den armen Aladdin zu verderben, weil er fürchtete, daß, wenn er sich länger mit ihm herumzankte, irgend ein anderer es hören und sein Geheimniß offenbaren möchte.

Als der Afrikanische Zauberer seine großen und schönen Hoffnungen auf immer verschwunden sah, blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Afrika zurück zu kehren; was er denn auch an demselben Tage noch that. Auf der Heimreise machte er einige Umwege, um nicht mehr die Stadt betreten zu dürfen, aus welcher er sich mit Aladdin entfernt hatte. Auch mußte er wirklich fürchten, daß ihn da mehrere Personen beobachten könnten, die ihn mit Aladdin hatten gehen sehen, und ihn jetzt ohne ihn zurückkommen sähen.

Allem Anscheine nach mußte es jetzt mit Aladdin aus sein. Allein gerade der, welcher ihn auf immer zu vernichten geglaubt, hatte nicht beachtet, daß er ihm einen Ring an den Finger gesteckt, der zu seiner Rettung dienen

könnte. In der That, eben dieser Ring ward Anlaß zu der Rettung des jungen Menschen, der die Kräfte desselben gar nicht kannte; und es ist zu verwundern, daß dieser Verlust nebst dem der Lampe den Zauberer nicht in die tiefste Verzweiflung stürzte. Indeß die Zauberer sind so sehr an Unfälle und Fehlschlagen ihrer Wünsche gewöhnt, daß sie, so lange sie leben, nicht aufhören sich an Rauch und Dunst, an Luftschlössern und Einbildungen zu ergötzen.

Aladdin, der nach allen diesen Liebkosungen und empfangenen Wohlthaten gar nicht auf diese Bosheit seines angeblichen Oheims gefaßt war, befand sich in einer Bestürzung, die sich leichter denken als beschreiben läßt. Als er sich so lebendig begraben sah, rief er tausendmal seinen Oheim bei Namen, und erklärte, daß er bereit wäre ihm die Lampe zu geben; aber sein Rufen war fruchtlos und konnte auch gar nicht gehört werden. Er mußte daher so im Finstern und Dunkeln bleiben. Endlich, nachdem er seine Thränen getrocknet hatte, stieg er wieder die Treppe der Höhle hinunter, um nach dem Garten, den er schon einmal durchgangen, und ins helle Tageslicht zu kommen; aber die Mauer, die sich ihm früher geöffnet, hatte sich schon wieder durch einen neuen Zauber geschlossen und zusammengefügt. Er tappte mehrmals links und rechts vor sich hin, ohne eine Thüre zu finden; er verdoppelte sein Schreien und Weinen, und setzte sich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wiederzusehen, und in der traurigen Gewißheit eines nahen Todes.

Aladdin blieb in diesem Zustande zwei Tage, ohne zu essen und zu trinken. Am dritten Tage endlich, da er seinen Tod als unvermeidlich betrachtete, faltete und hob er seine Hände empor, und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus:

»Es gibt keine Macht und Kraft, als in Gott, dem Allerhöchsten und Größten!«

Dreihundert zwei und zwanzigste Nacht.

In dieser Stellung rieb er, ohne daran zu denken, den Ring, den ihm der Afrikanische Zauberer an den Finger gesteckt hatte, und dessen geheime Kraft er noch nicht kannte. Sogleich stieg vor ihm ein Geist von ungeheurer Gestalt und fürchterlichem Ansehen empor, der vom Boden bis an die oberste Spitze des Gewölbes reichte, und sprach zu Aladdin folgende Worte:

»Was verlangst du? Hier bin ich, bereit dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave derer, welche den Ring am Finger haben, sowohl ich, als alle übrige Sklaven des Ringes.«

Zu jeder andern Zeit, und bei jeder andern Gelegenheit würde Aladdin, der an solche Erscheinungen nicht gewöhnt war, beim Anblick einer so ungeheuren Gestalt von Schreck ergriffen worden sein und die Sprache verloren haben; allein jetzt, da er einzig und allein an die Gefahr dachte, worin er schwebte, antwortete er ohne zu stocken: »Wer du auch sein magst, bringe mich aus diesem Orte fort, wofern du es vermagst.« Kaum hatte er diese Worte

gesprochen, als die Erde sich öffnete und er sich außer der Höhle befand und zwar gerade an der Stelle, wohin ihn der Zauberer geführt hatte.

Niemand wird es befremdlich finden, daß Aladdin der so lange Zeit in der dichtesten Finsterniß gewesen war, anfänglich kaum das Tageslicht zu ertragen vermochte. Er gewöhnte seine Augen erst nach und nach daran, und indem er allmählich um sich schaute, war er sehr überrascht, keine Oeffnung in der Erde mehr zu erblicken. Er konnte gar nicht begreifen, wie er so plötzlich aus dem Schooße der Erde herausgekommen war; bloß an dem Flecke, wo das Reisig verbrannt worden, konnte er die Stelle wieder erkennen, wo die Höhle war. Als er sich hierauf nach der Stadt wandte, erblickte er sie mitten unter den sie umgebenden Lustgärten; auch erkannte er den Weg, auf welchem ihn der Zauberer hergeführt hatte. Indem er diesen Weg wieder zurückwandelte, dankte er Gott, daß er noch einmal der Welt wiedergegeben sei, nachdem er bereits daran verzweifelt hatte, sie je wiederzusehen. So gelangte er zur Stadt, und schleppte sich mit vieler Mühe bis in seine Wohnung. Als er in das Zimmer seiner Mutter trat, verursachte die Freude des Wiedersehens, verbunden mit der von seinem dreitägigen Fasten herrührenden Schwäche, ihm eine Ohnmacht, welche eine Weile anhielt. Seine Mutter, die ihn bereits als todt beweint hatte, unterließ jetzo, da sie ihn in diesem Zustande erblickte, keine Pflege und kein Mittel, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er sich von seiner Ohnmacht, und seine er-

sten Worte waren: »Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich gib mir zu essen; seit drei Tagen habe ich noch nicht das mindeste zu mir genommen.« Seine Mutter brachte ihm, was sie gerade vorräthig hatte, setzte es vor ihm hin, und sagte; »Lieber Sohn, übereile dich nur nicht, denn das könnte dir schaden; sondern iß ganz langsam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich bei deiner starken Eßlust möglichst in Acht. Ich wünsche nicht einmal, daß du jetzt mit mir redest; wenn du wieder hergestellt sein wirst, so wirst du Zeit genug haben, um mir zu erzählen, was dir begegnet ist. Nach meiner großen Betrübniß, worin ich mich seit Freitag befunden, und nach all der unsäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, zu erfahren, was aus dir geworden wäre, da du bei anbrechender Nacht nicht nach Hause kamst, bin ich jetzt vollkommen getröstet, da ich dich wieder habe.«

Aladdin folgte dem Rathe seiner Mutter, er aß gemach und allmählich, und trank im Verhältniß dazu. Als er damit fertig war, sagte er: »Liebe Mutter, ich sollte mich eigentlich gar sehr über dich beschweren, daß du mich so leicht der Willkür eines Mannes anvertrautest, der den Plan hatte, mich ins Verderben zu stürzen, und der in diesem Augenblick meinen Tod für unzweifelhaft und gewiß hält; allein du glaubtest, er wäre mein Oheim, und ich war derselben Meinung, wie du. Und konnten wir denn auch wohl eine andere Meinung von einem Manne hegen, der mich mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufte, und der mir so viele vortheilhafte Versprechungen machte?

Allein du mußt nur wissen, liebe Mutter, daß er nichts als ein Verräther, ein Bösewicht, ein Betrüger war. Er hat mir diese Wohlthaten und diese Versprechungen nur darum gethan, um, wie schon gesagt, seinen Zweck zu erreichen, mich nämlich zu verderben, ohne daß ich oder du die Ursache davon zu errathen im Stande sind. Ich meinerseits kann versichern, daß ich ihm nie den mindesten Anlaß zu einer so schlechten Behandlung gegen mich gegeben habe. Du wirst dieß selber aus dem treuen Berichte abnehmen können, den ich dir über alles das, was seit meiner Trennung von dir bis zur Ausführung seines verderblichen Plans vorgegangen ist, abstatten werde.«

Aladdin begann nun seiner Mutter alles das zu erzählen, was ihm seit dem Freitage, wo ihn der Zauberer nach den umliegenden Gärten vor der Stadt führte, begegnet war; ferner, was ihm unterweges bis zu dem Orte wo das große Zauberwerk vor sich gehen sollte, zugestoßen; sodann erzählt er von der Räucherung, den Zauberworten, der plötzlich erschienenen Oeffnung der Erdhöhle; auch der empfangenen Ohrfeige vergaß er nicht, und wie ihm der Zauberer den Ring an den Finger gesteckt und ihn durch große Verheißungen in die Höhle hinabzusteigen vermocht; er verschwieg nichts von allem dem, was er auf seinem Hin- und Rückwege in den drei großen Sälen, im Garten und auf der Terrasse gesehen, wo er die Wunderlampe weggenommen, welche er ihr bei dieser Gelegenheit vorzeigte, nebst den durchsichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rückgange durch den Garten abge-

pflückt hatte. Er fügte hiezu noch zwei volle Beutel derselben, die er seiner Mutter gab, welches sich aber wenig daraus machte. Gleichwohl waren diese Früchte sammt und sonders kostbare Edelsteine. Der sonnenhelle Glanz, den sie beim Scheine der Lampe, die das Zimmer erhellte, von sich gaben, hätte allein schon auf ihren Werth aufmerksam machen müssen: allein die Mutter Aladdins verstand davon eben so wenig, als ihr Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit auferzogen worden, und ihr Mann war nicht so vermögend gewesen, um ihr dergleichen kostbare Steine zum Schmucke zu kaufen: außerdem hatte sie auch nie dergleichen bei irgend einer ihrer Verwandtinnen oder Nachbarinnen gesehen. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie dieselben als werthlose Dinge betrachtete, die höchstens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; weshalb denn auch Aladdin sie hinter eines von den Polstern des Sofas schob, auf welchem er saß. Er vollendete sodann die Erzählung seines Abenteuers, und sagte ihr, wie er aus der Höhle wieder hatte heraussteigen wollen, wie ihm da der Zauberer die Lampe abgefordert, und auf seine Weigerung die Oeffnung der Höhle durch seine Zauberei wieder verschlossen hatte. Nicht ohne Thränen vermochte er das übrige zu erzählen, indem er ihr den unglücklichen Zustand schilderte, worin er sich von dem Augenblick an befunden, wo er in der Unglückshöhle lebendig begraben worden, bis dahin, wo er aus derselben wieder ans Tageslicht hervorgekommen, durch die Berührung des Ringes

dessen Eigenschaft er noch nicht kannte. Als er die Erzählung geendigt hatte, sagte er zu seiner Mutter: »Das übrige darf ich dir nicht erst sagen: du weißt es ja selber. Da siehst du nun, was ich in der Zeit meiner Abwesenheit für Abenteuer und Gefahr bestanden habe.«

Aladdins Mutter hatte diese wunderbare und seltsame Geschichte, welche für sie, die ihren Sohn ungeachtet seiner Fehler zärtlich liebte, höchst schmerzlich sein mußte, ruhig und ohne Unterbrechung angehört; nur bei den rührendsten Stellen, wo die Treulosigkeit des Afrikanischen Zauberers recht sichtbar wurde, konnte sie ihren Unwillen nicht unterdrücken. Doch jetzt, da Aladdin geendigt hatte, brach sie in tausend Schmähworte gegen den Betrüger aus: sie nannte ihn einen Verräther, einen Treulosen, Barbaren, Meuchelmörder, Betrüger, Zauberer, einen Feind und Verderber des menschlichen Geschlechts. »Ja, mein Sohn,« fügte sie hinzu, »es ist ein Zauberer, und die Zauberer sind eine wahre Pest für die Menschheit: sie haben vermöge ihrer Zaubereien und Hexereien mit den bösen Geistern Verkehr. Gott sei gepriesen, der nicht gewollt hat, daß seine entsetzliche Bosheit ihren Zweck an dir erreichen sollte! Du bist ihm für die Gnade, die er an dir gethan hat, großen Dank schuldig. Dein Tod war unvermeidlich, wenn du dich nicht seiner erinnert und seinen Beistand angefleht hättest.« So sagte sie noch vieles andere, doch während des Sprechens bemerkte sie, daß Aladdin, der seit drei Tagen nicht geschla-

sen hatte, der Ruhe bedürfte. Sie brachte ihn daher zu Bette, und legte sich bald darauf ebenfalls nieder.

Dreihundert drei und zwanzigste Nacht.

Aladdin, der an dem unterirdischen Orte, worin er begraben gewesen, keine Ruhe genossen hatte, schlief die ganze Nacht sehr fest, und erwachte am andern Morgen erst sehr spät. Er stand auf, und das erste, was er seiner Mutter sagte, war, daß er Hunger hätte, und daß sie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn sie ihm ein Frühstück gäbe. »Ach, mein Sohn,« antwortete sie ihm,« ich habe auch nicht einmal ein Stück Brot, daß ich dir geben könnte; denn den wenigen Vorrath, den ich zu Hause hatte, hast du gestern Abend aufgegessen; aber gedulde dich nur ein Bischen, es wird nicht lange dauern, so werde ich dir etwas bringen. Ich habe hier etwas Baumwolle, die ich gesponnen, und die ich jetzt verkaufen werde, um für dich Brot und etwas zum Mittagessen zu kaufen.« — »Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »hebe dir nur deine Baumwolle für ein andermal auf, und gib mir die Lampe, die ich gestern mitbrachte. Ich werde gehen und sie verkaufen, und das Geld, das ich dafür löse, wird hinlänglich sein, um uns Frühstück, Mittagessen und vielleicht auch etwas zum Abend zu verschaffen.«

Die Mutter holte die Lampe hervor, und sagte; »Da hast du sie; aber sie ist sehr schmutzig. Wenn sie nur ein wenig geputzt wird, so wird sie dadurch bald etwas mehr gelten.» Sie nahm sodann Wasser und

etwas feinen Sand, um sie blank zu putzen; aber kaum hatte sie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein gräßlicher und riesenhafter Geist emporstieg, sich ihr zeigte, und mit einer Donnerstimme zu ihr sprach:

»Was willst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich, als die übrigen Sklaven der Lampe!«

Aladdins Mutter war nicht im Stande zu antworten. Ihr Auge vermochte nicht, die scheußliche und entsetzliche Gestalt des Geistes zu ertragen, und ihr Schrekken war gleich bei den ersten Worten, die er aussprach, so groß gewesen, daß sie in Ohnmacht gefallen war.

Aladdin, welcher bereits in der Höhle eine ähnliche Erscheinung gehabt hatte, ergriff, ohne irgend Zeit oder Besinnung zu verlieren, schnell die Lampe, und antwortete während des Stillschweigens seiner Mutter an ihrer Statt mit festem Tone: »Ich habe Hunger, bringe mir etwas zu essen.« Der Geist verschwand, und einen Augenblick drauf kam er wieder, beladen mit einem großen silbernen Becken, welches er auf dem Kopfe trug, mit zwölf verdeckten Schüsseln von demselben Metall, voll der trefflichsten Speisen, nebst sechs großen Broten, weiß wie Schnee, zwei Flaschen des köstlichsten Weines und zwei silbernen Schalen in der Hand. Er setzte alles zusammen auf das Sofa, und verschwand sogleich.

Dieß geschah in so kurzer Zeit, daß sich Aladdins Mutter noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geist zum zweitenmal erschien. Aladdin, der ihr bereits, aber ohne Erfolg, kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt hatte, wollte dieß so eben noch einmal wiederholen; allein, sei es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten, oder daß der Duft von den Speisen, die der Geist gebracht, etwas dazu beitrug, sie kam augenblicklich wieder zu sich. »Liebe Mutter,« sagte Aladdin zu ihr, »es ist weiter nichts; steh auf und iß. Hievon kannst du dich stärken, und auch ich kann meinen starken Hunger befriedigen. Wir wollen so gute Speisen nicht kalt werden lassen, sondern essen.«

Die Mutter Aladdins war erstaunlich überrascht, als sie das große Becken, die zwölf Schüsseln, die sechs Brote, die beiden Flaschen und die zwei Schalen erblickte, und den köstlichen Duft einathmete, der aus allen diesen Schüsseln emporstieg. »Mein Sohn,« sagte sie zu Aladdin, »woher kömmt uns dieser Ueberfluß, und wem verdanken wir ein so reichliches Geschenk? Sollte vielleicht der Sultan von unserer Armuth gehört und Mitleid mit uns gehabt haben?« — »Liebe Mutter,« antwortete Aladdin, »wir wollen uns jetzt zu Tische setzen und essen, du bedarfst dessen eben so sehr, als ich. Deine Frage werde ich dir übrigens beantworten, wenn wir gefrühstückt haben.« Sie setzten sich zu Tische und speisten mit um so größerer Eßlust, da Mutter und Sohn sich noch nie an einer so gut besetzten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter gar nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obwohl sie nicht recht wußte, ob sie von Silber oder aus anderem Metalle wären, so wenig war sie den Anblick solcher Dinge gewohnt. Eigentlich war es bloß die Neuheit, die sie in solche Bewunderung versetzte, und auch ihr Sohn Aladdin hatte von dem Werthe dieser kostbaren Sachen nicht mehr Kenntniß als sie.

Aladdin und seine Mutter, welche bloß ein einfaches Frühstück einzunehmen gedacht hatten, befanden sich um die Stunde des Mittagessens noch bei Tafel. Die trefflichen Speisen hatten ihre Eßlust noch mehr geweckt, und da sie noch ganz warm waren, so glaubten sie nicht übel zu thun, wenn sie nicht erst zweimal tafelten, sondern beide Mahlzeiten sogleich mit einemmale abmachten. Nachdem sie beide Mahlzeiten geendigt hatten, blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie davon nicht nur zu Abend essen, sondern auch den noch den folgenden Tag zwei Mahlzeiten davon halten konnten.

Als Aladdins Mutter den Tisch abgedeckt und das Fleisch, welches unberührt geblieben, aufgehoben hatte, setzte sie sich neben ihren Sohn auf das Sofa, und sagte zu ihm: »Aladdin, ich erwarte, daß du jetzt meine Neugierde in Hinsicht dessen befriedigest, worüber du mir Auskunft zu geben versprochen hast.« Aladdin erzählte ihr umständlich alles, was sich während ihrer Ohnmacht zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte.

Die Mutter war voll Verwunderung über die Reden ihres Sohnes und über die Erscheinung des Geistes. Aber, mein Sohn,« erwiederte sie, »was willst du denn eigentlich damit sagen? So lange ich lebe, habe ich nie unter allen meinen Bekannten jemand sagen gehört, daß er einen Geist gesehen? Durch welchen Zufall hat sich nun dieser häßliche Geist gerade mir vor Augen gestellt? Warum hat er sich an mich gewendet, und nicht an dich, dem er doch schon einmal in der Schatzhöhle erschienen war?«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »der Geist, welcher dir erschienen, ist nicht derselbe, der mir erschien. Sie sind sich freilich in Hinsicht auf ihre Riesengröße gewissermaßen ähnlich, aber an Gesichtbildung und Kleidung sind sie gar sehr von einander verschieden, auch gehören sie verschiedenen Herren an. Wenn du dich noch erinnerst, derjenige, den ich sah, nannte sich einen Sklaven des Ringes, den ich am Finger habe, und der, den du sahest, nannte sich einen Sklaven der Lampe, die du in der Hand hattest. Aber ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn, wie mich dünkt, fielst du sogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfing.«

»Wie?« rief die Mutter aus, »also deine Lampe ist Ursache, daß dieser häßliche Geist sich lieber an mich, als an dich wandte? Ach, lieber Sohn, da schaffe mir sie nur aus den Augen und hebe sie auf, wo es dir gefällt; ich mag sie nicht mehr anrühren. Meinethalben mag sie lieber weggeworfen oder verkauft werden, als daß ich Ge-

fahr laufe, bei Berührung derselben vor Schrecken zu sterben. Wenn du mir folgst, so wirst du auch den Ring von dir thun. Man muß keinen Verkehr mit Geistern haben; es sind Unholde, wie schon unser Prophet gesagt hat.«

»Mit deiner Erlaubniß, liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »ich werde mich jetzo wohl hüten, das zu thun, was ich vor kurzem wollte, nämlich eine Lampe zu verkaufen, welche dir und mir so viel Nutzen schaffen wird. Siehst du nicht, was sie uns so eben verschafft hat? Sie soll uns jetzo fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt verschaffen. Du kannst, wie ich, wohl leicht erachten, daß mein fälschlicher und böser Oheim sich nicht ohne Grund so viel Mühe gegeben, und eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hat, um sich in den Besitz dieser Wunderlampe zu setzen, welche er all dem Golde und Silber vorzog, das, wie er wußte, in den drei Sälen vorhanden war, und das ich selber ganz so, wie er es mir beschrieben, da gesehen habe. Er kannte nur zu wohl den Preis und den Werth dieser Lampe, als daß er sich von jenem übrigen reichen Schatze noch irgend etwas gewünscht hätte. Da uns nun der Zufall die geheime Kraft derselben entdeckt hat, so wollen wir den möglichst vortheilhaften Gebrauch davon machen, aber ganz ohne den Neid und die Mißgunst unserer Nachbaren zu erregen. Ich will sie dir übrigens schon aus den Augen schaffen, und sie an einem Orte aufheben, wo ich sie finde, im Fall ich ihrer bedarf, da du nun einmal solche Furcht

vor Geistern hast. Was den Ring betrifft, so möchte ich mich übrigens eben so wenig entschließen können, ihn wegzuwerfen; denn ohne ihn würdest du mich nie wiedergesehen haben, ja ich würde vielleicht jetzt nicht einmal mehr leben. Du wirst mir also wohl erlauben müssen, daß ich ihn behalte und ihn stäts am Finger trage. Wer weiß, ob nicht noch einmal irgend eine andere Gefahr mir zustößt, die wir beide nicht voraussehen können, und wovon er mich dann befreien kann.« Da diese Bemerkung Aladdins ziemlich richtig zu sein schien, so hatte seine Mutter nichts dagegen. »Lieber Sohn,« sagte sie zu ihm, »du kannst so handeln, wie du denkst; ich für mein Theil mag mit Geistern nichts zu schaffen haben. Ich erkläre dir hiemit, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und mit dir nie ein Wort weiter deshalb reden werde.«

Dreihundert vier und zwanzigste Nacht.

Den folgenden Tag nach dem Abendessen war nichts mehr von den schönen Speisen übrig, die der Geist gebracht hatte. Aladdin, der nicht so lange warten wollte bis der Hunger ihn drängte, nahm den Morgen darauf eine von silbernen Schüsseln unter das Kleid, und ging aus, um sie zu verkaufen. Er wandte sich unterweges an einen Juden, der ihm begegnete, zog ihn bei Seite, zeigte ihm die Schüssel, und fragte ihn, ob er sie wohl kaufen wollte.

Der Jude der ein schlauer und verschmitzter Mann war, nahm die Schüssel und untersuchte sie, und als er

erkannte, daß sie von echtem Silber war, fragte er Aladdin, wie hoch er sie böte. Aladdin, der den Werth derselben gar nicht kannte, und nie mit dergleichen Sachen Handel getrieben hatte, begnügte sich damit, ihm zu sagen, er würde wohl selber am besten wissen, was die Schüssel werth wäre, und er verließe sich hierin ganz auf seine Ehrlichkeit. Der Jude war durch die Offenherzigkeit Aladdins in Verlegenheit gesetzt. In der Ungewißheit darüber, ob Aladdin auch wohl das Material und den Werth desselben kennete, zog er aus seinem Geldbeutel ein Goldstück, welches höchstens den zweiundsechzigsten Theils des Werths der Schüssel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldstück mit großer Hast an sich, und sobald er es in der Hand hatte, entfernte er sich so eilig, daß der Jude, nicht zufrieden mit dem ungeheuern Gewinn, den er bei diesem Kaufe gemacht, sehr betrübt darüber war, daß er nicht sogleich Aladdin Unbekanntschaft mit dem Werthe des verkäuflichen Stückes errathen, und ihm nicht noch weniger geboten hatte. Er war im Begriffe, dem jungen Menschen nachzulaufen, und zu versuchen, ob er nicht noch etwas von dem Goldstücke zurückbekommen könnte; aber Aladdin lief schnell, und war schon so weit entfernt, daß er ihn schwerlich eingeholt haben würde.

Auf dem Heimwege zu der Wohnung seiner Mutter blieb Aladdin bei einem Bäckerladen stehen, wo er sich einen Vorrath von Brot kaufte, den er auf der Stelle von dem Goldstücke bezahlte, welches der Bäcker ihm umwech-

selte. Als er nach Hause kam, gab er das übrige Geld seiner Mutter, welche auf den Markt ging, um für sie beide die nöthigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

Sie setzten ihre Lebensweise so fort, das heißt Aladdin verkaufte alle zwölf Schüsseln eine nach der andern an den Juden, je nachdem sie wieder Geld brauchten. Der Jude, der ihm für die erste Schüssel ein Goldstück gegeben hatte, wagte nicht, ihm für die übrigen weniger zu bieten, aus Furcht, daß ihm ein so vortheilhafter Handel entgehen könnte; er bezahlte sie daher alle nach demselben Preise. Als das Geld von der letzten Schüssel ausgegeben war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu dem Becken, welches allein zehnmal so viel wog, als jede Schüssel. Er wollte es zu seinem gewöhnlichen Kaufmanne tragen, aber die große Schwere desselben hinderte ihn daran. Er mußte also den Juden aufsuchen, den er in das Haus seiner Mutter führte; und dieser, nachdem er das Gewicht des Beckens untersucht hatte, zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldstücke: womit Aladdin auch zufrieden war.

So lange die zehn Goldstücke dauerten, wurden sie auf die täglichen Ausgaben der Hauswirthschaft verwendet. Aladdin, obwohl er an ein müßiges Leben gewöhnt war, spielte unterdeß, seit seinem Abenteuer mit dem Afrikanischen Zauberer, nicht mehr mit jungen Leuten seines Alters, sondern brachte den Tag mit Spaziergängen oder in Unterhaltungen mit solchen Personen hin, die er kennen gelernt hatte. Oft auch blieb er bei den Läden der großen Kaufleute stehen, und horchte da den Gesprächen

angesehener Männer zu; die darin einen Augenblick verweilten, oder sich wie zu einer Art von Zusammenkunft daselbst einfanden; und diese Gespräche brachten ihm allmählich etwas Weltkenntniß bei.

Als von den zehn Goldstücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu der Lampe. Er nahm sie in die Hand, suchte die Stelle, welche seine Mutter berührt hatte, und sobald er diese an den Spuren, welche der Sand daran zurückgelassen, erkannt hatte, rieb er sie gerade so, wie sie es gethan. Sogleich erschien ihm wieder derselbe Geist, der ihm schon einmal erschienen war. Allein da Aladdin die Lampe sanfter gerieben hatte, als seine Mutter, so sprach er dießmal auch in einem milderen Tone zu ihm:

»Was verlangst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als alle die übrigen Sklaven der Lampe!«

Aladdin sagte zu ihm: »Mich hungert, bringe mir etwas zu essen.« Der Riese verschwand, und einen Augenblick darauf erschien er wieder, mit einem ähnlichen Tafelgeräthe beladen, wie das erstemal, setzte es auf das Sofa hin, und verschwand wieder.

Aladdins Mutter war, sobald sie das Vorhaben ihres Sohnes merkte, unter irgend einem Vorwande ausgegangen, um sich bei der Erscheinung des Geistes nicht zu Hause zu befinden. Sie kam bald darauf wieder nach Hause, und war, als sie die Tafel und den Schenktisch so

reich besetzt erblickte, über die wunderbare Wirkung der Lampe fast eben so erstaunt, als das erstemal. Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tische, und nach der Mahlzeit blieb ihnen noch so viel übrig, um die beiden folgenden Tage reichlich davon leben zu können.

Sobald Aladdin wieder sah, daß weder Brot, noch Lebensmittel, noch Geld zu Hause war, nahm er wiederum eine silberne Schüssel, und suchte den Juden auf, um sie ihm zu verkaufen. Auf dem Hinwege ging er bei dem Laden eines Goldschmids vorüber, der ein ehrwürdiger Greis und zugleich ein sehr rechtschaffener Mann war. Der Goldschmid sah ihn, rief ihn an, und bat ihn, zu ihm herein zu treten. »Mein Sohn,« sagte er sodann zu ihm, ich habe dich schon mehrere Male, eben so beladen wie jetzt, vorbeigehen, und den und den Juden aufsuchen, und sodann mit leeren Händen zurückkehren sehen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß du ihm das, was du trägst, jedesmal verkaufst. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger, und zwar ein ärgerer Betrüger als alle andern Juden ist, und daß keiner von denen, die ihn kennen, mit ihm etwas zu schaffen haben will. Uebrigens sage ich dir das bloß zu deinem Vortheile. Wenn du mir zeigen willst, was du jetzt eben trägst, und wofern du es verkaufen willst, so werde ich dir treulich, wofern es mir ansteht, den Preis dafür zahlen; wo nicht, so werde ich dich wenigstens an andere Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden.«

Die Hoffnung, noch mehr Geld aus der Schüssel zu lösen, bewirkte, das Aladdin sie unter dem Kleide hervorzog und dem Goldschmid zeigte. Der alte Mann, welcher sogleich erkannte, daß die Schüssel von dem feinsten Silber war, fragte ihn, ob er wohl schon dergleichen an den Juden verkauft, und wie hoch sie ihm dieser bezahlt hätte. Aladdin gestand ihm ganz offen, daß er deren schon zwölfe verkauft, und für eine jede von dem Juden bloß ein Goldstücke erhalten habe. »O, dieser Spitzbube!« rief der Goldschmid. »Mein Sohn,« fuhr er sodann fort, »was geschehn ist, ist geschehn! man muß daran nicht weiter denken; allein, wenn du erfahren wirst, was deine Schüssel, die vom feinsten Silber ist, das nur irgend von uns verarbeitet wird, werth ist, dann wirst du einsehen, wie sehr der Jude dich betrogen hat.«

Der Goldschmid nahm die Wage, wog die Schüssel, und nachdem er dem Aladdin erklärt hatte, was eine Mark Silber wäre, wieviel sie gölte, und ihre Unterabtheilungen, so machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel ihrem Gewichte nach zweiundsiebzig Goldstücke werth sei, die er ihm auf der Stelle baar hinzählte. »Da hast du,« sagte er, »den vollen Werth deiner Schüssel. Wenn du im mindesten zweifelst, so kannst du dich nach Belieben an jeden andern der hiesigen Goldschmide wenden, und wenn er dir sagt, daß sie mehr werth ist, so will ich dir das doppelte zahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts als die Arbeit und die Form, und damit begnügt sich kein Jude, selbst der ehrlichste nicht.«

Aladdin dankte dem Goldschmid für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und von welchem er bereits so großen Vortheil zog. In der Folge wandte er sich bloß an ihn, in Hinsicht des Verkaufs der übrigen Schlüsseln so wie des Beckens, dessen voller Werth ihm nach Maaßgabe des Gewichts bezahlt wurde. Obwohl Aladdin und seine Mutter eine unversiegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, so lebten sie dennoch fortwährend mit derselben Mäßigkeit, wie zuvor, mit Ausnahme dessen, was Aladdin davon bei Seite legte, um sich anständig zu unterhalten und verschiedene Bedürfnisse für ihre kleine Wirthschaft anschaffen zu können. Seine Mutter dagegen nahm zur Ausgabe auf ihre Kleider bloß das, was ihr das Baumwollespinnen einbrachte. Man kann leicht erachten, wie lange bei einer so ordentlichen Lebensweise das Geld, welches Aladdin für die zwölf Schüsseln und das Becken von dem Goldschmid erhalten hatte, gereicht haben mag. So lebten sie denn mehrere Jahre lang von Unterstützung der Lampe, welche Aladdin von Zeit zu Zeit rieb.

Dreihundert fünf und zwanzigste Nacht.

In dieser Zwischenzeit hatte Aladdin, welcher nicht unterließ, sehr fleißig bei den Zusammenkünften angesehener Personen in den Läden der größten Kaufleute, die mit Gold-, Silber- und Seidenstoffen, den feinsten Schleiertüchern und Juweelen handelten, sich einzufinden und bisweilen selbst an ihren Unterhaltungen theilzunehmen, sich vollends ausgebildet und allmählich alle Manieren der fei-

nen Weltleute angenommen. Bei den Juweelenhändlern besonders war es, wo ihm die Täuschung benommen wurde, als wären diese durchsichtigen Früchte, die er in jenem unterirdischen Garten gepflückt hatte, bloß von buntfarbigem Glase; er erfuhr da, daß es sehr kostbare Edelsteine wären. Dadurch nämlich, daß er in diesen Läden alle Arten von Edelsteinen verkaufen sah, lernte er sie nach ihrem Werth kennen und schätzen; und da er nirgends welche sah, die den seinigen an Schönheit oder an Größe gleichgekommen wären, so begriff er wohl, daß er anstatt dieser angeblichen Glasstücke, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, unschätzbare Kleinode besäße. Er war indeß so klug, niemand etwas davon zu sagen, selbst nicht einmal seiner Mutter; und diesem Stillschweigen eben verdankte er jenes hohe Glück, zu welchem er, wie wir sehen werden, in der Folge emporstieg.

Als Aladdin eines Tages in einer Gegend der Stadt spazieren ging, hörte er mit lauter Stimme einen Befehl des Sultans ausrufen, jeder solle seinen Laden und seine Hausthüre schließen, und sich in das Innere seiner Wohnung zurückziehen, bis die Tochter des Sultans, die Prinzessinn Badrulbudur[15], nach dem Bade vorüber gegangen und wieder zurückgekehrt sein würde.

Dieser öffentliche Ausruf weckte in Aladdin die Neugierde, die Prinzessinn entschleiert zu sehen; aber er konnte dieß nicht wohl anders, als wenn er sich in das Haus eines Bekannten begab, und da durchs Gitterfenster sah; was ihn indeß noch immer nicht befriedigte, da die Prin-

zessinn, dem Brauche zufolge, auf ihrem Wege nach dem Bade einen Schleier auf dem Gesichte haben mußte. Um seine Neugierde zu befriedigen, ersann er endlich ein Mittel, welches glückte; er versteckte sich nämlich hinter die Thüre des Bades, welches so eingerichtet war, daß er sie unfehlbar von Angesicht sehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten; die Prinzessinn erschien, und er betrachtete sie durch einen Ritz, welcher groß genug war, um sie in Augenschein zu nehmen, ohne selber gesehen zu werden. Sie kam in Begleitung einer großen Anzahl von dienenden Frauen und von Verschnittenen, welche theils neben ihr, theils hinter ihr hergingen. Als sie etwa drei bis vier Schritte von der Thüre des Bades entfernt war, nahm sie den Schleier ab, der ihr Gesicht bedeckte, und der ihr sehr unbequem war, und Aladdin sah sie nun um so bequemer, da sie gerade auf ihn los kam.

Aladdin hatte bis dahin noch nie eine Frau mit entschleiertem Gesichte gesehen, als seine Mutter. Diese gute Frau war indeß sehr alt, und war niemals so hübsch gewesen, daß er von ihr auf die Schönheit der Frauen überhaupt hätte einen Schluß machen können. Zwar hatte er wohl gehört, daß es Frauen von hoher Schönheit gäbe, allein mit welchen Ausdrücken man auch immer Schönheiten schildern mag, so machen sie doch nie den Eindruck, den die Schönheit selber macht.

Sobald Aladdin die Prinzessinn Badrulbudur gesehen hatte, so gab er seine bisherige Meinung auf, als glichen alle Frauen mehr oder weniger seiner Mutter; seine

ganzen Gefühle wurden plötzlich umgewandelt, und sein Herz konnte dem reitzenden Mädchen seine höchste Zuneigung nicht versagen. Die Prinzessinn war in der That die schönste Brünette, die es auf der Welt nur geben kann; sie hatte große, mit der Stirn gleichstehende, lebhafte und feurige Augen, einen sanften und bescheidenen Blick, eine Nase von richtigem Verhältniß und ohne Tadel, einen kleinen Mund, rosige und reizende Lippen; mit einem Wort, alle Züge und Theile ihres Gesichts waren von der vollendetsten Regelmäßigkeit. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Aladdin durch den Anblick eines so seltenen Vereins des Schönsten und Wunderbarsten geblendet und fast außer sich gesetzt wurde. Außer allen diesen Vollkommenheiten besaß die Prinzessinn auch noch einen sehr vollen Wuchs und eine majestätische Haltung, deren Anblick allein schon Ehrfurcht gebot.

Als die Prinzessinn ins Bad hineingegangen war, blieb Aladdin eine Weile ganz verwirrt und wie in Entzücken stehen, indem er sich unaufhörlich das reitzende Bild vor die Seele rief. Endlich kam er wieder zur Besinnung, und indem er bedachte, daß die Prinzessinn bereits vorüber war, und daß er ganz zwecklos seine Stellung länger behalten würde, weil sie beim Herausgehen aus dem Bade ihm ja den Rücken kehren und verschleiert sein würde, so faßte er den Entschluß, seinen Ort zu verlassen und sich zu entfernen.

Aladdin konnte bei seiner Rückkehr nach Hause seine Verwirrung und Unruhe nicht so verbergen, daß es seine

Mutter nicht gemerkt hätte. Sie war erstaunt, ihn so ganz wider seine Gewohnheit traurig und nachdenkend zu erblicken, und fragte ihn daher, ob ihm etwas begegnet wäre, oder ob er sich unpäßlich befände. Doch Aladdin antwortete nichts, sondern warf sich nachlässig aufs Sofa hin, wo er unverändert in einer und derselben Lage blieb und sich fortwährend damit beschäftigte, sich das Bild der reitzenden Prinzessinn zu vergegenwärtigen. Seine Mutter, die das Abendessen zubereitete, drang nicht weiter in ihn. Als es fertig war, stellte sie es neben ihn auf das Sofa und setzte sich zu Tische. Da sie indeß bemerkte, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, erinnerte sie ihn, daß er doch essen möchte, und erst durch viele Bemühungen vermochte sie ihn, seine Lage zu ändern. Er aß indeß weit weniger als gewöhnlich, mit niedergeschlagenen Augen und mit einem so tiefen Stillschweigen, daß es seiner Mutter nicht möglich war, durch alle ihre Fragen über den Anlaß einer so ungewöhnlichen Veränderung ihm irgend ein Wort zu entlocken.

Nach dem Abendessen wollte sie von neuem anfangen ihn zu fragen, woher denn seine tiefe Schwermuth rührete; allein sie konnte nichts aus ihm herausbringen, und Aladdin ging zu Bette, ohne seine Mutter im mindesten zufrieden gestellt zu haben.

Den folgenden Tag setzte er sich wieder auf das Sofa, seiner Mutter gegenüber, welche ihrer Gewohnheit zufolge Baumwolle spann, und fing mit ihr auf folgende Weise an zu sprechen: »Ich muß das Stillschwei-

gen brechen, das ich seit meiner gestrigen Nachhausekunft beobachtet habe, und das dich, wie ich bemerken konnte, sehr bekümmert hat. Ich war nicht krank, wie du glaubtest, und ich bin es auch jetzt nicht; aber ich kann dir nicht sagen, was ich empfand, und was ich noch immerfort empfinde, — es ist etwas weit schlimmeres, als Krankheit. Ich weiß nicht, was es eigentlich ist; aber aus dem, was du von mir vernehmen wirst, wirst du es vielleicht erkennen. Es ist in diesem Stadtviertel nicht bekannt geworden, und so kannst du es denn auch nicht wissen, daß die Tochter des Sultans, die Prinzessinn Badrulbudur, sich gestern Nachmittag ins Bad begeben hat. Ich erfuhr es gestern, als ich in der Stadt umher spazierte. Man rief nämlich den Befehl aus, daß alle Läden geschlossen werden, und daß jeder sich in sein Haus begeben sollte, um der Prinzessinn die gebührende Ehre zu erzeigen, und ihr auf den Strassen, durch welche sie käme, einen freien Durchgang zu lassen. Da ich von dem Bade nicht weit entfernt war, brachte die Neugier, sie bei entschleiertem Gesichte zu sehen, mich auf den Gedanken, mich hinter die Thüre des Bades zu verstecken, indem ich dachte, es könnte wohl möglich sein, daß sie ihren Schleier vor dem Eintritte ins Bad abnähme. Du kennst die Lage der Thür, und wirst daher leicht abnehmen können, daß ich sie sehr bequem da sehen mußte, wofern alles so kam, wie ich vermuthete. Sie nahm auch wirklich beim Eintritt ihren Schleier ab, und ich hatte das Glück, diese liebenswürdige Prinzessinn zu meinem unaussprechlichen

Vergnügen von Angesicht zu sehen. Dieß ist nun, liebe Mutter, die Ursache jenes Zustandes, worin du mich gestern bei meiner Nachhausekunft erblicktest, und zugleich der Grund jenes Stillschweigens, welches ich beobachtet habe. Ich liebe die Prinzessinn mit einer unaussprechlichen Leidenschaft, und da diese mit jedem Augenblicke steigt, so fühle ich wohl, daß sie nur durch den Besitz der liebenswürdigen Prinzessinn gestillt werden kann; weshalb ich denn entschlossen bin, sie mir vom Sultan zur Frau zu erbitten.«

Dreihundert sechs und zwanzigste Nacht.

Die Mutter Aladdins hatte die Rede ihres Sohnes bis gegen das Ende mit vieler Aufmerksamkeit angehört; aber als sie am Schluß vernahm, daß er die Absicht hatte, um die Hand der Prinzessinn Badrulbudur anzuhalten, konnte sie sich nicht enthalten, ihn durch ein lautes Lachen zu unterbrechen. Aladdin wollte weiter sprechen, aber sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen und sagte: »Ach, mein Sohn, woran denkst du? Du mußt wohl deinen Verstand verloren haben, daß du solche Reden führen kannst!«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »ich kann dich versichern, daß ich nicht meinen Verstand verloren habe, sondern bei völliger Besinnung bin. Ich habe alle die Vorwürfe von Thorheit und Albernheit, die du mir machst und noch machen wirst, vorausgesehen; aber das alles soll mich nicht abhalten, dir nochmals zu sagen, daß mein

Entschluß fest steht, den Sultan um die Hand seiner Tochter, der Prinzessinn Badrulbudur, zu bitten.«

»In der That, mein Sohn,« antwortete hierauf die Mutter ganz ernstlich, »ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß du dich ganz vergissest; und selbst wenn du diesen Entschluß ausführen wolltest, so sehe ich gar nicht ab, durch wen du diese Bitte an den Sultan gelangen lassen wolltest.« — »Durch dich selber,« antwortete sogleich der Sohn, ohne zu zögern. »Durch mich?« rief die Mutter voll Staunen und Ueberraschung, »und an den Sultan? Ach, ich werde mich wohl sehr hüten, mich in eine Unternehmung der Art einzulassen! und überhaupt, mein Sohn,« fuhr sie fort, »wer bist du denn, daß du so dreist bist, an die Tochter des Sultans zu denken? Hast du vergessen, daß du der Sohn eines der geringsten Schneider der Hauptstadt, und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft bist? Weißt du denn nicht, das Sultane ihre Töchter nicht leicht jemand zur Ehe geben, selbst nicht einmal denjenigen Sultanssöhnen, die keine Hoffnung haben, einst zur Regierung zu gelangen?«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »ich habe dir schon gesagt, daß ich alles, was du mir so eben gesagt hast, vorausgesehen habe, und ich sage dasselbe von allem dem, was du etwa noch hinzufügen magst; weder deine Reden noch deine Vorstellungen werden meinen Entschluß ändern. Ich habe dir schon gesagt, daß ich durch dich um die Hand der Prinzessinn anhalten will; dieß ist die einzige Gefälligkeit, die ich von dir verlange, und

die ich mir nicht abzuschlagen bitte, wofern du nicht etwa lieber mich sterben sehen, als mir zum zweitenmale das Leben schenken willst.«

Aladdins Mutter befand sich in der größten Verlegenheit, als sie die Hartnäckigkeit sah, womit er auf seinem närrischen Plane bestand. »Mein Sohn,« sagte sie nochmals zu ihm, »ich bin deine Mutter, und als eine rechtschaffene und leibliche Mutter von dir, bin ich bereit, dir zu Liebe alles zu thun, was irgend vernünftig ist oder sich für meinen und deinen Stand schickt. Wenn es darauf ankäme, für dich um die Tochter eines unserer Nachbaren, der mit dir von gleichem oder doch nicht viel höhern Standes wäre, anzuhalten, so würde ich alles mögliche aufbieten, was nur irgend in meiner Macht steht; aber auch dann müßtest du doch wenigstens etwas Vermögen, oder einige Einkünfte, oder wenigstens irgend ein Gewerbe erlernt haben, um hierin deinen Zweck zu erreichen. Wenn arme Leute, wie wir, heiraten wollen, so müssen sie vor allen Dingen darauf denken, ob sie auch wohl zu leben haben. Aber ohne deine niedrige Herkunft in Erwägung zu ziehen, strebst du bei deinem geringen Stand und Vermögen nach dem höchsten Gipfel des Glücks, und beabsichtigst nichts geringeres, als eine Vermählung mit der Tochter deines Herrn und Gebieters, der bloß ein Wort sagen darf, um dich zu verderben und zu vernichten. Ich will hier gar nicht einmal das erwähnen, was deine Person und dich selber betrifft; denn das mußt du bei dir selber überlegen, wofern du deine Besinnung

hast: ich spreche hier bloß von dem, was mich insbesondere angeht. Wie hat wohl ein so seltsamer Gedanke dir in den Kopf kommen können, daß ich hingehen und dem Sultan den Antrag machen soll, dir seine Tochter, die Prinzessinn, zur Ehe zu geben? Gesetzt, ich hätte nun auch, ich will nicht sagen die Dreistigkeit, sondern die Unverschämtheit, mich seiner Majestät vorzustellen, um an ihn eine so ungereimte Bitte zu thun, an wen sollte ich mich denn wenden, um mich da einführen zu lassen? Glaubst du denn nicht, daß der erste, mit dem ich davon spräche, mich als eine Närrinn behandeln, und mich auf eine meiner unwürdige Weise fortjagen würde? Gesetzt nun aber auch, ich würde dem Sultan ohne Schwierigkeit vorgestellt, — wie es wohl der Fall ist, wenn man ihn um Gerechtigkeit anfleht, die er seinen Unterthanen stäts gern gewährt, oder wenn man ihn um eine Gnade bittet, die er mit Vergnügen bewilligt, sobald er sieht, daß man sie verdient und derselben würdig ist, — bist du denn wohl in einem solchen Falle? und glaubst du denn die Gnade verdient zu haben, die ich für dich erbitten soll? Welchen Dienst hast du denn dem Sultan oder dem ganzen Lande erwiesen, und wodurch hast du dich denn ausgezeichnet? Wenn du nun nichts gethan hast, um eine solche Gnade zu verdienen und auch übrigens derselben nicht würdig bist, mit welcher Stirne könnte ich denn darum bitten? Wie könnte ich auch nur den Mund öffnen, um dem Sultan einen Antrag der Art zu machen? Das Majestätische seiner Person und der Glanz seines Hofes würde mich sogleich

stumm und still machen, mich, die ich schon zitterte, wenn ich meinen verstorbenen Mann, deinen Vater, um irgend etwas zu bitten hatte. Auch ist noch ein anderer Grund vorhanden, mein Sohn, an den du nicht gedachst hast, nämlich der, daß man vor dem Sultan, wenn man ihn um eine Gnade zu bitten hat, nicht wohl erscheinen kann, ohne ein Geschenk in der Hand zu haben. Diese Geschenke haben wenigstens das Gute, daß, wenn er auch aus irgend einem Grunde die Bitte abschlägt, er wenigstens das Gesuch und den Bittsteller ohne Weigerung anhört. Aber welches Geschenk hast du ihm anzubieten? Und wenn du auch etwas hättest, das der Beachtung eines so großen Fürsten irgend werth schiene, in welchem Verhältniß würde denn das Geschenk zu der Bitte stehen, die du an ihn thun willst? Geh in dich und bedenke, daß du nach etwas trachtest, was zu erreichen für dich unmöglich ist.«

Aladdin hörte alles, was ihm seine Mutter nur irgend sagen mochte, um ihn von seinem Plane abzubringen, ruhig an, und nachdem er ihre Vorstellungen Punkt für Punkt überlegt hatte, nahm er endlich das Wort und sagte: »Ich gestehe es, liebe Mutter, es ist eine große Verwegenheit von mir, daß ich es wage, meine Ansprüche so weit zu treiben, und zugleich eine große Unbesonnenheit, daß ich von dir mit solcher Hitze und Eilfertigkeit verlangte, daß du hingehen und dem Sultan meinen Heiratsantrag vortragen solltest, ohne zuvor die gehörigen Maaßregeln ergriffen zu haben, um dir Zutritt und eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Ich bitte dich deshalb

um Verzeihung. Allein bei der Heftigkeit der Leidenschaft, die mich ergriffen hat, darfst du dich nicht wundern, wenn ich anfangs nicht sogleich alles das übersah, was dazu erforderlich ist, um mir die Ruhe, die ich suche, zu verschaffen. Ich liebe die Prinzessinn Badrulbudur mehr, als du dir irgend einbilden kannst, und ich beharre immer noch auf dem Entschlusse, sie zu heiraten; dieß steht bei mir entschieden fest. Uebrigens bin ich dir für die Eröffnung, die du mir gemacht hast, sehr dankbar; ich betrachte sie als den ersten Schritt, um mir den glücklichen Erfolg, den ich mir verspreche, näher zu führen. Du sagst mir, es sei nicht Sitte, vor dem Sultan ohne ein Geschenk in der Hand zu erscheinen, und ich habe nichts, was des Sultans würdig sei. Ich bin, was das Geschenk betrifft, deiner Meinung, und gestehe, daß ich daran nicht gedacht hatte. Allein, wenn du sagst, ich besitze nichts, was ihm überreicht werden könne, so glaubst du wohl nicht, liebe Mutter, daß das, was ich dir an dem Tage, wo ich, wie du weißt, von einer unvermeidlichen Todesgefahr befreit wurde, heimbrachte, würdig genug ist, um dem Sultan damit ein sehr angenehmes Geschenk zu machen? Ich spreche nämlich von dem, was ich in den zwei Beuteln und in meinem Gürtel mitgebracht, und was du und ich für farbiges Glas gehalten haben; indeß ist mir gegenwärtig mein Irrthum benommen, und ich muß dir nur sagen, liebe Mutter, daß es Edelsteine von unschätzbarem Werthe sind, die bloß für große Fürsten passen. Ich haben ihren Werth schätzen gelernt, indem ich die Läden

der Juweelenhändler besuchte, und du kannst es mir auf mein Wort glauben. Alle die, welche ich bei unseren Juweelenhändlern gesehen habe, sind gar nicht mit denen, welche wir besitzen, zu vergleichen, und doch bieten sie dieselben zu unbeschreiblich hohen Preisen aus. Du und ich, wir kennen gar nicht den Preis der unsrigen. Wie dem aber auch sei, so viel ich davon verstehe, vermöge der wenigen Erfahrung, die ich darin habe, so bin ich überzeugt, daß das Geschenk dem Sultan nicht anders als höchst angenehm sein muß. Du hast da eine Porzelan, Vase, die ziemlich groß und von einer sehr passenden Form ist, um sie da hinein zu thun; bringe diese einmal her, und wir wollen sehen, welche Wirkung sie auf das Auge machen werden, wenn wir sie alle nach ihren verschiedenen Farben geordnet haben.«

Dreihundert sieben und zwanzigste Nacht.

Die Mutter Aladdins brachte die Vase, und Aladdin zog die Edelsteine aus den Beuteln, und legte sie in der besten Ordnung hinein. Die Wirkung, welche sie bei hellem Tageslichte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben durch ihren Glanz und durch ihr Feuer hervorbrachten, war von der Art, daß Mutter und Sohn davon fast geblendet wurden. Sie waren ganz erstaunt; denn beide hatten dieselben immer nur bei Lampenschein besehen. Freilich hatte Aladdin sie auch noch auf ihren Bäumen gesehen, wo sie als Früchte erschienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals fast noch Kind,

und hatte diese Edelsteine nur wie Spielsachen betrachtet, und sie auch bloß darum, ohne weitere Kenntniß davon zu haben, eingesteckt.

Nachdem sie eine Weile die Schönheit des Geschenks bewundert hatten, nahm Aladdin wieder das Wort. »Liebe Mutter,« sagte er zu ihr, »du wirst nun wohl den Gang zum Sultan nicht länger unter dem Vorwande ablehnen, daß du ihm kein Geschenk anzubieten habest; mich dünkt, hier hast du eins, welches dir einen sehr günstigen Empfang bewirken wird.«

Obwohl Aladdins Mutter, ungeachtet der Schönheit und des Glanzes dieses Geschenks, es nicht von so hohem Werthe hielt, als ihr Sohn es schätzte, so glaubte sie dennoch wohl, daß es der Sultan genehmigen könnte, auch fühlte sie, daß in dieser Hinsicht nichts weiter einzuwenden wäre. Allein sie kam immer wieder auf den Antrag zurück, den sie unter Begünstigung des Geschenks an den Sultan machen sollte, und dieß machte ihr viel Unruhe. »Lieber Sohn,« sagte sie zu ihm, »ich begreife wohl, daß das Geschenk eine gute Wirkung machen, und daß der Sultan mich mit gnädigen Augen ansehen wird; allein, was das Gesuch betrifft, das ich bei ihm anbringen soll, so fühle ich wohl, daß ich dazu nicht die Kraft haben, sondern stumm bleiben werde. So wird dann nicht nur mein Gang, sondern auch das Geschenk — das, wie du sagst, von so außerordentlicher Kostbarkeit ist, — verloren sein, und ich werde voll Bestürzung zurückkommen, und dir melden, daß du dich in deiner Hoffnung getäuscht hast.

Ich habe dir es schon einmal gesagt, und du wirst sehen, daß es so kommen wird. Aber,« fuhr sie fort, »gesetzt auch, daß ich mir Gewalt anthäte, um mich deinem Wunsche zu fügen, und gesetzt, ich hätte Kraft genug, um ein solches Gesuch, wie du willst, zu wagen, so wird doch der Sultan sicherlich sich entweder über mich lustig machen, und mich wie eine Närrinn fortschicken, oder in einen gerechten Zorn gerathen, wovon du und ich unfehlbar das Opfer sein werden.«

Aladdins Mutter führte ihrem Sohne noch mehrere andere Gründe an, um ihn, wo möglich, umzustimmen: aber die Reize der Prinzessinn Badrulbudur hatten einen zu tiefen Eindruk auf sein Herz gemacht, als daß er sich von seinem Plane hätte abwendig machen lassen. Er verlangte fortwährend von seiner Mutter, daß sie seinen Entschluß doch ausführen möchte; und theils aus Zärtlichkeit gegen ihn, theils aus Furcht, daß er irgend ein Aeußerstes wagen könnte, überwand sie ihre Abneigung und gab dem Willen ihres Sohnes nach.

Da es schon zu spät, und die Zeit, wo man nach dem Palaste gehen und sich dem Sultan darstellen konnte, an diesem Tage schon vorbei war, so ward die Sache bis auf den folgenden Tag verschoben. Die Mutter und der Sohn unterhielten sich den noch übrigen Theil des Tages von nichts anderem als davon, und Aladdin brachte seiner Mutter mit vieler Sorgfalt alles das bei, was ihm irgend nur einfiel, um sie in dem Entschlusse, den sie endlich genehmigt hatte, sich nämlich dem Sultan vorzustellen, noch

mehr zu bestärken. Ungeachtet aller Ueberredungsgründe des Sohnes konnte sich indeß die Mutter nicht überzeugen, daß ihr diese Unternehmung irgend gelingen könnte; auch muß man wirklich gestehen, daß sie alle Ursache hatte, daran zu zweifeln. »Mein Sohn,« sagte sie zu Aladdin, »wenn der Sultan mich so günstig aufnimmt, als ich es dir zu Liebe wünsche, wenn er ferner den Antrag, den ich ihm von deinetwegen machen soll, ruhig anhört, aber nach diesem guten Empfange sich einfallen läßt, mich zu fragen, wo dein Vermögen, deine Reichthümer, deine Besitzungen sind, — denn darnach wird er sich vor allen Dingen, und zwar eher als nach deiner Person, erkundigen, — wenn er mich nun, sag' ich, darnach fragt, was soll ich ihm darauf antworten?«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »wir wollen uns nicht im voraus um etwas kümmern, das vielleicht gar nicht erfolgen wird. Wir wollen jetzt erst abwarten, welche Aufnahme du beim Sultan finden, und welche Antwort du von ihm erhalten wirst. Sollte es sich ereignen, daß er über das, was du da sagst, Auskunft haben will, so werde ich dann schon sehen, welche Antwort ich ihm darüber geben soll. Ich habe das Vertrauen, daß die Lampe, vermöge welcher wir schon seit einigen Jahren unseren Unterhalt haben, mich in der Noth nicht im Stiche lassen wird.«

Die Mutter Aladdins wußte auf das, was ihr Sohn so eben gesagt hatte, nichts zu erwiedern. Sie bedachte nämlich, daß die Lampe, von welcher er sprach, wohl noch

größere Wunder zuwege bringen könnte, als bisher, wo sie ihnen bloß ihren Lebensunterhalt herbeigeschaft hatte. Dieß stellte sie zufrieden, und hob zugleich alle Schwierigkeiten, die sie etwa hätten von dem Dienste abhalten können, den sie ihrem Sohne bei dem Sultan zu leisten versprochen hatte. Aladdin, welcher die Gedanken seiner Mutter errieth, sagte zu ihr: »Liebe Mutter, vergiß wenigstens nicht, die Sache verschwiegen zu halten; es hängt davon der ganze glückliche Erfolg ab, den ich und du von dieser Angelegenheit erwarten können.« Hierauf trennten sich Mutter und Sohn, um sich zur Ruhe zu legen; doch die heftige Liebe und die großen Entwürfe eines unermeßlichen Glücks, welche das Gemüth des Sohnes erfüllten, hinderten ihn, die Nacht so ruhig hinzubringen, als er es gewünscht hätte. Er stand noch vor Anbruche des Tages auf und weckte seine Mutter. Er drang in sie, daß sie sich aufs schleunigste ankleiden, sich dann nach dem Thore des Palastes begeben, und gleich bei Eröffnung desselben hineintreten möchte, und zwar in dem Augenblicke, wo der Großwesyr, die Wesyre, und alle übrigen hohen Staatsbeamten zu der Sitzung des Diwans hineingingen, welcher der Sultan stäts in Person beizuwohnen pflegte.

Aladdins Mutter that alles, was ihr Sohn wünschte. Sie nahm das Porzelangefäß, worin sich das Geschenk von Edelsteinen befand, hüllte es in ein doppeltes Leinwandtuch, zuerst in ein sehr feines und weißes, sodann in ein minder feines, welches letztere sie an den vier Zipfeln zusammenband, um es desto leichter forttragen zu können.

Endlich ging sie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaste des Sultans. Der Großwesyr nebst den übrigen Wesyren und die angesehensten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als sie an der Thür anlangte. Die Zahl derer, welche beim Diwan etwas zu suchen hatten, war sehr groß. Man öffnete endlich und sie ging mit ihnen allen bis in den Diwan hinein. Dieß war ein schöner, tiefer und geräumiger Saal, dessen Eingang groß und prächtig war. Sie stellte sich so, daß sie den Sultan, den Großwesyr und die übrigen Herren, welche links und rechts im Diwan ihren Sitz hatten, gerade sich gegenüber hatte. Man rief die verschiedenen Parteien nach einander vor, und zwar in der Ordnung, wie sie ihre Bittschriften eingereicht hatten, ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entschieden, bis zu dem Augenblick, wo der Diwan gewöhnlich geschlossen wurde. Dann stand der Sultan auf, entließ die versammelten Mitglieder, und ging in seine Zimmer zurück, wohin ihm der Großwesyr folgte. Die übrigen Wesyre und die Mitglieder des Staatsraths entfernten sich. Alle die, welche sich wegen Privatangelegenheiten daselbst eingefunden hatten, thaten dasselbe; einige zufrieden mit den Gewinn ihres Rechtshandels, andere unzufrieden über das gegen sie gefällte Urtheil, und noch andere endlich in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer anderen Sitzung entschieden würde.

Dreihundert acht und zwanzigste Nacht.

Aladdins Mutter, welche gesehen hatte, wie der Sultan aufstand und sich entfernte, schloß sehr richtig, daß er denselben Tag nicht wieder erscheinen würde, da sie alle weggehen sah. Sie faßte daher den Entschluß, ebenfalls nach Hause zurückzukehren. Aladdin, der sie mit dem für den Sultan bestimmten Geschenke zurückkommen sah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolge seiner Sendung denken sollte. In der Angst, worin er sich befand, daß sie ihm eine schlimme Botschaft bringen würde, vermochte er nicht den Mund zu öffnen, um sie zu fragen, welche Nachricht sie ihm brächte. Die gute Mutter welche nie einen Fuß in den Palast des Sultans gesetzt hatte, und die nicht die mindeste Kenntniß von dem hatte, was da täglich vorzugehen pflegte, zog ihren Sohn aus der Unruhe, worin er sich befand, indem sie ihm höchst naiv Folgendes erzählte: »Lieber Sohn, ich habe den Sultan gesehen und bin fest überzeugt, daß er mich ebenfalls gesehen hat. Ich stand vor ihm, und niemand hinderte mich, ihn zu sehen; aber er war so sehr mit denen beschäftigt, welche links und rechts mit ihm sprachen, daß es mir leid that, wenn ich die Geduld und Mühe sah, die es ihn kostete, sie anzuhören. Dieß dauerte so lange, daß er sich zuletzt, glaub' ich, langweilen mochte; denn er stand ganz unerwartet auf, und entfernte sich ziemlich eilig, ohne eine Menge anderer Leute, die noch mit ihm sprechen wollten, anzuhören. Gleichwohl war ich darüber

sehr froh, denn ich fing wirklich schon an, die Geduld zu verlieren, und war von dem langen Stehen außerordentlich müde. Indeß ist bei der Sache nichts verdorben. Ich werde nämlich nicht unterlassen, morgen wieder hinzugehen; der Sultan wird da vielleicht nicht so beschäftigt sein.«

Wie sehr Aladdin auch von Liebe entbrannt war, so mußte er sich doch mit dieser Entschuldigung begnügen und sich mit Geduld waffnen. Er sah wenigstens mit Vergnügen, daß seine Mutter den schwersten Schritt bereits gethan hatte, nämlich den, den Anblick des Sultans auszuhalten, und hoffte nun, daß sie, nach dem Beispiele derer, die in ihrer Gegenwart mit ihm gesprochen hatten, ebenfalls nicht anstehen würde, sich ihres Auftrags zu entledigen, sobald der günstige Augenblick zum Sprechen eintreten würde.

Den folgenden Morgen ging Aladdins Mutter wieder eben so früh mit dem Geschenke von Edelsteinen nach dem Palaste des Sultans; doch ihr Gang war vergeblich; sie fand die Thür des Diwans verschlossen, und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung wäre, und daß sie also den folgenden Tag wiederkommen müßte. Sie brachte sofort diese Nachricht ihrem Sohne, der seine Geduld nun verdoppeln mußte. Sie ging noch sechsmal an den ihr bezeichneten Tagen hin, und stellte sich immer dem Sultan gegenüber, aber mit so wenigem Erfolge, als das erstemal; und vielleicht würde sie noch hundertmal unverrichteter Sache zurückgekehrt sein, wenn nicht der Sultan,

der sie bei jeder Sitzung sich gegenüber stehen sah, endlich beachtet hätte. Dieß ist um so wahrscheinlicher, da nur solche, welche dem Sultan Bittschriften zu überreichen hatten, sich nach der Reihe demselben näherten, um ihre Sache verhandelt zu sehen, in welchem Falle aber sich Aladdins Mutter nicht befand.

An diesem Tage endlich sagte der Sultan, als er nach Aufhebung der Sitzung in seine Gemächer zurückgekehrt war, zu seinem Großwesyr: »Schon seit einiger Zeit bemerke ich eine gewisse Frau, welche regelmäßig jeden Tag, wo ich öffentlich Sitzung halte, sich einstellt, und etwas in einem Leinwandtuche eingehüllt trägt; sie bleibt von Anfang bis zu Ende der Sitzung stehen, und zwar immer mir gerade gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehr ist?«

Der Großwesyr, der so wenig davon wußte, als der Sultan, wollte indeß nicht gern eine Antwort schuldig bleiben, und antwortete daher: »Herr, Euer Majestät weiß vielleicht nicht, daß die Frauen oft über sehr unbedeutende Dinge Beschwerde führen. Diese da kömmt offenbar, um sich bei Euer Majestät darüber zu beschweren, daß man ihr schlechtes Mehl verkauft, oder irgend ein anderes unbedeutendes Unrecht zugefügt hat.« Der Sultan begnügte sich indeß nicht mit dieser Antwort, sondern sagte: »Wenn diese Frau bei der nächsten Sitzung wiederkömmt, so vergiß ja nicht, sie rufen zu lassen, damit ich sie anhöre.« Der Großwesyr antwortete nichts, sondern küßte die Hand des Sultans und legte sie auf seinen Kopf,

zum Zeichen, daß er denselben zu verlieren bereit wäre, wenn er den Befehl des Sultans zu vollziehen unterließe.

Aladdins Mutter war schon so daran gewöhnt, im Diwan vor dem Sultan zu erscheinen, daß sie ihre Mühe für nichts achtete, wofern sie nur ihrem Sohne zeigen konnte, daß sie in allem dem, was von ihr abhinge, nichts unterließe, um sich ihm gefällig zu beweisen. Sie ging also am Tage der Sitzung wieder nach dem Palast, und stellte sich am Eingange des Diwans wie gewöhnlich dem Sultan gegenüber.

Der Großwesyr hatte noch keine Angelegenheit vorzutragen angefangen, als der Sultan die Mutter Aladdins bemerkte. Voll Mitleid über ihr geduldiges Ausharren, wovon er selber Zeuge gewesen war, sagte er zum Großwesyr: »Vor allen Dingen, damit du es nicht etwa vergessest, dort ist wieder die Frau, von der ich neulich mit dir sprach; laß sie hieher treten, und wir wollen zuerst sie anhören und ihre Angelegenheit abfertigen. Sogleich bezeichnete der Großwesyr diese Frau dem Ober-Thürsteher, welcher zu seinen Befehlen bereit stand, und befahl ihm, sie näher heran zu führen.

Der Ober-Thürsteher kam zur Mutter Aladdins und gab ihr ein Zeichen: sie folgte ihm bis an den Fuß des Thrones, wo er sie verließ, um sich wieder an seinen Platz neben den Großwesyr hinzustellen.

Aladdins Mutter, welche sich nach dem Beispiele der vielen andern, die sie den Sultan anreden gesehen hatte, richtete, berührte mit ihrer Stirne den Teppich, der die

Stufen des Throns bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr aufzustehen befahl. Sie stand auf, und er sprach zu ihr: »Gute Frau, ich sehe dich schon seit sehr langer Zeit in meinen Diwan kommen, und von Anfang bis zu Ende am Eingange stehen: welche Angelegenheit führt dich hieher?«

Die Mutter Aladdins warf sich, nachdem sie diese Worte vernommen hatte, noch einmal nieder, und sagte dann, als sie wieder aufgestanden war: »Erhabenster Beherrscher des Erdkreises, bevor ich Euer Majestät die außerordentliche und fast unglaubliche Sache, die mich vor euern erhabenen Thron führt, auseinandersetze, bitte ich euch mir das dreiste, ich möchte fast sagen unverschämte Ansuchen zu verzeihen, welches ich an euch zu thun im Begriff bin; es ist so ungewöhnlich, daß ich zittre und mich schäme, es meinem Sultan vorzutragen.« Um ihr volle Freiheit zu geben, sich zu äußern, befahl der Sultan, daß sich alle Anwesenden uns dem Diwan entfernen und ihn mit dem Großwesyr allein lassen möchten. Hierauf sagte er ihr, sie könnte jetzt ohne Furcht reden und sich erklären.

Die Mutter Aladdins begnügte sich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr so eben die Verlegenheit, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen, erspart hatte, sondern sie wollte sich auch vor seinem Zorne sicher stellen, den sie bei dem ihm zu machenden Antrage zu fürchten hatte, und worauf sie gar nicht gefaßt war. »Herr,« fuhr sie fort, »ich wage auch noch Euer Majestät zu bitten, mir im voraus eure Gnade und Verzeihung zu-

zusichern, im Fall ihr das Gesuch, welches ich bei euch anzubringen habe, im mindesten anstößig oder beleidigend finden solltet.« — »Was es auch immer sein mag,« erwiederte der Sultan, »ich verzeihe es dir jetzo schon, und es wird für dich daraus nicht die mindeste schlimme Folge entspringen; rede ganz ohne Scheu.«

Als die Mutter Aladdins alle diese Vorsichtsmaaßregeln genommen hatte, wie eine Frau, welche den Zorn des Sultans in Betreff des ihm zu machenden Antrags fürchten zu müssen glaubte, erzählte sie ihm nun ganz treu, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessinn Badrulbudur gesehen, welche heftige Liebe ihm dieser Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr hierüber gemacht, und was sie ihm alles vorgestellt hätte, um ihn von einer Leidenschaft abzulenken, die eben so beleidigend für den Sultan als für die Prinzessinn, seine Tochter, sein müßte. »Indeß,« fuhr sie fort, »mein Sohn, anstatt diese Ermahnungen zu beherzigen, und seine Kühnheit einzusehen, beharrte hartnäckig bei der Sache, und zwar bis zu dem Grade, daß er mir mit irgend einem Schritte der Verzweiflung drohte, wenn ich mich weigerte zu Euer Majestät hinzugehen und für ihn um die Hand der Prinzessinn anzuhalten. Gleichwohl hat es mich viel Ueberwindung gekostet, ehe ich mich entschloß, ihm hierin zu willfahren, und ich bitte daher nochmals Euer Majestät, nicht allein mir zu verzeihen, sondern auch meinem Sohne Aladdin, daß er den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer so erhabenen Verbindung zu trachten.«

Dreihundert neun und zwanzigste Nacht.

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne irgend ein Zeichen von Zorn oder Unwillen zu äußern, und selbst ohne dieß Gesuch scherzhaft zu nehmen.

Doch ehe er noch der guten Frau eine Antwort ertheilte, fragte er sie, was sie denn da in dem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm sie die Vase von Porzelan, die sie, bevor sie sich niederwarf, an den Fuß des Throns hingesetzt hatte, enthüllte sie und überreichte sie dem Sultan.

Es ist unmöglich, die Überraschung und das Erstaunen des Sultan zu beschreiben, als er in dieser Vase so viel ansehnliche, kostbare, vollkommene und in die Augen fallende Edelsteine beisammen sah, und zwar alle von einer solchen Größe, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Er blieb eine Weile in einer solchen Verwunderung, daß er fast ganz regungslos dastand. Nachdem er endlich wieder zu sich gekommen war, nahm er das Geschenk aus den Händen der Mutter Aladdins in Empfang, indem er ganz außer sich vor Freuden rief: »Ah, wie schön! wie kostbar!« Nachdem er die Edelsteine einen nach dem andern bewundert, in die Hand genommen, und nach ihren hervorstechendsten Eigenschaften gepriesen hatte, wandte er sich zu seinem Großwesyr, zeigte ihm die Vase und sagte zu ihm: »Sieh einmal an, und du wirst gestehen, daß man auf der Welt nichts kostbareres und vollkommneres sehen

kann.« Der Wesyr war ganz bezaubert davon. »Nun,« fuhr der Sultan fort, »was sagst du zu einem Geschenke der Art? Ist es nicht meiner Tochter würdig, und kann ich sie nicht um diesen Preis demjenigen geben, der um sie anhalten läßt?«

Diese Worte versetzten den Großwesyr in eine seltsame Unruhe. Vor einiger Zeit hatte nämlich der Sultan ihm angedeutet, daß er seine Tochter, die Prinzessinn, seinem Sohne zur Ehe zu geben gedächte. Er fürchtete jetzt, und nicht ohne Grund, daß der Sultan, durch ein so reiches und außerordentliches Geschenk verblendet, seine Gesinnung ändern könnte. Er näherte sich also dem Sultan und sagte ihm ins Ohr: »Herr, man muß gestehen, daß dieß Geschenk der Prinzessinn würdig ist; allein ich bitte Euer Majestät, die Entscheidung hierüber noch drei Monate aufzuschieben; ich hoffe, daß bis dahin mein Sohn, auf welchen ihr früher eure Augen zu werfen geruhtet, im Stande sein wird, euch ein noch kostbareres Geschenk zu machen, als Aladdin, den Euer Majestät noch nicht kennt.« Der Sultan, obwohl er überzeugt war, es wäre unmöglich, daß der Großwesyr für seinen Sohn etwas ausmitteln könnte, womit er der Prinzessinn ein Geschenk von gleichem Werthe zu machen im Stande wäre, unterließ dennoch nicht, auf ihn zu hören, und ihm diese Gnade zu bewilligen. Er wandte sich also zu Aladdins Mutter und sagte zu ihr: »Geh nach Hause, gute Frau, und sage deinem Sohne, daß ich den Vorschlag, den du mir in seinem Namen gemacht hast, genehmige;

daß ich aber meine Tochter, die Prinzessinn, nicht eher verheiraten könne, als bis ich ihre Ausstattung besorgt habe, die erst in drei Monaten fertig werden kann. Um diese Zeit kannst du dann wiederkommen.«

Aladdins Mutter kehrte mit einer um so größeren Freude zurück, da sie hinsichtlich ihres Standes es anfangs für unmöglich gehalten, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun überdieß einen so günstigen Bescheid erhalten, anstatt daß sie eine beschämende abschlägige Antwort erwartet hatte. Aus zwei Umständen schloß Aladdin bei dem Eintritte seiner Mutter, daß sie ihm eine gute Nachricht brächte, erstens, weil sie früher als gewöhnlich heimkam, und zweitens, weil sie ein frohes und aufgeheitertes Gesicht hatte. »Nun, liebe Mutter,« sage er zu ihr, »darf ich hoffen? oder soll ich vor Verzweiflung sterben?« Sobald sie ihren Schleier abgelegt, und sich neben ihn aufs Sofa gesetzt hatte, sprach sie zu ihm: »Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir gleich vorhinein sagen, daß du, anstatt an den Tod zu denken, alle Ursache hast, gutes Muthes zu sein.« Im ferneren Verlaufe des Gesprächs erzählte sie ihm dann, wie sie vor allen Anderen Zutritt erhalten, welches denn auch die Ursache ihrer frühen Rückkunft wäre; ferner, welche Vorsichtsmaaßregeln sie genommen, um dem Sultan ohne ihn zu beleidigen, den Antrag einer Heirat zwischen ihm und der Prinzessinn Badrulbudur zu machen, sodann die günstige Antwort, die sie aus dem eigenen Munde des Sultans erhalten hatte. Sie fügte hinzu, daß das Geschenk, so viel sie aus dem Benehmen des Sultans schließen können, vor allen andern Dingen auf sein Gemüth einen mächtigen Eindruck gemacht, und ihn zu der günstigen Antwort, die sie empfangen, bewogen hätte. »Ich versah mich dessen um so weniger,« fuhr sie fort, »da der Großwesyr noch kurz vorher ihm etwas ins Ohr gesagt hatte,

und da ich fürchtete, er möchte ihn von der günstigen Gesinnung, die er für dich etwa hegte, abbringen.«

Aladdin hielt sich bei Empfange dieser Nachricht für den glückseligsten aller Sterblichen. Er dankte seiner Mutter für alle die Mühe, die sie sich im Verfolg dieser Angelegenheit gegeben, deren Gelingen für seine Lebensruhe so wichtig war. Und obwohl ihn, bei seiner ungeduldigen Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Leidenschaft, drei Monate fast eine Ewigkeit zu sein dünkten, so schickte er sich doch an, in Geduld zu warten, gestützt auf das Wort des Sultans, welches er für unverbrüchlich hielt. Während er nicht bloß die Stunden, Tage und Wochen, sondern sogar die Augenblicke zählte, in Erwartung des ersehnten Ziels, waren bereits zwei Monathe verflossen, als die Mutter eines Abends beim Anzünden der Lampe gewahr wurde, daß kein Oel mehr zu Hause war. Sie ging also aus, um welches einzukaufen, und als sie in die Stadt hineinkam, sah sie, daß alles festlich geschmückt war. Wirklich waren die Kaufläden, anstatt verschlossen zu sein, geöffnet, man schmückte sie mit Laub und machte Anstalt zu festlichen Erleuchtungen; jeder suchte es dem andern hierin an Pracht und Glanz zuvorzuthun, um dadurch seinen Eifer an den Tag zu legen. Ueberhaupt bezeigte alles seine Freude und Fröhlichkeit. Sogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Gallakleidern angefüllt, die auf reichgeschmückten Pferden saßen, und von einer großen Menge von Bedienten umgeben waren, welche gingen und kamen. Sie fragte den Kaufmann, bei welchem sie ihr Oel kaufte, was dieß alles bedeuten sollte. »Wo seid ihr her, liebe Frau?« erwiederte dieser. »Wißt ihr denn nicht, daß der Sohn des Großwesyrs diesen Abend sich mit der Prinzessinn Badrulbudur, der Tochter des Sultans, vermählt? Sie wird jetzt bald aus dem Bade kommen, und die Hof-

beamten, die ihr da sehet, versammeln sich so eben, um sie als Gefolge bis zu dem Palaste zu begleiten, wo die Vermählungsfeierlichkeit vor sich gehen soll.«

Die Mutter Aladdins wollte nichts weiter hören. Sie kehrte so eilfertig heim, daß sie beim Eintritt in ihre Wohnung fast außer Athem war. Sie traf ihren Sohn, der auf nichts weniger, als auf die schlimme Nachricht, die sie ihm brachte, gefaßt war. »Lieber Sohn,« rief sie aus, »für dich ist alles verloren! Du rechnetest auf das schöne Versprechen des Sultans; aber es wird nichts daraus. Aladdin, der durch diese Aeußerungen beunruhigt wurde, antwortete: »Liebe Mutter, warum sollte denn der Sultan sein Wort nicht halten?« — »Diesen Abend noch,« fuhr die Mutter fort, »vermählt sich der Sohn des Großwesyrs mit der Prinzessinn Badrulbudul im Palaste des Sultans.« Sie erzählte ihm nun, auf welche Weise sie es erfahren hatte, und theilte ihm so genau die einzelnen Umstände mit, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte.

Bei dieser Nachricht erstarrte Aladdin, wie vom Blitze getroffen. Jeder andere als er würde diesem Schrecken erlegen haben; doch eine geheime Eifersucht hinderte ihn, länger in diesem Zustande zu bleiben. Augenblicklich erinnerte er sich an die Lampe, die ihm bisher so gute Dienste geleistet hatte, und ohne die geringste hitzige Aufwallung gegen den Sultan, den Großwesyr oder seinen Sohn, sagte er nur; »Liebe Mutter, der Sohn des Großwesyrs wird diese Nacht vielleicht nicht so glücklich sein, als er es hofft. Während ich auf einen Augenblick nach meinem Zimmer gehe, bereite du das Abendessen für uns.«

Die Mutter Aladdins merkte wohl, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wollte, um, wo möglich zu verhindern, daß die Heirat des Sohnes des Großwesyrs mit der Prinzessinn nicht ganz vollzogen würde, und

sie täuschte sich hierin nicht. Aladdin nahm wirklich, sobald er auf seinem Zimmer war, die Wunderlampe, die er seit jener Erscheinung des Geistes aus den Augen seiner Mutter entfernt und dorthin getragen hatte, und rieb sie an derselben Stelle, wie früher. Augenblicklich erschien der Geist und sagte:

»Was verlangst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die übrigen Sklaven der Lampe!«

»Höre,« sagte Aladdin, »du hast mir bisher immer zu essen gebracht, so oft ich dessen bedurfte, jetzt indeß ist von einem Auftrage von ganz anderer Wichtigkeit die Rede. Ich habe bei dem Sultan um die Hand seiner Tochter, der Prinzessinn Badrulbudur, anhalten lassen. Er hat mir sie zugesagt und bloß einen Aufschub von drei Monaten sich ausbedungen. Anstatt aber Wort zu halten, vermählt er sie diesen Abend, noch vor Ablaufe der Frist, mit dem Sohne des Großwesyrs. Ich habe es so eben erfahren, und die Sache ist ganz gewiß. Ich verlange nun von dir, daß du die Neuvermählten, sobald sie sich zu Bette gelegt haben, fortführest, und alle beide in ihren Betten hieher bringest.«

»Mein Gebieter,« erwiederte der Geist, »ich werde dir auf der Stelle Folge leisten. Hast du mir noch etwas anderes zu befehlen?«

»Für den Augenblick weiter nichts,« antwortete Aladdin; und sogleich verschwand der Geist.

Aladdin kam wieder zu seiner Mutter zurück, und speiste mit ihr zu Abend, und zwar so ruhig, wie sonst. Nach dem Abendessen unterhielt er sich eine Weile mit ihr von der Vermählung der Prinzessinn, wie von einer ihm ganz gleichgültigen Sache. Er ging sodann wieder auf sein Zimmer, damit seine Mutter sich ungestört schla-

sen legen konnte. Er selbst indeß legte sich nicht, sondern erwartete die Rückkunft des Geistes und die Vollziehung des an ihn erlassenen Befehls.

Unterdessen waren im Palast des Sultans mit der größten Pracht alle Anstalten zu der Vermählungsfeier der Prinzessinn getroffen worden, und der Abend verging unter Zeremonien und Lustbarkeiten bis tief in die Nacht. Als alles geendigt war, gab der Ober-Thürsteher der Prinzessinn dem Sohne des Großwesyrs ein Zeichen; dieser entfernte sich unvermerkt, und derselbe Hofbeamte führte ihn nach den Zimmern der Prinzessinn, bis in das Gemach, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Er legte sich zuerst nieder. Kurze Zeit darauf brachte die Sultaninn, in Begleitung ihrer Frauen und der Frauen ihrer Tochter, die Neuvermählte hereingeführt. Nach der Sitte der Neuvermählten sträubte sie sich heftig[14]. Die Sultaninn half sie auskleiden, legte sie dann wie mit Gewalt ins Bette, umarmte sie, und wünschte ihr eine gute Nacht, und entfernte sich dann mit allen ihren Frauen. Die letzte derselben schloß die Thüre des Gemachs zu.

Kaum war die Thüre des Gemachs verschlossen, als der Geist, ein treuer Sklave der Lampe und pünktlicher Vollzieher der Befehle ihrer Besitzer, ohne dem jungen Gatten Zeit zu lassen, seiner Neuvermählten die mindeste Liebkosung zu erzeigen, zum großen Erstaunen beider, das Bette nahm, und es in einem Augenblick nach dem Zimmer Aladdins fortführte, wo er es niedersetzte.

Anmerkungen.

1) Obwohl der Koran den Wein verbietet, so machen sich doch viele Muselmänner kein Gewissen daraus, dieß Gesetz des Propheten zu übertreten, und sogar mehrere Sultane sind wegen ihrer Trunkliebe berüchtigt gewesen. Vergl. Mouradgea d'Osson Vol. I. E. G.

2) Stockschläge sind eine sehr gewöhnliche Strafe im Morgenlande. Man legt den Sträfling auf den Rücken, steckt seine Füße in eine Schlinge, die an einer langen Stange befestigt ist, hebt sie damit empor, bis sie die Fußsohlen darbieten, und dann schlagen vier tüchtige Kerl abwechselnd darauf. E. G.

3) Es ist hier die sogenannte Derwisch-Flöte gemeint, die einen weit sanfteren Ton hat, als die Querflöte. E. G.

4) Scheich's heißen nicht bloß die Lehrer und Erklärer des Gesetzes (Anmerk. 27 zu Bd. I.), sondern auch insbesondere gewisse Geistliche, die in den Moscheen predigen müssen. E. G.

5) Chalyf heißt, wie schon (Anmerk. 21 zu Bd. II.) bemerkt worden ist, so viel als: Stellvertreter. E. G.

6) Die Frauen im Morgenlande werden gewöhnlich in besonderen Basar's verkauft. Gewöhnlich sind es junge Mädchen, die in Georgien und Circassien aufgekauft worden, woselbst ein sehr schöner Menschenschlag ist, und wo sie von den Aeltern gewöhnlich schon in einem Alter von zwölf Jahren verhandelt werden. Seitdem Rußland im Besitze dieser Länder ist, ist die Ausfuhr verboten; allein ein Reisender (Drouville), der kürzlich erst Persien durchreiste, versichert, daß der Schleichhandel die Märkte von Erivan, Kars und Erzerum noch eben so reichlich mit Mädchen versorgt, als ehedem. Man findet in diesen Basar's sehr schöne Jungfrauen, das Stück zu 60 bis 100 Tumans (etwa 1200 bis 2000 Franken). E. G.

7) Galland übersetzt den Namen des Mädchens fälschlich durch Force des coeurs; wir sind in unserer Uebersetzung der Arabischen Urschrift gefolgt.

8) Nushatulawadat heißt so viel als: Reiz der Erinnerung. G.

9) Wenn ein Muselmann sich, nach dem Ausdrucke des Morgenländers, »mit seinem Kopfe aufs Sterbekissen hingelegt hat,« so kömmt der Imam der Moschee, um neben ihm das sechs und dreißigste Kapitel des Korans und das Glaubensbekenntniß herzubeten. Er läßt die Leiche so legen, daß ihr Gesicht nach Mekka gewendet ist, und man stellt einen kleinen Heerd daneben, auf welchem man wohlriechendes Räucherwerk anzündet. Dann legt man einen Säbel auf den Todten, reibt seine Stirn, Nase, Hände und Kniee mit Kampfer, und den Kopf und Bart mit Seife ein. Hierauf bindet man den Bart zusammen, der nächste Anverwandte drückt ihm die Augen zu, und umhüllt ihn mit dem Leichentuche.

Sobald die Zeit der Beerdigung gekommen ist, trägt man die Leiche ohne alle Zeremonie auf den Begräbnißplatz hinaus. Bloß nach der Beerdigung knieet der Imam nieder und ruft dreimal dem Todten nach seinem mütterlichen Geschlechtsnamen. E. G.

10) Diese aus dem Koran entlehnte Formel kömmt sehr häufig in den Gebeten der Muselmänner vor. E. G.

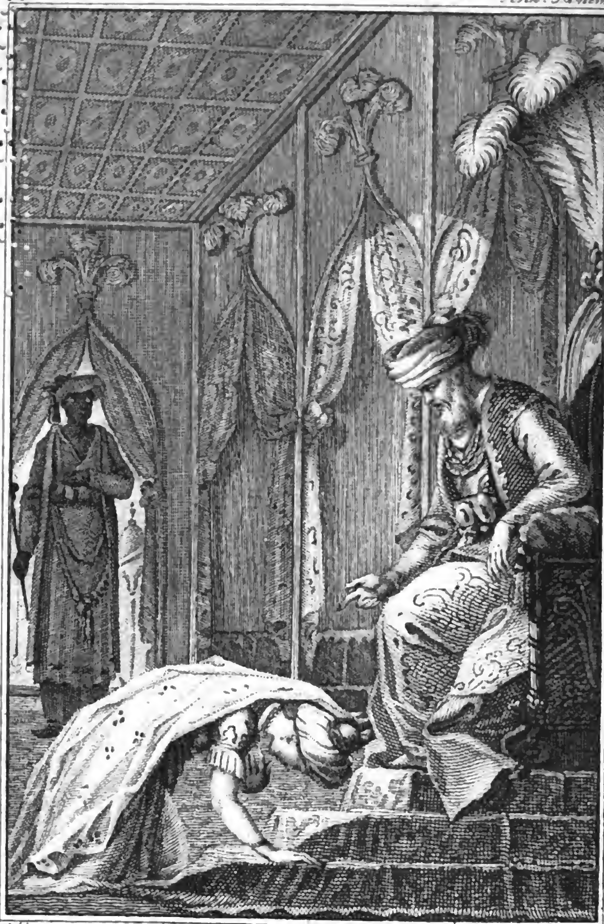
11) Genauer A'la-ed-dyn, heißt im Arabischen wörtlich: Erhebung der Religion, Adel der Religion. E. G.

12) Es darf wohl nicht erst bemerkt werden, daß der Islam niemals in China als Religion eingeführt gewesen ist. E. G.

13) Badrulbudur heißt wörtlich: Vollmond der Vollmonde. G.

14) Im ganzen Morgenland ist es Sitte, daß die Neuvermählte sich aus allen Kräften gegen diejenigen sträubt, die sie ihrem Gatten zuführen wollen, und daß sie den heftigsten Widerstand leistet, wenn man sie zwingen will, das eheliche Lager mit ihm zu theilen. Bisweilen pflegen junge Frauen sich ganze Monate hindurch dagegen zu sträuben. E. G.

Inhalt des neunten Bändchens.



Schindler d. Berkowetz sc.

Es scheint, daſs du mich der Gewaltthätig„
keit und Ungerechtigkeit beschuldigest.

Geschichte
Aladdins,
oder die
Wunderlampe.
(Fortsetzung.)

Geschichte
Ganems,
des
Sohnes Abu Aïbu.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal
aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. van der Hagen und Karl Schall.

Zehntes Bändchen.

Enthält:

Geschichte Aladdins, oder die Wunderlampe. (Fortsetzung).
Geschichte Ganems, des Sohnes Abu Aibu.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Dreihundert dreißigste Nacht.

Geschichte
Aladdins oder die Wunderlampe.
(Fortsetzung.)

Aladdin, welcher diesen Augenblick voll Ungeduld erwartet hatte, duldete nicht, daß der Sohn des Großwesyrs bei der Prinzessinn liegen bliebe. »Nimm diesen jungen Ehemann,« sagte er zu dem Geiste, »sperre ihn ins heimliche Gemach, und komm morgen früh bald nach Tagesanbruche wieder.« Der Geist führte sogleich den Sohn des Großwesyrs im bloßen Hemde aus dem Bette fort, brachte ihn nach dem bezeichneten Orte, und ließ ihn daselbst, nachdem er einen Dunst auf ihn gehaucht hatte, den er vom Kopf bis zu den Zehen hinab fühlte, und der ihn die ganze Nacht hindurch betäubte.

Wie groß auch immer die Liebe Aladdins zu der Prinzessinn war, so führte er doch, sobald er sich mit ihr allein befand, keine langen Reden mit ihr, sondern sagte zu ihr bloß in einem sehr zärtlichen Tone: »Fürchtet nichts, anbetungswürdige Prinzessinn, ihr seid hier in Sicherheit, und wie heftig auch die Liebe ist, die ich für eure Schönheit und Reize empfinde, so wird sie mich doch nie verleiten können, die Schranken der tiefen Ehrerbie-

tung, die ich euch schuldig bin, zu überschreiten. Wenn ich — fuhr er fort — gezwungen worden bin, zu diesen äußersten Maaßregeln zu greifen, so geschah dieß nicht in der Absicht, euch zu beleidigen, sondern ich wollte bloß verhindern, daß ein ungerechter Nebenbuhler euch gegen das von euerm Vater mir gegebene Wort in Besitz nehmen möchte.«

Die Prinzessinn hörte wenig auf das, was er ihr etwa sagen mochte; auch war sie ganz außer Stande, ihm zu antworten. Das Schrecken und das Erstaunen, welches ihr dieses so überraschende und unerwartete Abenteuer eingeflößt, hatten sie in einen Zustand versetzt, daß Aladdin auch nicht ein Wort aus ihr herausbringen konnte. Aladdin ließ es indeß dabei nicht bewenden; er entkleidete sich, und legte sich an die Stelle des Sohnes des Großwesyrs, der Prinzessinn den Rücken kehrend, nachdem er die Vorsicht gebraucht hatte, zwischen sie beide einen Säbel zu legen, zum Zeichen, daß er damit bestraft zu werden verdiente, wofern er sich gegen ihre Ehre vergehen sollte.

Voll Zufriedenheit darüber, daß er seinen Nebenbuhler so des Glücks beraubt hatte, das er diese Nacht zu genießen gehofft, schlief Aladdin ganz ruhig ein. Nicht so war es mit der Prinzessinn Badrulbudur der Fall. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch keine Nacht so traurig und unangenehm zugebracht, als diese; und wenn man den Ort und die Lage bedenkt, worin der Geist den Sohn des Großwesyrs verlassen hatte, so wird man leicht

erachten können, daß der junge Ehemann sie noch weit betrübter zubrachte.

Den folgenden Tag hatte Aladdin nicht erst nöthig, die Lampe zu reiben, um den Geist zu rufen. Er kam zu der bezeichneten Stunde wieder, und sagte zu Aladdin, während dieser sich ankleidete:

»Hier bin ich! was hast du mir noch zu befehlen?«

»Geh,« sagte Aladdin, »und hole den Sohn des Großwesyrs von da wieder ab, wo du ihn hingebracht hast, lege ihn wieder hier in dieß Bette, und trag ihn nach dem Palast des Sultans an denselben Ort wieder hin, wo du ihn weggenommen.« Der Geist löste nun den Sohn des Großwesyrs von seinem Posten ab, und Aladdin nahm, als er zurückkam, seinen Säbel wieder an sich. Er legte den jungen Ehemann neben die Prinzessinn, und trug in einem Augenblicke das Brautlager in dasselbe Gemach des Palastes des Sultans zurück, woraus er es früher weggeführt hatte.

Bei alle dem wurde der Geist weder von der Prinzessinn, noch von dem Sohne des Großwesyrs bemerkt. Seine entsetzliche Gestalt wäre im Stande gewesen, sie bis auf den Tod zu erschrecken. Sie vernahmen sogar nichts von dem Gespräch zwischen ihm und Aladdin, und bemerkten bloß die Erschütterung des Bettes und ihre Versetzung von einem Orte zum andern. Dieß allein war schon hinlänglich, um ihnen einen Schrecken einzujagen der sich leicht denken läßt.

Der Geist hatte das Brautbette wieder an seinen

Ort hingestellt, als der Sultan, welcher gern wissen wollte wie die Prinzessinn die Hochzeitnacht zugebracht, in das Zimmer hereintrat, um ihr einen guten Morgen zu wünschen. Der Sohn des Großwesyrs, der von der verflossenen Nacht noch ganz durchkältet war, und noch nicht Zeit gehabt hatte sich zu erwärmen, hatte kaum gehört, das jemand die Thür öffnete, als er aufsprang, und in die Kleiderkammer ging, wo er sich den Abend zuvor ausgekleidet hatte.

Der Sultan näherte sich dem Bette der Prinzessinn, küßte sie der Sitte gemäß, zwischen die Augen, wünschte ihr einen guten Morgen, und fragte sie lächelnd, wie ihr diese Nacht bekommen wäre; aber als er den Kopf aufhob und sie aufmerksamer betrachtete, fand er sie zu seinem großen Erstaunen in tiefe Schwermuth versenkt. Sie warf ihm bloß einen sehr traurigen Blick zu, der eine große Betrübniß oder großes Mißvergnügen verrieth. Er sprach noch einige Worte zu ihr; da er aber sah, daß er aus ihr nichts herausbringen konnte, glaubte er, sie thäte dieß aus Schamhaftigkeit, und entfernte sich. Gleichwohl muthmaßte er, ihr Schweigen müßte noch eine andere ungewöhnliche Ursache haben. Dieß veranlaßte ihn, sich auf der Stelle nach den Zimmern der Sultaninn zu begeben, welcher er den Zustand, worin er die Prinzessinn gefunden, und die Art, wie sie ihn empfangen hatte, schilderte. »Herr, sagte die Sultaninn, »dieß darf Euer Majestät nicht befremden; es gibt keine Neuvermählte, die nicht am Morgen nach der Hochzeit eine Zurückhaltung der

Art äußerte. In zwei bis drei Tagen wird dieß anders sein; sie wird dann ihren Vater, wie sich's gebührt, empfangen. Ich werde jetzt,« fuhr sie fort, »sogleich zu ihr hingehen, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie mich eben so empfangen sollte.«

Als die Sultaninn angekleidet war, begab sie sich nach den Zimmern der Prinzessinn, welche noch nicht aufgestanden war. Sie näherte sich ihrem Bette, küßte sie, und bot ihr den Morgengruß; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, sondern auch bei näherer Betrachtung an ihr eine tiefe Niedergeschlagenheit entdeckte, welche schließen ließ, daß ihr irgend etwas begegnet sein müßte, was sie nicht zu errathen vermochte. »Liebe Tochter,« sagte die Sultaninn zu ihr, »woher kömmt es denn, daß du mir auf meine Liebkosungen gar nicht antwortest? Solltest du gegen deine Mutter dergleichen Förmlichkeiten annehmen? Ich will gern glauben, daß dir dieß nicht in den Sinn gekommen sei; aber dann muß dir etwas anderes begegnet sein. Gesteh es mir nur frei heraus, und laß mich nicht länger in einer so drückenden Ungewißheit.«

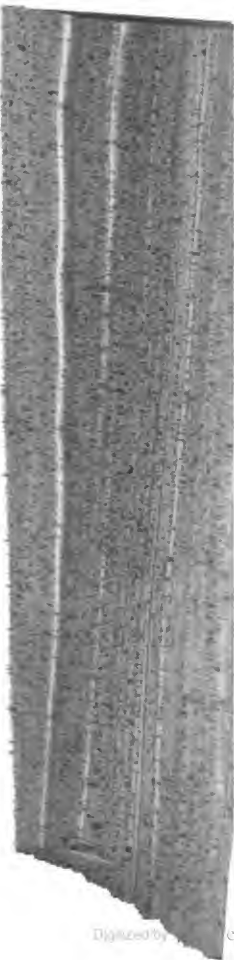
Die Prinzessinn Badrulbudur unterbrach endlich ihr Stillschweigen durch einen tiefen Seufzer: »Ach, verehrte Mutter, rief sie aus, »verzeihet mir, wenn ich es an der gebührenden Ehrerbietung gegen euch habe fehlen lassen. Mein Gemüth ist so lebhaft mit den außerordentlichen Dingen beschäftigt, die mir diese Nacht begegnet sind, daß ich mich von meinen Staunen und Entsetzen noch nicht

erholt, ja sogar Mühe habe, mich selber wieder zu erkennen.« Sie schilderte ihr nun mit den lebhaftesten Farben, wie gleich nach ihrem beiderseitigen Niederlegen ihr Bette aufgehoben und in einem Augenblick in ein düsteres und dumpfiges Gemach versetzt worden, wo sie sich ganz allein und von ihrem Gemahl getrennt gesehen hätte, ohne zu wissen, was aus ihm geworden wäre. Sie fügte dann hinzu, daß sie da einen jungen Mann gesehen, der ihr zuerst einige Worte gesagt, welche sie vor Schrekken aber nicht verstanden, und der sich sodann an die Stelle ihres Gemahls neben sie hingestreckt hätte, nachdem er einen Säbel zwischen sie und sich gelegt; sie erzählte auch, wie ihr Gemahl ihr endlich wiedergegeben, und das Bette in eben so kurzer Zeit wieder an seine vorige Stelle zurückgetragen worden. »Dieß alles,« fuhr sie fort, »war so eben geschehen, als mein Vater, der Sultan, in mein Zimmer trat. Ich war so von Traurigkeit niedergedrückt, daß ich nicht im Stande war, ihm auch nur ein einziges Wort zu antworten. Vielleicht mag er auch die Art und Weise übel aufgenommen haben, wie ich die mir von ihm erzeigte Ehre aufnahm; aber ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn er mein seltsames Abenteuer und den beklagenswerthen Zustand, worin ich mich jetzt noch befinde, erfahren haben wird.«

Dreihundert ein und dreißigste Nacht.

Die Sultaninn hörte die Erzählung der Prinzessinn ganz ruhig an, wollte ihr aber keinen Glauben beimessen.

»Liebe Tochter,« sagte sie zu ihr, »du hast wohl gethan, daß du deinem Vater, dem Sultan, nichts davon gesagt hast. Hüte dich nur ja, irgend jemand etwas davon zu sagen; wenn man dich so sprechen hörte, so könnte man dich leicht für wahnsinnig halten.« — »Verehrungswürdigste Mutter, erwiederte die Prinzessinn, »ich kann euch versichern, daß ich dieß alles bei vollem Verstande rede; ihr könnt euch bei meinem Gemahl erkundigen; er wird euch dasselbe sagen.« — »Ich werde mich bei ihm erkundigen,« antwortete die Sultaninn; »aber wenn er auch dasselbe sagte, wie du, ich würde deshalb noch immer nicht überzeugt sein. Steh nur auf und schlag dir diese Gedanken aus dem Sinne. Das wäre was Schönes, wenn du durch eine solche Einbildung die wegen deiner Hochzeit veranstalteten Feierlichkeiten stören wolltest, die in diesem Palaste, wie im ganzen Reiche, noch mehrere Tage lang fortdauern sollen! Hörst du nicht schon die Trompetenstöße blasen, und den Einklang der Trompeten, Pauken und Trommeln? Dieß alles sollte dir Vergnügen und Fröhlichkeit erwecken, und dich alle die Einbildungen, wovon du so eben gesprochen hast, vergessen lassen.« Zu gleicher Zeit rief die Sultaninn die Frauen der Prinzessinn, und nachdem sie dieselbe zum Aufstehen bewogen hatte, und sah, daß sie sich zu schmücken begann, begab sie sich nach den Zimmern des Sultans, und sagte diesem, es wäre wirklich ihrer Tochter etwas durch den Kopf gegangen, doch nun schon wieder beseitigt. Sie ließ hierauf den Sohn des Großwesyrs kommen, um von ihm etwas über das, wovon



die Prinzessinn gesprochen hatte, zu erfahren; doch dieser, welcher sich durch die Verwandtschaft mit dem Sultan unendlich geehrt fühlte, hatte beschlossen, die Sache zu verheimlichen. »Lieber Schwiegersohn,« sagte die Sultaninn zu ihm, sage mir doch, hast du dieselbe Einbildung dir in den Kopf gesetzt, wie deine Frau?« — »Euer Majestät,« erwiederte der Sohn des Wesyrs, »dürfte ich euch wohl fragen, worauf eure Frage hinzielt?« — Dieß ist mir genug,« antwortete die Sultaninn, ich will nicht mehr wissen; du bist klüger, als sie.«

Die Lustbarkeiten im Palaste dauerten den ganzen Tag fort; und die Sultaninn, welche der Prinzessinn nicht von der Seite wich, unterließ nichts, was ihr irgend Freude machen oder in ihr irgend Theilnahme an den Vergnügungen und Schauspielen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, erwecken konnte; allein das Begebniß der verflossenen Nacht hatte auf sie einen so tiefen Eindruck gemacht, daß man leicht sehen konnte, daß sie bloß damit beschäftigt war. Der Sohn des Großwesyrs fühlte sich von der Nacht, die er so schlimm zugebracht hatte, nicht minder niedergedrückt; allein sein Ehrgeiz bewog ihn, dieß zu verhehlen, und wer ihn nur sah, zweifelte nicht, daß er ein sehr glücklicher Ehemann wäre.

Aladdin, der von allem, was im Palaste vorging, sehr wohl unterrichtet war, zweifelte nicht, daß die Neuvermählten, ungeachtet des verdrießlichen Abenteuers, welches ihnen in der vorigen Nacht begegnet war, wieder beisammen schlafen würden, und hatte nicht Lust, sie in

Ruhe zu lassen. Sobald daher die Nacht etwas vorgerückt war, nahm er wieder seine Zuflucht zu der Lampe. Augenblicklich erschien der Geist, begrüßte Aladdin eben so wie zuvor, und bot ihm seine Dienste an. »Der Sohn des Großwesyrs und die Prinzessinn Badrulbudur,« sagte Aladdin zu ihm, »werden diese Nacht wieder beisammen schlafen; geh du nun hin, und bringe mir in dem Augenblicke, wo sie sich gelegt haben, das Bette, wie gestern, hieher.«

Der Geist diente dem Aladdin mit eben so viel Treue und Pünktlichkeit, als den vorigen Tag; der Sohn des Großwesyrs brachte die Nacht wieder so kalt und so unangenehm zu, wie die erste, und die Prinzessinn mußte zu ihrem Verdrusse wieder den Aladdin zu ihrem Lagergenossen haben, während zwischen ihr und ihm ein Säbel lag. Der Geist kam, dem Befehl Aladdins zufolge, den folgenden Morgen wieder, legte den Gatten neben seine Gemahlinn, hob das Bette mit den Neuvermählten auf, und trug es in das Zimmer des Palastes zurück, wo er es weggenommen hatte.

Der Sultan, welcher nach dem Empfange, den er am vorigen Morgen bei der Prinzessinn Badrulbudur gefunden, ungeduldig war, zu wissen, wie sie die zweite Nacht zugebracht hatte, und ob sie ihn eben so, wie das erstemal empfangen würde, begab sich wieder, und zwar eben so früh, nach ihrem Zimmer, um sich davon zu unterrichten. Der Sohn des Großwesyrs, welcher sich über den schlechten Ausgang dieser Nacht noch mehr schämte und ärgerte,

als über den der ersten, hatte kaum gehört, daß der Sultan käme, als er auch schon eilig aufstand und in die Kleiderkammer stürzte.

Der Sultan näherte sich dem Bette der Prinzessinn, wünschte ihr einen guten Morgen, und sagte dann, nachdem er ihr dieselben Liebkosungen, wie am vorigen Tage, erzeigt hatte: »Nun, meine Tochter, bist du diesen Morgen eben so übel gestimmt, wie gestern? Wirst du mir wohl sagen, wie du die Nacht zugebracht hast?« Die Prinzessinn beobachtete dasselbe Stillschweigen, und der Sultan bemerkte, daß ihr Gemüth noch weit unruhiger und niedergeschlagener war, als das erstemal. Er zweifelte jetzo nicht mehr, daß ihr etwas außerordentliches begegnet sein müßte, und über ihr Geheimhalten erbittert, rief er ihr im höchsten Zorne und mit gezücktem Säbel zu; »Meine Tochter, entweder gesteh mir, was du mir verhehlst, oder ich haue dir augenblicklich den Kopf ab.«

Die Prinzessinn, mehr über den Ton und die Drohung des beleidigten Sultans, als über den Anblick des blanken Säbels erschrocken, brach endlich ihr Stillschweigen, und rief mit Thränen in den Augen: »Mein theurer Vater und Gebieter, ich bitte euer Majestät um Verzeihung, wofern ich euch beleidigt habe. Ich hoffe von eurer Güte und Gnade, daß an die Stelle des Zornes bei euch Mitleid treten wird, wenn ich euch den traurigen und kläglichen Zustand, worin ich mich diese und die ganze vorige Nacht befunden, treu geschildert habe.«

Nach dieser Einleitung, welche den Sultan ein wenig besänftigte und rührte, erzählte sie ihm ganz treu alles, was ihr während dieser zwei bösen Nächte begegnet war, aber auf eine so rührende Weise, daß er davon tief betrübt wurde. Sie schloß mit den Worten: »Wenn Euer Majestät an der Wahrheit meiner Erzählung auch nur im mindesten zweifelt, so könnt ihr euch bei dem Gemahle, den ihr mir gegeben habt, darnach erkundigen. Ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit der Sache eben so bezeugen wird, wie ich.«

Der Sultan ging ganz auf die tiefe Bekümmerniß ein, welche ein so überraschendes Abenteuer der Prinzessinn verursacht haben mußte. »Meine Tochter,« sagte er zu ihr, »du hast sehr unrecht gethan, daß du nicht gestern bereits dich gegen mich über einen so seltsamen Vorfall erklärt hast, wie dieser ist, an dem ich nicht geringeren Antheil nehme, als du selber. Ich habe dich nicht in der Absicht verheiratet, um dich unglücklich zu machen, sondern vielmehr in der Absicht, dich zufrieden zu machen, und in den Besitz alles des Glückes zu setzen, das du verdienst, und das du in den Armen eines Gemahls, der für dich zu passen schien, hoffen konntest. Verscheuche aus deinem Gemüthe die traurigen Gedanken an das, was du mir so eben erzählt hast. Ich werde sogleich Befehle ertheilen, damit du von nun an nie wieder eine Nacht so unangenehm und unerträglich zubringen darfst, wie die bisherigen.«

Sobald der Sultan in seine Zimmer zurückgekehrt war, ließ er seinen Großwesyr rufen. »Wesyr,« sagte

er zu ihm,« hast du deinen Sohn schon gesprochen, und hat er dir nichts gesagt?« Als der Großwesyr antwortete, er hätte ihn noch nicht gesehen, so theilte ihm der Sultan alles das mit, was die Prinzessinn Badrulbudur ihm so eben erzählt hatte. »Ich zweifle nicht,« fügte er hinzu, »daß meine Tochter mir die Wahrheit gesagt hat, indeß würde es mir sehr lieb sein, es durch deinen Sohn bestätigen zu hören; geh daher zu ihm, und frage ihn, was an der Sache ist.«

Der Großwesyr begab sich sogleich zu seinem Sohne meldete ihm, was der Sultan ihm so eben mitgetheilt hatte, und schärfte ihm ein, ihm ja nichts zu verhehlen, und ihm zu sagen, ob dieß wahr wäre. »Ich kann dir nicht verhehlen, mein Vater,« erwiederte der Sohn, »daß alles, was die Prinzessinn dem Sultan gesagt hat, völlig wahr ist; aber sie konnte nicht zugleich auch die schlechte Behandlung erzählen, die ich insbesondere erfahren habe. Die Sache verhält sich nämlich also: Seit meiner Vermählung habe ich zwei Nächte so schrecklich hingebracht, als man sich es nur denken kann, und Leiden ausgestanden, für deren umständliche und genaue Schilderung ich keinen Ausdruck habe. Ich will hier nicht erst von dem Entsetzen reden, welches ich empfand, als ich viermal nach einander in meinem Bette emporgehoben wurde, ohne daß ich sehen konnte, wer denn das Bette aufhob und von einem Orte nach dem andern versetzte, und ohne daß ich begriff, wie dieß möglich wäre. Du kannst dir meinen traurigen Zustand leicht denken, wenn ich dir sage, daß ich

zwei ganze Nächte, stehend und im bloßen Hemde, in einer Art von engem Abtritte zugebracht habe, ohne im Stande zu sein, mich von der Stelle zu rühren oder die geringste Bewegung zu machen, obwohl ich kein Hinderniß vor mir sah, welches mich davon hätte abhalten können. Wie viel ich dabei gelitten habe, darf ich dir wohl nicht erst bis ins Einzelne ausmalen. Ich will dir nicht verhehlen, daß dieß alles mich nicht abgehalten hat, gegen die Prinzessinn, als meine Gemahlinn, alle Gefühle der Liebe, der Ehrerbietung und der Dankbarkeit zu hegen, die sie verdient; allein ich kann dir bei meiner Treue versichern, daß, ungeachtet aller der Ehre und des Glanzes, welcher aus der Vermählung mit der Tochter des Sultans für mich entspringt, ich gleichwohl lieber sterben, als länger in einer so glänzenden Verbindung leben will, wenn ich immer eine so unangenehme Behandlung, wie die bisherige, erfahren soll. Ich zweifle nicht, daß die Prinzessinn eben so denken wird, wie ich, und sie wird leicht zugeben, daß unsere Trennung eben so nöthig für ihre Ruhe, als für die meinige ist. Darum bitte ich, lieber Vater, bei der Liebe, die dich bewog, mir eine so hohe Ehre zu verschaffen, jetzo den Sultan dahin zu vermögen, daß er unsere Ehe für null und nichtig erklärt.

Wie groß auch immer der Ehrgeiz des Großwesyrs war, seinen Sohn als Schwiegersohn des Sultans zu sehen, so bewirkte doch der feste Entschluß desselben in Hinsicht einer Scheidung von der Prinzessinn, daß er es nicht für gut fand, ihn noch für einige Tage zur Geduld

zu ermahnen, um abzuwarten, ob diese Widerwärtigkeit nicht vorübergehen würde. Er verließ ihn daher, um dem Sultan Bescheid zu bringen, welchen er feierlich versicherte, daß nach dem, was er so eben von seinem Sohne erfahren, die Sache wirklich sich so verhielte. Ohne erst abzuwarten, bis der Sultan von einer Ehescheidung zu reden anfinge, wofür er ihn nur zu sehr gestimmt sah, bat er ihn selber um die Erlaubniß, daß sein Sohn sich aus dem Palast entfernen und in sein Haus zurückkehren dürfte, indem er vorgab, es wäre nicht billig, daß die Prinzessin wegen ihrer Liebe zu seinen Sohne auch nur einen Augenblick länger einer so schrecklichen Plage ausgesetzt würde.

Es kostete den Großwesyr nicht viel Mühe, die Gewährung seines Gesuchs zu erlangen. Augenblicklich gab der Sultan, der bereits denselben Entschluß gefaßt hatte, seine Befehle wegen Einstellung der Lustbarkeiten in seinem Palast, in der Hauptstadt, ja im ganzen Gebiete seines Königreiches, wohin er sofort Gegenbefehle abfertigte; und in kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Lustbarkeiten auf.

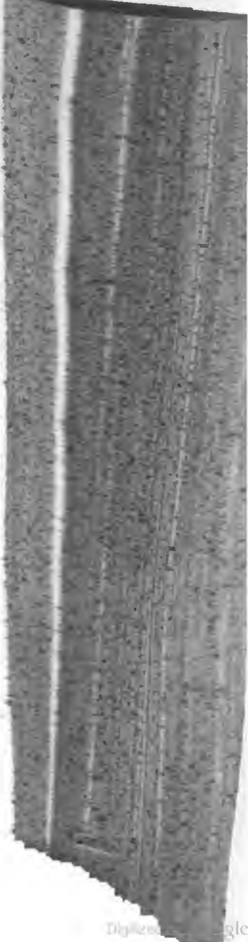
Dreihundert zwey und dreißigste Nacht.

Diese plötzliche und unerwartete Veränderung gab zu allerlei Gerede Anlaß. Man fragte sich, wodurch dieser Querstrich wohl veranlaßt sein könnte, und man wußte sich nichts weiter zu sagen, als das man den Großwesyr mit seinem Sohne, beide mit sehr traurigem Ange-

sicht, aus dem Palaste weggehen und sich nach ihrer Behausung begeben gesehen hatte. Aladdin allein wußte um dieß Geheimniß, und freute sich im Herzen über den glücklichen Erfolg, den der Gebrauch der Lampe ihm zusicherte. Als er daher mit Gewißheit erfahren hatte, daß sein Nebenbuhler den Palast verlassen, und daß die Ehe zwischen ihm und der Prinzessinn völlig aufgelöst war, so hatte er nicht weiter nöthig, die Lampe zu reiben und den Geist zu rufen, um die Vollziehung derselben zu hindern. Das merkwürdigste bei der Sache war, daß weder der Sultan noch der Großwesyr, welche längst auf Aladdin und seinen Antrag vergessen hatten, auch nicht im geringsten daran dachten, daß er an dieser Zauberei, welche die Auflösung der Ehe der Prinzessinn herbeigeführt hatte, irgend Antheil haben könnte.

Aladdin ließ unterdeß die drei Monate vollends verstreichen, welche der Sultan als Frist für seine Vermählung mit der Prinzessinn Badrulbudur festgesetzt hatte. Er hatte sorgfältig jeden Tag gezählt, und als sie vorüber waren, schickte er schon am folgenden Morgen seine Mutter nach dem Palast, um den Sultan an sein gegebenes Wort zu erinnern.

Aladdins Mutter ging nach dem Palaste, wie ihr Sohn ihr gesagt hatte, und stellte sich am Eingange des Diwans an denselben Ort hin, wo sie früher immer gestanden hatte. Der Sultan hatte kaum einen Blick auf sie geworfen, als er sie auch schon wieder erkannte, und sich zugleich der von ihr gethanen Bitte erinnerte, und der



Zeit, worauf er sie vertröstet hatte. Der Großwesyr machte ihm so eben einen Vortrag. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: »Wesyr, ich bemerke da die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein so schönes Geschenk machte. Laß sie hieher treten; du kannst ja deinen Bericht fortsetzen, wenn ich sie angehört habe.« Der Großwesyr warf einen Blick nach dem Eingange des Diwans und erkannte ebenfalls die Mutter Aladdins. Sogleich rief er dem Ober-Thürsteher, zeigte sie ihm, und befahl ihm, sie näher treten zu lassen.

Die Mutter Aladdins näherte sich dem Fuße des Thrones, wo sie sich, der bestehenden Sitte zufolge, niederwarf. Nachdem sie wieder aufgestanden war, fragte sie der Sultan, was sie wünschte. »Herr,« erwiederte sie, »ich erscheine nochmals vor dem Throne Euer Majestät, um in dem Namen meines Sohnes Aladdin euch in Erinnerung zu bringen, daß die Frist von drei Monaten verstrichen ist, worauf ihr ihn bei dem Gesuche, welches ich an euch zu thun die Ehre hatte, vertröstet habt.«

Der Sultan, welcher das erstemal, wo er die Frau gesprochen, sich für seine Antwort auf ihr Gesuch einen Aufschub von drei Monaten genommen, hatte geglaubt, daß gar nicht mehr die Rede sein würde von einer Heirat, die er für seine Tochter, die Prinzessinn, eben nicht angemessen fand, indem er die Niedrigkeit und Armuth der Mutter Aladdins erwog, die in einem sehr gemeinen Anzuge vor ihm erschien. Gleichwohl setzte ihn ihre Mahnung an sein gegebenes Wort in einige Verlegenheit. Er

hielt es nicht für gut, ihr auf der Stelle zu antworten, sondern zog seinen Großwesyr zu Rathe, und bezeigte ihm seine Abneigung gegen eine Vermählung seiner Tochter mit einem Unbekannten, dessen Stand, wie zu vermuthen war, tief unter der Mittelmäßigkeit sein müßte.

Der Großwesyr nahm keinen Anstand, dem Sultan das, was er hierüber dachte, auseinander zu setzen. »Herr,« sagte er zu ihm, »es gibt, wie mich dünkt, nur ein einziges unfehlbares Mittel, um einer so unpassenden Verheiratung auszuweichen, ohne daß Aladdin, selbst wenn er Euer Majestät bekannt wäre, sich darüber zu beklagen Ursache hätte: nämlich dieß, auf die Prinzessinn einen so hohen Preis zu setzen, daß seine Reichthümer, wie groß sie auch immer sein mögen, nicht zureichen. Dieß wird ein gutes Mittel sein, um ihn von einer so kühnen, ich möchte sagen, verwegenen Bewerbung abzubringen, die er sich offenbar nicht gehörig überlegt hat.«

Der Sultan billigte den Rath des Großwesyrs. Er wandte sich zu Aladdins Mutter, und sagte nach einigem Nachdenken zu ihr: »Gute Frau, ein Sultan muß sein gegebenes Wort halten, drum bin ich auch bereit, das meinige zu halten, und deinen Sohn durch die Hand meiner Tochter zu beglücken. Allein, da ich sie nicht wohl verheiraten kann, ohne zu wissen, welche Vortheile sie davon haben wird, so kannst du deinem Sohne sagen, daß ich mein Wort erfüllen werde, sobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Golde, ganz mit dergleichen Kostbarkeiten angefüllt, wie du mir früher einmal in sei-

nem Namen überreicht hast, überschickt, und zwar durch eben so viele schwarze Sklaven, die von vierzig andern weißen und jungen Sklaven, alle sehr wohlgebildet, vom schönsten Wuchs und in der prächtigsten Kleidung, geführt sein müssen. Dieß sind die Bedingungen, unter denen ich bereit bin, ihm meine Tochter, die Prinzessinn, zu geben. Geh nun, gute Frau; ich werde seine Antwort erwarten.«

Aladdins Mutter warf sich nochmals vor dem Throne des Sultans nieder, und entfernte sich. Unterweges lachte sie bei sich selbst über die närrische Grille ihres Sohnes. »Wahrhaftig,« sagte sie, »wo wird er so viele goldene Becken und eine so große Menge solcher farbigen Gläser hernehmen, um sie anzufüllen? Wird er wieder in jenes unterirdische Gewölbe, dessen Eingang verschlossen ist, hinabsteigen? Und wo wird er ferner alle diese Sklaven, wie sie der Sultan haben will, hernehmen? Da ist er nun freilich von seinen Ansprüchen weit entfernt, und ich glaube, er wird mit meiner Sendung schwerlich zufrieden sein.« Als sie nun mit diesen Gedanken, die ihr alle Aussichten für Aladdin zu benehmen schienen, nach Hause kam, sagte sie zu ihm: »Mein Sohn, ich rathe dir, nicht weiter an eine Vermählung mit der Prinzessinn Badrulbudur zu denken. Der Sultan hat mich wirklich mit vieler Güte empfangen, und ich glaube, daß er ganz gut gegen dich gesinnt ist; allein der Großwesyr hat ihn, wenn ich mich nicht irre, auf andere Gedanken gebracht, und du wirst das, so wie ich, aus dem, was ich

dir sagen werde, abnehmen können. Nachdem ich dem Sultan vorgestellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen seien, und nachdem ich ihn in deinen Namen gebeten, sich an sein Versprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er erst mit dem Großwesyr eine Weile ganz leise sprach, und mir dann erst die Antwort gab, die ich dir melden werde.« Die Mutter Aladdins stattete nun ihrem Sohne über das, was der Sultan ihr gesagt hatte, und über die Bedingungen, unter denen er in eine Verbindung der Prinzessinn mit ihm einwilligen würde, einen sehr genauen Bericht ab, und schloß mit den Worten: »Mein Sohn, er erwartet deine Antwort: allein, unter uns gesagt,« fuhr sie lächelnd fort, »ich glaube, er wird da lange warten müssen.«

»Nicht so lange, als du vielleicht glaubst, liebe Mutter,« erwiederte Aladdin: »und der Sultan täuscht sich selber, wenn er denkt, mich durch seine ungeheuern Forderungen außer Stand zu setzen, an die Prinzessin Badrulbudur zu denken. Ich hatte andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet, oder daß er auf meine unvergleichliche Prinzessinn einen noch höheren Preis setzen würde. Doch jetzo bin ich schon zufrieden, und das, was er verlangt, ist eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was ich im Stande wäre, ihm für den Besitz derselben zu biethen. Während ich nun darauf denken werde, ihn zu befriedigen, geh du und besorge uns etwas zum Mittagessen, und laß mich nur machen.«

Sobald die Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rieb sie. Augenblicklich erschien ihm der Geist, und fragte ihn in den Ausdrücken, die wir schon kennen, was er befähle. Aladdin sprach: »Der Sultan gibt mir seine Tochter, die Prinzessinn zur Frau; aber er verlangt zuvor von mir vierzig große und schwere Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Früchten aus jenem Garten, wo ich die Lampe holte, deren Sklave du bist. Auch verlangt er von mir, daß diese vierzig Becken von eben so vielen schwarzen Sklaven getragen werden sollen, vor welchen vierzig weiße, junge und wohlgebildete Sklaven von schönsten Wuchs und in der prächtigsten Kleidung, hergehen müssen. Geh, und schaffe mir dieß Geschenk aufs schnellste herbei, damit ich es dem Sultan senden kann, bevor er die Sitzung des Diwans schließt.« Der Geist erwiederte, sein Befehl sollte unverzüglich vollzogen werden, und verschwand.

Kurze Zeit darauf ließ sich der Geist wieder sehen, begleitet von vierzig schwarzen Sklaven, deren jeder ein zwanzig Mark schweres Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, an Schönheit und Größe noch auserlesener als die vorigen, auf dem Kopfe trug; jedes Becken war mit goldgeblümten Silberstoff überdeckt. Alle diese Sklaven, sowohl die weißen, als die schwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten das ganze Haus, welches ziemlich klein war, nebst dem kleinen Hofe an der Vorder-, und dem Gärtchen an der Hinterseite. Der Geist fragte hier-

auf Aladdin, ob er zufrieden wäre, und ob er ihm noch etwas anderes aufzutragen hätte. Aladdin erwiederte, daß er nichts weiter verlangte, und so verschwand den der Geist auf der Stelle.

Aladdins Mutter kam vom Markte zurück, und war beim Eintritte ganz erstaunt, als sie so viele Menschen und Kostbarkeiten erblickte. Als sie die Nahrungsmittel, welche sie mitbrachte, niedergelegt hatte, wollte sie den Schleier, den ihr Gesicht verhüllte, ablegen; doch Aladdin hinderte sie daran. »Liebe Mutter, sagte er zu ihr, »es ist jetzt keine Zeit zu verlieren. Es kömmt sehr viel darauf an, daß du, noch ehe der Sultan seinen Divan schließt, nach dem Palaste zurückkehrest, und das Geschenk und die Morgengabe, die er für die Prinzessinn Badrulbudur verlangt hat, hinbringest, damit er aus meiner Emsigkeit und Pünktlichkeit auf das heiße und aufrichtige Verlangen schließen kann, womit ich nach der Ehre einer Heiratsverbindung mit seinem Hause trachte.«

Dreihundert drei und dreißigste Nacht.

Ohne erst die Antwort seiner Mutter abzuwarten, öffnet Aladdin die Thür nach der Straße, und ließ alle seine Sklaven, paarweise nach einander, immer einen weißen und einen schwarzen Sklaven mit einem goldenen Becken auf dem Kopfe, und sofort bis zum letzten, hindurchgehen. Nachdem auch seine Mutter hinter dem letzten schwarzen Sklaven hinausgegangen war, verschloß er die Thüre, und wartete ruhig in seinem Zimmer, in der

Hoffnung, daß der Sultan nach diesem Geschenke, welches er gefordert hatte, ihn endlich zum Schwiegersohne annehmen würde.

So wie der erste weiße Sklave aus Aladdins Hause hervortrat, blieben alle Vorübergehenden, die ihn sahen, stillstehen, und ehe die achtzig weißen und schwarzen Sklaven alle heraus waren, wimmelte die Straße von Volk, welches von allen Seiten herbeiströmte, um ein so prachtvolles und außerordentliches Schauspiel anzusehen. Die Kleidung eines jeden Sklaven war so reich an Stoff und Edelgestein, daß die besten Kenner nicht zu fehlen glaubten, wenn sie jeden Anzug auf mehr als eine Million schätzten. Die Nettigkeit und das genaue Anpassen eines jeden Kleides, der Anstand, das angenehme Wesen, der ebenmäßige und stattliche Wuchs eines jeden Sklaven, ihr feierlicher Zug in gleichmäßig abgemessenen Zwischenräumen, der Glanz der außerordentlich großen Edelsteine, die in der schönsten Anordnung rings um ihre Gürtel in echtes Gold gefaßt waren, und die ebenfalls aus Edelsteinen zusammengesetzten Rosen an ihren Turbanen, die in einem ganz eigenthümlichen Geschmacke gearbeitet waren, setzten diese ganze Menge von Zuschauern in eine solche Verwunderung, daß sie nicht müde wurden, sie anzusehen, und sie mit den Augen so weit als möglich zu verfolgen. Die Straßen waren so mit Menschen eingefaßt, daß jeder genöthigt war, an der Stelle zu bleiben, wo er stand.

Da man mehrere Straßen entlang gehen mußte, ehe man zum Palaste gelangte, so machte dieß, daß ein guter

Theil der Stadt, Personen aus allen Klassen und Ständen, Augenzeugen dieses bezaubernden Aufzuges waren. Endlich langte der erste dieser achtzig Sklaven an der Pforte des ersten Schloßhofes an. Die Pförtner, welche gleich bei Annäherung dieses wundervollen Zuges sich in zwei Reihen aufgestellt hatten, hielten ihn für einen König, so reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Doch der Sklave, vom Geist unterwiesen, hielt sie zurück, und sprach zu ihnen ganz ernst: »Wir sind bloß Sklaven; unser Herr wird erst erscheinen, wenn es Zeit sein wird.«

Der Sklave kam an der Spitze des ganzen Zuges hierauf in den zweiten Hof, der sehr geräumig, und worin der Hofstaat des Sultans während der Sitzung des Diwans aufgestellt war. Die Anführer eines jeden dieser Trupps waren sehr prächtig gekleidet, aber sie wurden weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erschienen und Aladdins Geschenk brachten, wozu sie selber mitgehörten. Im ganzen Hofstaate des Sultans gab es nichts so glänzendes zu sehen, und der gesammte Schimmer und Glanz der ihn umgebenden Herren vom Hofe war nichts im Vergleiche mit dem, was sich hier ihren Blicken darbot.

Sobald dem Sultan der Zug und die Ankunft dieser Sklaven gemeldet worden war, hatte er Befehl gegeben, sie hereintreten zu lassen. Als sie nun erschienen, fanden sie den Eingang zum Diwan frei und offen, und sie traten daher in der vollkommensten Ordnung hinein, ein

Theil zur Rechten, ein anderer Theil zur Linken. Nachdem sie alle herein waren, und vor dem Throne des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, setzte ein jeder der schwarzen Sklaven das Becken, welches er trug, auf den Fußteppich nieder. Sie warfen sich sämmtlich nieder, und berührten mit ihrer Stirne den Teppich. Die weißen Sklaven thaten dasselbe zu gleicher Zeit. Sie standen dann alle wieder auf, und die schwarzen enthüllten sehr geschickt die Becken, welche vor ihnen standen, und alle blieben dann, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit der größten Ehrerbietung stehen.

Aladdins Mutter, welche unterdessen bis zum Fuße des Thrones vorgeschritten war, sagte zu dem Sultan, nachdem sie sich niedergeworfen hatte: »Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß dieses Geschenk, welches er Euer Majestät sendet, weit unter dem steht, was die Prinzessinn Badrulbudur verdienen würde. Gleichwohl hofft er, daß Euer Majestät, so wie die Prinzessinn, es genehmigen und es anzunehmen geruhen werden, und zwar mit um so mehr Zuversicht, da er der Bedingung, die ihr ihm vorzuschreiben beliebtet, nachzukommen gesucht hat.

Der Sultan war gar nicht im Stande, die Begrüßung der Mutter Aladdins aufmerksam anzuhören. Der erste Blick, den er auf die vierzig goldenen, mit den glänzendsten und kostbarsten Kleinoden angefüllten Becken und auf die achtzig Sklaven warf, welche sowohl ihren Mienen nach, als wegen der erstaunlichen Pracht und Kostbarkeit ihrer Kleidung, Könige zu sein schienen, hatte ihn

gleich so überrascht, daß er sich von seiner Verwunderung gar nicht erholen konnte. Anstatt auf die Anrede der Mutter Aladdins zu antworten, wandte er sich an den Großwesyr, der selber nicht begreifen konnte, wo ein solcher Ueberfluß von Reichthum wohl hergekommen sein möchte. »Nun, Wesyr,« sagte er jetzt ganz öffentlich, »was denkst du von dem, wer er auch sein mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk schickt, und den wir beide nicht kennen? Hältst du ihn wohl für unwürdig, die Prinzessinn Badrulbudur, meine Tochter, zu heiraten?«

Wie viel Eifersucht und Betrübniß der Wesyr auch darüber empfand, zu sehen, daß ein Unbekannter vorzugsweise vor seinem Sohne der Schwiegersohn des Sultans werden sollte, so wagte er doch nicht, seine wahre Meinung zu verhehlen. Es war zu augenscheinlich, daß das Geschenk Aladdins mehr als hinreichend war, um ihn zu der Aufnahme in eine so hohe Verbindung würdig zu machen. Er antwortete also dem Sultan, indem er ganz auf dessen Ansicht einging: »Herr, ich bin so weit entfernt zu denken, als sei derjenige, der Euer Majestät ein so würdiges Geschenk dargebracht hat, der ihm zugedachten Ehre unwürdig, daß ich vielmehr wagen würde, zu behaupten, er verdiente noch weit mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der Welt keinen Schatz gibt, der die Prinzessinn, Tochter Euer Majestät, an Werth aufwiegen könnte.« Die Herren vom Hofe, welche dieser Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeigungen zu erkennen, daß ihre Meinungen von der des Großwesyrs nicht verschieden waren.

Der Sultan verschob jetzt die Sache nicht länger, und dachte selbst nicht einmal daran, sich zu erkundigen, ob Aladdin auch wohl die übrigen erforderlichen Eigenschaften besäße, um sein Schwiegersohn werden zu können. Der bloße Anblick dieser unermeßlichen Reichthümer, und die Emsigkeit, womit Aladdin seine Forderungen erfüllt hatte, ohne wegen der ungeheuern Bedingungen, die ihm vorgeschrieben worden, die mindeste Schwierigkeit zu machen, überredete ihn leicht, daß ihm nichts fehlte, um ihn zu einem ganz vollkommenen Manne, und zu einem solchen zu machen, wie er ihn wünschte. Um daher Aladdins Mutter so befriedigt zu entlassen, als sie es nur irgend wünschen konnte, sagte er zu ihr: Gute Frau, geh und sage deinem Sohne, daß ich ihn mit offenen Armen erwarte, und daß, je balder er kommen wird, um aus meiner Hand die Prinzessinn, meine Tochter, zu empfangen, um so mehr Vergnügen es mir machen wird.«

Sobald Aladdins Mutter sich mit jener Freude, deren eine Frau von diesem Stande, wenn sie ihren Sohn unerwartet auf eine so hohe Stufe gelangt sieht, nur irgend fähig sein kann, sich entfernt hatte, hob der Sultan die Sitzung dieses Tages auf, stand vom Throne auf und befahl, daß die zum Dienste der Prinzessinn verordneten Verschnittenen herbeikommen, die goldenen Becken aufheben und sie nach den Zimmern ihrer Gebieterinn tragen sollten, wo er dieselben mit Muße näher betrachten wollte. Dieser Befehl wurde durch die Fürsorge des Oberhaupts der Verschnittenen auf der Stelle vollzogen.

Die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie in das Innere des Palastes hineinkommen, und kurze Zeit darauf befahl der Sultan, der von ihrer prächtigen Kleidung mit der Prinzessinn Badrulbudur gesprochen hatte, daß man sie vor ihren Zimmern aufstellen sollte, damit sie dieselben durch die Gitterfenster betrachten und sich überzeugen könnte, daß er, weit entfernt in seiner Beschreibung irgend etwas übertrieben zu haben, vielmehr ihr weit weniger gesagt hatte, als an der Sache wirklich war.

Aladdins Mutter kam unterdeß nach Hause, und zwar mit einer Miene, welche die gute Nachricht, die sie ihrem Sohne brachte, genugsam ankündigte. »Mein Sohn, sagte sie zu ihm, »du hast alle Ursache vergnügt zu sein; du bist, wider meine Erwartung, zur Erfüllung deiner Wünsche gelangt, und du weißt, was ich dir hierüber gesagt habe. Um dich nicht zu lange in gespannter Erwartung zu halten, will ich dir nur sagen, daß der Sultan, mit Zustimmung seines ganzen Hofes, dich für würdig erklärt hat, die Prinzessinn Badrulbudur zu besitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und die Heirat abzuschließen. Denke jetzt nur darauf, dich auf diese Zusammenkunft vorzubereiten, damit sie der hohen Meinung, die er von dir gefaßt hat, entspreche: allein nach den Wundern, die ich dich bisher habe vollführen sehen, bin ich fest überzeugt, daß du es hierin an nichts fehlen lassen wirst. Ich darf indeß nicht vergessen, dir zu sagen,

daß der Sultan voll Ungeduld auf dich wartet. Verlier daher keine Zeit, um dich zu ihm zu begeben.

Dreihundert vier und dreißigste Nacht.

Aladdin, der über diese Nachricht höchst erfreut und ganz von dem Gegenstande, der ihn bezaubert hatte, eingenommen war, sagte zu seiner Mutter bloß einige Worte und entfernte sich in sein Zimmer. Hier nahm er die Lampe, die ihm bisher in allen seinen Bedürfnissen und bei allen seinen Wünschen so hülfreich gewesen war, und hatte sie kaum gerieben, als auch schon der Geist durch sein unverzügliches Erscheinen seinen Gehorsam an den Tag legte. »Geist,« sagte Aladdin zu ihm, »ich habe dich gerufen, damit du mir schnell ein Bad zurechtmachen sollest, und sobald ich es genommen habe, will ich, daß du für mich die reichste und prachtvollste Kleidung, die nur jemals ein Fürst getragen, in Bereitschaft hältst.« Er hatte dieß kaum gesprochen, als der Geist ihn, so wie sich selbst, unsichtbar machte, ihn aufhob und in ein Bad trug, welches von dem feinsten buntgestreiften Marmor gebaut war. Ohne daß er sehen konnte, wer ihn bediente, ward er in einem sehr geräumigen und saubern Saale ausgekleidet; aus dem Saale ließ man ihn dann in ein Bad treten, welches eine mäßige Wärme hatte, und worin er gerieben und in verschiedenen wohlriechenden Wassern gebadet wurde. Nachdem er in den verschiedenen Badegemächern alle Grade der Wärme durchgegangen, ging er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingekom-

men war. Seine Gesichtsfarbe war frisch, weiß und rosig geworden, und sein ganzer Leib viel leichter und behender, als zuvor. Er ging in den Saal zurück, und fand darin nicht mehr die Kleidung, welche er darin zurückgelassen; der Geist hatte an die Stelle derselben diejenige gelegt, welche er verlangt hatte. Aladdin war ganz erstaunt, als er die Pracht des Anzuges betrachtete, welcher für ihn hingelegt war. Er kleidete sich mit Hülfe des Geistes an, indem er jedes Stück, so wie er es anzog, bewunderte; so sehr übertraf alles seine höchsten Erwartungen! Als er fertig war, trug ihn der Geist nach seiner Wohnung zurück, und zwar in dasselbe Zimmer, woraus er ihn weggeführt hatte, und fragte ihn dann, ob er ihm noch etwas aufzutragen hätte. »Ja,« erwiederte Aladdin, »ich erwarte von dir, daß du mir auf der Stelle ein Pferd herbeiführest, welches an Schönheit und Trefflichkeit das kostbarste Pferd in den Marstalle des Sultans übertrifft, und dessen Decke, Sattel, Zaum und Zeug über eine Million werth sein muß. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven herbeischaffest, ganz eben so reich und so zierlich gekleidet wie die, welche das Geschenk trugen, damit sie mir zur Seite und als mein Gefolge einher gehen können, ferner zwanzig andere der Art, um in zwei Reihen vor mir her zu ziehen. Auch meiner Mutter bringe sechs Sklavinnen zur Aufwartung, jede wenigstens eben so reich gekleidet, als die Sklavinnen der Prinzessinn Badrulbudur, und jede einen vollständigen Anzug auf dem Kopfe tragend, der eben so prächtig und so stattlich sein

muß, als wäre er für die Sultaninn. Ferner bedarf ich noch zehntausend Goldstücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch anzubefehlen hatte. Geh, und beeile dich.«

Sobald Aladdin dem Geiste seine Befehle gegeben hatte, verschwand der Geist, und erschien bald nachher mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn ein jeder einen Beutel mit zehntausend Goldstücken trug, und mit sechs Sklavinnen, wovon jede auf ihrem Kopfe einen verschiedenen Anzug für Aladdins Mutter, in Silberstoff eingewickelt, trug. Der Geist übergab dieß alles an Aladdin.

Von den zehn Beuteln nahm Aladdin bloß vier, welche er seiner Mutter mit den Worten gab, sie möchte sich derselben in Nothfällen bedienen. Die sechs übrigen ließ er in den Händen der Sklaven, welche sie trugen, mit dem Befehle, sie zu bewahren, und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palaste des Sultans dieselben handvollweise unter das Volk ausstreuen. Auch befahl er ihnen, sie sollten nebst den übrigen dicht vor ihm, und zwar drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Zugleich stellte er seiner Mutter die sechs Sklavinnen vor, indem er ihr sagte, daß sie ihr gehörten und daß sie ganz als Gebieterinn über dieselben verfügen könnte, ferner auch, daß die Kleider welche sie trügen, für sie bestimmt wären.

Als Aladdin alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geist, und sagte ihm, daß er ihn rufen würde, sobald er seiner bedürfte; der Geist verschwand au-

genblicklich. Jetzt dachte Aladdin bloß daran, dem Wunsche des Sultans, der ihn gern sehen wollte, zu entsprechen. Er fertigte einen von den vierzig Sklaven, — ich will nicht sagen den schönsten, denn sie waren alle gleich, — nach dem Palast ab, mit dem Befehle, sich an das Oberhaupt der Thürsteher zu wenden, und ihn zu fragen wann er wohl die Ehre haben könnte, sich dem Sultane zu Füßen zu werfen. Der Sklave hatte die Botschaft sehr schnell ausgerichtet, und brachte die Antwort zurück, daß der Sultan ihn voll Ungeduld erwartete.

Aladdin stieg nun unverzüglich zu Pferde und setzte den ganzen Zug in der schon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er noch nie zuvor zu Pferde gesessen hatte, so benahm er sich dennoch auf demselben mit so viel Anstand, daß selbst der erfahrenste Reiter ihn nicht für einen Neuling gehalten haben würde. Die Straßen, durch welche er zog, waren fast in einem Augenblicke mit einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, welche die Luft von ihrem Beifallruf, ihrer Bewunderung und ihren Lobpreisungen wiederhallen ließen, besonders jedesmal, wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Hände voll Goldstücke links und rechts in die Luft warfen. Der Beifallruf kam indeß nicht von denen her, welche sich drängten und niederbückten, um einige Goldstücke aufzulesen, sondern von Personen aus dem Mittelstande, die sich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins öffentlich das verdiente Lob zu spenden. Nicht bloß die, welche ihn in der Jugend als Gassenjungen auf der

Straße spielen gesehen hatten, erkannten ihn nicht wieder, sondern selbst die, welche ihn noch vor kurzem gesehen, hatten Mühe, ihn zu kennen; so sehr hatten sich seine Gesichtzüge verändert. Dieß kam daher, daß die Lampe die Eigenschaft hatte, ihren Besitzern allmählich alle die Vollkommenheiten zu verleihen, welche dem Range, zu dem sie durch Hülfe der Lampe gelangten, angemessen waren. Man schenkte nun Aladdins Person weit mehr Aufmerksamkeit, als dem ganzen ihn begleitenden Aufzug; auch hatten die Meisten an demselben Tage bereits das nämliche gesehen, als der Zug von Sklaven dem Sultan die Geschenke überbrachte. Indeß wurde besonders das Pferd von den Kennern bewundert, welche die Schönheit desselben gar wohl zu unterscheiden wußten, ohne von dem Reichthum oder dem Schimmer der Diamanten und Edelsteine, womit es bedeckt war, sich im geringsten blenden zu lassen. Da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzessinn Badrulbudur zur Ehe gäbe, so war doch niemand, der in Hinsicht auf seine Herkunft ihm sein Glück oder seine Standeserhöhung im mindesten beneidet hätte, so sehr schien er dessen würdig zu sein.

Dreihundert fünf und dreißigste Nacht.

»Aladdin langte beim Palaste an, wo alles zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt war. Als er zu dem zweiten Schloßthore kam, wollte er der Sitte gemäß, welche der Groß-Wesyr, die Oberfeldherrn und Oberstatthalter der Provinzen zu beobachten pflegen,

vom Pferde steigen; doch der Ober-Thürsteher, der ihn, auf Befehl des Sultans, daselbst erwartete, ließ es nicht zu, und begleitete ihn bis an den großen Versammlungs- oder Empfang-Saal, wo er ihm vom Pferde heruntersteigen half; obwohl Aladdin sich sehr dagegen sträubte und es von ihm nicht annehmen wollte, so konnte er es doch nicht hindern. Unterdeß bildeten die Thürsteher am Eingange des Saales eine doppelte Reihe. Ihr Oberhaupt ging zur Linken Aladdins, und führte ihn mitten durch sie hindurch bis zu dem Throne des Sultans.

Als der Sultan den Aladdin erblickte, war er eben so sehr erfreut, ihn reicher und prächtiger gekleidet zu sehen, als er selber es jemals gewesen, als auch überrascht von seinem schönen Wuchs und von seiner würdevollen Haltung, die himmelweit von jenem niedrigen Aufzuge entfernt war, worin seine Mutter vor ihm erschienen war. Sein Erstaunen und seine Ueberraschung hinderten ihn indeß nicht, aufzustehen und zwei bis drei Stufen des Thrones eiligst herabzusteigen, um Aladdin zu verhindern, daß er sich nicht zu seinen Füßen würfe, und ihn mit allen Zeichen der Freundschaft zu umarmen. Nach dieser artigen Begrüßung wollte Aladdin sich gleichwohl noch zu seinen Füßen werfen; doch der Sultan hielt ihn eigenhändig davon zurück, und nöthigte ihn, heraufzusteigen und sich zwischen ihn und den Groß-Wesyr zu setzen.

Aladdin nahm nun das Wort und sagte: »Herr, ich nehme die Ehre,‘ die Euer Majestät mir erzeigt, an, weil ihr mir sie huldvoll zu erweisen geruhet, doch erlaubet mir, euch zu sagen, daß ich keineswegeś vergessen habe, daß ich meiner Geburt nach euer Sklave bin, daß ich den Umfang euerer Macht kenne, und daß ich sehr wohl weiß, wie tief meine Herkunft mich unter den Glanz und die Herrlichkeit des hohen Ranges stellt, in welchem ihr stehet. Wenn ich irgend einen günstigen Empfang verdient haben sollte, so gestehe ich, daß ich ihn bloß jener durch einen bloßen Zufall veranlaßten Kühnheit verdanke, die mich bewog, meine Augen, Gedanken und Wünsche zu jener himmlischen Prinzessinn zu erheben, welche der Gegenstand aller meiner Wünsche ist. Ich bitte Euer Majestät, wegen dieser Verwegenheit um Verzeihung; aber ich kann es nicht verhehlen, daß ich vor Betrübniß sterben würde, wenn ich die Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches verlieren sollte.«

»Mein Sohn,« erwiederte der Sultan, indem er ihn nochmals umarmte, »du würdest sehr unrecht thun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines gegebenes Wortes zweifeln wolltest. Dein Leben ist mir von nun an zu theuer, als daß ich es nicht durch Darbietung des Heilmittels, das in meiner Gewalt steht, dir zu erhalten suchen sollte. Das Vergnügen, dich zu sehen und zu hören, ziehe ich allen meinen und deinen Schätzen zusammen vor.«

Bei diesen Worten gab der Sultan ein Zeichen, und sogleich hörte man den Klang von Trompeten, Hoboen und Pauken, und zugleich führte der Sultan den Aladdin in einen prachtvollen Saal, worin man ein kostbares Festmahl auftrug. Der Sultan speiste mit Aladdin ganz allein. Der Groß-Wesyr und die Großen des Hofes waren — ein jeder nach seinem Rang und Würden — während der Mahlzeit ihnen zur Seite. Der Sultan, welcher seine Augen immerfort auf Aladdin gerichtet hatte, — so viel Vergnügen machte ihm der Anblick desselben — lenkte das Gespräch auf verschiedene Gegenstände. Doch während der ganzen Unterhaltung, die sie unter dem Essen zusammen führten, und auf welchen Gegenstand auch immer die Rede kam, sprach Aladdin mit so viel Kenntniß und Verstand, daß er den Sultan in der guten Meinung, welche dieser gleich anfangs von ihm gefaßt hatte, vollends bestärkte

Nach Endigung der Mahlzeit ließ der Sultan den Oberrichter seiner Hauptstadt rufen und befahl ihm, auf der Stelle den Ehevertrag zwischen der Prinzessinn Badrulbudur, seiner Tochter, und Aladdin, zu entwerfen und ins Reine zu bringen. Während dieser Zeit unterhielt sich der Sultan mit Aladdin über verschiedene gleichgültige Dinge, in Gegenwart des Groß-Wesyrs und der Herren vom Hofe, welche seinen gründlichen Verstand, seine große Gewandtheit in der Rede und im Ausdruck, und die feinen und sinnreichen Bemerkungen, womit er seine Unterhaltung würzte, bewunderten..

Als der Richter den Ehevertrag nach allen erforderlichen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan dem Aladdin, ob er in dem Palaste bleiben und noch an denselben Tage die Hochzeits-Zeremonie vollziehen lassen wolle. »Herr,« erwiederte Aladdin, »wie groß auch meine Sehnsucht ist nach dem vollen Genuß dessen, was Euer Majestät Huld mir gewährt, so muß ich doch bitten, daß ihr mir so lange noch Frist gestattet, bis ich einen Palast habe erbauen lassen, um die Prinzessinn darin nach Würden empfangen zu können. Ich bitte mir daher von euch einen angemessenen Platz in der Nähe des eurigen aus, damit ich es möglichst nahe und bequem habe, um euch meine Aufwartung machen zu können. Ich werde nichts unterlassen, damit er möglichst bald fertig wird.« — »Mein Sohn,« sagte der Sultan zu ihm, »wähle dir jede beliebige Stelle aus, die du für dich passend findest. Der leere Raum vor meinem Palaste ist groß genug, und ich habe wohl schon selber daran gedacht, ihn auszufüllen. Doch vergiß dabei nicht, daß ich je eher je lieber dich mit meiner Tochter verbunden zu sehen wünsche, um das volle Maaß der Freude zu genießen.« Nachdem er diese Worte gesprochen, umarmte er nochmals Aladdin, welcher vom Sultan ganz mit eben der Artigkeit Abschied nahm, als ob er von jeher am Hofe gewesen und daran erzogen worden wäre.

Aladdin setzte sich wieder zu Pferde und kehrte wieder mit demselben Zuge, womit er gekommen war, durch

dasselbe Volksgewühl und unter dem Beifallruf der Menge, welche ihm alles mögliche Glück und Heil wünschte, nach Hause zurück. Sobald er an seiner Wohnung abgestiegen war, begab er sich ganz allein in sein Zimmer, nahm die Lampe, und rief auf die gewöhnliche Weise den Geist. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, sondern erschien sogleich und bot ihm seine Dienste an. »Geist,« sagte Aladdin zu ihm, »ich habe alle Ursache, deine Pünktlichkeit in Vollziehung aller der Befehle, die ich dir bisher kraft dieser Lampe, welcher du dienst, gegeben, zu rühmen. Gegenwärtig kommt es darauf an, daß du, wo möglich, noch mehr Eifer und Sorgfalt als bisher an den Tag legest. Ich verlange nämlich, daß du mir in möglichst kurzer Zeit dem Palaste des Sultans gegenüber, jedoch in gehöriger Entfernung, einen Palast erbauen lässest, welcher würdig genug ist, um die Prinzessinn Badrulbudur, meine Gemahlinn, aufzunehmen. Die Wahl der Materialien, ob aus Porphyr, oder Jaspis, oder Achat, oder Lasurstein, oder buntgestreiftem Marmor, so wie auch die ganze übrige Einrichtung des Baues, überlasse ich ganz dir; allein ich erwarte, daß du mir oben darauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier ganz gleichen Schauseiten bauest, dessen Wände aus wechselnden Schichten von Gold und Silber aufgeführt sein müssen, mit sechs Fenster auf jeder Seite, deren Vergitterung sämmtlich — mit Ausnahme eines einzigen, welches unvollendet bleiben soll — mit Diamanten, Ru-

binen und Smaragden kunstreich und symmetrisch geschmückt sein muß, und zwar so, daß man dergleichen noch nie in der Welt gesehen hat. Ferner will ich, daß sich bei diesem Palaste ein Hof, ein Vorhof und ein Garten befinde, vor allen Dingen aber an einem bestimmten Orte ein Schatz voll gemünzten Goldes und Silbers; außerdem müssen im Palaste Küchen, Speisekammern, Vorrathsgewölbe und Geräthkammern, voll der kostbarsten Geräthe für jede Jahreszeit und der übrigen Pracht des Palastes angemessen, vorhanden sein, ferner Marställe, voll der schönsten Pferde, mit ihren Stallmeister und Stallknechten; außerdem auch noch eine hinlängliche Dienerschaft für die Küche und Aufwartung, nebst den für den Dienst der Prinzessinn nöthigen Sklavinnen. Du wirst jetzt begreifen, wie ich es haben will. Geh nun also, und komm wieder wenn alles fertig ist.«

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geiste wegen Erbauung des Palastes, den er sich ausgesonnen, seine Aufträge gab. Bei Anbruch des folgenden Tages war Aladdin, den seine Liebe zur Prinzessinn nicht ruhig schlafen ließ, kaum aufgestanden, als auch schon der Geist erschien und zu ihm sagte: »Herr, dein Palast ist fertig; komm und siehe, ob du damit zufrieden bist.« Aladdin hatte kaum sich geäußert, daß er es wolle, als ihm auch schon der Geist in einem Augenblick hinversetzte. Aladdin fand alles so weit über seiner Erwartung, daß er sich nicht genug darüber wun-

dern konnte. Der Geist führte ihn überall herum, und überall fand er Reichthum, Sauberkeit und Pracht, dazu Diener und Sklaven, alle nach ihrem Range und dem Dienste gemäß gekleidet, wozu sie bestimmt waren. Auch unterließ er nicht, ihm die Hauptsache; nämlich den Schatz zu zeigen, dessen Thür vom Schatzmeister geöffnet wurde; Aladdin sah hier ganze Haufen von Goldsäcken von verschiedener Größe, ja nach den Summen, die sie enthielten, bis an das Gewölbe emporgethürmt, und zwar in so schöner Anordnung, daß man sie mit Vergnügen ansah. Beim Herausgehen versicherte ihn der Geist von der vollkommenen Treue des Schatzaufsehers. Hierauf führte er ihn in die Marställe und zeigte ihm hier die schönsten Pferde von der Welt und die Stallknechte, welche eifrig mit der Pflege und Wartung derselben beschäftigt waren. Sodann durchging er mit ihm die Vorrathskammern, welche mit allen Arten von Vorräthen, sowohl von Nahrungsmitteln als von Pferdeschmuck und Geschirren, angefüllt waren.

Nachdem Aladdin so den ganzen Palast von Zimmer zu Zimmer und von Gemach zu Gemach, von oben bis unten, besonders den großen Saal mit dem vier und zwanzig Fenstern, durchgemustert und darin mehr Reichthum und Pracht, als er nur je gehofft, angetroffen hatte, sagte er zu dem Geiste: »Geist, es kann niemand zufriedener sein als ich es bin, und ich würde sehr unrecht handeln, wenn ich mich im geringsten beschweren wollte. Bloß etwas fehlt noch, wovon

ich dir nichts gesagt habe, weil es mir damals nicht einfiel; es muß nämlich von dem Palastthore des Sultans bis an den Eingang der Zimmer, die in diesem Palaste für die Prinzessinn bestimmt sind, ein Teppich von dem schönsten Sammet ausgebreitet werden, damit sie, wenn sie aus dem Palaste des Sultans kömmt, darüber hinweg gehen kann.« — »Ich komme in einem Augenblick wieder,« sagte der Geist. Und kurze Zeit nach seinem Verschwinden sah Aladdin zu seinem Erstaunen seinen Wunsch vollzogen, ohne daß er wußte, wie es zugegangen war. Der Geist erschien dann wieder und trug Aladdin in seine Wohnung zurück, während man eben die Palastpforte des Sultans aufthat.

Die Pförtner des Palastes, die das Thor öffneten und sonst immer nach der Seite hin, wo jetzt Aladdins Palast stand, eine freie Aussicht gehabt hatten, waren sehr überrascht, als sie diese Aussicht verbaut und von dort her bis an die Palastpforte des Sultans einen Sammetteppich herübergebreitet sahen. Sie konnten anfangs nicht unterscheiden, was es wäre, doch ihr Erstaunen wuchs, als sie ganz deutlich den stolzen Palast Aladdins dastehen sahen. Die Nachricht von diesem seltsamen Wunder verbreitete sich binnen Kurzem im Palaste. Der Groß-Wesyr, der sich gleich nach Oeffnung der Pforte im Palaste einfand, war von dieser Neuigkeit nicht weniger überrascht als die andern; er theilte es zuerst dem Sultan mit, suchte ihm aber die Sache als ein bloßes Blendwerk vorzustellen. »Wesyr, erwiederte

der Sultan, »warum willst du dieß für ein bloßes Blendwerk halten? Du weißt so gut wie ich, daß es der Palast ist, den Aladdin vermöge der Erlaubniß, die ich ihm in deiner Gegenwart ertheilte, zur Wohnung für meine Prinzessinn Tochter hat erbauen lassen; und können wir nach den Proben, die er uns von seinem Reichthume gegeben, es wohl noch befremdend finden, daß er denselben in so kurzer Zeit vollendet hat? Er hat uns damit überraschen und uns zeigen wollen, daß man mit baarem Gelde von einem Tage bis zum andern Wunder thun kann. Gestehe nur mit mir, daß jene Reden von Blendwerken, die du so eben äußerst, bloß von etwas Eifersucht herrührten. »Da unterdeß der Augenblick herangekommen war, wo er in die Rathsversammlung gehen mußte, so konnte er dieß Gespräch nicht länger fortsetzen.

Dreihundert sechs und dreißigste Nacht.

Als Aladdin in seine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geist entlassen hatte, fand er seine Mutter bereits aufgestanden und mit dem Anlegen eines der Kleider beschäftigt, die er ihr geschenkt hatte. Um die Zeit, wo der Sultan gewöhnlich aus der Rathsversammlung zu kommen pflegte, bewog Aladdin seine Mutter in Begleitung der Sklavinnen, die ihr der Geist zugeführt, sich nach dem Palaste zu verfügen. Zugleich bat er sie, wenn sie den Sultan sähe, demselben zu sagen, sie käme, um die Ehre zu haben, die Prinzessinn gegen den Abend, wenn

sie sich nach ihrem neuen Palaste begeben würde, dahin zu begleiten. Sie ging demnach fort; allein, obschon sie und ihre sie begleitenden Sklavinnen wie Sultaninnen gekleidet waren, so war doch die Volksmenge, die sich zum Zuschauen drängte, weit geringer an Zahl, weil sie verschleiert waren, und weil ein angemessener Ueberwurf den Reichthum und die Pracht ihrer Kleidung überdeckte. Was Aladdin anbetrifft, so setzte sich dieser zu Pferde, und nachdem er sein väterliches Haus verlassen hatte, um nie mehr in dasselbe zurückzukehren, — doch ohne die Wunderlampe zu vergessen, die ihm zu Erlangung seines Glückes so gute Dienste geleistet hatte, — so zog er öffentlich nach seinem Palaste, und zwar mit demselben Pompe, womit er an dem vorhergehenden Tage sich dem Sultan vorgestellt hatte.

Sobald die Pförtner des Palastes des Sultans die Mutter Aladdins erblickten, benachrichtigten sie den Sultan davon. Sogleich ward nun den Chören von Trompetern, Pauken- und Trommelschlägern, Querpfeifern und Hoboenbläsern, welche bereits auf den Terrassen des Palastes an verschiedenen Punkten aufgestellt waren, ein Zeichen gegeben, worauf sogleich Trompeten- und Paukenschall und Konzerte ertönten, welche der ganzen Stadt die Freude verkündigten. Die Kaufleute fingen an, ihre Läden mit schönen Teppichen und Laubwerk zu schmücken und für die Nacht Anstalten zur Erleuchtung zu treffen. Die Handwerksleu-

te verließen ihre Arbeit, und das Volk begab sich schaarenweise nach dem großen Platze, der zwischen des Sultans und Aladdins Palaste lag. Der letztere zog gleichfalls ihre Bewunderung auf sich, nicht etwa wegen seiner Verschiedenheit von dem des Sultans, sondern sie erstaunten, einen so prächtigen Palast auf einer Stelle zu erblicken, wo man am vorigen Tage weder den Grund legen noch Baumaterialien gesehen hatte.

Aladdins Mutter wurde in dem Palaste sehr ehrenvoll empfangen und von dem Oberhaupt der Verschnittenen in die Zimmer der Prinzessinn Badrulbudur eingeführt. Sobald die Prinzessinn sie erblickte, ging sie auf sie zu, umarmte sie, und ließ sie auf ihrem Sofa Platz nehmen; und während ihre Frauen sie vollends ankleideten und mit den kostbarsten Juwelen, die ihr Aladdin geschenkt, ausschmückten, ließ sie ihr unterdeß einen köstlichen Imbiß vorsetzen. Der Sultan, welcher kam, um noch so lange als möglich mit seiner Tochter zusammen sein zu können, ehe sie sich von ihm trennte und den Palast Aladdins bezöge, erwies ihr ebenfalls große Ehre. Aladdins Mutter hatte mit dem Sultan schon mehrmals von dem versammelten Hofe gesprochen, aber er hatte sie noch nie ohne Schleier gesehen, wie an dem Tage. Obwohl sie an Jahren ziemlich weit vorgerückt war, so entdeckte man auf ihrem Gesicht doch noch viele Züge, welche schließen ließen, daß sie in ihrer Jugend einst sehr schön gewesen sein müsse. Der Sultan, welcher

sie immer nur sehr einfach — man möchte sagen armseelig — gekleidet gesehen hatte, war voll Verwunderung, als er sie eben so reich und prachtvoll als die Prinzessinn angezogen erblickte. Auch dieß brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß Aladdin in allen Dingen gleich erfahren, verständig und einsichtsvoll sein müsse.

Als die Nacht anbrach, nahm die Prinzessinn von ihrem Vater Abschied. Dieser Abschied war höchst rührend und thränenreich. Sie umarmten sich mehrmals, ohne ein Wort zu reden, und endlich ging die Prinzessinn aus ihren Zimmern und trat den Zug an, während Aladdins Mutter ihr zur Linken einherschritt, und hundert Sklavinnen in der prachtvollsten Kleidung ihr folgten. Alle die Musikchöre, die seit Ankunft der Mutter Aladdins nicht aufgehört hatten zu spielen, hatten sich jetzt vereinigt und gingen dem Zuge voran, ihnen folgten hundert Trabanten [1] und eine eben so große Anzahl schwarzer Verschnittenen in zwei Reihen, mit ihren Befehlshabern an der Spitze. Vierhundert junge Edelknaben des Sultans, die in zwei Zügen auf beiden Seiten einhergingen und Fackeln trugen, verbreiteten einen Lichtglanz, der im Verein mit der Erleuchtung der beiden Paläste des Sultans und Aladdins den Mangel des Tageslichts auf eine wunderbare Weise ersetzte.

In dieser Ordnung zog nun die Prinzessinn den Teppich entlang von dem Palaste des Sultans bis zu dem Palaste Aladdins, und je weiter sie vorwärts kam,

desto mehr mischte und vereinigte sich das Spiel ihres Musikchores mit dem Klange dessen, welches sich von den Terrassen an Aladdins Palaste herab hören ließ, und bildete so mit diesem ein Konzert, welches, so seltsam und verwirrt es auch schien, dennoch die allgemeine Freude vermehrte, nicht bloß auf dem großen Platze, der von Menschen wimmelte, sondern auch in den beiden Palästen, in der ganzen Stadt und in der Umgegend.

Endlich langte die Prinzessinn bei dem neuen Palaste an, und Aladdin eilte mit einer Freude, die sich leicht denken läßt, an den Eingang der für sie bestimmten Zimmer, um sie daselbst zu empfangen. Aladdins Mutter hatte die Prinzessinn bereits mit vieler Sorgfalt auf ihren Sohn, der in der Mitte seiner umgebenden Palastdienerschaft stand, aufmerksam gemacht, und die Prinzessinn fand ihn beim ersten Anblick so schön, daß sie von ihm ganz bezaubert wurde. »Anbetungswürdige Prinzessinn,« sagte Aladdin zu ihr, indem er sie voll Ehrerbietung anredete und begrüßte, »sollte ich das Unglück gehabt haben, euch um der Verwegenheit willen, womit ich nach dem Besitz einer so liebenswürdigen Prinzessinn und der Tochter meines Sultans getrachtet, zu mißfallen, so würdet ihr eueren schönen Augen und der Macht eurer Reize die Schuld davon beizumessen haben, aber nicht mir.« — »Mein Prinz,« erwiederte die Prinzessinn, »ich gehorche dem Willen des Sultans, meines Vaters, und es ist für mich

genug, euch gesehen zu haben, um euch zu sagen, daß ich ihm ohne Widerwillen und gern gehorche.

Aladdin, welcher von einer so angenehmen Antwort ganz bezaubert war, ließ die Prinzessinn nach einem so weiten und ungewohnten Wege, den sie zurückgelegt, nicht länger stehen, sondern nahm ihre Hand, die er mit vieler Zärtlichkeit küßte, und führte sie in einen großen Saal, der von einer Menge von Wachskerzen erleuchtet war und worin auf Veranstaltung des Geistes ein herrliches Mahl aufgetragen war. Die Schüsseln waren von gediegenem Golde und mit dem köstlichsten Fleische angefüllt. Die Vasen, die Becken und die Becher, womit der Tafelauffsatz reichlich besetzt war, waren ebenfalls von Gold und von auserlesener Arbeit; auch die übrigen Verzierungen und der ganze Ausschmuck des Saales entsprachen dieser hohen Pracht. Die Prinzessinn, welche ganz bezaubert war, so viel Reichthum an einem einzigen Orte beisammen zu sehen sagte zu Aladdin: »Prinz, ich glaubte sonst immer, daß es auf der Welt nichts schöneres gäbe, als der Palast meines Vaters, des Sultans, aber beim Anblick dieses Saales sehe ich allein schon, daß ich mich getäuscht habe.«

Die Prinzessinn Badrulbudur, Aladdin und seine Mutter setzten sich jetzt zu Tische, und sogleich begann ein sehr harmonisches Musikchor, von den schönsten Mädchenstimmen begleitet, ein Konzert, welches ohne Unterbrechung bis ans Ende der Mahlzeit dauerte. Die Prinzessinn war so entzückt davon, daß sie ver-

sicherte, noch nie etwas so Schönes in dem Palaste des Sultans ihres Vaters gehört zu haben. Aber sie wußte nicht, daß diese Sängerinnen sämmtlich Feen waren, die der Geist hiezu ausgewählt hatte.

Dreihundert sieben und dreißigste Nacht.

Als das Abendessen vorüber war und man schnell abgeräumt hatte, so trat an die Stelle des Musikchores ein Trupp von Tänzern und Tänzerinnen. Sie führten nach der Landessitte allerlei Arten von figurirten Tänzen auf; zuletzt tanzten ein Tänzer und eine Tänzerinn ganz allein mit einer erstaunlichen Leichtigkeit, und jeder von ihnen entwickelte alle den Anstand und die Gewandtheit, deren sie nur irgend fähig waren. Es war nahe an Mitternacht, als Aladdin — der damals in China bestehenden Sitte zufolge — aufstand und der Prinzessin Badrulbudur die Hand bot, um mit ihr zu tanzen und damit die Hochzeitfeierlichkeiten zu beschließen. Sie tanzten so schön, daß sie die Bewunderung der ganzen Gesellschaft erregten. Nach Endigung des Tanzes behielt Aladdin die Prinzessinn an der Hand und sie gingen mit einander in das Zimmer, wo das hochzeitliche Lager für sie bereitet war. Die Frauen der Prinzessinn kleideten sie aus und brachten sie zu Bette; Aladdins Diener thaten ihm ein gleiches, und alle entfernten sich sodann. So endigten die Feierlichkeiten und Lustbarkeiten der Hochzeit Aladdins und der Prinzessinn Badrulbudur.

Als Aladdin am folgenden Morgen erwachte, erschienen seine Kammerdiener, um ihn anzukleiden. Sie zogen ihm ein ganz anderes, aber nicht minder reiches und prächtiges Kleid an als am Hochzeittage. Hierauf ließ er sich eines von seinen Leibpferden vorführen, bestieg es, und begab sich, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Sklaven, welche vor ihm, hinter ihm und zu beiden Seiten gingen, nach dem Palaste des Sultans. Der Sultan empfing ihn mit denselben Ehrenbezeigungen wie das erstemal, er umarmte ihn, ließ ihn neben sich auf dem Throne sitzen und befahl, daß man ein Frühmahl auftragen solle. »Herr,« erwiederte Aladdin, »ich bitte Euer Majestät, mich für heute wegen dieser mir zugedachten Ehre zu entschuldigen, ich komme so eben euch zu bitten, daß ihr mir die Ehre erzeigen möchtet, in dem Palaste der Prinzessinn nebst eurem Groß-Wesyr und den Großen eures Hofes ein Mittagsmahl einzunehmen.« Der Sultan genehmigte dieß mit vielem Vergnügen. Er stand sogleich auf, und da der Weg nicht weit war, so geruhte er, sich zu Fuße dahin zu begeben. Er brach also auf, während Aladdin zu seiner Rechten, der Groß-Wesyr zu seiner Linken, die Großen des Hofes hinter ihm als Gefolge, und vor ihm her die Trabanten und seine vornehmsten Hausbeamten gingen.

Je näher der Sultan dem Palaste Aladdins kam, desto mehr erstaunte er über die Schönheit desselben. Diese Verwunderung stieg bei seinem Eintritt noch

höher; bei jedem Zimmer, welches er sah, brach er in neue Beifallsbezeigungen aus. Aber als sie nun in den Saal von vier und zwanzig Fenstern, wohin Aladdin sie eingeladen, hinaufgelangt waren, und er die Verzierungen desselben, besonders aber die mit den schönsten und größten Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzten Gitterfenster betrachtet hatte, wurde er davon so überrascht, daß er ganz regungslos stehen blieb. Nachdem er eine Weile so da gestanden, sagte er zu dem neben ihm stehenden Groß-Wesyr: »Wesyr, ist es möglich, daß es in meinem Königreiche und so nahe an meinem Palaste einen so prächtigen Palast geben konnte, von welchem ich bis jetzt nichts wußte?« — »Euer Majestät,« erwiederte der Groß-Wesyr, »wird sich vielleicht erinnern, daß ihr vorgestern dem Aladdin, als ihr ihn für eueren Schwiegersohn anerkannt hattet, die Erlaubniß ertheiltet, einen Palast dem eurigen gegenüber aufzuführen. An demselben Tage war bei Sonnenuntergang an dieser Stelle noch kein Palast vorhanden, und gestern hatte ich die Ehre, euch zuerst zu melden, daß der Palast fertig gebaut sei.« — »Ich erinnere mich wohl daran,« antwortete der Sultan, »aber ich hatte mir nicht eingebildet, daß dieser Palast ein Wunder der Welt sein würde. Wo in aller Welt findet man denn Bauwerke, die, statt aus Stein- oder Marmorschichten, aus Gold- und Silberschichten aufgeführt sind, und wo die Fenster Vergitterungen haben, die mit Diamanten, Rubinen und Sma-

ragden besetzt wären? Dergleichen ist auf Erden nie gesehen worden.«

Der Sultan besah und bewunderte die Schönheit der vier und zwanzig Gitterfenster. Doch indem er sie zählte, fand er, daß bloß drei und zwanzig so reich geschmückt waren, und wunderte sich nicht wenig, daß das vier und zwanzigste unvollendet geblieben war. »Wesyr,« rief er, — denn der Groß-Wesyr machte es sich zur Pflicht, nicht von seiner Seite zu weichen, — ich bin sehr erstaunt, daß ein Saal von solcher Pracht an dieser Stelle unvollendet geblieben ist.« — »Herr,« erwiederte der Groß-Wesyr, »Aladdin war offenbar zu sehr gedrängt, und es fehlte ihm an Zeit, dieß Fenster den übrigen gleich machen zu lassen; aber es läßt sich denken, daß er die erforderlichen Edelsteine besitzt, und daß er ehestens daran arbeiten lassen wird.«

Aladdin, welcher den Sultan verlassen hatte, um einige Befehle zu geben, hatte sich mittlerweile wieder zu ihm gefunden. »Mein Sohn,« sagte der Sultan zu ihm, »dieser Saal ist unter allen, die in der Welt sind, der bewunderungswürdigste. Bloß etwas setzt mich in Erstaunen, — daß nämlich dieß eine Gitterfenster unvollendet geblieben ist. Ist dieß aus Vergessenheit geschehen, oder aus Nachläßigkeit, oder weil die Werkleute nicht Zeit hatten, die letzte Hand an ein so schönes Denkmal der Baukunst zu legen?« — »Herr,« antwortete Aladdin, das Gitterfenster ist aus keinem dieser Gründe so unvollendet geblieben, als ihr es da

sehet; sondern es ist absichtlich geschehen und die Werkleute haben es auf meinen ausdrücklichen Befehl nicht angerührt. Ich wünschte nämlich, daß Euere Majestät den Ruhm haben sollte, diesen Saal und Palast vollenden zu lassen; und bitte euch, diese meine gute Absicht zu genehmigen, damit ich mich dieser von euch empfangenen Gunst und Gnade einst rühmen und erinnern kann.« — »Wenn ihr es in dieser Absicht gethan habt,« erwiederte der Sultan, »so weiß ich euch vielen Dank dafür, und werde augenblicklich die nöthigen Befehle hiezu ertheilen.« Auch ließ er wirklich die Juwelenhändler, welche am reichsten mit Edelsteinen versehen waren, und die geschicktesten Goldarbeiter seiner Hauptstadt kommen.

Der Sultan stieg unterdeß aus dem Saale wieder herab und Aladdin führte ihn in denjenigen, worin er die Prinzessinn Badrulbudur am Hochzeittage bewirthet hatte. Die Prinzessinn erschien einen Augenblick später, und empfing den Sultan, ihren Vater mit Mienen, welche deutlich erriethen, wie zufrieden sie mit ihrer Ehe sei. Zwei Tafeln standen da, mit den köstlichsten Speisen besetzt, und mit Tischgeschirren, die sämmtlich von Gold waren. Der Sultan setzte sich an die erste Tafel, und speiste mit der Prinzessinn, mit Aladdin und dem Groß-Wesyr; alle Großen des Hofes wurden an der andern Tafel bewirthet. Der Sultan fand die Speisen sehr wohlschmeckend und gestand, daß er noch nie herrlicher gespeist habe; dasselbe sagte er

von dem Weine, welcher in der That ganz köstlich war. Was er ferner bewunderte, waren vier große Tafelaufsätze, die im Ueberfluß mit Flaschen, Schalen und Bechern, alle von gediegenem Gold und mit Edelsteinen geschmückt, versehen und besetzt waren. Auch war er über die Musik-Chöre ganz entzückt, welche im Saale vertheilt waren, während das Geschmetter der Trompeten, Pauken und Trommeln in angemessenen Pausen von draußen her ertönte.

Als der Sultan von Tische aufgestanden war, meldete man ihm, daß die Juwelenhändler und Goldarbeiter, die auf seinen Befehl gerufen worden, da wären. Er stieg zum Saale von vier und zwanzig Fenstern hinauf, und als er oben angelangt war, zeigte er den Juwelieren und Goldarbeitern, die ihm gefolgt waren, das Fenster, welches noch unvollendet war. »Ich habe euch kommen lassen, sagte er zu ihnen, »damit ihr mir dieses Fenster zurecht machet und ihm denselben Grad von Vollendung gebet, als die übrigen haben. Besichtiget die andern, und verlieret keine Zeit, um mir dieses ganz eben so zu machen.«

Die Juweliere und Goldschmiede besahen sich die drei und zwanzig übrigen Fenster sehr aufmerksam, und nachdem sie sich mit einander berathen und darüber eins geworden waren, was jeder seinerseits hiezu beitragen könne, erschienen sie wiederum vor dem Sultan, und der Hofjuwelier nahm das Wort und sagte: »Herr, wir sind bereit, unseren Fleiß und unsere Sorgfalt an-

zuwenden, um Euer Majestät zu gehorchen; allein wir alle, so viel wir unser hier sind, haben nicht so kostbare noch auch so unendlich viele Edelsteine, als zu einer so bedeutenden Arbeit erforderlich sind.« — »Ich habe deren,« sagte hierauf der Sultan, »und zwar mehr als nöthig sein werden; kommt nach meinem Palaste, ich werde sie euch zu euerer Auswahl und Benutzung überlassen.«

Als der Sultan nach seinem Palaste zurückgekehrt war, ließ er alle seine Edelsteine bringen, und die Juweliere nahmen eine große Anzahl derselben, hauptsächlich von denen, welche Aladdin geschenkt hatte. Sie brachten sie an dem Fenster an, ohne daß man sonderlich die Fortschritte ihrer Arbeit merkte; sie holten sich zu wiederholtenmalen noch mehrere, und binnen einem Monath hatten sie kaum die Hälfte des Werks vollendet. Sie benutzten endlich alle Edelsteine des Sultans nebst denen, welche der Groß-Wesyr von den seinigen dazu hergab, aber alles, was sie davon möglich machen konnten, war, daß das Fenster höchstens zur Hälfte vollendet wurde.

Dreihundert acht und dreißigste Nacht.

Aladdin, welcher wohl sah, daß der Sultan sich vergeblich bemühte, das eine Gitterfenster den übrigen gleich zu machen, und daß er dabei dennoch nicht viel Ehre einlegen würde, ließ die Goldschmiede kommen, und sagte ihnen, daß sie nicht nur ihre Arbeit einstel-

len, sondern sogar alles das, was sie bisher daran gearbeitet wieder auseinander nehmen und den Sultan alle Edelsteine nebst denen, die ihm der Groß-Wesyr geliehen, wieder zustellen sollten.

Die Arbeit, zu welcher die Juweliere und Goldschmiede mehr als sechs Wochen gebraucht hatten, wurde nun binnen wenigen Stunden zerstört. Sie entfernten sich dann und ließen Aladdin allein im Saale. Er zog nun die Lampe heraus, die er bei sich hatte, und rieb sie. Sogleich erschien der Geist. »Geist,« sagte Aladdin zu ihm, »ich hatte dir befohlen, eines von den vier und zwanzig Fenstern dieses Saales unvollendet zu lassen, und du hast diesen Befehl befolgt. Gegenwärtig habe ich dich kommen lassen, um dir zu sagen, daß du es den übrigen gleich machest.« Der Geist verschwand, und Aladdin ging aus dem Saale herunter. Als er nach einigen Augenblicken wieder hinauf ging, fand er das Gitterfenster in dem Zustande, wie er es gewünscht hatte, und den übrigen ganz gleich.

Unterdeß kamen die Juweliers und Goldarbeiter in den Palast des Sultans, wurden hineingeführt und dem Sultan in seinem Zimmer vorgestellt. Der erste Juwelier überreichte ihm die sämmtlichen Edelsteine, welche sie wiederbrachten und sagte im Namen der übrigen: »Euer Majestät weiß, wie lange Zeit wir bereits mit Anstrengung unserer ganzen Kunst an der Vollendung des Werkes gearbeitet haben, welches ihr uns auftrugt. Es war schon ziemlich weit vorgerückt, als Alad-

din uns nöthigte, nicht bloß unsere Arbeit einzustellen, sondern sogar alles wieder zu zerstören, was wir bisher gearbeitet hatten, und euch euere Edelsteine und die des Groß-Wesyrs wieder zurückzubringen.« Der Sultan fragte sie, ob Aladdin ihnen nicht die Ursache gesagt hätte, und da sie ihm diese Frage verneinend beantworteten, gab er auf der Stelle Befehl, daß man ihm ein Pferd vorführen solle. Man führte es vor, er bestieg es und ritt fort, ohne alles Gefolge, außer einigen seiner Leute, die ihn zu Fuß begleiteten. Er gelangt zu Aladdins Palaste, und steigt unten an der Treppe ab, die zu dem Saale von vier und zwanzig Fenstern hinaufführte. Ohne Aladdin einen Wink geben zu lassen, geht er hinauf; doch Aladdin kam noch zu rechter Zeit, um den Sultan wenigstens noch an der Thür des Saales zu empfangen.

Der Sultan ließ Aladdin gar nicht Zeit, sich höflichst darüber zu beklagen, daß Seine Majestät ihm keinen Wink geben lassen und ihn in die Nothwendigkeit versetzt habe, seine schuldige Pflicht zu unterlassen, sondern sagte zu ihm: »Mein Sohn, ich komme um dich selber zu fragen, aus welchem Grunde du denn einen so prächtigen und so einzigen Saal, wie der in deinem Palaste ist, unvollendet lassen willst.«

Aladdin verhehlte ihm den wahren Grund, nämlich den, daß der Sultan nicht reich genug an Edelsteinen sei, um einen solchen Aufwand bestreiten zu können. Indeß um ihm zu zeigen, wie weit dieser Palast, so

wie er da war, nicht bloß den seinigen, sondern auch jeden in der Welt weit überträfe, da er nicht einmal den kleinsten Theil desselben hatte vollenden können, antwortete er ihm: »Herr, es ist wahr, ihr habt diesen Saal unvollendet gesehen, doch sehet jetzt einmal — ich bitte euch — zu, ob noch etwas daran fehlt.«

Der Sultan ging gerades Weges nach dem Fenster hin, dessen Vergitterung er unvollendet gesehen hatte, und als er bemerkte, daß es den übrigen gleich war, so meinte er, daß er sich getäuscht hätte. Er besichtigte nicht bloß die Fenster auf beiden Seiten daneben, sondern besah sie auch noch eines nach dem andern; und als er sich überzeugt hatte, daß das Gitterfenster, woran er so lange hatte arbeiten lassen, und das den Werkleuten so viele Tage gekostet hatte, in so kurzer Zeit, als er wußte, vollendet worden sei, umarmte er Aladdin, küßte ihn zwischen seine beiden Augen auf die Stirn, und sagte zu ihm voll Verwunderung: »Mein Sohn, was für ein Mann bist du, daß du so erstaunliche Dinge und zwar in einem Augenblick auszurichten vermagst. Du hast auf der ganzen Welt nicht deines gleichen, und je mehr ich dich kennen lerne, desto bewundernswürdiger finde ich dich.«

Aladdin nahm die Lobsprüche des Sultans mit vieler Bescheidenheit auf, und antwortete ihm in folgenden Ausdrücken: »Herr, es ist ein großer Ruhm für mich, das Wohlwollen und den Beifall Euer Majestät

zu verdienen; ich versichere euch, daß ich nichts unterlassen werde, um beides immer mehr zu verdienen.«

Der Sultan kehrte nach seinem Palaste auf die Weise zurück, wie er gekommen war, ohne daß er Aladdins Begleitung annahm. Bei seiner Ankunft fand er den Groß-Wesyr, der ihn erwartete. Der Sultan, der noch ganz voll von Staunen über das Wunder war, wovon er Augenzeuge gewesen, erzählte ihm die ganze Sache in Ausdrücken, die den Minister nicht zweifeln ließen, daß die Sache wirklich so sei, die aber den Groß-Wesyr in dem Glauben bestärkten, daß Aladdins Palast ein Werk der Zauberei sei, — eine Meinung, die er dem Sultan gleich anfangs geäußert hatte, als der Palast erschienen war. Er wollte ihm dieselbe jetzt noch einmal wiederholen. Doch der Sultan unterbrach ihn und sagte: »Wesyr, du hast mir das schon einmal gesagt; aber ich sehe wohl, daß du noch immer die Vermählung meiner Tochter mit deinem Sohne nicht vergessen hast.«

Der Groß-Wesyr sah wohl, daß der Sultan eine vorgefaßte Meinung hatte; er ließ ihn denn auch dabei, um nicht mit ihm in Streit zu gerathen. Der Sultan pflegte regelmäßig alle Tage, wenn er aufgestanden war, sich in ein Kabinett zu begeben, von wo man aus den Palast Aladdins sehen konnte, und ging auch wohl den Tag über mehrmals dahin, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

Aladdin blieb indeß nicht in seinem Palaste verschlossen. Jede Woche ließ er sich mehr als einmal in der Stadt sehen: sei es, daß er in diese oder jene Moschee ging, um sein Gebet zu verrichten, oder daß er bisweilen dem Groß-Wesyr seinen Besuch abstattete, der sich beeiferte, ihm an bestimmten Tagen seine Aufwartung zu machen, oder daß er einigen Großen, die er öfter in seinem Palaste bewirthete, die Ehre erzeigte, sie zu Hause zu besuchen. Jedesmal, wenn er ausging, ließ er durch zwei seiner Sklaven, die neben seinem Pferde hergingen, auf den Straßen und Plätzen, über die er kam, ganze Handvoll Goldstücke unter das zahlreich versammelte Volk ausstreuen.

Uebrigens, jeder Arme, der an der Thür seines Palastes erschien, kehrte voll Zufriedenheit über die Gaben, die auf Aladdins Befehl daselbst vertheilt wurden, heim.

Da Aladdin seine Zeit so eingetheilt hatte, daß nicht leicht eine Woche verging, wo er nicht wenigstens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächsten Umgebungen der Stadt, bald in größere Ferne, so übte er auf den Landstraßen und in den Dörfern dieselbe Freigebigkeit. Dieser Hang zur Großmuth erwarb ihm bei dem ganzen Volke tausend Segenswünsche, und es war zuletzt gewöhnlich, daß man stäts bei seinem Kopfe schwor. Mit einem Wort, ohne den Sultan gerade im Schatten zu stellen, dem er regelmäßig seine Aufwartung machte, kann man doch gestehen, daß Aladdin

durch sein leutseliges und menschenfreundliches Betragen sich die Zuneigung des ganzen Volks erworben hatte, und daß er im Allgemeinen mehr geliebt wurde, als der Sultan selber. Mit allen diesen schönen Eigenschaften verband er nun noch eine Bravheit und einen Eifer für das allgemeine Beste, die man nicht genug loben konnte. Beweise davon gab er bei Gelegenheit eines Aufruhrs an den Grenzen des Reichs. Kaum hatte er erfahren, daß der Sultan ein Heer ausrüstete, um ihn zu dämpfen, als er ihn bat, ihm den Oberbefehl darüber anzuvertrauen. Er erlangte dieß ohne Mühe. Sobald er sich an der Spitze des Heeres befand, ließ er es gegen die Empörer vorrücken, und führte diese Unternehmung mit so vielem Eifer aus, daß der Sultan die Niederlage und Bestrafung der Aufrührer fast früher vernahm, als Aladdins Ankunft beim Heere. Diese That, welche seinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, änderte gleichwohl sein Herz nicht. Er kehrte siegreich zurück, war aber immer noch so leutselig wie zuvor.

Aladdin hatte bereits mehrere Jahre auf diese Weise gelebt, als der Zauberer, der ihm, ohne daran zu denken, das Mittel zu seiner bedeutenden Standeserhöhung in die Hand gegeben, sich in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, seiner erinnerte. Obwohl er sich bisher überredet hatte, Aladdin sei in dem unterirdischen Gewölbe, worin er ihn gelassen, elend umgekommen, so

kam es ihm dennoch in den Sinn, genau zu erfahren, welches Ende er genommen habe. Da er ein großer Meister in dieser Punktirkunst war, so zog er aus seinem Schranken ein Viereck in Form einer verschlossenen Schachtel hervor, dessen er sich bei seinen Beobachtungen in der Punktirkunst bediente. Er setzte sich auf sein Sofa, nahm das Viereck vor, nahm den Deckel ab, und nachdem er den Sand zurecht gemacht und geebnet hatte, um zu erfahren, ob Aladdin in der unterirdischen Höhle gestorben, machte er seine Punkte, zog seine Linien, und stellte ihm die Nativität. Indem er nun die Nativitätstellung in Augenschein nahm, um sie zu beurtheilen, entdeckte er, daß Aladdin, anstatt in dem unterirdischen Gewölbe gestorben zu sein, sich daraus gerettet habe und auf Erden in großem Glanze und gewaltigem Reichthum, vermählt mit einer Prinzessinn, und geehrt und geachtet lebe.

Kaum hatte der Zauberer vermittelst seiner teuflischen Kunst in Erfahrung gebracht, daß Aladdin sich auf diesem hohen Standpunkt befände, als ihm auch schon das Blut ins Gesicht stieg. Voll Wuth sagte er zu sich selbst: »Dieser elende Schneidersohn hat also das Geheimniß und die Eigenschaft der Lampe entdeckt! Ich hielt seinen Tod für gewiß, und nun genießt er die Frucht meiner Mühen und Nachtwachen! Indeß ich will es wohl zu hindern wissen, daß er sie nicht länger mehr genießen soll, oder ich will des Todes sein.« Er überlegte nicht erst lange, wel-

cher Entschluß zu fassen sei. Gleich am folgenden Morgen bestieg er einen Berber-Hengst [2], den er in seinem Stalle hatte, und machte sich auf den Weg. So kam er denn von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, ohne sich unterweges länger aufzuhalten, als sein Pferd zum Ausruhen Zeit bedurfte, bis nach China, und bis in die Hauptstadt des Sultans, dessen Tochter Aladdin geheirathet hatte. Er stieg in einem Chan ab, wo er sich ein Zimmer miethete. Er blieb darin den noch übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht um sich von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Den folgenden Tag wünschte der afrikanische Zauberer vor allen Dingen zu wissen, was man von Aladdin spräche. Indem er durch die Stadt spazierte, trat er in einen sehr berühmten und von vornehmen Leuten stark besuchten Ort, wo man zusammenkam, um ein gewisses warmes Getränk *) zu sich zu nehmen, und den er noch von seiner ersten Reise her kannte. Er hatte kaum Platz genommen, als man ihm von diesem Getränk in eine Schale einschenkte und sie ihm überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links hin, und hörte, daß man von Aladdins Palaste sprach. Als er ausgetrunken hatte, näherte er sich einem von denen, die sich darüber unterhielten, nahm den Augenblick wahr, und fragte ihn beiseit, was denn das für ein Palast wäre, von dem man so rühmend spräche? »Wo-

*) Thee.

her seid ihr denn?« erwiederte ihm der, an den er sich gewendet hatte. »Ihr müßt erst ganz kürzlich hier angekommen sein, wenn ihr den Palast des Prinzen Aladdin noch nicht gesehen oder gar nicht davon reden gehört habt.« Man nannte nämlich Aladdin, seitdem er die Prinzessinn Badrulbudur geheirathet hatte, nicht anders als mit diesem Titel. »Ich sage nicht,« fuhr derselbe Mann fort, »daß er eines von den Wunderwerken der Welt ist, sondern ich behaupte vielmehr, daß es das einzige Wunderwerk in seiner Art auf der ganzen Welt ist; denn noch nie ist etwas so Großes, so Kostbares und prächtiges gesehen worden. Ihr müßt sehr weit herkommen, da ihr davon noch nicht habt sprechen hören; in der That, man muß, dünkt mich, seit seiner Erbauung auf der ganzen Erde von ihm sprechen. Sehet ihn euch selber an, und ihr mögt dann urtheilen, ob ich euch etwas davon übertrieben habe.« — »Entschuldigt meine Unwissenheit, erwiederte der afrikanische Zauberer; »ich bin erst gestern hier angelangt, und komme wirklich so weit her, ich kann sagen, vom äußersten Ende Afrika's, daß der Ruf davon bei meiner Abreise noch nicht bis dahin gedrungen war. Und da ich wegen des dringenden Geschäfts, welches mich hieher führt, auf meiner Reise immer nur den Zweck vor Augen hatte, möglichst bald hieher zu gelangen, ohne mich unterweges aufzuhalten oder irgend eine Bekanntschaft zu machen, so weiß ich von der Sache nichts weiter, als was ich so eben von euch erfahren habe. Indeß ich

werde nicht unterlassen, mir ihn ansehen zu gehen; meine Sehnsucht darnach ist so groß, daß ich Lust hätte, meine Neugier jetzt augenblicklich zu befriedigen, wenn ihr mir gefälligst den Weg dahin bezeichnen wolltet.«

Derjenige, an welchen sich der afrikanische Zauberer gewandt hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg zu beschreiben, den er nehmen müßte, um zu der Ansicht des Palasts von Aladdin zu gelangen; und der afrikanische Zauberer stand nun sogleich auf und ging hin. Als er hingekommen war, und den Palast in der Nähe von allen Seiten betrachtet hatte, zweifelte er nicht mehr daran, daß sich Aladdin zu Erbauung desselben der Lampe bedient habe. Ohne weiter das Unvermögen Aladdins, als eines bloßen Schneidersohnes, in Anschlag zu bringen, wußte er recht gut, daß dergleichen Wunderwerke nur von dem Geistern der Lampe, deren Besitz ihm entgangen war, geschaffen werden könnten. Tief sich kränkend über das Glück und die Größe Aladdins, welche fast der des Sultans gleich kam, kehrte er nach dem Chan zurück, in welchen er eingekehrt war.

Dreihundert neun und dreißigste Nacht.

Es kam jetzt darauf an, zu wissen, wo die Lampe sei; ob Aladdin sie bei sich trüge, oder wo er sie aufbewahrte, und dieß mußte der Zauberer vermittelst der Punktirkunst entdecken. Sobald er in seiner Wohnung angekommen war, nahm er sein Viereck nebst dem

Sande wieder vor, welches beides er auf allen seinen Reisen bei sich führte. Nachdem er damit die gewöhnlichen Versuche vorgenommen, erfuhr er, daß die Lampe sich in Aladdins Palaste befände, und er war über diese Entdeckung so erfreut, daß er ganz außer sich war. »So werde ich den also zum Besitz dieser Lampe gelangen,« sagte er bei sich selbst; »und Troß sei Aladdin geboten, wenn er mich hindern wollte, sie ihm zu entreißen und ihn wieder in den niedrigen Stand hinabzudrücken, aus dem er so hoch emporgestiegen ist.«

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade auf acht Tage auf die Jagd gegangen und erst seit drei Tagen fort war. Der afrikanische Zauberer erfuhr dieß auf folgende Weise. Sobald er durch sein Punktirverfahren die frohe Kunde bekommen, ging er zu dem Aufseher des Chans, unter dem Vorwande, sich mit ihm zu unterhalten, und dieser hatte dazu einen solchen Hang, daß es nicht erst nöthig war, weit auszuholen. Er erzählte ihm, daß er Aladdins Palast besehen, und nachdem er ihm alles herausgepriesen, was er daran bewunderungswerthes entdeckt hatte, fuhr er fort: »Meine Neugierde geht noch weiter, und ich werde nicht eher befriedigt sein, als bis ich den Herrn dieses wundervollen Gebäudes selber gesehen haben werde.« — »Diesen zu sehen,« erwiederte der Aufseher des Chans, »wird nicht schwer halten, da fast jeden Tag Gelegenheit dazu ist, sobald er sich in

der Stadt aufhält; doch seit drei Tagen befindet er sich auf der Jagd, welche acht Tage dauern wird.«

Mehr wollte der afrikanische Zauberer nicht wissen. Er nahm von dem Manne Abschied, entfernte sich, und sagte bei sich selbst: »Dieß ist ein günstiger Augenblick zum Handeln, ich darf mir ihn nicht entgehen lassen.« Er ging hierauf in den Laden eines Mannes, welcher Lampen zum Verkauf machte, und sagte zu diesem: »Meister, ich brauche ein Duzend kupferne Lampen; könnt ihr mir sie wohl ablassen?« Der Lampenverkäufer antwortete, daß ihm zwar einige zum vollen Duzend fehlten, doch wenn er sich bis morgen gedulden wolle, so könne er ihm die volle Anzahl bis zu jeder beliebigen Stunde schaffen. Der Zauberer nahm dieß an, nur empfahl er ihm, daß sie sauber und blank sein müßten, und nachdem er ihm eine gute Bezahlung versprochen, ging er in seinen Chan zurück.

Den folgenden Tag wurde das Duzend Lampen dem Zauberer abgeliefert, welcher sie nach dem Preise, der verlangt wurde, bezahlte, ohne das mindeste davon abzuhandeln. Er legte sie in einen Korb, womit er sich zu diesem Behuf versehen hatte, und mit diesem Korbe am Arm ging er nach Aladdins Palaste, und fing, als er sich demselben näherte, zu rufen an:

»Wer will alte Lampen gegen neue eintauschen?«

Je näher er kam, kamen die kleinen Kinder, die auf dem Platze spielten, so wie sie ihn nur hörten, herbeigelaufen, versammelten sich mit lautem Hohn-

gelächter um ihn her und betrachteten ihn wie einen Narren. Selbst die Vorübergehenden lachten über seine Dummheit, wofür sie es hielten. »Er muß wohl,« sagten sie, »den Verstand verloren haben, daß er alte Lampen zum Tausch gegen neue anbietet.«

Der afrikanische Zauberer wunderte sich weder über das Auspfeifen und Auszischen von Seiten der Kinder, noch über das, was man etwa über ihn reden mochte; sondern, um seine Waaren loszuwerden, fuhr er fort zu schreien:

»Wer will alte Lampen gegen neue vertauschen?«

Er wiederholte diesen Ruf so oft, im Auf- und Niedergehen auf dem Platze, vor dem Palaste und neben demselben, daß die Prinzessinn Badrulbudur, welche damals eben in dem Saale von vier und zwanzig Fenstern war, die Stimme des Mannes hörte; da sie indeß nicht verstehen konnte, was er ausrief, wegen des Pfeifens und Zischens der ihn begleitenden Kinder, deren Menge jeden Augenblick größer wurde, so schickte sie eine ihrer Sklavinnen, die ihr am nächsten stand, hinunter, um zu sehen, was denn dieser Lärm zu bedeuten habe.

Die Sklavinn kam bald wieder, und trat mit lautem Lachen in den Saal. Sie lachte so herzlich, daß die Prinzessinn nicht umhin konnte, bei ihrem Anblick mitzulachen. »Nun, du Närrinn,« sagte die Prinzessinn, »willst du mir nicht sagen, warum du so lachst?« — »Prinzessinn,« erwiederte die Sklavinn, indem sie

noch immer fort lachte, »wer wollte nicht lachen, wenn man einen Narren sieht, mit einem Korbe voll schöner neuer Lampen am Arm, der sie nicht etwa verkaufen, sondern sie gegen alte eintauschen will? Den Lärm aber, den man hört, machen die Kinder, die ihn in solcher Menge umringen, daß er kaum von der Stelle gehen kann, und die ihn zum Besten haben.«

Auf diese Nachricht nahm eine andere Sklavinn das Wort und sagte: »Da von alten Lampen die Rede ist, so weiß ich nicht, ob die Prinzessinn schon bemerkt hat, daß da eine auf dem Kranzgesims steht. Der, dem sie gehört, wird es nicht übel nehmen, wenn er statt der alten eine neue findet. Wenn die Prinzessinn es genehmigt, so kann sie das Vergnügen haben zu erfahren, ob dieser Narr wirklich so verrückt ist, eine neue Lampe für eine alte hinzugeben, ohne Geld dazu zu verlangen.«

Die Lampe, wovon die Sklavinn sprach, war die Wunderlampe, deren sich Aladdin bedient hatte, um sich zu dieser hohen Stufe auf der er stand, zu erheben. Er selber hatte sie, bevor er auf die Jagd ging, auf jenes Kranzgesims gestellt, aus Furcht sie zu verlieren, und er hatte diese Vorsichtsmaßregel jedesmal angewendet, so oft er sich von Hause entfernte; doch weder die Sklavinnen, noch die Verschnittenen, noch die Prinzessinn selber, hatten jemals während seiner Abwesenheit dieselbe bemerkt. Außer der Zeit, wo er sich auf der Jagd befand, trug er sie beständig bei sich.

Man wird vielleicht hiebei bemerken, die Vorsicht Aladdins sei recht gut gewesen, doch hätte er wenigstens die Lampe wohin verschließen sollen. Dieß ist freilich wahr, doch dergleichen Versehen sind zu allen Zeiten begangen worden, sie fallen heut zu Tage noch vor, und sie werden auch in Zukunft nicht ausbleiben.

Die Prinzessinn Badrulbudur, welche den Werth der Lampe nicht kannte und nicht wußte, wie viel ihr und dem Aladdin darin liegen müsse, daß dieselbe niemand anrühre und daß sie aufbewahrt werde, ging auf den Scherz ein, und befahl einem der Verschnittenen, sie zu nehmen und einzutauschen. Der Verschnittene gehorchte, ging die Treppe hinunter, und war kaum aus der Thür des Palastes getreten, als er auch schon den afrikanischen Zauberer bemerkte. Er rief ihn, und als er zu ihm getreten war, zeigte er ihm die alte Lampe und sagte: »Gib mir eine neue Lampe für diese da.«

Der afrikanische Zauberer zweifelte nicht, daß es die Lampe sei, die er suchte; auch konnte es in Aladdins Palaste, wo alles Tischgeschirr nur von Silber oder Gold war, nicht füglich eine andere außer dieser noch geben. Er nahm sie daher schnell aus der Hand des Verschnittenen, und nachdem er sie zuvor in seinen Busen geschoben, überreichte er ihm seinen Handkorb und ließ ihn daraus nach Belieben eine auswählen. Der Verschnittene wählte sich eine aus, verließ den Zauberer, und brachte die neue Lampe der Prinzessinn Badrulbudur. Doch kaum war der Tausch geschehen, als

auch schon die Kinder auf dem Platze ein lautes Gelächter erhoben und sich über die Dummheit des Zauberers lustig machten.

Doch dieser ließ sie schreien, so viel sie wollten, und ohne sich länger in der Nähe von Aladdins Palaste zu verweilen, entfernte er sich unvermerkt und ohne alles Geräusch, das heißt ohne weiter zu schreien und ohne weiter neue Lampen gegen alte zum Tausch anzubieten Er wollte ja auch keine andere mehr, als die er jetzt eben empfangen hatte, und sein Stillschweigen bewirkte, daß die Kinder sich entfernten und ihn gehen ließen.

Sobald er von dem Platze, der zwischen den beiden Palästen lag, herunter war, entschüpfte er durch einige unbesuchte Straßen, und — da er jetzt weder die übrigen Lampen noch den Korb weiter bedurfte, — setzte er den Korb mit den Lampen mitten auf einer Straße hin, wo gerade niemand vorüber ging. Hierauf schlug er eine andere Straße ein, und schritt hastig fort bis er eines von den Stadtthoren erreichte; sodann setzte er seinen Weg durch die Vorstadt, die sehr lang war, fort und kaufte sich einige Lebensmittel ein, ehe er aus derselben hinaus war. So wie er auf freiem Felde war, lenkte er von der großen Straße ab, nach einem abgelegenen Platze hin, wo er von niemanden bemerkt werden konnte, und wo er den günstigen Augenblick abwartete, um seinen Plan vollends auszuführen. Er bedauerte jetzt nicht weiter den Verlust des Berberhengstes, den er in dem Chan, wo er

abgestiegen, zurück gelassen hatte; sondern hielt sich durch den so eben erworbenen Schatz hinlänglich dafür entschädigt.

Der afrikanische Zauberer brachte den übrigen Theil des Tages an diesem Orte zu, bis um Ein Uhr Nachts, wo die Finsterniß am größten war. Da erst zog er die Lampe aus seinem Busen und rieb sie. Auf diesen Ruf erschien der Geist sogleich.

»Was willst du?« fragte ihn der Geist. »Hier bin ich, als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben!«

»Ich befehle dir,« erwiederte der Afrikanische Zauberer, »das du augenblicklich den Palast, den du oder die übrigen Sklaven der Lampe in dieser Stadt erbaut haben, so wie er da ist, mit allen seinen lebenden Bewohnern aufhebst und ihn zugleich mit mir an den und den Ort nach Afrika führest.« Ohne etwas zu antworten, schaffte der Geist mit Hülfe der übrigen, der Lampe dienstbaren Geister in sehr kurzer Zeit ihn selber und den ganzen Palast nach Afrika an den von ihm bezeichneten Ort. Wir wollen indeß den afrikanischen Zauberer und den Palast nebst der Prinzessinn Badrulbudur in Afrika lassen, und jetzt bloß von dem Erstaunen des Sultans reden.

Als der Sultan aufgestanden war, unterließ er nicht, seiner Gewohnheit zufolge, sich nach dem offenen Erker zu begeben, um das Vergnügen zu haben, den Palast Aladdins zu betrachten und zu bewundern. Er

richtete seinen Blick nach der Gegend hin, wo er sonst diesen Palast zu sehen gewohnt war, und erblickte bloß einen leeren Platz, ganz so wie er früher war, ehe noch das Gebäude darauf errichtet worden. Er glaubte anfangs, daß er sich täusche, und rieb sich die Augen; doch er sah eben so wenig etwas als früher, obwohl das Wetter sehr heiter, der Himmel rein, und die Morgenröthe, die bereits im Aufgehen war, alle Gegenstände sehr deutlich zeigte. Er blickte links und rechts durch die beiden Oeffnungen, und sah noch immer nichts. Sein Erstaunen war so groß, daß er eine Zeit lang auf derselben Stelle stehen blieb, die Augen nach dem Platze hingewendet, wo bisher der Palast gewesen, aber jetzt nicht mehr zu finden war, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ein so großer und ansehnlicher Palast wie der des Aladdin, den er seit jenem Tage, wo er mit seiner Erlaubniß erbaut worden, tagtäglich und selbst gestern noch gesehen hatte, auf einmahl so spurlos verschwunden sein könne. »Ich täusche mich nicht,« sprach er bei sich selbst, »er stand wirklich auf jenem Platze; wäre er zusammengestürzt, so würden sich doch Haufen von Trümmern noch zeigen, und hätte die Erde ihn verschlungen, so müßte man doch noch einige Spur davon sehen.« Obwohl er nun überzeugt war, daß der Palast nicht mehr da sei, so unterließ er doch nicht, noch eine Weile zu warten, um zu sehen, ob er sich wirklich nicht täusche. Endlich entfernte er sich, und nachdem

er noch einmahl zurückgeblickt, kehrte er in sein Zimmer zurück, und befahl, daß man in aller Eil den Groß-Wesyr rufen möchte. Unterdeß setzte er sich nieder, während sein Geist von so verschiedenartigen Gedanken bestürmt wurde, daß er nicht wußte, welchen Entschluß er fassen solle.

Dreihundert und vierzigste Nacht.

Der Groß-Wesyr ließ den Sultan nicht lange auf sich warten. Er kam in solcher Eil, daß weder er noch seine Leute im Vorübergehen darauf Acht hatten, daß Aladdins Palast nicht mehr an seiner Stelle stand. Selbst die Pförtner, als sie die Pforte des Palastes öffneten, hatten es nicht einmahl bemerkt.

Der Groß-Wesyr redete den Sultan mit den Worten an: »Herr, die Eile, womit Euer Majestät mich hat rufen lassen, läßt mich schließen, daß irgend etwas außerordentliches vorgefallen sei, da euch ja nicht unbekannt ist, daß heute Sitzung der Rathsversammlung ist, und daß ich folglich meiner Pflicht gemäß mich ohnehin bald eingestellt haben würde.« — »Das, was vorgefallen, ist wirklich etwas außerordentliches, wie du gesagt hast, und du wirst mir es bald zugeben. Sage mir, wo ist der Palast Aladdins?« — »Der Palast Aladdins?« erwiederte der Groß-Wesyr ganz erstaunt. »Ich ging so eben an demselben vorbei, und er war, wie mich dünkt, noch an seiner Stelle. Gebäude, die so fest und dauerhaft als dieses da aufgeführt sind, än-

dern nicht so leicht ihre Stelle.« — Geh einmal in dieß Kabinet und sieh hin,« antwortete der Chalyf, und du wirst mir bald etwas Neues davon melden.«

Der Groß-Wesyr begab sich in den offenen Erker und es ging ihm wie dem Sultan. Als er sich völlig versichert hatte, daß Aladdins Palast nicht mehr dastehe, wo er gestanden, und daß keine Spur mehr davon vorhanden sei, so trat er wieder zu dem Sultan. »Nun, hast du Aladdins Palast gesehen?« fragte ihn dieser. — »Herr, erwiederte der Groß-Wesyr, »Euer Majestät wird sich erinnern, daß ich früher immer sagte, daß dieser Palast, der durch seinen ungeheuern Reichthum euere Bewunderung auf sich zog, bloß ein Werk der Zauberei sei; doch Euer Majestät wollte nicht darauf achten.«

Der Sultan, welcher das, was der Groß-Wesyr ihm in Erinnerung brachte, nicht abzuleugnen vermochte, gerieth in einen um so größeren Zorn, da er seinen früheren Unglauben nicht in Abrede stellen konnte. »Wo ist,« rief er, »dieser Betrüger, dieser Verbrecher, damit ich ihm den Kopf abschneiden lassen kann?« — »Herr,« antwortete der Groß-Wesyr, »er hat sich vor einigen Tagen bei Euer Majestät beurlaubt. Man muß ihn fragen lassen, wo sein Palast hingekommen ist; er muß es wissen.« — »Das hieße ihn mit zu viel Schonung behandeln, erwiederte der Sultan; »geh du und gib dreißig meiner Reiter den Befehl, ihn gefesselt vor mich zu führen.« Der Groß-

Wesyr ging und überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans, und unterrichtete den Befehlshaber derselben, wie sie sich dabei benehmen sollten, damit er ihnen nicht entschlüpfte. Sie gingen ab und trafen Aladdin etwa fünf bis sechs Stunden von der Stadt auf der Heimkehr von der Jagd. Der Anführer ritt an ihn hinan und sagte zu ihm, der Sultan habe große Sehnsucht ihn wieder zu sehen und habe sie daher abgeschickt, um es ihm anzuzeigen und ihn auf dem Rückwege zu begleiten.

Aladdin ahnte nicht das mindeste von dem wirklichen Anlaß, der diese Abtheilung der Leibwache des Sultans zu ihm geführt hatte, und setzte seinen Rückweg fort. Doch als er etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringte ihn die Reiterschaar und der Anführer derselben nahm das Wort und sagte zu ihm: »Prinz Aladdin, zu unserem großen Bedauern müssen wir euch erklären, daß wir vom Sultan den Befehl haben, euch zu verhaften und euch als einen Staatsverbrecher zu ihm zu führen; wir bitten euch zugleich, es nicht übel aufzunehmen, daß wir unsere Pflicht erfüllen, und es uns zu verzeihen.«

Diese Erklärung war eine große Ueberraschung für Aladdin, der sich unschuldig fühlte. Er fragte den Anführer, ob er wohl wisse, welches Verbrechens man ihn angeklagt habe; doch dieser antwortete, daß weder er noch seine Leute das geringste davon wüßten.

Als Aladdin sah, daß seine Leute der Reiterschaar nicht gewachsen waren und ihn sogar verließen, so stieg er vom Pferde ab und sagte: »Hier bin ich: vollziehet den Befehl, der euch aufgetragen ist. Gleichwohl kann ich versichern, daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Person des Sultans noch gegen den Staat.« Man warf ihm sogleich eine dicke und lange Kette um den Hals, womit man ihn auch mitten um den Körper band, so daß er die Hände nicht frei hatte. Als der Anführer sich an die Spitze der Reitschaar gestellt hatte, faßte ein Reiter das Ende der Kette, und führte so, hinter dem Anführer her reitend, Aladdin, der zu Fuß ihm folgen mußte und in diesem Zustande in die Stadt hinein gebracht wurde.

Als die Reiter in die Vorstadt kamen, zweifelten die ersten, welche Aladdin als Staatsverbrecher daher geführt sahen, keinen Augenblick, daß es ihm den Kopf kosten würde. Da er allgemein beliebt war, so ergriffen einige Säbel und andere Waffen, und die, welche keine hatten, bewaffneten sich mit Steinen und folgten hinter den Reitern drein. Einige derselben, die sich im Nachtrab befanden, schwenkten um und machten Miene, sie auseinander zu sprengen; doch die Anzahl der letzteren nahm so sehr zu, daß die Reiter beschlossen, es sich nicht weiter merken zu lassen, und zufrieden zu sein, wenn sie den Palast des Sultans erreichten, ohne daß man ihnen den Aladdin entrisse. Um

dieß zu bewerkstelligen, trugen sie große Sorge, die ganze Breite der Straße, je nachdem sie weiter oder enger war, einzunehmen, und so gelangten sie denn an den Platz vor dem Palaste, wo sie sich in einer Linie aufstellten und gegen die bewaffnete Volksmasse Front machten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter, welcher Aladdin führte, in den Palast eingetreten waren und die Pförtner das Thor hinter ihnen geschlossen hatten; um das Volk abzuhalten.

Aladdin wurde vor den Sultan geführt, der in Begleitung des Groß-Wesyrs ihn auf dem Balkon erwartete. Sobald er ihn erblickte, befahl er dem Scharfrichter, welcher dazu hinbestellt worden war, ihm den Kopf abzuschneiden, ohne daß er ihn weiter anhören oder irgend einigen Aufschluß von ihm haben wollte.

Als der Scharfrichter sich Aladdins bemächtigt hatte, nahm er ihm die Kette ab, die um seinen Hals und Leib geschlungen war, und nachdem er ein Leder, das mit dem Blut von unzähligen hingerichteten Verbrechern befleckt war, auf die Erde hingebreitet hatte, ließ er ihn darauf niederknien und verband ihm die Augen. Hierauf zog er sein Schwert heraus, und schickte sich an, den tödtlichen Strich zu führen, indem er ausholte, und den Säbel dreimal in der Luft herum schwang, auf das Zeichen des Sultans wartend, um Aladdin den Kopf abzuhauen.

In diesem Augenblick bemerkte der Groß-Wesyr, daß der Pöbel, der die Reiter überwältigt und den

Platz erfüllt hatte, anfing, die Mauern des Palastes an mehreren Stellen mit Leitern zu ersteigen und sie sogar niederzureißen, um eine Oeffnung zu machen. Er sagte daher zu dem Sultan, noch ehe dieser das Zeichen gab: »Herr, ich bitte Euer Majestät, den Schritt, den ihr zu thun im Begriff seid, reiflich zu überlegen. Ihr lauft Gefahr, euern Palast erstürmt zu sehen, und wenn dieß Unglück geschähe, so könnten die Folgen davon sehr unheilbringend sein.« — »Meinen Palast erstürmt? »erwiederte der Sultan. »Wer dürfte sich dieß erkühnen?« — »Herr,« antwortete der Groß-Wesyr, »Euer Majestät darf nur einen Blick auf die Mauern ihres Palastes und auf den Platz werfen, um die Wahrheit meiner Behauptung einzusehen.«

Als der Sultan den lebhaften und heftigen Volksaufstand gewahrte, war sein Schrecken so groß, daß er augenblicklich dem Scharfrichter befahl, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken, die Binde von Aladdins Augen zu nehmen und ihn freizulassen. Zugleich befahl er seinen Trabanten auszurufen, daß der Sultan ihm Gnade widerfahren lasse, und daß jeder sich nur entfernen möge.

Nunmehr gaben alle die, welche bereits die Mauern des Palastes erstiegen hatten, und Zeugen von dem waren, was da vorging, ihr Vorhaben auf. Sie stiegen in kurzer Zeit wieder hinab, und voll Freude darüber, einem Manne, den sie wahrhaft liebten, das

Leben gerettet zu haben, theilten sie diese Neuigkeit allen Umstehenden mit, sie verbreiteten sich sehr bald unter der ganzen Volksmasse, die den Platz des Palastes erfüllte, und das Ausrufen der Trabanten, welche oben von den Terassen herab dasselbe verkündigten, machte sie vollens allgemein bekannt. Die Gerechtigkeit, welche der Sultan durch Aladdins Begnadigung demselben erwiesen hatte, entwaffnete den Pöbel und dämpfte den Aufruhr, und nach und nach ging jeder von dannen nach Hause.

Sobald Aladdin sich wieder freien Fußes sah, hob er sein Haupt nach dem Balcon empor, und als er auf demselbem den Sultan erblickte, rief er in einem rührenden Tone: »Herr, ich bitte Euer Majestät, mir zu der schon erwiesenen Gnade noch eine neue hinzuzufügen und mich gnädigst wissen zu lassen, welches denn eigentlich mein Verbrechen ist.« — »Was dein Verbrechen ist, Treuloser?« erwiederte der Sultan; »weißt du das noch nicht einmal? Steige hier herauf, ich werde dir es zeigen.«

Aladdin stieg hinauf und nachdem er sich dem Sultan vorgestellt, sagte dieser zu ihm: »Folge mir!« und ging vor ihm her, ohne ihn weiter anzusehen. Er führte ihn bis zu dem offenen Erker, und sagte, als er an der Thür war, zu ihm: »Tritt hier hinein. Du mußt ja wohl noch wissen, wo dein Palast stand; sieh dich hier nach allen Seiten um und sage mir dann, was aus ihm geworden ist.«

Aladdin sah hin und erblickte nichts. Er bemerkte wohl den ganzen Platz, den sein Palast sonst eingenommen; aber da er gar nicht errathen konnte, wie er so ganz habe verschwinden können, so setzte ihn dieß seltsame und überraschende Ereigniß in ein Staunen und in eine Bestürzung, die ihn hinderten, dem Sultan auch nur ein einziges Wort zu antworten.

Der Sultan wiederholte voll Ungeduld die Frage: »Sage mir doch, wo dein Palast und wo meine Tochter ist?« Aladdin brach nun sein Schweigen und sagte: »Herr, ich sehe nun wohl und gestehe es ein, daß der Palast, den ich habe erbauen lassen, nicht mehr auf seiner Stelle steht; ich sehe, daß er verschwunden ist, und ich kann Euer Majestät nicht sagen, wo er sein mag. Indeß kann ich euch versichern, daß ich keinen Antheil an diesem Ereigniß habe.«

»Was aus deinem Palast geworden ist,« fuhr der Sultan fort, »kümmert mich eben nicht sehr; meine Tochter ist mir millionenmal mehr werth als jener. Darum verlange ich, daß du mir sie wiederschaffst, sonst lasse ich dir ohne weitere Rücksicht den Kopf abschneiden.«

»Herr,« erwiederte Aladdin, »ich bitte Euer Majestät um vierzig Tag Frist, um die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, und wenn ich binnen dieser Zeit meinen Zweck nicht erreiche, so gebe ich euch mein Wort, daß ich selber meinen Kopf zu den Füßen eures Thrones niederlegen will, damit ihr nach eurem Belieben darüber verfügen könnet.« — »Ich bewil-

lige dir die Frist von vierzig Tagen, welche du verlangst,« sagte hierauf der Sultan; »doch denke ja nicht etwa, diese meine Gnade zu mißbrauchen und meinem Zorn entfliehen zu können. In welchem Winkel der Erde du auch sein magst, ich werde dich schon zu finden wissen.«

Dreihundert ein und vierzigste Nacht.

Aladdin entfernte sich tief gedemüthigt und in einem mitleiderregenden Zustande aus dem Angesicht des Sultans. Er ging mit gesenktem Haupte über die Höfe des Palastes, ohne daß er in seiner Niedergeschlagenheit die Augen aufzuheben wagte. Die obersten Hofbeamten, die er nie im geringsten beleidigt hatte und die seine Freunde waren, kehrten gleichwohl, anstatt sich ihm zu nähern, ihn zu trösten oder ihm einen Zufluchtsort in ihrem Hause anzubieten, vielmehr den Rücken, sowohl um ihn nicht zu sehen, als auch damit er sie nicht erkennen möchte. Aber hätten sie sich auch ihm genähert, um ihm Trost zuzusprechen oder ihm die Dienste anzubieten, sie hätten Aladdin nicht wieder erkannt. Kannte er sich doch selbst nicht mehr, und war seines Verstandes nicht mehr mächtig. Dieß zeigte er, sobald er aus dem Palaste hinaus getreten war; denn, ohne zu bedenken, was er that, fragte er von Thür zu Thür und alle, denen er begegnete, ob man nicht seinen Palast gesehen habe oder davon Nachricht geben könne.

Diese Fragen brachten jedermann auf den Gedanken, daß Aladdin seinen Verstand verloren habe. Einige lachten darüber, doch die Vernünftigen und hauptsächlich alle die, welche in irgend einer Freundschafts-Verbindung oder in irgend einem Verkehr mit ihm gestanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, indem er sich bald nach dieser bald nach jener Seite hin wendete, und nichts aß, als was man ihm aus Mitleid reichte, und ohne übrigens irgend einen Entschluß zu fassen.

Endlich, da er in einer Stadt, wo er einst mit so viel Glanz aufgetreten war, in seinem unglücklichen Zustande nicht länger verweilen konnte, so entfernte er sich aus derselben und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerstraßen; und nachdem er mehrere Felder in einer schrecklichen Ungewißheit durchirrt hatte, kam er bei Anbruch der Nacht an das Ufer eines Stromes. Hier faßte er einen Gedanken der Verzweiflung. »Wo soll ich meinen Palast jetzt suchen?« sagte er bei sich selbst, »in welcher Provinz, in welchem Lande, in welchen Theile der Welt werde ich ihn nebst meiner theuern Prinzessinn, welche der Sultan von mir fordert, wiederfinden? Es wird gelingen. Es ist folglich besser, daß ich mich von so vielen Beschwerden, die zu nichts führen, und von alle den schmerzlichen Bekümmernissen, die an mir nagen, auf immer befreie.« Seinen nunmehr gefaßten Entschlusse gemäß, wollte er sich in den Strom stürzen;

doch als guter und religiöser Muselmann glaubte er es nicht eher thun zu dürfen, als bis er sein Gebet verrichtet hätte. Indem er sich dazu anschicken wollte, näherte er sich dem Rande des Gewässers, um sich, der Landessitte gemäß, die Hände und das Gesicht zu waschen; allein, da die Stelle etwas abschüssig und von dem anspülenden Wasser feucht war, so glitt er aus und würde in den Strom gefallen sein, wenn er sich nicht noch an einem kleinen, etwa zwei Fuß aus dem Erdreich hervorragenden Felsstück festgehalten hätte. Glücklicher Weise trug er noch den Ring, den der afrikanische Zauberer ihm an den Finger gesteckt, bevor er in das unterirdische Gewölbe hinabstieg, um die kostbare Lampe zu holen, die ihm jetzt so eben entrissen worden war. Beim Anhalten rieb er diesen Ring sehr heftig gegen den Felsen, und augenblicklich erschien ihm wieder der Geist, der ihm in jenem unterirrdischen Gewölbe, worin der afrikanische Zauberer ihn eingeschlossen, erschienen war.

»Was verlangst du?« sagte der Geist zu ihm. »Hier bin ich, dir zu gehorchen bereit, als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger tragen, sowohl ich als die übrigen Sklaven des Ringes.«

Aladdin, der durch eine so unerwartete Erscheinung in seiner Verzweiflung höchst angenehm überrascht wurde, antwortete: »Geist, rette mir zum zweitenmal das Leben, dadurch, daß du mir anzeigst, wo der Pa-

last ist, den ich erbauen ließ, oder daß du mir unverzüglich ihn wieder auf die vorige Stelle zurücktragen lässest.« — »Was du von mir verlangst,« erwiederte der Geist, »liegt außer meinem Wirkungskreise. Ich bin bloß Sklave des Ringes, wende dich deshalb an den Sklaven der Lampe.« — »Wenn das ist,« antwortete Aladdin, »so befehle ich dir vermöge des Ringes, mich an den Ort hinzubringen, wo mein Palast sich befindet, — an welchem Ort der Erde er auch sein mag — und mich unter die Fenster der Prinzessinn Badrulbudur hinzusetzen.« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geist ihn nach Afrika mitten auf eine Wiese, auf welcher der Palast unweit von einer großen Stadt stand, hintrug, ihn dicht unter die Fenster der Prinzessinn Badrulbudur niedersetzte, und ihn da verließ. Alles dieß geschah binnen einem Augenblick.

Ungeachtet der Dunkelkeit der Nacht erkannte Aladdin recht gut seinen Palast und die Zimmer der Prinzessin Badrulbudur; da indeß die Nacht schon weit vorgerückt und im Palaste alles ruhig war, so entfernte er sich etwas abseits, und setzte sich unter einen Baum. Hier voll guter Hoffnung und in Betrachtungen über sein Glück, das er einem bloßen Zufall verdankte, fühlte er sich seit jenem Augenblick, wo er verhaftet, vor den Sultan geführt, und in augenscheinlicher Lebensgefahr gewesen, zum erstenmal wieder in einem ruhigeren Gemüthszustande. Er hing eine Weile diesen angenehmen Gedanken nach; doch endlich, da er

seit fünf bis sechs Tagen gar nicht geschlafen hatte, konnte er sich zuletzt nicht mehr des Schlafes enthalten, der ihn überfiel, und so schlummerte er am Fuß des Baumes ein.

Als am folgenden Tage die Morgenröthe anbrach, wurde Aladdin durch den Gesang der Vögel, die theils auf dem Baume über ihm, theils auf den dickbelaubten Bäumen im Garten seines Palastes die Nacht zugebracht hatten, sehr angenehm geweckt. Er warf sogleich seine Augen auf diesen wundervollen Bau und fühlte eine unaussprechliche Freude darüber, daß er jetzt auf dem Punkte stand, wieder Herr derselben zu werden und noch einmal zum Besitz seiner geliebten Prinzessin Badulbudur zu gelangen. Er stahd auf und näherte sich den Zimmern der Prinzessinn. Er spazierte eine Weile unter ihren Fenstern auf und nieder, wartend, bis sie wach sein und sich sehen lassen würde. Unter diesem Warten dachte er bei sich selbst darüber nach, woher wohl die Ursache seines Unglücks gekommen, und nach langem Hin- und Herdenken zweifelte er nicht mehr, daß sein ganzes Misgeschick bloß davon herrühre, daß er seine Lampe aus den Augen verloren. Er klagte sich selber der Nachläßigkeit und der Sorglosigkeit an, daß er dieselbe habe je aus den Händen geben können. Was ihn aber noch weit mehr beunruhigte, war, daß er gar nicht errathen konnte, wer denn derjenige sei, der auf sein Glück so neidisch gewesen. Er hätte es früher begriffen, wenn er gewußt

hätte, daß er und sein Palast sich jetzt in Afrika befänden: doch der dienstbare Geist des Ringes hatte ihm nichts davon gesagt, und er selbst hatte sich nicht davon unterrichten können. Die bloße Nennung des Namens Afrika hätte ihn sogleich an den afrikanischen Zauberer, seinen abgesagten Feind, erinnert.

Die Prinzessin Badrulbudur stand früher als gewöhnlich auf, und zwar erst seit ihrer Entführung und ihrer Versetzung nach Afrika durch die Künste des afrikanischen Zauberers, dessen Anblick sie bisher täglich einmal hatte ertragen müssen, weil er Herr des Palastes war; jedoch sie hatte ihn jedesmal so spröde behandelt, daß er noch nicht gewagt hatte, seinen Wohnsitz darin aufzuschlagen. Als sie angekleidet war, sah eine von ihren Frauen zufällig durchs Gitterfenster und bemerkte Aladdin. Sie eilte sogleich zu ihrer Gebieterinn und meldete es ihr. Die Prinzessinn, welche diese Nachricht gar nicht glauben konnte, stellte sich schnell ans Fenster, bemerkte ebenfalls Aladdin, und öffnete das Gitter. Bei dem Geräusch, welches die Prinzessinn durch Oeffnung des Fenstergitters machte, hob Aladdin den Kopf in die Höhe, erkannte sie und begrüßte sie mit einer Miene, worin sich seine grenzenlose Freude abspiegelte. »Um keine Zeit zu verlieren,« sagte die Prinzessinn zu ihm, »habe ich dir die geheime Thür öffnen lassen; geh durch dieselbe herein und komme herauf.«

Die geheime Thür befand sich unter den Zimmern der Prinzessinn. Aladdin fand sie offen, und ging rasch die Treppe hinauf. Es ist unmöglich, die Freude zu schildern, welche beide Ehegatten empfanden, als sie sich nach einer Trennung, die sie für ewig geglaubt hatten, endlich wiedersahen. Sie umarmten sich mehreremal und gaben sich alle möglichen Beweise von Liebe und Zärtlichkeit, die man sich nach einer so traurigen und unerwarteten Trennung, als die ihrige war, nur denken kann. Nach diesen Umarmungen, unter die sich Thränen der Freude mischten, setzten sie sich, und Aladdin nahm das Wort und sagte: »Prinzessinn, bevor wir von etwas anderem reden, bitte ich euch um Gottes willen so wie auch um euerer selbst, eueres verehrungswürdigen Vaters und meiner selbst willen, mir zu sagen, was aus einer alten Lampe geworden ist, die ich, bevor ich auf die Jagd ging, in dem Saale von vier und zwanzig Fenstern auf den Kranzsims gestellt hatte.«

»Ach, theurer Gemahl,« antwortete die Prinzessinn, »ich darf nicht mehr daran zweifeln, daß unser beiderseitiges Mißgeschick von dieser Lampe herrührt, und was mich trostlos macht; ist, daß ich selber die Ursache bin.« — »Prinzessinn, erwiederte Aladdin, »messet euch nicht die Schuld davon bei, sie ist ganz mein, denn ich hätte in Aufbewahrung derselben sorgsamer sein sollen. Wir wollen jetzt bloß darauf denken, unsern Schaden wieder gut zu machen, und daher erweiset mir

die Gefälligkeit und erzählt mir; wie die Sache zuging, und in wessen Hände sie gerathen ist.«

Nun erzählte die Prinzessinn Badrulbudur an Aladdin, wie es mit dem Umtausch der alten Lampe gegen die neue, welche sie ihm zur Ansicht herbeibringen ließ, ergangen war, und wie sie in der folgenden Nacht die Versetzung des Palastes bemerkt und sich am Morgen in einem unbekannten Lande, wo sie jetzt beide wären, und welches Afrika sei, befunden habe. Den letzteren Umstand hatte sie aus dem Munde des Verräthers selber erfahren, der sie durch seine Zauberkünste dahin gebracht hatte.

»Prinzessinn,« unterbrach sie Aladdin, »ihr habt mir den Verräther dadurch genug bezeichnet, daß ihr mir sagt, daß ich mit euch in Afrika bin. Es ist der treuloseste aller Menschen. Doch es ist hier weder Zeit noch Ort, euch eine ausführliche Schilderung von seinen Bosheiten zu entwerfen; ich bitte euch bloß, mir zu sagen, was er mit der Lampe gemacht hat und wo er sie hingethan hat?« — »Er trägt sie wohl eingehüllt in seinem Busen,« erwiederte die Prinzessinn, »und ich kann dieß um so mehr bezeugen, da er sie in meiner Gegenwart herausgezogen und enthüllt hat, um sich damit gegen mich zu brüsten.«

»Geliebte Prinzessinn,« sagte hierauf Aladdin, »verdenket mir nur ja nicht die vielen Fragen, womit ich euch ermüde, sie sind für mich und euch von gleicher Wichtigkeit. Doch um auf das zu kommen, was mich

ganz besonders interessirt, sagt mir doch, ich beschwöre euch, welche Behandlung ihr bei diesem bösen und treulosen Manne erlitten habt?« — »Seitdem ich hier bin,« erwiederte die Prinzessinn, »hat er sich täglich mir bloß einmal gezeigt, und ich bin überzeugt, daß er mich darum nicht öfter belästigt, weil er durch seine Besuche so wenig ausrichtet. Alle seine Reden, die er bei dieser Gelegenheit gegen mich führt, zielen bloß dahin, daß ich das euch gegebene Wort brechen und ihn zum Manne nehmen soll; indem er mir immer begreiflich zu machen sucht, daß ich nimmermehr hoffen darf, euch jemals wieder zu sehen, daß ihr nicht mehr am Leben seid, und daß mein Vater, der Sultan, euch habe den Kopf abhauen lassen. Um sich zu rechtfertigen, fügt er dann noch hinzu, ihr wäret ein Undankbarer, all euer Glück sei bloß von ihm hergekommen, und so noch tausend anderes, was ich ihn immerhin reden lasse. Da er von mir nichts zur Antwort bekommt, als schmerzliche Klagen und Thränen, so muß er sich jedesmal so unbefriedigt wieder entfernen, als er gekommen ist. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß seine Absicht ist, meinen lebhaftesten Schmerz erst vorüber gehen zu lassen, in der Hoffnung, daß ich meine Gesinnung ändern würde, und am Ende Gewalt zu brauchen, wenn ich auf meiner Widersetzlichkeit beharren sollte. Indeß, theurer Gemahl, euere Gegenwart hat bereits alle meine Besorgnisse verscheucht.«

»Prinzessinn,« unterbrach sie Aladdin, »ich habe die Zuversicht, daß ich euere Besorgnisse nicht vergebens verscheucht, sondern ein Mittel gefunden habe, euch von meinem und eurem Feinde zu befreien. Zu diesem Behuf ist es indeß nöthig, daß ich in die Stadt gehe; ich werde gegen Mittag von da wieder zurückkehren und euch dann meinen Plan mittheilen und was ihr zu Ausführung desselben beitragen sollt. Doch, um es euch gleich im voraus anzukündigen, wundert euch nicht, wenn ihr mich in einer andern Kleidung zurückkehren sehet, und gebt Befehl, daß man mich an der verborgenen Thür, sobald ich klopfe, nicht lange warten läßt.«

Die Prinzessinn versprach, daß man ihn an der Thür erwarten und ihm schnell öffnen würde.

Dreihundert zwei und vierzigste Nacht.

Als Aladdin aus den Zimmern der Prinzessinn hinuntergegangen und durch dieselbe Thür wieder hinausgetreten war, sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauer, der ins Feld ging.

Da der Bauer jenseits des Palastes ging und ein wenig entfernt war, so schritt Aladdin rasch zu, und machte ihm, sobald er ihn eingeholt hatte, den Antrag, die Kleidung mit ihm zu wechseln, worauf der Bauer endlich auch einging. Der Umtausch geschah hinter einem Gebüsch, und als sie sich getrennt hatten, schlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. So-

bald er hineingekommen war, schlug er die Strasse ein, die vom Thore auslief, lenkte dann durch die besuchtesten Strassen, und kam endlich dahin, wo die Verkäufer und Handwerker von allen Gattungen ihre besondere Gasse hatten. Er trat nun in die Gasse der Spezereihändler, wendete sich an den größten und waarenreichsten Laden, und fragte den Kaufmann, ob er ein gewisses Pulver vorräthig habe, welches er ihm nannte.

Der Kaufmann welcher aus Aladdins Kleidung schloß, daß er sehr arm sei, und wohl nicht Geld genug habe, um bezahlen zu können, sagte zu ihm, er habe dergleichen wohl, aber es sei sehr theuer. Aladdin errieth die Gedanken des Kaufmanns, zog seinen Geldbeutel, ließ einige Goldstücke hervor blinken, und verlangte eine halbe Drachme von diesem Pulver. Der Kaufmann wog so viel ab, packte es ein, überreichte es an Aladdin und verlangte ein Goldstück dafür. Aladdin händigte es ihm, und ohne sich in der Stadt länger aufzuhalten als nöthig war um etwas Speise zu sich zu nehmen, kehrte er nach seinem Palaste zurück. Er durfte an der verborgenen Thür nicht lange warten; sie wurde ihm sogleich geöffnet und er ging in das Zimmen der Prinzessinn Badrulbudur hinauf. »Prinzessinn,« sagte er zu ihr, »die Abneigung, die ihr, wie ihr mir gesagt; gegen euren Entführer hegt, wird es euch vielleicht schwer machen, den Rath, den ich euch geben werde, zu befolgen; indeß erlaubt mir, euch zu sagen, daß es nöthig ist, euch zu verstellen und sogar

euch Gewalt anzuthun, wofern ihr euch von seinen Nachstellungen befreien und eurem Vater, dem Sultan, die Freude machen wollt, euch wieder zu sehen. Wenn ihr also meinem Rathe folgen wollt, fuhr Aladdin fort »so würdet ihr jetzt augenblicklich eines der schönsten Kleider anziehen müssen; sobald der afrikanische Zauberer, dann kommt, so scheuet euch nicht, ihn auf die möglichst beste Weise zu empfangen, und zwar ohne allen Zwang und Befangenheit, mit heiterer Miene, und so, daß, wenn ja ein Wölkchen von Trübsinn auf eurem Gesicht zurückbleiben sollte, dieß von nicht langer Dauer zu sein scheine. Im Gespräch gebt ihm sodann zu erkennen, daß ihr euch bemühet, mich zu vergessen, und um ihn ganz von eurer Aufrichtigkeit zu überzeugen, so ladet ihn zum Abendessen mit euch ein und zeigt ihm an, daß ihr gern den besten Wein seines Landes kosten möchtet. Er wird dann nicht unterlassen wegzugehen, um dergleichen zu holen. Während ihr dann auf seine Wiederkunft wartet und die Tafel schon in Bereitschaft gesetzt ist, so schüttet in einen dieser Becher, aus denen ihr zu trinken pfleget, dieß Pulver hier, setzt ihn dann beiseit, und gebt dann derjenigen von euern Frauen, die euch zu trinken bringt, die Anweisung, daß sie auf ein verabredetes Zeichen, ihn euch voll Wein bringe; und sich in Acht nehme, daß nicht etwa ein Irrthum dabei vorfällt. Wenn der Zauberer zurückgekehrt sein wird und ihr bei der Tafel sitzen und so viel gegessen und getrunken haben werdet, als

euch gut dünkt, so laßt den Becher mit dem Pulver bringen, und vertauschet euern Becher mit dem seinigen. Er wird die Gunst, die ihr ihm dadurch erzeiget, so hoch aufnehmen, daß er es nicht ablehnen, sondern sogar den Becher rein austrinken wird; und kaum wird er ihn geleert haben, so werdet ihr ihn rücklings hinsinken sehen. Sollte euch eckeln, aus seinem Becher zu trinken, so dürft ihr euch bloß so stellen, als tränket ihr, und zwar ganz ohne Furcht; denn die Wirkung des Pulvers wird so schnell erfolgen, daß er gar nicht Zeit haben wird zu bemerken, ob ihr trinket oder nicht trinket.«

Als Aladdin dieß gesagt hatte, sprach die Prinzessinn, »Ich gestehe euch, daß es mir viel Ueberwindung kosten wird, dem Zauberer diese Schritte entgegen zu thun, die, wie ich sehe, durchaus nothwendig sind: aber welcher Entschließungen ist man nicht fähig gegen einen so grausamen Feind? Ich werde also thun, was ihr mir da rathet, da hievon eben so sehr meine als eure Ruhe abhängt.« Nachdem Aladdin diese Maaßregeln mit der Prinzessinn verabredet hatte, nahm er Abschied von ihr, um den übrigen Theil des Tages in den Umgebungen des Palastes zuzubringen und die Nacht zu erwarten.

Die Prinzessinn Badrulbudur, welche untröstlich darüber war, nicht bloß von ihren theuern Gemahl Aladdin, den sie immer noch mehr aus Neigung denn aus Pflicht liebte, sondern auch von ihrem Vater

dem Sultan, der so zärtlich an ihr hing, getrennt zu sein, hatte seit dem Moment jener schmerzlichen Trennung ihr Aeußeres sehr vernachlässigt. Sie hatte sogar gar — so zu sagen — jene Reinlichkeit aus den Augen gesetzt, welche Personen ihres Geschlechts so wohl ansteht, besonders seitdem der afrikanische Zauberer sich ihr zum erstenmal vorgestellt, und sie durch ihre Frauen, die ihn wieder erkannten, erfahren hatte, daß er es gewesen, der die alte Lampe gegen eine neue durch Tausch an sich genommen, durch welchen entsetzlichen Betrug er ihr zum Abscheu geworden war. Indeß die sich darbietende Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, wie er es verdiente, und zwar früher, als sie es zu hoffen gewagt, machte, daß sie sich entschloß, Aladdins Wünsche zu willfahren. Sobald er sich daher entfernt hatte, setzte sie sich an ihren Putztisch, ließ sich durch ihre Frauen auf die vortheilhafteste Weise schmücken, und legte das reichste und ihrem Vorhaben angemessenste Kleid an. Der Gürtel, den sie sich anlegte, war von Gold und mit den größten und auserlesensten Diamanten ausgelegt; außer dem Gürtel machte sie sich bloß ein Perlenhalsband um, an welchem die sechs Seiten-Perlen zu der mittleren, welche die größte und kostbarste war, in einem solchen Verhältniß standen, daß die größten Sultanninen und Königinnen sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie eine vollständige Schnur von der Größe der zwei kleinsten Perlen im Halsbande der Prinzessinn besessen hätten. Die Armbänder, welche ab-

wechselnd mit Diamanten und Rubinen besetzt waren, entsprachen wunderbar dem Reichthum des Gürtels und des Halsbandes.

Als die Prinzessinn Badrulbudur völlig angekleidet war, zog sie ihren Spiegel zu Rathe, holte die Meinung ihrer Frauen über ihren ganzen Anzug ein, und nachdem sie gesehen, daß ihr keiner von jenen Reizen fehle, welche der thörichten Leidenschaft des afrikanischen Zauberers schmeicheln konnten, setzte sie sich auf ihr Sofa und erwartete seine Ankunft.

Der afrikanische Zauberer unterließ nicht, sich zur gewohnten Stunde einzustellen. Sobald die Prinzessin ihn in den Saal von vier und zwanzig Fenstern, worin sie ihn erwartete, eintreten sah, stand sie im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihrer Reize auf, und bezeichnete ihm mit der Hand den Ehrenplatz, den er ihrem Wunsch zufolge einnehmen sollte, um sich mit ihm zugleich setzen zu können, — eine ausgezeichnete Artigkeit, die sie ihm bis hieher noch nie erwiesen hatte.

Der afrikanische Zauberer, mehr von dem Glanz der schönen Augen der Prinzessinn als von dem Schimmer der sie umgebenden Edelsteine geblendet, war davon sehr überrascht. Ihre majestätische Haltung und ein gewisser Ton von Anmuth, womit sie ihn empfing und der mit ihrer bisherigen zurückweisenden Art so sehr kontrastirte, machte ihn ganz verwirrt. Anfangs wollte er am äußersten Rande des Sofas Platz nehmen, doch da er sah, daß die Prinzessinn ihren Platz

nicht eher einnehmen wollte, als bis er sich dahin gesetzt, wohin sie wünschte, so gehorchte er.

Als der afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, nahm die Prinzessinn, um ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen, das Wort, und indem sie ihn auf eine Weise anblickte, die in ihm den Glauben erweckte, er sei ihr nicht mehr so verhaßt wie zuvor, sagte sie zu ihm: »Ihr werdet euch ohne Zweifel wundern, daß ihr mich heute ganz anders findet, als ihr mich bisher gefunden habt; doch ihr werdet nicht weiter darüber erstaunen, wenn ich euch sage, daß meiner inneren Gemüthsstimmung alle Traurigkeit, Schwermuth, Betrübniß und Kummer zuwider ist, daß ich sie sobald als möglich los zu werden suche, wenn der Anlaß dazu vorüber ist. Ich habe mir das, was ihr mir von Aladdins Schicksal sagtet, wohl überlegt, und bei der bekannten Gemüthsart meines Vaters bin ich mit euch überzeugt, daß er dem furchtbaren Ausbruch seines Zornes nicht hat entgehen können. Wenn ich daher auch hartnäckig darauf geharren wollte, ihn mein Leben lang zu beweinen, so sehe ich doch, daß ihn meine Thränen nicht wieder lebendig machen würden. Nachdem ich ihm nun bis ins Grab alle Pflichten erwiesen habe, welche die Liebe von mir forderte, scheint es mir gleichwohl, daß ich alle Mittel, um mich zu trösten, aufbieten müsse. Dieß sind nun die Beweggründe zu der Veränderung, die ihr an mir wahrnehmet. Um jeden Anlaß zur Traurigkeit, die ich ganz

zu verbannen entschlossen bin, zu entfernen, und in der Meinung, daß ihr mir wohl Gesellschaft leisten würdet, habe ich befohlen, daß man uns eine Abendmahlzeit bereiten soll. Allein, da ich bloß chinesischen Wein vorräthig habe, und ich mich doch in Afrika befinde, so habe ich Lust bekommen, den hier zu Lande wachsenden zu kosten, und ich glaubte, daß, wenn dergleichen hier wächst, ihr wohl den besten herausfinden würdet.«

Drei hundert drei und vierzigste Nacht.

Der afrikanische Zauberer, der das Glück, so schnell und so leicht zu der Gunst der Prinzessinn Badrulbudur zu gelangen, für eine Unmöglichkeit gehalten hatte, sagte zu ihr, er könne nicht Ausdrücke finden, um ihr genugsam an den Tag zu legen, wie tief er ihre Güte fühle; und um sich möglichst bald aus diesem Gespräch herauszuziehen, lenkte er schnell auf den afrikanischen Wein, von dem sie gesprochen, und sagte ihr, daß unter allen Vorzügen, deren sich Afrika nur irgend rühmen könne, die Hervorbringung eines trefflichen Weines einer der hauptsächlichsten sei, er habe ein Faß, das schon sieben Jahre alt und noch nicht angebohrt sei, und dieß sei, ohne Uebertreibung, ein Wein, der an Güte die vortrefflichsten Weine der Welt übertreffe. »Wenn meine Prinzessinn,« fuhr er fort, »mir es erlauben will, so werde ich zwei Flaschen davon holen und unverzüglich wieder da sein.« — »Es

würde mir leid thun, euch diese Mühe zu machen,« sagte die Pinzessinn; »es wäre wohl besser, wenn ihr jemanden danach schicktet.« — »Es ist durchaus nothwendig, daß ich selber darnach gehe,« erwiederte der afrikanische Zauberer, »niemand außer mir weiß nämlich, wo der Schlüssel zu dem Weinkeller liegt, und so weiß auch niemand außer mir das Geheimniß, wie man ihn aufschließt.« — »Wenn es so ist,« sagte die Prinzessinn, »so gehet dann nur selber, und, kommt bald wieder. Je länger ihr wegbleibet, je größer wird meine Ungeduld sein, euch wiederzusehen, und bedenket zugleich, daß wir sogleich, wenn ihr wiederkömmt, uns zu Tische setzen werden.«

Der afrikanische Zauberer, der nun voll guter Hoffnung auf sein vermeintliches Glück war, lief nicht etwa, um seinen siebenjährigen Wein zu holen, sondern er flog darnach, und kam schnell wieder. Die Prinzessinn, die nicht daran gezweifelt hatte, daß er sich sehr beeilen würde, hatte selber das Pulver, welches Aladdin ihr gebracht, in einen Becher geworfen, den sie bei Seite gesetzt hatte, und ließ jetzt auftragen. Sie setzten sich zur Tafel, und zwar einander gegenüber, so daß der Zauberer dem Schenktisch den Rücken kehrte. Indem die Prinzessinn ihm nun von dem besten vorlegte, sagte sie zu ihm: »Wenn ihr wollt, so will ich euch das Vergnügen eines Konzerts verschaffen, doch da wir beide hier allein sitzen, so scheint es mir, daß die Unterhaltung uns noch mehr Vergnügen gewäh-

ren wird.« Der Zauberer betrachtete diese Wahl der Prinzessinn als eine neue Gunst.

Nachdem sie einige Bissen gegessen hatten, verlangte die Prinzessinn zu trinken. Sie trank auf die Gesundheit des Zauberers, und als sie getrunken hatte, sagte sie: »Ihr hattet sehr Recht, euern Wein zu loben, ich habe noch nie so köstlichen getrunken.« — »Reizende Prinzessinn,« erwiederte er, indem er den Becher, den man ihm dargereicht hatte, in der Hand hielt, »mein Wein erhielt durch den Beifall, den ihr ihm gebet, eine neue Güte.« — »Trinket auf meine Gesundheit,« fuhr die Prinzessinn fort, »ihr werdet selber finden, daß ich mich sehr gut auf dergleichen verstehe.« Er trank auf die Gesundheit der Prinzessinn, und sagte dann, indem er den Becher zurückgab: Prinzessinn, ich fühle mich glücklich, das ich dieß Faß für eine gute Gelegenheit aufgespart habe; ich gestehe selber, daß ich noch nie in meinem Leben so vortrefflichen getrunken habe.«

Als sie weiter gegessen und noch drei Trünke gethan hatten, gab endlich die Prinzessinn, welche den Zauberer durch ihre Höflichkeiten und artige Manieren vollends bezaubert hatte, der Dienerinn, welche ihr zu trinken brachte, das Zeichen, und während man ihr ihren Becher voll Wein brachte, sagte sie zugleich, daß man den des afrikanischen Zauberers ebenfalls vollschenken und ihm überreichen möchte. Als nun jeder von beiden seinen Becher in der Hand hatte, sagte sie zu

dem afrikanischen Zauberer: »Ich weiß nicht, wie es bei euch zu Lande unter Liebenden, die zusammen trinken, Sitte ist; bei uns in China überreichen sich die Geliebte und der Liebende einander gegenseitig ihre Becher, und trinken so einer auf des andern Gesundheit.« Zugleich überreichte sie ihm den Becher, den sie in der Hand hielt, und streckte ihre Hand aus, um den seinigen in Empfang zu nehmen. Der afrikanische Zauberer beeilte sich um so freudiger, diesen Tausch vorzunehmen, da er diesen als das sicherste Zeichen betrachtete, daß er das Herz der Prinzessinn völlig erobert habe, was ihn denn auf den Gipfel des Glücks erhob. Ehe er trank, sagte er mit dem Becher in der Hand: »Prinzessinn, es fehlt viel, daß wir Afrikaner in der Kunst die Liebe durch alle mögliche Annehmlichkeiten zu versüßen, so weit wären als man in China ist, und indem ich hier etwas lerne, das ich noch nicht wußte, fühle ich zugleich, wie hoch ich diese mir erzeigte Begünstigung aufnehmen muß. Ich werde das nie vergessen, meine liebenswürdige Prinzessinn; indem ich aus eurem Becher trank, fand ich ein Leben wieder, worauf ich, wenn eure Grausamkeit fortgedauert hätte, hätte verzichten müssen.«

Die Prinzessinn Badrulbudur, welche sich bei dem leeren Geschwätz des afrikanischen Zauberers langweilte, unterbrach ihn und sagte: »Laßt uns jetzt trinken, ihr könnt ja nachher das hinzufügen, was ihr mir nachher sagen wolltet.« Zugleich setzte sie den Becher

an den Mund, berührte ihn aber bloß mit den Lippen, während der afrikanische Zauberer sich so sehr beeilte, ihr es zuvorzuthun, daß er den seinigen ausleerte, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Da er beim Austrinken seinen Kopf etwas rückwärts geneigt hatte, um seinen Eifer zu zeigen, so blieb er noch eine Weile in dieser Stellung, bis die Prinzessinn, welche noch immer den Rand der Schale an ihre Lippen hielt, sah, daß seine Augen sich verdrehten und er ohne Besinnung rücklings zu Boden fiel.

Die Prinzessinn hatte nicht erst nöthig zu befehlen, daß man die geheime Thür für Aladdin aufschließen solle. Ihre Frauen, die mit ihr im Einverständniß waren, hatten sich in gehörigen Zwischenräumen vom Saale bis unten an die Treppe herab aufgestellt, so das fast in demselben Augenblick, wo der afrikanische Zauberer rücklings hinsank, auch schon unten die verborgenene Thür geöffnet wurde.

Aladdin kam herauf und trat in den Saal ein. Als er den afrikanischen Zauberer auf dem Sofa ausgestreckt liegen sah, hielt er die Prinzessinn Badrulbudur, welche aufgestanden war und ihm mit offenen Armen entgegen eilte, zurück und sagte: »Prinzessinn', noch ist es nicht Zeit; seid so gefällig, euch in euer Zimmer zu begeben und dafür zu sorgen, daß man mich allein läßt, während ich daran arbeite, euch eben so schnell wieder nach China zurückzuschaffen, als ihr daraus entfernt worden seid.«

Sobald die Prinzessinn mit ihren Frauen und Verschnittenen aus dem Saal gegangen war, verschloß Aladdin die Thür, näherte sich dem entseelten Leichnam des Zauberers, öffnete dessen Kleid, und zog die Lampe heraus, welche noch so verhüllt war, als die Prinzessinn es ihm beschrieben hatte. Er enthüllte sie und rieb sie. Sogleich erschien der Geist mit der gewöhnli- Begrüßung. »Geist, sagte Aladdin zu ihm, »ich habe dich gerufen, um dir im Namen dieser Lampe zu befehlen, daß du diesen Palast unverzüglich wieder nach China zurücktragen lässest, und zwar an denselben Ort und dieselbe Stelle, von wo er weggenommen worden.« Der Geist, nachdem er durch ein Kopfneigen angedeutet hatte, daß er gehorchen werde, verschwand. Die Versetzung ging wirklich vor sich, und man bemerkte sie bloß an zwei sehr leichten Erschütterungen, die eine, beim Emporheben des Palastes von seiner Stelle in Afrika, die andere bei Niedersetzung desselben in China neben dem Palast des Sultans, — welches alles in höchst kurzer Zeit geschah.

Aladdin ging nun in das Zimmer der Prinzessinn hinab, umarmte sie und sagte zu ihr: »Prinzessinn, ich kann euch versichern, daß meine und euere Freude morgen früh vollkommen sein wird.« Da die Prinzessinn noch nicht völlig zu Abend gegessen hatte und Aladdin zu essen verlangte, so ließ die Prinzessinn aus dem Saal von vier und zwanzig Fenstern die Speisen, die dort aufgetragen, aber kaum berührt worden waren,

auf ihr Zimmer bringen. Die Prinzessinn und Aladdin speisten zusammen und tranken von dem guten alten Weine des afrikanischen Zauberers. Um von ihrer Unterhaltung, die nicht anders als höchst vergnügt sein konnte, zu schweigen, füge ich bloß so viel hinzu, daß sie sich hierauf nach ihrem Schlafgemach begaben.

Seit der Entführung des Palastes Aladdins und der Prinzessinn Badrulbudur, war ihr Vater, der Sultan, über ihren Verlust untröstlich. Er konnte weder bei Nacht noch bei Tage schlafen, und anstatt alles zu vermeiden, was seiner Betrübniß Nahrung geben konnte, suchte er im Gegentheil alles dergleichen auf. So zum Beispiel, während er zuvor alle Morgen nach dem offenen Erker seines Palastes gegangen war, um sich an dem angenehmen Anblick, dessen er gar nicht satt werden konnte, zu letzen, ging er jetzt mehrmals des Tages dahin, um seine Thränen zu erneuern, und um durch den Gedanken, daß er das, was ihm so wohl gefallen, nie mehr wiedersehen würde, und daß er zugleich sein Liebstes auf der Welt verloren habe, sich immer tiefer in seine Betrübniß zu versenken. An demselben Morgen, wo Aladdins Palast wieder an seine vorige Stelle zurückgebracht worden war, ging der Sultan als kaum die Morgenröthe aufgegangen war, wieder in diesen Erker. Beim Eintritt in denselben war er so in sich gekehrt, und so von Betrübniß durchdrungen, daß er seine Augen ganz traurig nach der Seite hinwendete, wo er bloß den leeren Raum und

keinen Palast mehr zu erblicken vermeinte. Allein, als er auf einmal diese Leere ausgefüllt sah, hielt er es für die Wirkung eines Nebels. Er betrachtete es aufmerksam und er erkannte nun unzweifelhaft, daß es Aladdins Palast sei. Freude und Lust traten nun bei ihm an die Stelle des Kummers und der Traurigkeit. Eilig kehrte er nach seinem Zimmer zurück und befahl, daß man ihm ein Pferd satteln und vorführen solle. Man führte ihm eins vor, er stieg auf, ritt fort, und ihm war, als könne er nicht schnell genug zu Aladdins Palaste kommen.

Dreihundert vier und vierzigste Nacht.

Aladdin welcher vorausgesehen hatte, was kommen könnte, war mit Tagesanbruch aufgestanden, und nachdem er sich eines seiner prächtigsten Kleider angelegt, war er in den Saal von vier und zwanzig Fenstern hinaufgegangem, von wo aus er den Sultan kommen sah. Er eilte hinunter, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe zu empfangen und ihm vom Pferde herabsteigen zu helfen. »Aladdin,« sagte der Sultan zu ihm, »ich kann mit dir kein Wort sprechen, bevor ich nicht meine Tochter gesehen und umarmt habe.«

Aladdin führte den Sultan nach den Zimmern der Prinzessinn Badrulbudur, und diese, welche beim Aufstehen durch Aladdin erinnert worden war, daß sie sich nicht mehr in Afrika, sondern in China und in der Hauptstadt ihres Vaters und zwar dicht an seinem Palast

befände, war so eben mit ihrem Ankleiden fertig. Der Sultan umarmte sie mehrmal, das Gesicht voll Freudenthränen, und die Prinzessinn gab ihm ihrerseits alle möglichen Beweise der Freude, die sie darüber empfand, ihn wiederzusehen.

Der Sultan war eine Weile völlig sprachlos vor Rührung, daß er seine geliebte Tochter, die er so lange als verloren beweint hatte, wiedergefunden habe, und die Prinzessinn vergoß ihrerseits ebenfalls Thränen vor Freude, daß sie ihrem Vater, den Sultan, wiedersah.

Endlich nahm der Sultan das Wort und sagte: »Meine Tochter, ich muß annehmen, daß die Freude, mich wiederzusehen, macht, daß du mir so wenig verändert vorkommst, als ob dir nichts unangenehmes begegnet wäre; und doch bin ich überzeugt, daß du viel ausgestanden haben magst. Man kann mit einem ganzen Palaste so plötzlich, wie du, nicht leicht fortgebracht werden, ohne daß es dabei große Unruhe und schreckliche Angst geben sollte. Erzähle mir alles, und verhehle mir nichts.

Die Prinzessinn machte sich ein Vergnügen daraus dem Sultan, ihrem Vater, dieß Verlangen zu gewähren. »Euer Majestät,« sagte sie, »wenn ich euch so wenig verändert vorkomme, so bitte ich euch, zu erwägen, daß ich bereits gestern ganz früh wieder aufzuleben anfing, durch die Gegenwart meines theuern Gemahls und Befreiers Aladdin, den ich bereits als für mich verloren betrachtet und beweint hatte, und

daß das Glück, welches ich so eben gehabt, euch zu umarmen, mich ganz wieder in denselben Zustand versetzt, wie zuvor. Um es frei heraus zu sagen, — mein ganzes Leiden bestand darin, mich Euer Majestät und meinem theuern Gemahl entrissen zu sehen, und zwar nicht bloß hinsichtlich meiner Liebe zu meinem Gemahl, sondern auch in Besorgniß wegen der traurigen Ausbrüche des Zornes Euer Majestät, denen er, so unschuldig er war, ohne Zweifel ausgesetzt sein mußte. Minder habe ich von der Unverschämtheit meines Entführers zu leiden gehabt, welcher gegen mich Reden führte, die mir nicht gefallen konnten; doch wußte ich vermöge des Uebergewichts, das ich mir über ihn verschaffte, denselben ein Ziel zu setzen. Uebrigens that man mir so wenig Zwang an, als es in diesem Augenblick der Fall ist. Was aber meine Entführung anbetrifft, so hat Aladdin daran gar keinen Antheil: sondern ich bin die einzige, obwohl unschuldige, Ursache davon.«

Um den Sultan zu überzeugen, daß sie die Wahrheit rede, erzählte sie ihm umständlich, wie sich der afrikanische Zauberer in einem Lampenhändler verkleidet habe, um neue Lampen gegen alte einzutauschen, wie sie zur Kurzweil die Lampe Aladdins, deren geheime Kraft und Wichtigkeit sie nicht gekannt, gegen eine neue von ihm eingetauscht habe: ferner, wie nach diesem Tausch sie und ihr Palast aufgehoben und nach Afrika versetzt worden sei, nebst dem afrikani-

schen Zauberer, welcher von zweien ihrer Dienerinnen und von dem Verschnittenen, welcher den Umtausch gemacht hatte, sogleich wieder erkannt worden sei, als er nach dem glücklichen Erfolg seines Unternehmens sich ihr das erstemal vorzustellen und um ihre Hand anzuhalten wagte; endlich, die Anfechtungen, die sie bis zu Aladdins Ankunft zu erleiden gehabt, welche Maaßregeln sie gemeinschaftlich ergriffen hatten, um ihm die Lampe, welche er bei sich trug, zu entreißen; wie ihnen dieß geglückt sei, indem sie sich gegen ihn verstellt und ihn zum Abendessen auf ihr Zimmer geladen, und so fort, bis zum gemischten Becher, den sie ihm dargereicht hatte. »Was das übrige betrifft,« fuhr sie fort, »so überlasse ich es meinem Gemahl, euch davon Rechenschaft abzulegen.«

Aladdin hatte nur weniges noch hinzuzufügen. »Als man mir,« erzählte er weiter, »die verborgene Thür geöffnet hatte, und ich zum Saal von vier und zwanzig Fenstern hinaufgestiegen war und den Verräther durch die Kraft des Pulvers todt auf dem Sofa liegen sah, so bat ich die Prinzessinn, da ein längeres Verweilen ihr nicht wohl geziemt hätte, sich mit ihren Frauen und Verschnittenen nach ihrem Zimmer zu begeben. Ich blieb allein zurück, und nachdem ich dem Zauberer die Lampe aus dem Busen gezogen, bediente ich mich derselben geheimen Kraft, deren er sich bedient hatte, um diesen Palast nebst der Prinzessinn zu entführen. Ich habe nun bewirkt, daß der Palast

sich wieder an seiner Stelle befindet, und habe das Glück gehabt, Euer Majestät, wie mir befohlen, die Prinzessinn wieder zuzuführen. Uebrigens täusche ich Euer Majestät gewiß nicht, und wenn ihr euch bis in den Saal hinauf bemühen wollt, so werdet ihr sehen, wie der Zauberer nach Gebühr bestraft worden.«

Um sich ganz von der Wahrheit zu versichern, stand der Sultan auf und ging hinauf, und als er den afrikanischen Zauberer todt und im Gesicht ganz schwarzblau vom Gifte daliegen gesehen hatte, umarmte er Aladdin sehr zärtlich und sagte zu ihm: »Mein Sohn, nimm mir die Maaßregeln, die ich gegen dich ergriffen, nicht übel; meine väterliche Liebe zwang mich dazu, und ich verdiene es, daß du mir diesen übereilten Schritt, zu welchem ich mich hinreißen ließ, verzeihest.« — »Herr,« erwiederte Aladdin, »ich habe nicht die mindeste Ursache, mich über das Verfahren Euer Majestät zu beklagen; ihr thatet bloß, was ihr thun mußtet. Dieser Zauberer, dieser Schändlichste, dieser Nichtswürdige war die einzige Ursache, daß ich in euere Ungnade fiel. Wenn Euer Majestät einmal Muße haben wird so werde ich euch einen andern boshaften Streich erzählen, den er mir gespielt hat, und der nicht minder schwarz ist als dieser, vor welchem mich noch Gottes besondere Gnade behütet hat.« — »Ich werde selber,« erwiederte der Sultan, »dir eine gewisse Stunde dazu bestimmen, und das recht bald. Doch laß uns jetzt darauf denken uns zu erholen, und laß diesen verhaßten Gegenstand fortschaffen.«

Aladdin ließ den Leichnam des afrikanischen Zauberers hinwegnehmen und befahl ihn auf den Schindanger zum Fraß für Thiere und Vögel hinzuwerfen. Der Sultan befahl unterdeß, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Instrumente ein Zeichen zur allgemeinen und öffentlichen Freude zu geben, und ließ zur Feier der Rückkehr der Prinzessinn Badrulbudur und Aladdins ein zehntägiges Fest ankündigen.

So entkam denn Aladdin zum zweitenmal einer fast unvermeidlichen Lebensgefahr; aber es war noch nicht die letzte, sondern er kam noch zum drittenmal in eine solche, die wir hier umständlich erzählen wollen.

Der afrikanische Zauberer hatte noch einen jüngeren Bruder, der in der Zauberkunst nicht minder erfahren war als er, ja man kann sagen, daß er an Bösartigkeit und verderblichen Ränken ihn noch übertraf. Da sie nicht immer beisammen, noch auch in einer und derselben Stadt lebten, und da oft der eine im Osten, der andere im Westen sich befand, so unterließen sie nicht, mit Hülfe der Punktirkunst gegenseitig alle Jahre auszumitteln, in welchem Theile der Welt ein jeder von ihnen lebe, wie jeder sich befände, und ob er nicht die Hülfe des andern bedürfe.

Kurze Zeit nachher als der afrikanische Zauberer in seiner Unternehmung gegen Aladdins Glück seinen Tod gefunden, wollte sein jüngerer Bruder, der seit Jahr und Tag nichts von ihm erfahren, und sich nicht in Afrika, sondern in einem sehr entfernten Lande auf-

hielt, gern wissen, an welchem Orte der Erde jener lebe, wie er sich befinde, und was er mache. Wo er nur ging und stand, hatte er so wie sein Bruder stäts sein Punktirviereck bei sich. Er nahm jetzt dieses vor, ordnete den Stand, machte seine Punkte, zog Figuren und Linien und stellte die Nativität. Indem er alle die Figuren durchlief, fand er, daß sein Bruder nicht mehr auf der Welt, sondern vergiftet und plötzlich gestorben sei, und das in der Hauptstadt China's, an dem und dem Orte, und zwar sei er durch einen Mann von niederer Herkunft, welcher des Sultans Prinzessinn geheirathet, vergiftet worden.

Dreihundert fünf und vierzigste Nacht.

Als der Zauberer auf diese Weise das traurige Schicksal seines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit fruchtlosem Bedauern; sondern faßte auf der Stelle den Entschluß, seinen Tod zu rächen, setzte sich zu Pferde und machte sich auf den Weg nach China. Die Reise ging über Ebenen, Ströme, Gebirge, Wüsten, eine lange Strecke fort, ohne unterweges irgendwo anzuhalten, und so kam er den unter unglaublichen Beschwerden nach China und sofort in die Hauptstadt des Landes. In der Gewißheit, daß er sich nicht getäuscht und nicht dieß Reich mit einem andern verwechselt habe, machte er in dieser Hauptstadt Halt und nahm da seine Wohnung.

Den Tag nach seiner Ankunft ging der Zauberer aus, und indem er durch die Stadt spazierte, nicht etwa um die Schönheiten derselben zu besehen, die ihm sehr gleichgültig waren, sondern in der Absicht, die Maßregeln zu Vollführung seines verderblichen Anschlages einzuleiten, ging er in die besuchtesten Orte hin und horchte auf das, was man da sprach. An dem einen dieser Orte, wo man sich die Zeit mit allerlei Arten von Spielen vertrieb, und wo, während die einen spielten, sich die andern von den Neuigkeiten und Angelegenheiten des Tages unterhielten, hörte er seltsame Dinge erzählen von der Tugend und Frömmigkeit und selbst von den Wunderthaten einer von der Welt abgeschiedenen Frau, Namens Fatime. In der Meinung, daß ihm diese Frau in irgend etwas bei seinem Vorhaben behülflich sein könne, zog er einen von der Gesellschaft bei Seite und bat ihn, ihm doch etwas genaueres über diese heilige Frau und über die Wunder, die sie verrichte, zu sagen.

»Wie,« sagte dieser Mann, »ihr habt diese Frau noch nie gesehen, noch auch jemals von ihr reden gehört? Durch ihr Fasten, durch ihre strenge Lebensweise und durch das gute Beispiel, das sie gibt, ist sie Gegenstand der Bewunderung der ganzen Stadt. Außer Montags und Freitags geht sie nie aus ihrer kleinen Einsiedelei heraus, und an den Tagen, wo sie sich in der Stadt sehen läßt, thut sie unendlich viel

Gutes, und jeden, der mit Kopfschmerz behaftet ist, heilt sie durch das Auflegung ihrer Hände.«

Der Zauberer verlangte über diesen Punkt nichts weiter zu wissen, und fragte den Mann bloß noch, in welcher Gegend der Stadt die Einsiedelei dieser heiligen Frau sich befände. Der Mann beschrieb ihm genau die Stelle. Nachdem er diese Erkundigung eingezogen und den ruchlosen Plan, von dem wir bald sprechen werden, gefaßt und entworfen hatte, beobachtete er, um seiner Sache noch gewisser zu sein, gleich an dem nächsten Tage, wo sie ausging, alle ihre Schritte, ohne sie aus den Augen zu verlieren, bis er sie am Abend in ihre Einsiedelei zurückkehren sah. Als er sich den Ort gut gemerkt hatte, begab er sich an einen der schon erwähnten Orte, wo man ein gewisses warmes Getränk zu sich nahm, und wo man die ganze Nacht zubringen konnte, wenn man Lust hatte, besonders bei großer Hitze, wo man in diesem Lande lieber auf Matten als in Betten schläft.

Nachdem der Zauberer dem Wirth das wenige, was er sich da hatte geben lassen, bezahlt hatte, ging er um Mitternacht fort und gerades Weges nach der Einsiedelei der heiligen Frau Fatime, — unter diesem Namen war sie nähmlich in der ganzen Stadt bekannt. Er öffnete ohne Mühe die Thür, denn sie war mit einer bloßen Klinke versehen. Als er eingetreten war und die Thür ganz leise wieder zugemacht hatte, sah er Fatimen bei hellem Mondschein an freier Luft

schlafend auf einem Sofa, das mit einer schlechten Matte überdeckt war, und gegen ihre Zelle hingelehnt daliegen. Er näherte sich ihr, zog einen Dolch, den er an seiner Seite trug, und weckte sie.

Als die arme Fatime die Augen aufschlug, erschrack sie nicht wenig darüber, einen Mann zu erblicken, der im Begriff war, sie zu erdolchen. Er setzte ihr den Dolch auf die Brust und sagte zu ihr: »Wenn du schreiest oder nur das mindeste Geräusch machst, so bist du des Todes; aber stehe auf und thue, was ich dir sage.«

Fatime, welche angekleidet schlief, stand vor Schrecken zitternd auf. »Fürchte dich nicht,« sagte der Zauberer zu ihr, »ich will bloß dein Kleid haben; gib es mir her und nimm dir dafür das meinige.« Sie vertauschten ihre Kleider, und nachdem sich der Zauberer das Kleid Fatimens angezogen, sagte er zu ihr: »Jetzt färbe mir mein Gesicht gleich dem deinigen, und zwar so, daß ich dir ähnlich sehe, und daß die Farbe nicht ausgeht.« Da er sah, daß sie noch immer zitterte, so sagte er, um sie zu beruhigen und zu bewegen, das, was er verlangte, mit größerer Zuversicht zu thun: »Fürchte dich nicht, sage ich dir noch einmal: ich schwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich dir das Leben lasse.« Fatime ließ ihn in ihre Zelle eintreten, zündete ihre Lampe an, nahm einen Pinsel und einen gewissen Saft, den sie in einem Gefäß stehen hatte, rieb ihm damit das Gesicht ein und versicherte ihn, daß die Farbe nicht ausgehen, und daß sein Gesicht

ganz wie das ihrige aussehen würde, ohne den mindesten Unterschied. Sodann setzte sie ihm ihre eigene Kopfbedeckung aufs Haupt, nebst einem Schleier, und zeigte ihm, wie er sich mit demselben auf dem Gange durch die Stadt das Gesicht verhüllen müßte. Endlich, nachdem sie ihm einen großen Rosenkranz, der ihm vorn bis auf den Gürtel herabhing, um den Hals geschlungen, gab sie ihm denselben Stab in die Hand, den sie gewöhnlich zu führen pflegte, hielt ihm zugleich einen Spiegel vor und sagte: »Da blicket einmal hinein, und ihr werdet sehen, daß ihr mir auf das vollkommenste ähnlich seid.« Der Zauberer fand alles nach Wunsch, hielt aber der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr so feierlich geleistet hatte. Damit man nicht, wenn er sie erstäche, Blutspuren sehen möchte, so erwürgte er sie, und als er sah, daß sie ihren Geist aufgegeben, schleppte er ihre Leiche bei den Füßen zu dem Wasserbehälter der Einsiedelei, und warf sie da hinein.

Der so als heilige Fatime verkleidete Zauberer brachte nach Vollführung dieser verruchten Mordthat den übrigen Theil der Nacht in der Einsiedelei zu. Den folgenden Tag früh um ein oder zwei Uhr, obwohl die heilige Frau an diesen Tage gerade nicht auszugehen pflegte, unterließ er doch nicht das Ausgehen, in der Ueberzeugung, daß ihn niemand deshalb fragen würde, und im Fall ihn jemand früge, wollte er schon darauf antworten. Da er bei seiner Ankunft sich vor allen Dingen nach Aladdins Palaste erkundigt

und ihn sich angesehen hatte, und da er dort seine Rolle zu spielen Willens war, so nahm er sogleich seinen Weg dahin.

Sobald man die heilige Frau erblickte, — als wofür den Zauberer das Volk hielt — so ward sie sogleich von einer großen Menge Menschen umringt. Einige empfahlen sich ihrem Gebet, andere küßten ihr die Hand, andere, die bescheidener waren, küßten ihr bloß den Saum ihres Gewandes, und noch andere — sei es nun, daß sie wirklich Kopfschmerzen hatten, oder daß sie sich bloß dagegen verwahren wollten — neigten sich vor ihr, damit sie ihnen die Hände auflegen möchte, welches er denn auch that, indem er über sie einige Worte nach Art eines Gebets murmelte; kurz er ahmte die heilige Frau so gut nach, daß alle Leute ihn dafür hielten. Nachdem er mehreremal unterweges stehen geblieben war, um den Leuten zu genügen, die von dieser Art Händeauflegen weder eine gute noch schlimme Wirkung empfanden, kam er endlich auf den Platz vor Aladdins Palast, wo es, da das Herbeiströmen der Menschen immer größer wurde, jedem noch mehr erschwert wurde, ihr nahe zu kommen. Die stärksten und eifrigsten drängten sich mit Gewalt durch den Haufen, darüber erhoben sich denn Klagen, die man bis in den Saal von vier und zwanzig Fenstern, worin die Prinzessinn Badrulbudur war, hören konnte.

Die Prinzessinn fragte, was das für ein Lärm sei, und da es ihr niemand sagen konnte, befahl sie, daß

jemand hingehen, und ihr darüber Nachricht bringen solle. Eine ihrer Frauen sah, ohne den Saal zu verlassen, durch ein Gitterfenster, und meldete ihr sodann, der Lärm rühre von der Volksmenge her, welche die heilige Frau umringe, um sich durch ihr Händeauflegen von Kopfweh heilen zu lassen.

Die Prinzessinn, welche schon sehr lange viel Gutes von der heiligen Frau hatte erzählen hören, sie aber noch nie gesehen hatte, war neugierig, sie zu sehen und zu sprechen. So wie sie etwas davon verlauten ließ, sagte das Oberhaupt der Verschnittenen, welches zugegen war, zu ihr: wenn sie es wünsche, so wolle er sie mit Vergnügen heraufholen lassen, und sie dürfe bloß befehlen. Die Prinzessinn genehmigte es, und sogleich fertigte er vier Verschnittene ab, mit dem Befehl die angebliche Heilige heraufzuholen.

Sobald man die Verschnittenen aus dem Palaste heraustreten und nach dem Punkte, wo der verkleidete Zauberer stand, hingehen sah, so wich das Volk auseinander; und als jener sich nun frei und die viere auf sich zu kommen sah, ging er ihnen um so freudiger entgegen, da er jetzt seine Betrügerei einen guten Gang nehmen sah. Einer von den Verschnittenen nahm das Wort und sagte: »Heilige Frau, die Prinzessinn wünscht euch zu sprechen; kommt und folget uns.« — Die Prinzessinn erzeigt mir viel Ehre,« antwortete die angebliche Fatime, »ich bin bereit, ihr zu gehorchen.«

Mit diesen Worten folgte sie den Verschnittenen, die schon auf dem Rückwege nach dem Palaste waren.

Als der Zauberer, der unter dem Heiligenkleide ein teuflisches Herz verbarg, in den Saal von vier und zwanzig Fenstern eintrat und die Prinzessinn bemerkte, begann mit einem Gebet, welches eine lange Reihe von Wünschen für ihr Glück, ihr Wohlbefinden, und für die Erfüllung alles dessen, was sie irgend wünschen könnte, enthielt. Hierauf entfaltete er all seine betrügerische und heuchlerische Beredsamkeit, um sich unter dem Mantel der Frömmigkeit bei der Prinzessinn einzuschmeicheln, was ihm um so leichter gelang, da die Prinzessinn von Natur gutherzig und der Meinung war, alle Leute wären so gesinnt als sie, besonders alle diejenigen, welche es sich zur Pflicht machten, Gott in Zurückgezogenheit zu dienen.

Dreihundert sechs und vierzigste Nacht.

Sobald die falsche Fatime ihre lange Anrede geendigt hatte, sagte die Prinzessinn zu ihr: »Meine gute Mutter, ich danke euch für eure schönen Gebete; ich habe großes Vertrauen dazu, und hoffe, daß Gott sie erhören wird. Tretet näher, und setzet euch zu mir.« Die falsche Fatime setzte sich mit verstellter Bescheidenheit nieder. Die Prinzessinn nahm hierauf wieder das Wort und sagte: »Meine gute Mutter, ich bitte euch bloß um etwas, das ihr mir aber bewilligen und ja nicht abschlagen müßt, nämlich darum, daß ihr bei

mir bleibet, mir euer Leben erzählet, und mich durch euer gutes Beispiel lehret, wie ich Gott dienen soll.«

»Prinzessinn,« sagte hierauf die vermeintliche Fatime, »ich bitte euch, von mir nicht etwas zu verlangen, worein ich nicht willigen kann, ohne mich ganz von meinen Gebeten und erbaulichen Uebungen abzulenken und zu zerstreuen.« — »Das darf euch nicht beunruhigen,« erwiederte die Prinzessinn, »ich habe mehrere Zimmer, die nicht besetzt sind, unter diesen könnt ihr euch das auswählen, was euch am besten zusagen wird, und darin alle euere Umgebungen eben so ungestört verrichten als in euerer Einsiedelei.«

Der Zauberer, welcher keinen anderen Zweck hatte, als sich in den Palast Aladdins einzuführen, wo es ihm viel leichter sein mußte, den bösen Streich, den er vorhatte, auszuführen, wenn er darin unter Begünstigung und Schutz der Prinzessinn wohnen bliebe, als wenn er immer von der Einsiedelei nach dem Palast und von da wieder zurück hätte gehen müssen, machte keine großen Einwendungen und Entschuldigungen gegen das gefällige Anerbieten der Prinzessinn. »Prinzessinn,« sagte er, »wie sehr auch immer eine arme und elende Frau, wie ich bin, entschlossen sein mag, der Welt und ihrer Pracht und Herrlichkeit zu entsagen, so wage ich doch nicht, dem Wunsche und Befehl einer so frommen und mildthätigen Prinzessinn zu widerstreben.«

Auf diese Rede des Zauberers, stand die Prinzessinn auf und sagte zu ihm: »Stehet auf und kom-

met mit mir, damit ich euch die leeren Zimmer, die ich habe, zeige und euch darunter wählen lasse.« Er folgte der Prinzessinn Badrulbudur, und wählte unter allen den saubern und schöngeschmückten Zimmern, die sie ihm zeigte, sich dasjenige aus, was am wenigsten schön war, indem er aus Heuchelei hinzufügte, es sei noch zu gut für ihn und er wähle es bloß der Prinzessinn zu gefallen.

Die Prinzessinn wollte den Betrüger in den Saal von vier und zwanzig Fenstern zurückführen und ihn mit sich zum Mittage speisen lassen; allein da er beim Essen sein bis jetzt immer noch verschleiertes Gesicht hätte enthüllen müssen, und da er fürchtete, die Prinzessinn möchte es merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime sei, so bat er sie so inständig, ihm dieß zu erlassen, — indem er, wie er meinte, bloß Brot und trockene Früchte äße — und ihm zu erlauben, seine kleine Mahlzeit auf seinem Zimmer zu sich zu nehmen, daß sie es ihm bewilligte. »Meine gute Mutter,« sagte sie zu ihm, »ihr seid frei, thuet als ob ihr in euerer Einsiedelei wäret; ich werde euch zu essen bringen: aber vergesset nicht, daß ich euch zurückerwarte, sobald ihr eure Mahlzeit eingenommen haben werdet.«

Die Prinzessinn speiste zu Mittag, und die falsche Fatime unterließ nicht, sich wieder einzufinden, sobald sie durch einen Verschnittenen erfahren hatte, daß sie von der Tafel aufgestanden sei. »Meine gute Mutter,« sagte die Prinzessinn, »ich freue mich, eine so heilige

Frau, wie ihr seid, zu besitzen, welche diesem Palaste Segen bringen wird. Beiläufig, wie gefällt euch der Palast? Doch, ehe ich euch denselben Zimmer vor Zimmer zeige, so sagt mir zuvor, was ihr zu diesem Saale meint?«

Die falsche Fatime, welche, um ihre Rolle besser spielen zu können, bisher immer nur mit gesenktem Haupte dagestanden und den Kopf weder links noch rechts hin gewendet hatte, hob ihn bei dieser Frage empor, durchlief mit ihren Blicken den Saal von einem Ende bis zum andern, und als sie ihn genugsam betrachtet hatte, sagte sie: »Prinzessinn, dieser Saal ist wirklich bewundernswürdig und sehr schön. Indeß, so viel eine Einsiedlerin, die sich auf das, was in der Welt für schön gilt, nicht versteht, hievon urtheilen kann, so scheint mir bloß eine einzige Sache zu fehlen.« — »Was denn, meine gute Mutter?« fragte die Prinzessinn. »Saget es mir, ich beschwöre euch darum. Ich für mein Theil hatte immer geglaubt und auch so gar sagen hören, daß nichts daran fehle. Wenn indeß noch irgend etwas daran fehlt, so werde ich der Sache abhelfen lassen.«

»Prinzessinn,« erwiederte die falsche Fatime mit vieler Verstellung, »verzeihet mir die Freiheit, die ich mir nehme. Meine Meinung — wenn euch an dieser nämlich etwas liegen kann, — würde sein, daß, wenn oben von der Mitte dieser Kuppel ein Roch-Ei herab-

hinge, dieser Saal nicht seines gleichen auf Erden haben und dieser Palast ein Wunder der Welt sein würde.«

»Meine gute Mutter,« fragte die Prinzessinn, »was ist denn das für ein Vogel, der Roch, und wo könnte man wohl ein Ei von ihm herbekommen?« — »Prinzessinn,« erwiederte die falsche Fatime, »es ist dieß ein Vogel von bewundernswürdiger Größe, der auf der höchsten Spitze des Berges Kaukasus wohnt. Der Erbauer eures Palastes wird euch schon eines verschaffen.«

Die Prinzessinn Badrulbudur, nachdem sie der falschen Fatime für ihren vermeintlichen guten Rath gedankt hatte, fuhr fort, sich mit ihr über andere Gegenstände zu unterhalten; doch vergaß sie das Roch-Ei nicht, und nahm sich vor, sobald Aladdin von der Jagd wiederkäme, mit ihm davon zu reden. Seit sechs Tagen war er nämlich fort, und der Zauberer, der es recht gut wußte, hatte diese seine Abwesenheit benutzen wollen. Aladdin kam noch denselben Tag des Abends zurück, während die falsche Fatime so eben von der Prinzessinn sich beurlaubt und sich nach ihrem Zimmer begeben hatte. Er stieg in das Zimmer der Prinzessinn hinauf, welche so eben in dasselbe zurückkehrte, er begrüßte sie und umarmte sie; doch schien es ihm, als ob sie ihn etwas kälter empfinge: »Theure Prinzessinn,« sagte er zu ihr, »ich finde euch nicht so heiter als sonst. Ist in meiner Abwesenheit etwas vorgefallen, das euch mißfallen oder euch Verdruß und Mißver-

gnügen verursacht hat? Beim Himmel, verhehlet es mir nicht, ich werde alles aufbieten, um es von euch zu entfernen, wofern es in meiner Macht steht.« — »Es ist bloß eine Kleinigkeit,« antwortete die Prinzessinn, und es kümmert mich so wenig, daß ich gar nicht geglaubt habe, daß ihr auf meinem Gesicht eine Spur davon bemerken würdet. Indeß, da ihr wider mein Erwarten eine Veränderung auf demselben wahrgenommen, so will ich euch die Ursache nicht verhehlen, obwohl sie von geringer Bedeutung ist. Ich hatte, so wie ihr, immer geglaubt, »fuhr die Prinzessinn fort,« daß unser Palast der herrlichste, prachtvollste und vollendetste auf der Welt wäre. Indeß muß ich euch doch sagen, was mir bei genauer Besichtigung des Saales mit den vier und zwanzig Fenstern in den Sinn gekommen ist. Meinet ihr nicht auch, daß nichts übrig zu wünschen sein würde, wenn in der Mitte des Kuppelgewölbes ein Roch-Ei schwebend hinge?« — »Prinzessinn,« antwortete Aladdin, »wenn ihr findet, daß ein Roch-Ei noch daran fehlt, so ist das für mich hinlänglich, um denselben Mangel zu empfinden, und aus der Emsigkeit, womit ich diesem Mangel abhelfen werde, werdet ihr euch überzeugen, daß ich euch zu Liebe alles mögliche thue.«

Dreihundert sieben und vierzigste Nacht.

Aladdin verließ augenblicklich die Prinzessinn, stieg in den Saal von vier und zwanzig Fenstern hinauf,

zog dort aus seinem Busen die Lampe, die er seit jener Gefahr, in die er durch Vernachlässigung derselben gerathen, überall bei sich trug, und rieb sie. Sogleich erschien ihm der Geist. »Geist,« sagte Aladdin zu ihm, »es fehlt diesem Kuppelgewölbe noch ein Roch-Ei, welches mitten in der Vertiefung desselben aufgehangen sein müßte; ich befehle dir nun im Namen der Lampe, die ich in der Hand halte, daß du diesem Mangel abhelfest.«

Kaum hatte Aladdin diese Worte ausgesprochen, als der Geist einen so lauten und entsetzlichen Schrei ausstieß, daß der Saal davon erbebte, und daß Aladdin taumelte, und fast umzufallen in Gefahr war. »Wie, Elender,« sagte der Geist in einem Tone zu ihm, der auch dem unerschrockensten Manne Furcht eingeflößt haben würde; »ist es dir nicht genug, daß ich und meine Gefährten aus Rücksicht gegen dich alles mögliche gethan haben, daß du mir jetzt vermöge einer Undankbarkeit, die ihres gleichen nicht hat, befiehlst, dir meinen Vater zu bringen und ihn mitten in dieser Kuppelwölbung aufzuhängen? Dieser Frevel verdiente, daß du nebst deiner Frau und deinem Palaste auf der Stelle in Staub und Asche verwandelt würdest; indeß zu deinem Glücke geht dieser Wunsch nicht unmittelbar von dir aus. Du mußt nähmlich wissen, daß der Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Feindes, den du verdientermaaßen vertilgt hast, der eigentliche Urheber davon ist. Er befindet sich in dei-

nem Palaste, verkleidet in den Anzug der heiligen Frau Fatime, die er ermordet hat, und er ist es, der deiner Frau das verderbliche Verlangen eingab, das du gegen mich geäußert hast. Seine Absicht ist dich umzubringen; du magst dich also in Acht nehmen.« Mit diesen Worten verschwand er.

Aladdin verlor keines von den letzten Worten des Geistes. Er hatte von der heiligen Frau Fatime reden hören, und ihm war nicht unbekannt, auf welche Weise sie, wie vorgegeben wurde, das Kopfweh heilte. Er kehrte demnach in das Zimmer der Prinzessinn zurück, und ohne ein Wort von dem, was ihm begegnet war, zu reden, setzte er sich nieder, stützte seine Stirn auf die Hand, und sagte, daß ihn plötzlich ein heftiges Kopfweh befallen habe. Die Prinzessinn befahl sogleich die heilige Frau zu rufen, und während sie geholt wurde, erzählte sie Aladdin, bei welcher Gelegenheit sie in dem Palast gekommen und wie sie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falsche Fatime kam. Sobald sie hereingetreten war, sagte Aladdin zu ihr: »Kommt her, meine gute Mutter, es freut mich euch zu sehen und daß ihr gerade zu meinem guten Glücke hier seid. Ich werde von einem heftigen Kopfschmerz geplagt, der mich so eben befallen hat. Im Vertrauen auf euere Gebete verlange ich von euch Hülfe und hoffe, daß ihr die Wohlthat, die ihr so vielen mit dieser Krankheit behafteten erzeuget, mir nicht abschlagen werdet.« Mit diesen Worten stand er auf, indem er den Kopf niederbückte. Die

falsche Fatime näherte sich ihm, doch mit der Hand an einen Dolch fassend, den sie unter ihrem Kleide am Gürtel stecken hatte. Aladdin, der ihn immerfort beobachtete, hielt jenem plötzlich die Hand fest, noch ehe er den Dolch gezückt hatte, durchborte ihm mit seinem Dolche das Herz, und warf ihn auf den Fußboden hin.

»Mein theurer Gemahl, was habt ihr gethan?« rief die Prinzessinn voll Schrecken aus. »Ihr habt ja die heilige Frau umgebracht!« — »Nein, geliebte Prinzessinn,« erwiederte Aladdin ganz ruhig, »nicht Fatimen habe ich getödtet, sondern einen Schurken, der mich umgebracht haben würde, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre. Dieser Bösewicht, den ihr hier sehet,« fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, »war es, der Fatimen ermordete und sich in ihren Anzug verkleidete, um mich zu erdolchen; und damit ihr es nur wißt, er war ein Bruder des afrikanischen Zauberers eures Entführers.« Aladdin erzählte ihr hierauf, wie er diese einzelnen Umstände erfahren habe, und ließ sodann den Leichnam wegschaffen.

Auf diese Art wurde also Aladdin von der Verfolgung der beiden verbrüderten Zauberer befreit. Wenige Jahre nachher starb der Sultan in hohen Alter. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm die Prinzessinn Badrulbudur, als gesetzmäßige Erbin, auf dem Throne, und theilte ihre Herrschaft mit Aladdin. Sie regierten mit einander lange Jahre, und hinterließen eine berühmte Nachkommenschaft.

»Herr,« sagte die Sultaninn Scheherasade, als sie die Geschichte von der Wunderlampe vollendet hatte, »Euer Majestät wird ohne Zweifel bemerkt haben, daß in der Person des afrikanischen Zauberers ein Mann dargestellt ist, den eine unmäßige Begier ergriffen hat, sich Schätze auf strafbarem Wege zu erwerben, die er auch wirklich entdeckt, doch zu deren Besitz er nie gelangt, weil er sich dessen unwürdig gemacht hat. In Aladdin sehet ihr im Gegentheil einem Mann, der sich von niederer Herkunft bis zur Königswürde erhebt, und zwar durch den Gebrauch derselben Schätze, die ihm in die Hände fallen, ohne daß er sie sucht, und bloß in dem Maaße, als er sie zu Erreichung seines jedesmaligen Zweckes nöthig hat. An dem Sultan könnt ihr abnehmen, wie leicht selbst ein guter, gerechter und gütiger Monarch Gefahr läuft, entthront zu werden, wenn er vermöge einer schreienden Ungerechtigkeit und gegen alle Vorschriften der Billigkeit es wagt, aus Uebereilung einen Unschuldigen zu verdammen, ohne seine Rechtfertigung zu hören. Endlich werdet ihr die Schandthaten der beiden verbrecherischen Zauberer verabscheuen, wovon der eine sein Leben opfert, um Schätze zu gewinnen, und der andere Leben und Religion zugleich, um einen Frevler, wie er selber, zu rächen, und der gleich jenem die verdiente Strafe seiner Bosheit empfängt.«

Der Sultan von Indien versicherte seine Gemahlinn, die Sultaninn Scheherasade, daß ihn die Aben-

teuer mit der Wunderlampe sehr befriedigt hätten, und daß ihre nächtlichen Erzählungen ihm viel Vergnügen gewährten. Er sah recht gut, daß die Sultaninn sehr geschickt eine an die andere knüpfte; indeß war er gar nicht böse darüber, daß sie ihm dadurch Gelegenheit gab, die Vollziehung seines Schwures, keine Frau länger als eine Nacht zu behalten und sie am folgenden Morgen dann hinrichten zu lassen, in Hinsicht ihrer noch auszusetzen. Er war fast auf nichts so neugierig, als darauf, ob er es nicht endlich dahin bringen würde, daß ihr der Stoff ausginge.

Dreihundert acht und vierzigste Nacht.

Als er daher die Geschichte von Aladdin und Badrulbudur bis zu Ende gehört hatte, und zwar ganz anders, als sie ihm bisher immer erzählt worden war, so kam er am folgenden Morgen beim Erwachen Dinarsaden zuvor, weckte die Sultaninn selber, und fragte sie, ob sie nun mit ihren Geschichten zu Ende sei?

»Mit meinen Geschichten zu Ende?« rief die Sultaninn ganz erstaunt aus. »Da fehlt noch viel, Euer Majestät; ihre Zahl ist so groß, daß es mir selber nicht möglich sein würde, sie vollständig anzugeben. Ich fürchte bloß, daß Euer Majestät zuletzt beim Zuhören sich langweile und dessen müde werde, ehe mir noch der Stoff zu diesen Erzählungen ausgeht.«

»Diese Besorgniß kannst du dir immer aus dem Sinn schlagen,« erwiederte der Sultan. »Doch wir wollen sehen, was du mir Neues zu erzählen hast.«

Die Sultaninn Scheherasade, durch diese Worte des Sultans von Indien aufgemuntert, begann folgende neue Geschichte:

Geschichte
Ganem's,
des
Sohnes von Abu Aïbu.

Geschichte
Ganem's, des Sohnes von Abu Aïbu.

Es war einmal in Damask ein Kaufmann, der durch seine Betriebsamkeit und seinen Fleiß ein großes Vermögen gesammelt hatte, wovon er sehr anständig lebte. Abu Aïbu — so hieß dieser Kaufmann — hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn bekam anfänglich den Namen Ganem, später den Beinamen: der Liebessklave. Er war von schöner Leibesgestalt, und sein Geist, der von Natur herrliche Anlagen hatte, war durch geschickte Lehrer, die ihm sein Vater hielt, sehr gut ausgebildet worden. Die Tochter bekam den Namen Herzensmacht, weil sie von einer so vollkommenen Schönheit war, daß sie jeder, der sie sah, lieben mußte.

Abu Aïbu starb, und hinterließ unermeßliche Reichthümer. Hundert Ladungen an Brokat und andern Seidenstoffen, die sich in seinem Waaren- und Lagerhäusern vorfanden, machten bloß den kleinsten Theil davon aus. Die Ladungen waren alle schon fertig gepackt, und auf jedem Ballen las man mit großen Buchstaben geschrieben: »Nach Bagdad.«

Um dieselbe Zeit herrschte in Damask, der Hauptstadt Syriens, Mohamed, der Sohn Soliman's, mit dem Beinamen Sinebi. Harrun Arreschyd, mit dem er verwandt war, und der seinen Sitz zu Bagdad hatte, hatte ihm dieses Reich mit Vorbehalt der Zinsbarkeit überlassen.

Nicht lange nach Abu Aïbu's Tode unterhielt sich einst Ganem mit seiner Mutter von Familienangelegenheiten, und in Bezug auf die Waarenladungen, die sich in dem Lagerhause befanden, fragte er sie, was denn die Aufschrift auf jedem Ballen bedeuten solle. »Mein Sohn,« erwiederte die Mutter, »dein Vater reiste bald in dieses bald in jenes Land, und pflegte vor seiner Abreise jedesmal den Namen der Stadt, wo er hin wollte, auf jeden Ballen zu schreiben. Er hatte eben alles in Stand gesetzt, um eine Reise nach Bagdad zu machen, und war im Begriff, dahin abzureisen, als er starb....« Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, das noch frische Andenken an den Tod ihres Mannes hemmte ihre Rede und entlockte ihr einen Strom von Thränen.

Ganem konnte die tiefe Rührung seiner Mutter nicht sehen, ohne selber gerührt zu werden. Sie blieben eine Weile stumm und sprachlos. Endlich faßte er sich wieder, und als er seine Mutter wieder im Stande sah, ihn anzuhören, nahm er das Wort und sagte: »Da mein Vater diese Waaren für Bagdad bestimmt hat, und selber nicht mehr im Stande ist, diesen Plan

auszuführen, so werde ich mich anschicken, diese Reise zu machen. Ich glaube selber, daß es nothwendig ist, meine Abreise zu beschleunigen, damit diese Waaren nicht etwa zu Grunde gehen oder damit wir nicht die Gelegenheit verlieren, sie vortheilhaft abzusetzen.«

Die Wittwe Abu Aïbu's, die ihren Sohn zärtlich liebte, ward über diesen seinen Entschluß sehr betrübt. »Mein Sohn,« erwiederte sie, »ich muß dich loben, daß du in die Fußtapfen deines Vaters treten willst; aber bedenke, daß du noch zu jung, ohne Erfahrung, und keineswegs an die Beschwerden einer Reise gewöhnt bist. Ueberdieß, willst du mich den verlassen, und zu dem Schmerz, unter dem ich erliege, noch einen neuen hinzufügen? Ist es nicht besser, diese Waaren an Kaufleute von Damask zu verkaufen und mit einem mäßigen Gewinn vorlieb zu nehmen, als dein Leben der Gefahr aussetzen?«

Sie mochte immerhin das Vorhaben Ganem's durch die triftigsten Gründe bestreiten, er hatte kein Ohr dafür. Die Lust zu reisen und seinen Geist durch eine ausgebreitete Kenntniß der Welt zu vervollkommnen trieb ihn zur Abreise an, und überwog die Vorstellungen, Bitten, ja Thränen seiner Mutter. Er ging auf den Sklavenmarkt, kaufte sich mehrere recht handfeste Sklaven, miethete hundert Kameele, und nachdem er sich mit allem zur Reise Nöthigen versehen hatte, machte er sich mit fünf bis sechs Kaufleuten von

Damask, welche Handelsgeschäfte zu Bagdad hatten, auf den Weg.

Diese Kaufleute, die alle ihre Sklaven und noch mehrere andere Reisende zur Begleitung bei sich hatten, machten eine so ansehnliche Karawane aus, daß sie nichts von dem Beduinen zu fürchten hatten, das heißt, von denjenigen Arabern, die kein anderes Gewerbe treiben, als die Ebene zu durchstreifen, und die Karawanen anzufallen und zu plündern, wenn sie nicht stark genug sind, ihre Angriffe zurückzuweisen. Sie hatten also bloß die gewöhnlichen Beschwerden einer weiten Reise zu bestehen, die sie gern beim Anblick von Bagdad vergaßen, wo sie glücklich anlangten.

Sie stiegen in dem prächtigsten und besuchtesten Chan der Stadt ab. Doch Ganem, der gern bequem und für sich allein wohnen wollte, nahm darin nicht Herberge, sondern begnügte sich, seine Waaren daselbst im Lagerhause zu lassen, damit sie in Sicherheit wären. Er miethete sich in der Nachbarschaft ein schönes, kostbar meublirtes Haus, wobei ein Garten sich befand, der durch die Menge seiner Springbrunnen und Baumgruppen sehr angenehm war.

Einige Tage drauf, als der junge Kaufmann in dieß Haus eingezogen war und sich von den Beschwerden der Reise völlig erholt hatte, kleidete er sich sehr gut an und begab sich an den öffentlichen Ort, wo sich die Kaufleute versammelten, um Waaren einzukaufen oder zu verkaufen. Ihm folgte ein Sklave, der

einen ganzen Ballen von verschiedenen Arten von Stoffen und feinen Schleiertüchern trug.

Die Kaufleute empfingen Ganem sehr höflich, und ihr Vorsteher, an den er sich zuerst wendete, nahm und kaufte den ganzen Ballen nach dem Preise, der auf dem Zettel angegeben war, welcher an jedem Stück befestigt war. Ganem setzte dieß Geschäft mit so viel Glück fort, daß er die Waaren, die er jeden Tag hintragen ließ, immer alle verkaufte.

Er hatte bloß noch einen einzigen Ballen übrig, den er aus dem Lagerhause nach seiner Wohnung hatte bringen lassen, als er einst wieder nach dem öffentlichen Versammlungsplatze der Kaufleute ausging. Er fand da alle Kaufläden verschlossen. Die Sache schien ihm so seltsam, daß er sich nach der Ursache erkundigte, wo er denn erfuhr, daß einer der ersten Kaufleute, der ihm aber nicht weiter bekannt war, gestorben sei und daß seine sämmtlichen Handelsfreunde und Mitkaufleute der Sitte gemäß zu seinem Begräbniß mitgegangen wären.

Ganem erkundigte sich nach der Moschee, wo das Gebet für ihn gehalten werden und von wo aus die Leiche nach dem Begräbnißplatze getragen werden sollte, und als man ihm dieselbe bezeichnet hatte, schickte er seinen Sklaven mit dem Pack Waaren wieder zurück und nahm seinen Weg nach der Moschee. Er kam dort an, ehe noch das Gebet ganz geendigt war, welches man in einem ganz mit schwarzen Atlas ausge-

schlagenen Saale hielt. Hierauf hob man die Leiche auf, und die ganze Verwandtschaft nebst Ganem und den übrigen Kaufleuten folgte ihr bis zum Begräbnißorte, welcher außerhalb der Stadt und sehr weit entfernt war. Es war dieß ein steinernes oben kuppelförmiges Gebäude, welches zur Aufnahme der Leichen der gesammten Familie des Verstorbenen bestimmt war; da es sehr klein war, so hatte man rings umher Zelte aufgeschlagen, damit das ganze Leichengefolge sich während der Zeremonieen darunter aufhalten könnte. Man öffnete das Grab, legte die Leiche hinein, und verschloß es dann wieder. Hierauf setzte sich der Imam und die übrigen Diener der Moschee in einem Kreise auf die Teppiche unter dem Hauptzelte, und sagten die übrigen Gebete her; auch lasen sie die für Todtenbestattung vorgeschriebenen Kapitel des Korans her. Die Verwandten und die Kaufleute folgten ihrem Beispiele und setzten sich rings im Kreise hinter sie.

Es war beinahe Nacht geworden, als alles geendigt war. Ganem, der sich auf eine so lange Feierlichkeit nicht gefaßt gemacht hatte, fing an unruhig zu werden, und seine Unruhe stieg, als er sah, daß man der in Bagdad bestehenden Sitte zufolge ein Mahl zu Ehren des Verstorbenen auftrug. Man sagte ihm zugleich, daß die Zelte nicht bloß gegen die Sonnenglut ausgespannt worden wären, sondern auch gegen den Nachtthau, weil man erst gegen den Morgen nach der Stadt zurückkehren würde. Diese Nachricht beunruhigte Ga-

nem. »Ich bin hier ein Fremder;« dachte er bei sich selber, »und gelte für einen reichen Kaufmann. Es können Diebe meine Abwesenheit benutzen und mein Haus plündern; selbst meine Sklaven können sich durch eine so schöne Gelegenheit reizen lassen, sie dürfen bloß mit dem Gelde, das ich für die Waaren empfangen, die Flucht ergreifen, und wo soll ich sie dann suchen?« Lebhaft mit diesen Gedanken beschäftigt, aß er ganz flüchtig einige Bissen, und stahl sich dann unvermerkt aus der Gesellschaft hinweg.

Um rascher fortzukommen, beschleunigte er seine Schritte, indeß, wie es oft wohl zu gehen pflegt, daß man um so weniger vorwärts kommt, je eilfertiger man ist, so ging es auch dießmal; er schlug einen falschen Weg ein und verirrte sich im Finstern, so daß es fast schon Mitternacht war, als er am Stadtthor ankam. Zum größten Unglück fand er es verschlossen. Dieser wiederwärtige Zufall setzte ihn von neuem in Verlegenheit und nöthigte ihn, einen Orte aufzusuchen, wo er den noch übrigen Theil der Nacht zubringen könnte, und zu warten, bis man das Thor öffnen würde. Er trat in einen Begräbnißplatz ein, der so groß war, daß er sich von der Stadt bis dahin erstreckte, wo er eben herkam. Hier ging er vorwärts bis an einen kleinen von einer hohen Mauer umgebenen Platz, welcher der Privatbegräbnißort einer Familie war und auf welchem ein Palmbaum stand. Es gab außerdem da noch eine Menge anderer Privatbegräbnisse, deren

Thüren nicht immer festzugeschlossen waren. Da nun Ganem gerade den Platz, wo der Palmbaum stand, offen fand, so ging er hinein und schloß die Thür hinter sich zu, legte sich dann aufs Gras und that alles mögliche, um einschlafen zu können, doch seine Unruhe, sich außer seiner Wohnung zu sehen, hinderte ihn daran. Er stand auf, spazierte einigemal nach der Thür hin auf und nieder, und öffnete sie endlich, ohne zu wissen, warum. In diesem Augenblick sah er von weitem ein Licht, das auf ihn zu zu kommen schien. Bei diesem Anblick ward er von Furcht ergriffen, er schlug die Thür wieder zu, die nur durch eine Klinke sich schloß, und stieg geschwind auf dem Palmbaum, der ihm in der Angst der sicherste Zufluchtsort zu sein schien.

Er war kaum oben, als er beim Scheine des Lichts, das ihn so erschreckt hatte, ganz deutlich drei Männer die der Kleidung nach Sklaven zu sein schienen, in dem Begräbnißplatz, worin er sich befand, hereintreten sah. Der eine ging mit einer Laterne voran, und die beiden andern gingen hinter ihm her, mit einem Kasten von fünf bis sechs Fuß Länge, den sie auf ihren Schultern trugen. Sie setzten ihn nieder, und einer von den drei Sklaven sagte hierauf zu seinen beiden Gefährten: »Bruder, wenn ihr mir folgt, so lassen wir den Kasten hier, und nehmen unsern Weg nach der Stadt zurück.« — »Nein, nein,« antwortete ein anderer, »wir dürfen die Befehle unserer Gebieterinn nicht so schlecht vollziehen, es könnte uns einst reuen, sie so

vernachlässigt zu haben, wir wollen lieber diesen Kasten vergraben, wie uns befohlen ist.« Die beiden andern Sklaven traten dieser Ansicht bei. Sie fingen nun an mit Werkzeugen, die sie zu diesem Zweck mitgebracht, die Erde aufzuwühlen, und als sie eine tiefe Grube gemacht hatten, setzten sie den Kasten hinein, und bedeckten ihn mit der Erde, die sie aufgewühlt hatten. Hierauf gingen sie aus dem Begräbnißplatze fort und wieder nach Hause.

Dreihundert neun und vierzigste Nacht.

Ganem, der oben auf dem Palmbaum alles, was die Sklaven sprachen, gehört hatte, wußte nicht, was er von diesem Abenteuer denken sollte. Er muthmaßte, der Kasten müsse wohl etwas kostbares enthalten, und die Person, welcher er gehöre, müsse ihre Gründe haben, ihn auf dem Todtenacker verstecken zu lassen. Er beschloß, sich auf der Stelle hierüber Aufklärung zu verschaffen, und stieg vom Palmbaum herab. Der Weggang der Sklaven hatte ihm jede Furcht benommen. Er fing an, an dem Grabhügel zu arbeiten, und wußte so gut seine Hände und Füße zu benutzen, daß er in kurzer Zeit den Kasten von der Erde entblößt hatte; indeß er fand ihn durch ein großes Vorlegeschloß verschlossen. Er ärgerte sich außerordentlich über dieß neue Hinderniß, welches ihn abhielt, seine Neugierde zu befriedigen. Indeß er verlor den Muth

nicht, und als unterdessen der Tag anbrach, so entdeckte er auf dem Begräbnißplatze mehrere große Kieselsteine. Er suchte sich einen derselben aus und zersprengte ohne sonderliche Mühe das Vorlegeschloß; hierauf öffnete er voll Ungeduld den Kasten. Allein, wie groß war Ganem's Erstaunen, als er, anstatt, wie er erwartet hatte, Geld darin zu finden, ein junges Mädchen von unvergleichlicher Schönheit darin antraf. An ihrer frischen und rosigen Gesichtsfarbe, und mehr noch an ihrem sanften und regelmäßigen Athemholen erkannte er, daß sie noch voll Leben sei: nur konnte er nicht begreifen, warum sie doch, im Fall sie bloß schlief, bei dem Geräusch, daß er beim Aufsprengen des Vorlegeschlosses gemacht hatte, nicht erwacht war. Sie hatte ein so prächtiges Kleid, diamantene Armbänder und Ohrgehänge, nebst einem Halsbande von so großen und feinen Perlen, daß er keinen Augenblick zweifelte, es müsse eine von dem vornehmsten Frauen des Hofes sein. Beim Anblick einer solchen Schönheit ward Ganem nicht bloß von Mitleid und jener natürlichen Neigung, andern in Gefahr beizustehen, sondern von einem noch stärkeren Gefühl, welches er sich nicht erklären konnte, angetrieben, dieser jungen Schönen alle die Hülfe zu leisten, die in seiner Macht stand.

Vor allen Dingen verschloß er die Thür des Begräbnißortes, welche die Sklaven offen gelassen hatten. Sodann kehrte er zurück, faßte die Dame unter den Armen, zog sie aus dem Kasten heraus und legte sie

auf die frisch aufgewühlte Erde hin. Sie war kaum in diese Lage gebracht und der frischen Luft ausgesetzt, als sie nieste und nach einer kleinen Anstrengung mit dem Kopfe, durch den Mund eine Flüssigkeit von sich gab, die ihr, wie es schien, bisher den Magen beschwert hatte. Sodann blinzelte sie, rieb sich die Augen, und rief mit einer Stimme, wovon Ganem, dem sie nicht sehen konnte, ganz bezaubert wurde: »Gartenblume, Korallenzweig, Zuckerrohr, Tageslicht, Morgenstern, Zeitvertreib, so redet doch, wo seid ihr?« Dieß waren nämlich die Namen der Sklavinnen, die ihr gewöhnlich aufwarteten. Sie rief nach ihnen, und wunderte sich sehr, daß niemand antwortete. Endlich schlug sie die Augen auf, und als sie sich auf einem Todtenacker erblickte, wurde sie von Furcht ergriffen. »Was ist das?« rief sie, noch stärker als zuvor: »stehen die Todten auf? sind wir schon am jüngsten Tage? Welch eine seltsame Veränderung seit gestern Abend!«

Ganem wollte die junge Schöne nicht länger in dieser Unruhe lassen. Er trat mit aller nur möglichen Ehrerbietung und auf die artigste Weise vor sie hin und sagte zu ihr: »Edle Frau, ich kann euch nur sehr schwach die Freude schildern, die ich darüber empfinde, daß ich hier zugegen war, und euch diesen Dienst leisten konnte, und daß ich euch alle die Hilfe anbieten kann, deren ihr in eurem jetzigen Zustande bedürfet.«

Um der schönen Frau Zutrauen zu sich einzuflößen. sagte er ihr zuerst, wer er wäre, und durch welchen Zufall er auf diesen Begräbnißort gerathen sei: sodann erzählte er ihr die Ankunft der drei Sklaven, und wie sie den Kasten vergraben hätten. Die Frau welche sich beim Anblick Ganem's das Gesicht mit ihrem Schleier verhüllt hatte, wurde von lebhaftem Dankgefühl gegen ihn ergriffen, und sagte: »Ich danke Gott, daß er mir einen so wackern Mann, wie ihr seid, zugesandt hat, um mich vom Tode zu befreien. Doch da ihr ein so mildthätiges Werk einmal angefangen habt, so beschwöre ich euch, es nicht unvollendet zu lassen. Gehet, ich bitte euch darum, in die Stadt und holet einen Mauleseltreiber, der mich hier wegholt und in demselben Kasten nach eurer Wohnung führe. Denn wenn ich mit euch zu Fuß von hier wegginge, so könnte jemanden unterwegs meine Kleidung, die sich von der Kleidung der übrigen Frauen in der Stadt unterscheidet, auffallen und ihn bewegen, mir nachzugehen, was ich aber um äußerst wichtiger Gründe willen zu vermeiden suchen muß. Sobald ich in eurem Hause bin, werdet ihr aus der Erzählung meiner Geschichte erfahren, wer ich bin; unterdeß aber seid versichert, daß ihr nicht eine Undankbare zu Dank verpflichtet habt.«

Der junge Kaufmann zog, bevor er die schöne Frau verließ, den Kasten aus der Grube heraus, schüttete diese mit Erde wieder zu, legte die Frau dann wieder in den Kasten, und machte diesen wieder so zu, daß

man nicht merkte, daß das Schloß daran zersprengt sei; damit indeß die Frau nicht ersticken möchte, ließ er einen kleinen Riß offen, durch welchen sie frische Luft schöpfen konnte. Beim Weggehen aus dem Begräbnißplatze zog er die Thür hinter sich zu, und da das Stadtthor bereits offen war, so fand er bald, was er suchte. Er kehrte nun nach dem Todtenacker zurück; half dem Maulthiertreiber den Kasten auf seinen Maulesel laden, und sagte, um ihm jeden Verdacht zu benehmen: er sei in der Nacht mit einem andern Maulthiertreiber hier angekommen, und dieser hätte in der Eil, um schnell umkehren zu können, den Kasten auf dem Begräbnißplatze abgeladen.

Ganem, der seit seiner Ankunft in Bagdad sich nur mit seinem Handel beschäftigt hatte, hatte noch nie die Macht der Liebe empfunden; jetzt fühlte er sie zum erstenmal. Er hatte die junge Schöne nicht ansehen können, ohne von ihrer Schönheit ganz geblendet zu werden, und die Unruhe, die er empfand, als er von fern dem Maulthiertreiber folgte, so wie die Besorgniß, daß unterweges irgend etwas zustoßen könnte, was ihm seine Eroberung entreißen könnte, gaben ihm über seinen inneren Zustand Aufschluß. Seine Freude war unbeschreiblich, als er glücklich bei seiner Wohnung angelangt war und den Kasten abladen sah. Nachdem er den Maulthiertreiber entlassen, und durch einen seiner Sklaven die Hausthür hatte verschließen lassen, öffnete er den Kasten, half der jungen Schönen heraussteigen, bot ihr die Hand, und führte sie nach sei-

nem Zimmer, indem er sie wegen dessen bedauerte, was sie in diesem engen Verschluß ausgestanden habe. »Wenn ich etwas ausgestanden habe,« sagte sie hierauf, »so bin ich durch das, was ihr für mich gethan, und durch das Vergnügen, das ich empfinde, mich in Sicherheit zu sehen, hinlänglich dafür entschädigt.«

Das Zimmer Ganem's, so reich meublirt es auch war, zog minder die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich, als der schlanke Wuchs und der edle Anstand ihres Befreiers, dessen Artigkeit und verbindliches Wesen ihr das lebhafteste Dankgefühl einflößten. Sie setzte sich auf ein Sofa, und um dem Kaufmann an den Tag zu legen, wie sehr sie den ihr geleisteten Dienst anerkenne, nahm sie ihren Schleier ab. Ganem fühlte seinerseits die Gunst, die eine so liebenswürdige Dame ihm dadurch erzeigte, daß sie ihn ihr entschleiertes Gesicht sehen ließ, in ihrer ganzen Größe, oder vielmehr er fühlte, daß er für sie bereits die leidenschaftlichste Zuneigung hegte. Wie viel Verbindlichkeiten sie ihm auch schuldig sein mochte, er fühlte sich durch eine so köstliche Gunstbezeigung nur zu sehr belohnt.

Die Schöne errieth Ganem's Gesinnungen, ward aber darüber nicht unruhig, weil er sich in ehrerbietiger Ferne hielt. Da er muthmaßte, daß sie wohl zu essen wünschen möge, und keinem andern das Geschäft übertragen wollte, einen so reizenden Gast zu bewirthen, so ging er in Begleitung eines Sklavens zu einem Speisewirth und bestellte eine Mahlzeit. Von dem

Speisewirth begab er sich dann zu einem Obsthändler, wo er sich die schönsten und vortrefflichsten Früchte auslas; eben so kaufte er sich von dem köstlichsten Wein und von demselben Brote, das der Chalyf auf seiner Tafel speiste.

Sobald er in seine Wohnung zurückgekehrt war, errichtete er mit eigener Hand von den eingekauften Früchten eine Pyramide, und setzte diese selber in einer Schüssel von dem feinsten Porzellan vor sie hin, indem er zu ihr sagte: »Edle Frau, unterdeß, bis eine nahrhaftere und euer würdige Mahlzeit bereitet sein wird; wählet und nehmet, ich bitte euch, einige von diesen Früchten hier.« Er wollte vor ihr stehen bleiben, doch sie erklärte, daß sie nicht eher etwas anrühren würde als bis er sich gesetzt haben und mit ihr essen würde. Er gehorchte, und als sie einige Stücke gespeist hatten, bemerkte Ganem, daß der Schleier, den die Dame neben sich aufs Sofa hingelegt, mit einem Saume von goldgestickten Buchstaben eingefaßt war, und bat um die Erlaubniß, diese Stickerei besehen zu dürfen. Die schöne Frau nahm und überreichte ihm den Schleier, mit der Frage, ob er auch wohl lesen könne? »Verehrungswürdige Frau,« erwiederte er mit Bescheidenheit, ein Kaufmann, der nicht wenigstens lesen und schreiben könnte, würde sehr schlecht seine Geschäfte betreiben.« — »Nun gut,« erwiederte sie, »so leset die Worte, die hier in den Schleier gestickt sind; es ist dieß zugleich ein Anlaß für mich, euch meine Geschichte zu erzählen.«

Ganem nahm den Schleier und las folgende Worte: »Ich gehöre dir und du gehörst mir, o Abkömmling des Oheims des Propheten!« Dieser Abkömmling von dem Oheim des Propheten war der Chalyf Harun Arreschyd, der damals regierte und von Abbas, dem Oheim Mohammed's, abstammte.

Als Ganem den Sinn dieser Worte begriffen hatte, rief er traurig aus: »Ach, gnädige Frau, ich habe euch so eben das Leben wieder gegeben, und diese Schrift gibt mir den Tod! Ich verstehe die geheime Bedeutung derselben zwar nicht ganz, doch sehe ich nur zu wohl ein, daß ich der unglückseligste aller Menschen bin. Verzeihet mir, edle Frau, die Freiheit, die ich mir nehme, es euch zu sagen: ich konnte euch nicht sehen, ohne euch mein Herz zu schenken, ihr selber wißt, wie wenig es in meiner Macht stand, es euch zu versagen, und das ist es, was meiner Verwegenheit zur Entschuldigung gereichen wird. Ich nahm mir vor, das eurige durch meine Verehrung, meine Sorgfalt, meine Gefälligkeiten, meinen Eifer, meine Unterwürfigkeit und meine Beharrlichkeit zu rühren, und kaum habe ich diesen schmeichelhaften Plan gefaßt, als ich auch schon meine Hoffnungen wieder dahin sinken sehe. Ich kann nicht dafür stehen, daß ich ein so großes Unglück lange zu ertragen im Stande sein werde; allein, was auch immer daraus entstehen mag, ich werde wenigstens den Trost haben, für euch zu sterben.

Gebt mir, edle Frau, ich beschwöre euch, völlige Aufklärung über mein trauriges Schicksal.«

Er konnte diese letzten Worte nicht ohne Thränen aussprechen. Die schöne Frau ward davon gerührt. Anstatt über die Erklärung, die sie so eben vernommen. sich zu beklagen, empfand sie vielmehr eine geheime Freude darüber; denn ihr Herz hatte sich bereits von ihm einnehmen lassen. Jedoch verhehlte sie es, und als ob sie auf Ganem's Rede gar nicht Acht gegeben, antwortet sie ihm: »Ich hätte mich wohl gehütet, euch meinen Schleier zu zeigen, wenn ich geglaubt hätte, daß er euch so großes Mißvergnügen machen würde, und ich sehe nicht ab, wie das, was ich euch gesagt, euer Loos so beklagenswerth machen könne, als ihr euch einbildet. Ihr müßt nämlich wissen, »fuhr sie fort,« um euch meine Geschichte zu erzählen, daß ich Herzenspein[3] heiße, — ein Nahme, der mir bei meiner Geburt gegeben wurde, weil man glaubte, daß mein Anblick dereinst viel Leid verursachen würde. Er wird euch nicht unbekannt sein, da in ganz Bagdad niemand ist, der nicht wüßte, daß der Chalyf Harun Arreschyd eine Favoritinn hat, die so heißt. Man brachte mich schon in meiner frühsten Jugend in seinen Palast, und erzog mich mit aller Sorgfalt, die man nur irgend auf Personen meines Geschlechts, die darin zu bleiben bestimmt sind, zu verwenden pflegt. Ich machte in alle dem, was man mich lehrte, nicht üble Fortschritte, und dieß, nebst einem Zuge von

Schönheit, erwarb mir die Freundschaft des Chalyfen, der mir ein besonderes Zimmer neben dem seinigen einräumte. Der Chalyf ließ es bei dieser Auszeichnung nicht bewenden. Er ernannte zwanzig Frauen mir zur Aufwartung, nebst eben so vielen Verschnittenen, und machte mir seitdem so ansehnliche Geschenke, daß ich mich bald reicher sah, als irgend eine Königinn auf der Welt. Ihr könnt leicht denken, daß Sobeïde, die Gemahlinn und Verwandte des Chalyfen mein Glück nicht ohne Eifersucht ansehen konnte. Obwohl Harun ihr alle mögliche Achtung erzeigte, so suchte sie doch jede Gelegenheit auf, mich ins Verderben zu stürzen. Bisher hatte ich mich immer vor ihren Fallstricken zu hüten gewußt, doch endlich unterlag ich dem letzten Anschlage ihrer Eifersucht, und ohne euch würde ich in diesem Augenblick meinem unvermeidlichen Tode entgegen sehen. Es ist mir unzweifelhaft, daß sie eine meiner Sklavinnen bestochen hat, die mir gestern Abend im Zitronenwasser ein Pulver beibrachte, welches einen so tiefen Schlaf verursacht, daß man mit denen, die es zu sich genommen, nach Belieben schalten kann, und zwar ist dieser Schlaf von der Art, daß sieben bis acht Stunden hindurch nichts ihn zu verscheuchen im Stande ist. Ich habe um so mehr Grund, dieß zu vermuthen, da ich von Natur einen so leichten Schlaf habe und bei dem geringsten Geräusch erwache. Sobeïde hat zu Ausführung ihres boshaften Planes die Abwesenheit des Chalyfen be-

nutzt, der vor einigen Tagen an der Spitze seines Heeres ins Feld gezogen ist, um die Kühnheit einiger benachbarten Könige zu bestrafen, die sich zum Kriege gegen ihn verbunden haben. Ohne diesen günstigen Zufall würde meine Nebenbuhlerinn, so wüthend sie sein mag, dennoch nichts gegen mein Leben zu unternehmen gewagt haben. Ich weiß nicht, was sie thun wird, um dem Chalyfen die Kenntniß von diesem ihrem Verfahren zu entziehen; indeß ihr sehet wenigstens, wie wichtig es für mich ist, daß ihr die Sache als Geheimniß bewahret. Mein Leben steht auf dem Spiele, und so lange der Chalyf von Bagdad abwesend ist, werde ich in euerer Wohnung nicht sicher sein. Euch selbst muß daran liegen, mein Abenteuer geheim zu halten; denn wenn Sobeïde erführe, welche Verpflichtung ich gegen euch habe, sie würde euch selber für meine Lebensrettung bestrafen. Nach der Rückkehr des Chalyfen werde ich weniger Vorsichtsmaßregeln zu beobachten haben. Ich werde dann schon Mittel und Wege finden, ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und ich bin überzeugt, daß er eifriger als ich selber bemüht sein wird, einen Dienst zu vergelten, der mich seiner Liebe wiederschenkt.

Als die schöne Favoritinn Harun Arreschyd's ausgesprochen hatte, nahm Ganem das Wort und sagte: »Gnädige Frau, ich sage euch tausendfachen Dank für die Aufklärung, die ihr mir auf meine Bitte gegeben, und ich bitte euch zu glauben, daß ihr hier völlig in

Sicherheit seid. Die Gefühle, die ihr mir eingeflößt, bürgen euch für meine Verschwiegenheit; indeß was die meiner Sklaven betrifft, so gestehe ich euch, daß man sich nicht ganz darauf verlassen kann. Sie könnten leicht die mir schuldige Treue aus den Augen sezzen, wenn sie wüßten, durch welchen Zufall und an welchem Orte ich euch zu treffen das Glück gehabt; indeß dieß können sie unmöglich ahnden, ja ich glaube euch sogar versichern zu können, daß sie nicht die mindeste Neugier haben werden, darnach zu forschen. Es ist etwas so gewöhnliches an jungen Männern, daß sie sich schöne Sklavinnen zu verschaffen suchen, daß sie sich gar nicht wundern werden, euch hier zu sehen, in der Meinung, ihr wäret eine solche Sklavinn, die ich eben erst gekauft hätte; auch werden sie denken, ich hätte meine Gründe gehabt, um euch auf die Art und Weise, als es geschehen ist, in meine Wohnung zu bringen. Seid also darüber ganz ruhig und versichert, daß man euch mit all' der Ehrerbietung dienen wird, die der Favoritinn eines so mächtigen Fürsten gebührt. Indeß auf welchem hohen Standpunkt der Größe er auch stehen mag, so werdet ihr mir dennoch erlauben, euch, edle Frau, zu versichern, daß nichts mich je dazu vermögen wird, das Geschenk zu widerrufen, welches ich euch mit meinem Herzen gemacht habe. Ich weiß wohl, daß ich nie jene Vorschrift vergessen darf: »was dem Herrn gehört, ist dem Sklaven verwehrt;« jedoch ich liebte euch, bevor ihr mir noch gesagt hattet, daß

ihr bereits an den Chalyfen versagt wäret, und es hängt nicht mehr von mir ab, eine Leidenschaft zu unterdrücken, die in ihrem Aufkeimen bereits alle die Stärke einer durch die vollkommenste Gegenliebe erhöhten Neigung hat. Ich wünsche, daß euer erhabener und nur zu glücklicher Geliebter für euch an der Bosheit Sobeïdens dadurch Rache nehme, daß er euch an seine Seite zurückrufe, und wenn ihr euch dann seinen Wünschen wiedergegeben sehen werdet, so wünsche ich, daß ihr euch bisweilen des unglücklichen Ganem erinnern möget, dessen Herz ihr eben so wohl erobert habet als das des Chalyfen. So mächtig dieser Fürst auch ist, so wird er doch — wofern ihr anders Gefühl für zärtliche Liebe habet — mich, wie ich hoffe, nicht ganz aus euerem Gedächtniß verdrängen können. Er kann euch nicht feuriger lieben, als ich euch liebe, und ich werde nicht aufhören für euch zu erglühen, in welchen Winkel der Erde ich auch nach eurem Verlust hingehen mag, um zu sterben.«

Herzenspein bemerkte, daß Ganem von tiefsten Schmerz durchdrungen war, und ward davon gerührt; doch da sie die Verlegenheit voraus sah, worein sie gerathen würde, wenn sie die Unterhaltung über diesen Gegenstand fortsetzte, die sie leicht dahin führen könnte, ihre Neigung, die sie für ihn fühlte, zu verrathen, so sagte sie zu ihm: »Ich sehe wohl, daß dieß Gespräch euch zu sehr betrübt: wir wollen es daher lassen, und von der unendlichen Verpflichtung sprechen,

die ich zu euch habe. Ich kann euch nicht meine F
beschreiben, wenn ich daran denke, daß ich ohne
Hülfe jetzt das Tageslicht nicht mehr sehen würde.

Zum Glück für beide klopfte man in diesem
genblick an die Thür. Ganem stand auf, um
hen, was es wäre, und es fand sich, daß es eine
den Sklaven war, der ihm die Ankunft des S
wirths meldete. Ganem, der zu größerer Vorsic
ne Sklaven nicht in das Zimmer, worin Herzen
war, eintreten lassen wollte, nahm dem Speis
seine Speisen ab und setzte sie selber seinem s
Gaste vor, die im Herzen von seiner zuvorkomm
Sorgfalt gegen sie entzückt war.

Nach der Mahlzeit trug Ganem die Speise
der ab, so wie er sie aufgetragen, und als er
der Thür des Zimmers dem Sklaven übergeben
sagte er zu Herzenspein: »Gnädige Frau, ihr
jetzt vielleicht gern ruhen wollen; ich verlasse eu
her, und sobald ihr etwas Ruhe genossen habt,
ihr mich wieder zu euren Befehlen bereit s
Nachdem er dieß gesprochen, ging er fort und
zwei Sklavinnen, ferner auch zwei Päckchen,
das eine die feinste Leinwand, das andere all
enthielt, was irgend zum Putz für eine Favo
des Chalyfen erforderlich war. Er führte die
Sklavinnen nach seiner Wohnung, und stellte s
schönen Herzenspein mit den Worten vor:
Frau, eine Person eueres Standes bedarf zum

sten zwei Sklavinnen zur Bedienung, genehmiget also, daß ich euch diese beiden hier übergebe.«

Herzenspein bewunderte Ganem's zarte Aufmerksamkeit und sagte zu ihm: »Herr, ich sehe wohl, daß ihr nicht der Mann seid, der etwas bloß halb zu thun pflegt. Ihr vermehrt durch euer gegenwärtiges Benehmen die Verbindlichkeiten, die ich euch schuldig bin; indeß hoffe ich, daß ich nicht als eine Undankbare sterben werde, und daß der Himmel mich bald in den Stand setzen wird, euch alle eure großmüthigen Handlungen vergelten zu können.«

Dreihundert und funfzigste Nacht.

Sobald die beiden Sklavinnen sich in ein benachbartes Zimmer, wohin der junge Kaufmann sie gewiesen, begeben hatten, setzte er sich zu Herzenspein aufs Sofa, jedoch in gehöriger Entfernung von ihr, um ihr seine Ehrerbietung an den Tag zu legen. Er brachte das Gespräch wieder auf seine Liebe und sagte ihr die rührendsten Dinge in Beziehung auf die unüberwindlichen Hindernisse, die ihm jede Hoffnung benähmen, »Ich wage selbst nicht einmal zu hoffen,« fuhr er fort, »durch alle meine Zärtlichkeit auch nur den schwächsten Funken von Theilnahme in eurem Herzen zu wecken, welches für den mächtigsten Fürsten der Erde bestimmt ist. Ach, in meinem Unglück würde es ein Trost für mich sein, wenn ich mir schmeicheln dürfte, daß ihr meine unendliche Liebe zu euch nicht mit gleichgültigen

Augen angesehen hättet!« — »Herr,« erwiedert Herzenspein...... »Ach, gnädige Frau,« unter brach sie Ganem bei diesem Worte, ihr erweiset nu schon zum zweitenmal mir die Ehre, mich mit den Worte Herr anzureden. Beim erstenmale hindert mich die Anwesenheit der Sklavinnen, euch meine Ge danken hierüber zu sagen; allein, um Gottes willen edle Frau, gebet mir nicht mehr diesen Ehrentitel, de mir nicht zukommt. Behandelt mich, ich bitte euch darum, ganz wie eueren Sklaven; ich bin es ja, un werde nie aufhören, es zu sein.«

»Nein, nein,« unterbrach ihn jetzt Herzenspein »ich werde mich wohl hüten, einen Mann, dem ich mei Leben verdanke, so zu behandeln. Ich wäre undankba wenn ich etwas spräche oder thäte, was für euch nic angemessen wäre. Lasset mich also den Gefühlen me ner Dankbarkeit folgen und fordert nicht von mi daß ich zum Lohne für eure Wohlthaten unhöflich m euch umgehe. Ich werde dieß niemals thun: ich b zu sehr von eurem ehrerbietigen Betragen gerührt, a daß ich es je mißbrauchen könnte, und ich gestehe eu daß ich eure zarte Sorgfalt keineswegs mit gleichgi tigen Augen ansehe. Mehr kann ich euch nicht sage ihr kennt ja die Gründe, welche mir zu schweigen gebieten

Ganem ward von diesen Aeußerungen ganz beza bert; er weinte vor Freude darüber, und da er ni Worte finden konnte, um ihr seinen Dank genugsa ausdrücken zu können, so begnügte er sich, ihr zu f

gen: wenn sie wisse, was sie dem Chalyfen schuldig sei, so wisse er seinerseits ebenfalls, daß, »was dem Herrn gehöre, dem Sklaven verboten sei.«

Da er die Annäherung der Nacht bemerkte, stand er auf, um Licht zu holen. Er brachte es selber und zugleich einen kleinen Imbiß, der zu Bagdad bestehenden Sitte gemäß, wo man, nachdem man eine gute Mittagsmahlzeit genossen, des Abends bloß etwas Wein und Früchte zu sich nimmt, und sich bis zum Schlafengehen mit angenehmen Gesprächen unterhält.

Sie setzten sich nun beide zur Tafel. Anfangs sagten sie einander in Bezug auf die Früchte, die sie sich gegenseitig darreichten, allerlei Artigkeiten; hierauf ladete die Vortrefflichkeit des Weines sie allmählig zum Trinken ein, und kaum hatten sie zwei bis dreimal getrunken, als sie es sich auch schon zum Gesetz machten, nicht mehr zu trinken, ohne zuvor ein Lied gesungen zu haben. Ganem sang einige Verse, die er aus dem Stegreif dichtete und welche die Stärke seiner Liebe ausdrückten; Herzenspein, durch sein Beispiel aufgemuntert, dichtete und sang ebenfalls Lieder, die auf ihr Abenteuer Bezug n·hmen und in denen stäts etwas lag, das Ganem zu seinen Gunsten auslegen konnte. Uebrigens wurde — dieß einzige abgerechnet — die Treue, zu der sie gegen den Chalyfen verpflichtet war, sorgfältig darin beobachtet. Der Imbiß dauerte sehr lang, und die Nacht war schon sehr weit vorgerückt, ehe sie daran dachten, sich zu

trennen. Zuletzt zog sich jedoch Ganem auf sein Zimmer zurück, und ließ die schöne Herzenspein in dem ihrigen, in welches die neugekauften Sklavinnen sofort eintraten und sie auskleideten.

So lebten sie mit einander mehrere Tage lang. Der junge Kaufmann ging bloß aus, wenn ihn Geschäfte von der äußersten Wichtigkeit fortriefen; außerdem benutzte er auch noch die Zeit, wo die schöne Frau schlummerte, denn er konnte es nicht über das Herz bringen, auch nur einen einzigen von den Augenblicken zu verlieren, die er bei ihr zubringen durfte. Er war stäts bloß mit seiner lieben Herzenspein beschäftigt, welche ihrerseits, von ihrer Neigung fortgerissen, ihm gestand, daß sie nicht geringere Liebe für ihn empfinde, als er für sie. Indeß, wie sehr sie auch in einander verliebt waren, so war doch der bloße Gedanke an den Chalyfen im Stande, sie in den gehörigen Schranken zu halten; was denn ihre Leidenschaft noch mehr erregte.

Während Herzenspein, so zu sagen, aus den Händen des Todes entrissen worden war, und ihre Zeit bei Ganem so angenehm hinbrachte, war Sobeïde im Palaste Harun Arreschyd's nicht ohne einige Verlegenheit.

Die drei Sklaven, welche sie zu Werkzeugen ihrer Rache gebrauchte, hatten kaum den Kasten — ohne zu wissen, was darin sei, und ohne sich auch nur darum zu kümmern — als Leute, die blindlings ihre Befehle zu erfüllen gewohnt waren, fortgetragen, als

sie auch schon von der grausamsten Unruhe ergriffen wurde. Tausend ängstliche Gedanken störten ihre Ruhe. Sie konnte auch nicht einen Augenblick des Schlummers genießen, und die ganze Nacht dachte sie nur auf Mittel und Wege, ihr Verbrechen zu verbergen. »Mein Gemahl,« sagte sie bei sich selbst,« liebt die Herzenspein mehr, als er jemals eine seiner Favoritinnen geliebt hat. Was soll ich ihm nun bei seiner Rückkehr antworten, wenn er sich bei mir nach ihr erkundigt?« Zwar fielen ihre mehrere listige Auswege bei, doch keiner genügte ihr; immer fand sie einige Schwierigkeiten dabei, und so wußte sie nicht, wozu sie sich entscheiden sollte. Sie hatte in ihrer Umgebung eine bejahrte Frau, die sie von früher Kindheit an erzogen hatte. Diese ließ sie bei Tagesanbruch zu sich kommen, entdeckte ihr das Geheimniß und sagte dann zu ihr: »Meine gute Mutter, du hast mich immer mit deinen guten Rathschlägen unterstützt; doch jetzt in diesem Falle bedarf ich derselben gerade am meisten, da es hier darauf ankommt, meinen Geist, der von einer tödtlichen Unruhe erfüllt ist, zu beruhigen, und mir ein Mittel an die Hand zu geben, wie ich den Chalyfen zufrieden stellen soll.«

»Meine theure Gebieterinn, erwiederte die alte Dame, »es wäre viel besser gewesen, wenn du dich in diese Verlegenheit gar nicht erst gesetzt hättest; doch da diese Sache einmal geschehen ist, so ist darüber weiter nichts zu sagen. Man muß jetzt bloß darauf denken,

wie wir den Beherrscher der Gläubigen täuschen können, und mein Rath ist, daß du ein Stück Holz in Gestalt eines Leichnams ausschnitzen lässest; wir hüllen dieß dann in alte Leinwand ein, legen es in einen Sarg, und lassen es an irgend einer Stelle im Palaste begraben; sodann mußt du unverzüglich ein kuppelförmiges Grabdenkmal von Marmor über die Begräbnißstätte erbauen, und ein Leichengerüst errichten lassen, daß mit schwarzem Tuche überhangen und mit großen Leuchtern und dicken Wachskerzen rings umstellt sein muß. Auch mußt du nicht vergessen,« fuhr die bejahrte Frau fort, »sowohl selber Trauer anzulegen, als auch deine Frauen und die der Favoritinn, so wie auch deine Verschnittenen und alle Palastbeamten Trauerkleider anlegen zu lassen. Wenn dann der Chalyf zurückkehren und seinen ganzen Palast, so wie auch dich, in Trauer sehen wird, wird er nicht unterlassen, nach der Ursache davon zu fragen. Dann wirst du eine gute Gelegenheit haben, dir bei ihm ein Verdienst zu erwerben, wenn du ihm sagest, daß du um seinetwillen der schönen Herzenspein, die eines plötzlichen Todes gestorben, diesen letzten Dienst erwiesen. Du mußt ihm dann erzählen, daß du der Favoritinn hättest ein Grabmal erbauen und ihr alle die Ehre erzeigen lassen, die er ihr selbst, wäre er zugegen gewesen, nur irgend hätte anthun können. Da seine Liebe zu ihr so groß gewesen ist, so wird er gewiß hingehen, und an ihrem Grabe Thränen vergießen; vielleicht auch wird er gar nicht glauben wollen,

daß sie wirklich gestorben sei, sondern wohl gar argwöhnen, du hättest sie aus Eifersucht aus dem Palaste fortgeschafft, und diese Trauer sei ein bloßer Kunstgriff, um ihn zu täuschen und an allen Nachforschungen zu hindern. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er sie aufgraben und den Sarg öffnen lassen wird; wenn er dann aber das hölzerne Leichenbild erblickt, so wird er von ihrem Tode sicher überzeugt zu sein glauben, und dir zugleich für alles das, was du gethan, großen Dank wissen. Was das Holzbild betrifft, so nehme ich es auf mich, ein solches durch einen Bildhauer hiesiger Stadt, der nie erfahren soll, zu welchem Zweck, ausschnitzen zu lassen. Du aber mußt der Dienerinn, welche gestern Abend der Herzenspein das Zitronenwasser gereicht hat, anbefehlen, daß sie ihren Mitdienerinnen melde, sie habe so eben ihre Gebieterinn todt im Bette gefunden, sie habe dir bereits davon Anzeige gemacht und du hättest bereits an Mesrur die nöthigen Befehle zu ihrer Ankleidung und Beerdigung erlassen.«

Als die alte Dame ihren Vortag geendigt, zog Sobeïde aus ihrem Schmuckkästchen einen kostbaren Demantring, steckte ihn derselben an den Finger, umarmte sie, und sagte voll Freude zu ihr; »Ach, meine gute Mutter, wie vielen Dank bin ich dir schuldig! mir wäre ein so sinnreiches Auskunftsmittel nie eingefallen. Es muß dieß durchaus gelingen, und ich fühle, daß ich mich wieder zu beruhigen anfange; ich verlasse mich also wegen der Bestellung des Holzbildes ganz

auf dich, und das übrige werde ich selber jetzt sogleich anordnen.«

Das Holzbild wurde mit aller nur möglichen Sorgfalt fertig gemacht, und hierauf von der alten Dame selber in Herzenspein's Zimmer getragen, wo sie es wie einen Todten einhüllte und in einen Sarg legte. Hierauf ließ Mesrur, welcher selber im Irrthum war, den Sarg mit der Scheinleiche aufheben, und diese wurde sodann mit allen üblichen Zeremonieen beerdigt, und zwar unter lautem Weinen der Frauen der Favoritinn, unter denen gerade die, welche ihr das Zitronenwasser gereicht, die übrigen durch ihr Geschrei und ihr Wehklagen noch mehr anfeuerte.

Noch an demselben Tage ließ Sobeïde den Hofbaumeister des Chalyfen kommen, und den Befehlen zufolge, die sie ihm ertheilte, wurde das Grabdenkmal in sehr kurzer Zeit fertig. Fürstinnen von solcher Macht, wie die Gemahlinn des Fürsten, dessen Herrschaft von Osten bis nach Westen reichte, finden stäts in Hinsicht der Vollziehung ihrer Befehle pünktlichen Gehorsam. Auch hatte sie sogleich nebst ihrem ganzen Hofe Trauer angelegt, was denn bewirkte, daß die Nachricht von ihrem Tode sich in der ganzen Stadt verbreitete.

Ganem war einer der letzten, der es erfuhr; denn er ging, wie schon gesagt, fast gar nicht aus. Indeß erfuhr er es dennoch eines Tages. »Edle Frau,« sagte er zu der schönen Favoritinn des Chalyfen, »man hält euch in ganz Bagdad für todt, und ich zweifle nicht,

daß Soberde selber es glaubt. Ich preise den Himmel, daß ich die Ursache und der glückliche Augenzeuge davon bin, daß ihr noch lebet; und wollte Gott, daß ihr dieß falsche Gerücht benutzen, euer Loos an das meinige knüpfen, und euch mit mir weit von hier weg entfernen möchtet, um hinfort über mein Herz zu herrschen! Doch, wohin führt mich mein süßer Phantasietraum? Ich vergesse, daß ihr dazu geboren seid, um das Glück des mächtigsten Fürsten der Erde auszumachen, und daß Harun Arreschyd allein euer würdig ist. Selbst, wenn ihr ihn mir zum Opfer bringen, wenn ihr mir folgen wolltet, dürfte ich dieß Opfer annehmen? Nein, ich muß vielmehr stäts daran denken, daß, was dem Herrn gehört, dem Sklaven verwehrt ist.«

Obwohl die liebenswürdige Herzenspein gegen die zärtlichen Regungen, die sie selber geweckt hatte, nicht unempfindlich war, so gewann sie es doch über sich, dieselben nicht zu erwiedern. »Herr,« sagte sie zu ihm, »wir können Soberdens Triumph nicht hindern; indeß lassen wir sie nur machen, ich hoffe, auf diesen Triumph wird bald große Betrübniß folgen. Der Chalyf wird zurückkehren, und wir werden Mittel und Wege finden, ihn insgeheim von allem, was vorgefallen, zu unterrichten. Gleichwohl wollen wir größere Vorsichtsmaßregeln, als je, anwenden, daß sie nicht erfährt, daß ich am Leben bin; was dann die Folgen sein würden, habe ich euch schon gesagt.«

Nach Verlauf von drei Monaten kehrte der Chalyf glorreich und als Sieger nach Bagdad zurück. Voll Sehnsucht, Herzenspein zu sehen und ihr seine neuen Lorbeeren darzubringen, tritt er in seinen Palast. Er wundert sich, alle seine Hausbeamten, die er da zurückgelassen, in Trauerkleidern zu sehen; er erschrickt, ohne zu wissen, warum, und seine Unruhe verdoppelt sich, als er zu den Zimmer Sobeïdens kommt, und diese Fürstinn mit allen Frauen ihres Gefolges in Trauerkleidern sich entgegen kommen sieht. Er fragte sie sehr ängstlich nach dem Anlaß dieser Trauer, und Sobeïde erwiederte: »Beherrscher der Gläubigen, ich habe sie für eure Sklavinn Herzenspein angelegt, die so plötzlich gestorben ist, daß kein Heilmittel gegen ihr Uebel angewendet werden konnte.« Sie wollte weiter sprechen, doch der Chalyf ließ ihr keine Zeit dazu. Er ward von dieser Nachricht so ergriffen, daß er einen lauten Schrei ausstieß, und ohnmächtig in die Arme Giafar's, seines Wesyr's, fiel, welcher ihn begleitete. Endlich erholte er sich von dieser Ohnmacht wieder, und fragte mit einer Stimme, welche seine tiefe Betrübniß ausdrückte, wo seine geliebte Herzenspein denn begraben worden sei. »Herr,« sagte Sobeïde zu ihm, »ich selber habe ihre Leichenfeier besorgt, und nichts gespart, um sie so prächtig als möglich zu machen; auch habe ich über ihrer Begräbnißstätte ein marmornes Grabdenkmal errichten lassen, und werde euch wenn ihr es wünscht, hinführen.«

Der Chalyf wollte nicht, daß Sobeïde sich selber damit bemühen möchte, sondern ließ sich durch Mesrur hinführen. Er ging hin, so wie er war, das heißt in seinem Kriegskleide. Als er das mit schwarzen Tuch überhangene Leichengerüst, und die umher gestellten Wachskerzen, und die ganze Pracht des Grabdenkmals sah, wunderte er sich, daß Sobeïde die Todtenfeier ihrer Nebenbuhlerinn mit so viel Pomp hatte begehen lassen, und da er von Natur sehr argwöhnisch war, so traute er dieser Großmuth seiner Gemahlinn nicht, und dachte, seine Geliebte möge wohl nicht todt sein, sondern Sobeïde habe vielleicht seine lange Abwesenheit benutzt, und sie aus dem Palast verwiesen, und denen, welche sie abführen sollten, anbefohlen, sie so weit hinweg zu bringen, daß man nie mehr von ihr das geringste hörte. Weiter hatte er keinen Verdacht; denn er glaubte nicht, das Sobeïde so bösartig sei, daß sie auf das Leben seiner Favoritinn einen Anschlag gemacht haben sollte.

Um sich über den wahren Bestand der Sache Aufschluß zu verschaffen, ließ der Fürst das Leichengerüst wegnehmen, und das Grab und den Sarg in seiner Gegenwart öffnen. Doch als er das Linnentuch erblickte, worein das Holzbild gehüllt war, so wagte er nicht weiter vorzudringen. Der religiöse Chalyf fürchtete die Vorschriften der Religion zu verletzen, wenn er es zugäbe, daß man den Körper der Verstorbenen anrührte, und diese gewissenhafte Bedenklichkeit über-

wog bei ihm die Liebe und die Neugierde. Er zweifelte jetzt nicht mehr an Herzenpein's Tode, er ließ den Sarg verschließen, das Grab wieder zuschütten, und das Leichengerüst wieder in den vorigen Zustand setzen.

Der Chalyf, welcher dem Grabe seiner Favoritinn einige Aufmerksamkeit schenken zu müssen glaubte, schickte nach den Dienern der Religion, nach den Palastbeamten und den Vorlesern des Koran's, und während man sie zusammenholte, blieb er im Grabdenkmale, und benetzte mit seinen Thränen die Erde, welche das Scheinbild seiner Geliebten bedeckte. Als die sämmtlichen Diener, die er hatte berufen lassen, versammelt waren, trat er an ihre Spitze; sie reiheten sich um ihn her, und sagten lange Gebete, worauf die Vorleser mehrere Kapitel des Korans vorlasen.

Diese Feierlichkeit wurde einen ganzen Monath hindurch tagtäglich des Morgens und des Nachmittags wiederholt, und zwar immer in Gegenwart des Chalyfen, des Groß-Wesyr's Giafar und der Oberhofbeamten, die sämmtlich in Trauer erschienen, so wie der Chalyf, der während dieser Zeit nicht aufhörte, das Andenken seiner Favoritinn mit Thränen zu ehren, und der von nichts anderem etwas hören wollte.

Dreihundert ein und funfzigste Nacht.

An dem letzten Tage des Monats dauerten die Gebete und das Vorlesen aus dem Koran von früh an bis zum Anbruch des folgenden Tages, und nachdem

alles geendigt war, ging jeder nach Hause. Harun Arreschyd, der von einem so langen Nachtwachen sehr ermüdet war, ging in sein Zimmer, um auszuruhen, und schlummerte auf einem Sofa zwischen zwei Frauen seines Palastes ein, wovon die eine ihm zu Häupten, die andere ihm zu Füßen saß, und die beide während seines Schlummers sich mit Stickerei beschäftigten, und ein tiefes Schweigen beobachteten.

Die, welche zu Häupten saß und Morgendämmerung*) hieß, sagte, als sie den Chalyfen eingeschlafen sah, zu der andern: »Morgenstern**), — denn so hieß diese — es gibt etwas Neues. Der Beherrscher der Gläubigen, unser Herr und Gebieter, wird bei seinem Erwachen, eine große Freude empfinden, wenn er erfahren wird, was ich ihm zu sagen habe. Herzenspein ist nicht todt; sie ist frisch und gesund.« — O Himmel,« rief Morgenstern voll Entzücken aus, »sollte es möglich sein, daß die schöne, reizende und unvergleichliche Herzenspein noch auf der Welt wäre?« Morgenstern sprach diese Worte mit einer so lebhaften und so lauten Stimme, daß der Chalyf erwachte. Er fragte, warum man ihn im Schlafe gestört. »Ach, Herr, erwiederte Morgenstern, »verzeihet mir diese Unbedachtsamkeit! Ich konnte nicht mit Ruhe die Nachricht anhören, daß Herzenspein noch lebe; ich ward von solchem Entzücken hinge-

---

*) Nurennihar. **) Nagmatossebah.

rissen, daß ich mich nicht halten konnte.« — »Nun, was ist denn aus ihr geworden,« sagte der Chalyf, »wenn es wahr ist, daß sie nicht todt ist?« — »Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Morgendämmerung, »ich habe diesen Abend durch einen Unbekannten einen Brief ohne Unterschrift, doch von Herzenspein's eigener Hand geschrieben, erhalten, worin sie mir ihr trauriges Abenteuer meldet, und mir aufträgt, euch davon zu unterrichten. Bevor ich mich meines Auftrags entledigte, wollte ich bloß warten, bis ihr einige Ruhe genossen hättet, deren ihr nach einer solchen Anstrengung sehr zu bedürfen schienet, und . . . . .« — »Gib mir diesen Brief her,« unterbrach sie hastig der Chalyf, »du hast nicht gut gethan, daß du die Abgabe desselben aufschobst.«

Morgendämmerung überreichte ihm sogleich den Brief; er öffnete ihn voll Ungeduld. Herzenspein gab hier einen ausführlichen Bericht von allem, was vorgefallen war, aber sie ließ sich etwas zu sehr über die zuvorkommende Sorgfalt aus, welche Ganem gegen sie gezeigt hatte. Der Chalyf, der von Natur eifersüchtig war, wurde, anstatt von der Grausamkeit Sobeïdens gerührt zu werden, bloß über die Untreue erbittert, welche Herzenspein, wie er meinte, an ihm begangen habe. »Ei, was ist das?« rief er aus, nachdem er den Brief gelesen; »die Treulose lebt seit vier Monaten bei einem jungen Kaufmann, dessen aufmerksame Sorgfalt sie noch gegen mich herauszupreisen wagt!

Seit dreißig Tagen bin ich bereits wieder in Bagdad, und erst heute fällt ihr ein, mir Nachricht von sich zu geben? Während ich alle meine Tage unter Thränen um sie hinbringe, verbringt sie die ihrigen in Untreue gegen mich! Wohlan, ich will an der Treulosen und an dem jungen Kaufmann, der mich so keck zu beleidigen gewagt, Rache nehmen.« Mit diesen Worten stand der Fürst auf und ging in einen großen Saal, worin er gewöhnlich die Großen seines Hofes zu sprechen und zu empfangen pflegte. Die vordere Thür desselben ward geöffnet, und sogleich traten die Hofleute herein, die auf diesen Augenblick bloß gewartet hatten. Der Groß-Wesyr Giafar erschien, und warf sich vor dem Throne nieder, worauf der Chalyf saß; hierauf stand er auf und stellte sich vor seinem Herrn hin, welcher mit einer Miene, die augenblicklichen Gehorsam verlangte, zu ihm sprach; »Giafar, deine Gegenwart ist erforderlich zu Vollziehung eines höchst wichtigen Befehls, den ich dir jetzt ertheilen werde. Nimm vierhundert Leute von meiner Leibwache mit dir, und erkundige dich zuerst, wo ein gewisser Kaufmann von Damask, Nahmens Ganem, der Sohn des Abu Aibu, wohnt. Sobald du es erfahren hast, begib dich nach seinem Hause und laß es dem Boden gleich machen, doch zuvor bemächtige dich der Person Ganem's, und führe ihn hierher, nebst meiner Sklavinn Herzenspein, die seit vier Monaten bei ihm wohnt. Ich will sie züchtigen und zugleich an dem Verwegenen,

der die Ehrerbietung gegen mich aus den Augen zu setzen gewagt hat, ein Beispiel aufstellen.«

Der Groß-Wesyr, nachdem er diesen bestimmten Befehl empfangen, verneigte er sich tief gegen den Chalyfen, und legte die Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er lieber diesen verlieren als ungehorsam sein wolle, und entfernte sich sodann. Das erste, was er that, war, daß er bei dem Vorsteher oder Aeltesten der Seiden- und Schleier-Händler sich nach Ganem, hauptsächlich nach der Straße und dem Hause, worin er wohnte, erkundigen ließ. Der Hofbeamte, dem er dieß aufgetragen, meldete ihm sehr bald, daß er seit einigen Monaten sich gar nicht mehr sehen lasse, ohne daß man wisse, welche Ursache ihn zu Hause zurückhalte, wofern er nämlich noch am Orte sei. Derselbe Beamte bezeichnete auch dem Groß-Wesyr den Ort, wo Ganem wohnte, und sogar den Namen der Wittwe, die ihm ihr Haus vermiethet hatte.

Auf diesen Bericht, worauf man sich verlassen konnte, brach der Groß-Wesyr unverzüglich mit den Soldaten, die ihm der Chalyf beigegeben, auf und begab sich zu dem Polizeirichter, den er zum Mitgehen aufforderte; und von einer großen Menge von Maurern und Zimmerleuten begleitet, die mit allen zur Abbrechung eines Hauses nöthigen Werkzeugen versehen waren, gelangte er vor Ganem's Wohnung an. Da das Haus einzeln lag, so vertheilte er die Solda-

ten rings umher so, daß der junge Kaufmann ihm nicht wohl entschlüpfen konnte.

Herzenspein und Ganem waren so eben mit der Mittagsmahlzeit fertig, und die erstere hatte sich gerade an ein Fenster gesetzt, welches nach der Straße hinausging. Sie hört plötzlich einen Lärm, blickt durchs Fenster, und da sie den Groß-Wesyr mit seinem ganzen Gefolge herannahen sieht, so schließt sie sogleich, daß es auf sie und auf Ganem abgesehen sei. Sie merkte jetzt, daß ihr Briefchen an Ort und Stelle angelangt sei; allein sie hatte sich auf eine solche Antwort nicht gefaßt gemacht, sondern gehofft, daß der Chalyf die Sache ganz anders aufnehmen werde. Sie wußte nähmlich nicht, seit wie lange dieser Fürst schon wieder zurück war, und obwohl sie an ihm einen Hang zur Eifersucht kannte, so hatte sie doch von dieser Seite her nichts gefürchtet. Indeß der Anblick des Groß-Wesyrs und der Soldaten flößte ihr Furcht ein, und zwar nicht für ihre Person, sondern für Ganem. Was ihre Person betraf, so zweifelte sie nicht, daß sie sich würde rechtfertigen können, wofern der Chalyf sie nur würde anhören wollen; doch was Ganem betraf, den sie minder aus Dankbarkeit als aus Neigung liebte, so sah sie voraus, daß sein erzürnter Nebenbuhler ihn zu sehen verlangen und ihn wegen seiner Jugend und guten Gesichtsbildung verdammen würde. Ganz von diesem Gedanken eingenommen, wendete sie sich zu dem jungen Kaufmann und sagte: »Ach, Ganem,

wir sind verloren; man will euch und mich verhaften.« Er blickte sogleich durchs Gitterfenster und erschrack, als er die Wache des Chalyfen mit blanken Säbeln und den Groß-Wesyr nebst dem Polizeirichter an ihrer Spitze erblickte. Bei diesem Anblick erstarrte er, und vermochte kaum ein einziges Wort hervorzubringen. »Ganem,« sagte die Favoritinn, »wir dürfen jetzt keinen Augenblick verlieren. Wenn ihr mich liebt, so leget schnell die Kleidung eines eurer Sklaven an, reibt euch das Gesicht und die Hände mit Kaminruß schwarz, und nehmet dann einige von diesen Schüsseln auf den Kopf; man wird euch dann vielleicht für einen Burschen des Speisewirths halten und euch hindurchlassen. Sollte man euch fragen, wo der Herr des Hauses sei, so sprechet nur ganz dreist, er sei drinnen.« — »Ach, gnädige Frau,« sprach Ganem, der minder für sich als für Herzenspein besorgt war, »ihr denket bloß an mich; aber, ach, was soll aus euch werden?« — »Darum kümmert euch nur nicht,« erwiederte sie; »dafür werde werde ich schon sorgen. Für das, was ihr in diesem Hause zurücklasset, werde ich Sorge tragen, und ich hoffe, daß euch dereinst alles treulich wiedererstattet werden wird, wenn der Zorn des Chalyfen sich gelegt hat; doch vermeidet die erste Heftigkeit desselben. Die Befehle, die er in der ersten Aufwallung gibt, sind immer unheilvoll.« Die Betrübniß des jungen Kaufmanns war so groß, daß er nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, und er würde sich ohne Zweifel von

den Soldaten des Chalyfen haben überraschen lassen, wenn Herzenspein ihn nicht gedrängt hätte, daß er sich verkleiden solle. Er gab endlich ihren inständigen Bitten nach, zog ein Sklavenkleid an und schwärzte sich mit Ruß. Es war auch gerade Zeit; denn schon pochte man an die Thür und sie hatten nur noch so viel Zeit, sich zärtlich zu umarmen. Beide waren so von Schmerz durchdrungen, daß sie kein Wort zu einander zu sprechen vermochten; so war ihr Abschied. Ganem ging endlich mit einigen Schüsseln auf dem Kopfe hinaus. Man hielt ihn wirklich für einen Speisewirths-Burschen und hielt ihn nicht an; sondern im Gegentheil, der Großwesyr, der ihm zuerst begegnete, und sich gar nicht träumen ließ, daß er eben der sei, den er suchte, trat bei Seite und ließ ihn vorbei, und eben so machten auch die andern, die hinter dem Groß-Wesyr her gingen, ihm Platz und begünstigten seine Flucht. In größter Eil erreichte er nun eines von den Stadtthoren und flüchtete sich hinaus.

Während er sich nun den Verfolgungen des Groß-Wesyrs entzog, trat dieser in das Zimmer, wo Herzenspein auf dem Sofa saß, und worin eine große Menge von Kasten stand, die mit den Sachen Ganem's und mit dem Gelde, das er aus seinen Waaren gelöst hatte, angefüllt waren.

Als Herzenspein den Groß-Wesyr hereintreten sah, warf sie sich mit ihrem Gesicht zur Erde und blieb in dieser Lage, gleichsam als sei sie den Tod zu erleiden

bereit, indem sie zu ihm sagte: »Herr, ich bin bereit, mich dem Urtheilsspruch zu unterwerfen, den der Beherrscher der Gläubigen über mich ausgesprochen hat; ihr dürft mir ihn bloß ankündigen.« — »Gnädige Frau,« antwortete Giafar, indem er sich ebenfalls so lange niederwarf, bis sie wieder aufgestanden war, »Gott behüte, daß irgend jemand an euch seine Hand legen sollte! Ich habe nicht die Absicht, euch das mindeste Mißvergnügen zu machen; sondern ich habe bloß den Befehl, euch zu bitten, daß ihr gefälligst euch mit mir nach dem Palast verfügen möchtet, und zugleich den Kaufmann, der in diesem Hause wohnt, mit euch dahin zu bringen.« — »Herr,« erwiederte die Favoritinn, indem sie aufstand, »laßt uns gehen, ich bin bereit euch zu folgen. Was indeß den jungen Kaufmann betrifft, dem ich das Leben verdanke, so ist er nicht mehr hier, sondern beinahe seit einem Monat nach Damask abgereist, wohin ihn seine Geschäfte riefen, und er hat mir bis zu seiner Rückkehr diese Kasten, welche ihr hier sehet, zur Aufsicht übergeben. Ich beschwöre euch, sie gefälligst nach dem Palast schaffen zu lassen und Befehl zu geben, daß sie in Sicherheit gebracht werden, damit ich das Versprechen halte, welches ich ihm gethan, daß ich nämlich dafür alle mögliche Sorge tragen würde.«

»Es soll sogleich geschehen, gnädige Frau,« erwiederte Giafar. Und augenblicklich ließ er Träger kom-

men und befahl ihnen, die Kasten zu nehmen und zu Mesrur zu tragen.

Als die Träger weggegangen waren, sagte er dem Polizeirichter etwas ins Ohr, und gab ihm den Auftrag, das Haus der Erde gleich zu machen und zuvor überall darin Ganem aufsuchen zu lassen, den er noch irgendwo versteckt glaubte, obwohl Herzenspein ihm das Gegentheil versichert hatte. Sodann ging er fort, und führte die junge Schöne nebst ihren beiden Sklavinnen fort. Auf die Sklaven Ganem's nahm man keine Rücksicht weiter; sie mischten sich daher unter die Menge, und man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.

Giafar hatte kaum das Haus verlassen, als die Maurer und Zimmerleute es abzubrechen anfingen, und sie thaten so eifrig ihre Schuldigkeit, daß binnen einer Stunde keine Spur mehr davon zu sehen war. Unterdeß ließ der Polizeirichter, welcher aller Nachforschungen ungeachtet Ganem nicht hatte finden können. dem Groß-Wesyr, noch ehe er den Palast erreicht hatte Nachricht davon geben. »Nun,« sagte Harun Arreschyd, als er ihn in sein Gemach hereintreten sah, »hast du meine Befehle vollzogen?« — »Ja, Herr,« erwiederte Giafar, »das Haus, worin Ganem wohnte, ist bis auf den Grund zerstört, und ich bringe euch hier Herzenspein, eure Favoritin; sie steht vor der Thür eures Gemaches, und ich werde sie hereintreten lassen, sobald ihr es befehlet. Was den jungen Kauf-

mann anbetrifft, so hat man ihn nirgends finden können, obwohl man ihn überall gesucht hat. Herzenspein versichert, daß er bereits seit einem Monat nach Damask abgereist ist.«

Nie glich ein Zorn demjenigen, den der Chalyf äußerte, als er erfuhr, daß Ganem weg sei. Was seine Favoritinn betrifft, so war er so sehr von dem Gedanken, daß sie ihm untreu gewesen, eingenommen, daß er sie weder sehen noch sprechen wollte. »Mesrur,« sagte er zu dem Oberhaupt der Verschnittenen, welcher zugegen war, »nimm diese Undankbare, die treulose Herzenspein, und sperre sie in den finstern Thurm.« Dieser Thurm lag innerhalb der Ringmauern des Palastes, und diente gewöhnlich als Kerker für die Favoritinnen, die dem Chalyfen irgend Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben.

Mesrur, welcher gewohnt war, die Befehle seines Herrn, wie hart sie auch sein mochten, ohne Widerrede zu vollziehen, gehorchte diesem nur höchst ungern. Er gab der Herzenspein sein Bedauern deshalb zu erkennen, die sich um so mehr darüber betrübte, da sie gehoft hatte, der Chalyf würde sich nicht weigern, mit ihr zu reden. Indeß mußte sie ihrem traurigen Schicksale nachgeben und Mesrur folgen, der sie in den finstern Thurm führte, und dort verließ.

Unterdeß hatte der erbitterte Chalyf seinen Groß-Wesyr entlassen, und schrieb, bloß seiner Leidenschaft Gehör gebend, eigenhändig folgenden Brief an seinen

Vetter und zinspflichtigen Vasallen, den König von Syrien, der zu Damask seinen Sitz hatte:

Brief
des Chalyfen Harun Arreschyd an dem König von Syrien, Mohammed Sinebi.

»Lieber Vetter! ich schreibe diesen Brief um euch zu melden, daß ein Kaufmann von Damask, Namens Ganem, der Sohn des Abu Aïbu, die liebenswürdigste meiner Sklavinnen, genannt Herzenspein, verführt und die Flucht ergriffen hat. Mein Wunsch ist, das ihr nach Empfang dieses Briefes Ganem aufsuchen und verhaften lasset. Sobald ihr seiner habhaft geworden sein werdet, so lasset ihn mit Ketten belasten, ihm drei Tage hinter einander funfzig Hiebe mit dem Ochsenziemer geben, und ihn sodann durch alle Stadtviertel führen, mit einem Ausrufer, der vor ihm her ausrufe: Dieß ist die leichteste Strafe, welche der Beherrscher der Gläubigen demjenigen auflegt, der seinen Herrn beleidigt und eine seiner Sklavinnen verführt. Hierauf möget ihr mir ihn unter sicherer Bedeckung zuschicken. Doch dieß ist noch nicht alles. Ich wünsche daß ihr sein Haus plündern, es abbrechen und die Materialien

[illegible]

[illegible] sondern begnü[illegible]

[illegible] Baumgruppen, sehr [illegible]

[illegible] erhob hatte [illegible]

[illegible] versammelten, [illegible]

[illegible] warten. Ihm fol[illegible]

[illegible] Chalyfen zu em-
[illegible] denselben über-
[illegible] die Hand, und
[illegible] stand er ehrerbie-
[illegible] ihn auf seinen
[illegible], die Befehle,
[illegible] Gehorsam zu
[illegible] und als er ihn
[illegible] herab, und setzte
[illegible] Hausbeamten zu
[illegible] zu sich rufen,
[illegible], begab er sich
[illegible]

[illegible] Damask abge-
[illegible] Brief von ihm er-
[illegible] Kaufleute, in de-
[illegible] gdad unternom-
[illegible] und diese sagten
[illegible] besten Gesundheit
[illegible] wiederkam und
[illegible] bedurfte es nichts
[illegible] überzeugen, daß
[illegible], daß sie Trauer
[illegible], als ob sie ihn
[illegible] zugedrückt hätte.
[illegible] übniß als sie, und
[illegible] Lust daran, ihrem
[illegible] ließ mitten im Hofe

aus der Stadt mitten aufs Feld hinaus schaffen lasset. Außerdem, wenn er Vater, Mutter, Schwestern, Frauen, Töchter oder andere Angehörige hat, so laßt diese nackt und bloß auskleiden, und stellet sie so drei Tage hinter einander der ganzen Stadt zur Schau aus, mit dem Verbot, daß niemand bei Lebensstrafe sie bei sich aufnehmen solle. Ich hoffe, daß ihr meinen Auftrag ohne Verzug vollziehen werdet.«

»Harun Arreschyd.«

Nachdem der Chalyf diesen Brief geschrieben, übergab er ihn einem reitenden Boten, mit dem Befehl, zu eilen und Tauben mitzunehmen, damit er um so schneller Nachricht erhielte, was Mohammed Sinebi gethan habe.

Die Tauben zu Bagdad haben nämlich das Eigenthümliche, daß sie, wie weit man sie auch in die Ferne mitgenommen, doch immer wieder nach Bagdad zurückkehren, sobald man sie fliegen läßt, zumal wenn sie Junge haben. Man bindet ihnen dann einen zusammengerollten Brief unter den Flügel, und erhält dadurch von alle den Orten her Nachricht, von woher man dergleichen zu haben wünscht.

Der Eilbote des Chalyfen reiste, um der Ungeduld seines Herrn zu genügen, Tag und Nacht, und begab sich bei seiner Ankunft zu Damask, gerades Weges nach dem Palaste des Königs Sinebi, der sich sofort auf

seinen Thron setzte, um den Brief des Chalyfen zu empfangen. Nachdem ihm der Eilbote denselben überreicht hatte, nahm Mohammed ihn in die Hand, und als er die Handschrift erkannt hatte, stand er ehrerbietig auf, küßte den Brief und legte ihn auf seinen Kopf, zum Zeichen, daß er bereit sei, die Befehle, welche er irgend enthalten konnte, mit Gehorsam zu vollziehen. Sodann öffnete er ihn, und als er ihn gelesen, stieg er von seinem Throne herab, und setzte sich in Begleitung seiner vornehmsten Hausbeamten zu Pferde; zugleich ließ er den Polizeirichter zu sich rufen, und von seiner ganzen Leibwache begleitet, begab er sich dann nach Ganem's Hause.

Seitdem der junge Kaufmann von Damask abgereist war, hatte seine Mutter keinen Brief von ihm erhalten. Unterdeß waren die anderen Kaufleute, in deren Gesellschaft er die Reise nach Bagdad unternommen hatte, sämmtlich zurückgekehrt, und diese sagten ihr alle, daß sie ihren Sohn in der besten Gesundheit verlassen hätten. Da er indeß nicht wiederkam und auch keine Nachricht von sich gab, so bedurfte es nichts weiter, um diese zärtliche Mutter zu überzeugen, daß er todt sei. Sie glaubte dieß so fest, daß sie Trauer anlegte und Ganem ganz so beweinte, als ob sie ihn sterben gesehen und ihm die Augen zugedrückt hätte. Nie zeigte eine Mutter größere Betrübniß als sie, und anstatt Trost zu suchen, fand sie Lust daran, ihrem Schmerz Nahrung zu geben. Sie ließ mitten im Hofe

ihres Hauses eine kuppelförmige Kapelle aufführen, unter welche sie ein Bild legte, daß ihren Sohn vorstellen sollte, und das sie förmlich in ein Leichentuch hüllte. Sie brachte fast alle Tage und Nächte unter Thränen in dieser Kapelle zu, ganz so, als ob der Körper ihres Sohnes wirklich da beerdigt wäre: die schöne Herzensmacht, ihre Tochter, leistete ihr darin Gesellschaft und vermischte ihre Thränen mit denen ihrer Mutter.

So hatten sie schon lange Zeit in ihrer Betrübniß zugebracht, und die Nachbarschaft, welche ihren Jammer und ihr Wehklagen hörte, beklagte innig eine so zärtliche Familie: als eines Tages Mohammed Sinebi an die Thür pochte. Nachdem eine Sklavinn ihm geöffnet hatte, trat er ungestüm herein und fragte, wo Ganem, der Sohn des Abu Aïbu sei?

Dreihundert zwei und fünfzigste Nacht.

Obwohl die Sklavinn noch nie den König Sinebi gesehen hatte, so schloß sie doch aus seinem zahlreichen Gefolge, daß er einer der angesehensten Großen von Damask sein müsse. »Herr,« erwiederte sie ihm, »dieser Ganem, den ihr suchet, ist todt. Meine Gebieterinn, seine Mutter, befindet sich dort in jenem Grabmal, wo sie so eben seinen Verlust beweint.« Der König ließ nun, ohne sich an dem Bericht der Sklavinn zu kehren, durch seine Leibwache eine genaue Nachforschung nach Ganem in allen Winkeln des Hau-

ses anstellen; endlich näherte er sich dem Grabmal, worin er Mutter und Tochter auf einem einfachen Teppich in Thränen schwimmend neben der Figur, welche Ganem vorstellte, sitzen sah. Die beiden armen Frauen bedeckten sogleich ihr Gesicht mit dem Schleier, als sie einen Mann an die Thür der Grabkapelle treten sahen; doch die Mutter, welche den König von Damask erkannte, stand auf und warf sich ihm zu Füßen. »Gute Frau,« sagte der Fürst zu ihr, »ich suche eigentlich euren Sohn Ganem: ist er hier! — »Ach, Herr,« rief sie aus,« der ist längst nicht mehr am Leben. Wollte Gott, daß ich ihn mit meinen eigenen Händen bestattet und den Trost hätte, seine Gebeine in diesem Grabmal zu haben. Ach mein Sohn, mein theurer Sohn! . . . .« Sie wollte weiter sprechen, wurde aber von einem so heftigen Schmerz ergriffen, daß sie es nicht vermochte.

Sinebi ward davon gerührt. Er war ein Fürst von sanfter Gemüthsart und voll Mitleid gegen die Leiden Unglücklicher. »Wenn Ganem allein der Schuldige ist,« sprach er bei sich selbst, »warum sollen da erst seine Mutter und Schwester bestraft werden, die doch ganz unschuldig sind? Ach, grausamer Harun Arreschyd, in welche äußerste Verlegenheit versetzest du mich, indem du mich zum Werkzeuge deiner Rache machst und mich zwingst, Personen zu verfolgen, die dir nichts zu Leide gethan haben!«

Die Leibwache, welcher der König die Aufsuchung Ganem's aufgetragen hatte, meldete ihm, daß ihr Nachforschen vergebens gewesen sei; er glaubte es auch, denn die Trauer der beiden Frauen ließ ihm keinen Zweifel mehr übrig. Er war nun voll Verzweiflung, als er sich in der Nothwendigkeit sah, die Befehle des Chalyfen zu vollziehen; doch, wie groß auch sein Mitleiden war, so wagte er doch nicht den Zorn Harun's zu hintergehen. »Gute Frau, sagte er zu Ganem's Mutter, »gehet mit eurer Tochter aus dieser Grabkapelle, den ihr seid hier nicht mehr sicher.« Sie gingen heraus, und um sie vor Mißhandlungen zu schützen, nahm er sein weites Oberkleid ab, deckte es über sie beide, und befahl ihnen, sich nicht von seiner Seite zu entfernen. Als dieß geschehen war, befahl er den Pöbel hereinzulassen, um die Plünderung anzufangen, welche denn auch mit solcher Gier und mit einem solchen Geschrei vollzogen wurde, daß die Mutter und die Schwester Ganem's, welche die Ursache nicht wußten, außerordentlich darüber erschracken. Man schleppte die kostbarsten Geräthe, reichgefüllte Kasten, persische und indische Teppiche, Ruhepolster, mit Gold- und Silberstoff besetzt, Porzellangefäße, kurz alles fort, und ließ bloß die Mauern des Hauses stehen; und für die beiden unglücklichen Frauen war es ein höchst betrübendes Schauspiel, all ihr Hab und Gut plündern zu sehen, ohne zu wissen, wodurch sie diese grausame Behandlung verdient hätten.

Nach geschehener Plünderung des Hauses gab Mohammed dem Polizeirichter Befehl, dasselbe nebst dem Grabmahl niederreissen zu lassen, und während man damit beschäftigt war, führte er Herzensmacht nebst ihrer Mutter in seinen Palast. Hier verdoppelte er ihre Betrübniß, indem er ihnen den Willen des Chalyfen kund that. »Er will,« sprach er zu ihnen, »daß ich euch entkleiden und euch drei Tage lang nackt den Augen des Volkes blosstellen lasse. Nur mit dem größten Widerwillen lasse ich diesen grausamen und schimpflichen Befehl vollziehen.« Der König sagte dieß in einem Tone, der genug verrieth, wie sehr er von Schmerz und Mitleiden durchdrungen war. Obwohl die Furcht, seinen Thron zu verlieren, ihn den Regungen seines Gefühls zu folgen hinderte, so milderte er doch die Strenge der Befehle Harun Arreschyd's einigermaßen dadurch, daß er für Ganem's Mutter und für Herzensmacht weite Hemden ohne Aermel von grobem Zeuge aus Pferdehaaren machen ließ.

Den folgenden Tag wurden diese beiden Opfer des Zornes des Chalyfen entkleidet und man zog ihnen die härenen Hemden an; auch nahm man ihren Kopfschmuck ab, so daß ihre Haare zerstreut um die Schultern flatterten, Herzensmacht hatte Haare vom schönsten Blond, die bis auf die Erde herab wallten. In diesem Aufzuge zeigte man sie beide dem Volke. Der Polizeirichter mit allen seinen Leuten begleitete sie, und so führte man sie durch die Stadt. Vor ihnen her ging

ein Ausrufer, der von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme ausrief: »Dieß ist die Züchtigung derer, welche sich den Zorn des Beherschers der Gläubigen zugezogen haben!«

Während sie nun so, an Armen und Füßen entblößt, in einer so seltsamen Kleidung, und ihre Beschämung hinter ihren fliegenden Haar, womit sie sich das Gesicht verdeckten, zu verbergen suchend, durch die Strassen von Damask zogen, brach alles Volk in Thränen aus.

Besonders die Frauen, welche durch ihre Gitterfenster auf die beiden Unschuldigen herabsahen, und von der Schönheit und Jugend der liebenswürdigen Herzensmacht gerührt wurden, ließen laut ihre Wehklage erschallen, indem sie unter ihren Fenstern vorüberzogen. Selbst die kleinen Kinder, durch dieß Geschrei und diesen Anblick erschreckt, ließen ihr Weinen in diese allgemeine Betrübniß hinein ertönen, und machten sie noch gräßlicher. Mit einem Wort, selbst wenn die Feinde in Damask eingedrungen wären, und die ganze Stadt mit Feuer und Schwert verwüstet hätten, die Bestürzung hätte nicht größer sein können.

Es war beinahe Nacht geworden. als diese grauenvolle Scene endigte, und man führte nun die Mutter und die Tochter in den Palast Mohammed's zurück. Da sie nicht daran gewöhnt waren, baarfuß zu gehen, so fühlten sie sich bei ihrer Ankunft daselbst so ermüdet, daß sie in Ohnmacht fielen, und eine Weile darin verblieben. Die Königinn von Damask, welche von ihrem Unglück lebhaft gerührt war, schickte ungeachtet

des Verbotes, welches Harun Arreschyd gethan, einige Frauen an sie ab, um sie zu trösten, nebst Wein und allerlei Erfrischungen zu ihrer Stärkung.

Die Frauen der Königinn trafen sie noch in Ohnmacht liegend und fast außer Stande, von ihrem Beistande Gebrauch zu machen. Indeß durch Anwendung der sorgfältigsten Mittel brachte man sie wieder zum Leben, und Ganem's Mutter dankte ihnen nun für ihre Gefälligkeit. »Meine gute Frau,« sagte eine von den Frauen der Königinn zu ihr, »wir fühlen nur zu sehr euer Leiden, und die Königinn von Syrien, unsere Gebieterinn hat uns durch den Auftrag, euch beizustehen, viel Vergnügen gemacht. Wir können euch zugleich versichern, daß diese Fürstinn, so wie der König, ihr Gemahl, vielen Antheil an euern Leiden nimmt.« Die Mutter Ganem's bat die Frauen der Königinn, ihrer Fürstinn in ihrem und ihrer Tochter Namen tausendfachen Dank abzustatten, und sagte dann zu derjenigen, welche so eben gesprochen hatte: »Edle Frau, der König hat mir nicht gesagt, warum der Beherrscher der Gläubigen uns diesen Schimpf anthun läßt; ich bitte euch daher, mir anzuzeigen, welches Verbrechen wir begangen haben.« — »Gute Frau,« erwiederte die Kammerfrau der Königinn, »euer Unglück ist durch Ganem veranlaßt. Er ist nicht todt, wie ihr es geglaubt habt; sondern er ist angeklagt, die liebste Favoritinn des Chalyfen entführt zu haben, und da er sich durch eine schnelle Flucht dem Zorn dieses Fürsten ent-

zogen hat, so ist die Strafe auf euch gefallen. Jedermann verwünscht das Rachgefühl des Chalyfen, doch jeder fürchtet ihn auch, und ihr sehet, daß selbst der König Sinebi seinen Befehlen nicht entgegen zu handeln wagt, aus Furcht, ihm zu mißfallen. Alles, was wir also thun können, ist, euch zu beklagen und euch zur Geduld zu ermahnen.«

Ich kenne meinen Sohn,« erwiederte Ganem's Mutter; ich habe ihn sehr sorgfältig und in jener Ehrerbietung gegen den Beherrscher der Gläubigen erzogen, welche diesem zukommt. Er hat das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, gewiß nicht begangen, und ich verbürge mich für seine Unschuld. Ich höre jetzt indeß auf zu murren und mich zu beklagen, da ich für ihn leide, und da er also nicht todt ist. Ach, Ganem,« fuhr sie in einer frohen und zärtlichen Herzensbewegung fort, »mein geliebter Sohn Ganem, ist es möglich, daß du noch lebst? Ich bedaure jetzt nicht mehr den Verlust meines Vermögens, und wie weit auch immer die Befehle des Chalyfen gehen mögen, ich verzeihe ihm seine Strenge, wofern nur der Himmel meinen Sohn erhalten hat. Bloß meine Tochter thut mir leid; ihre Leiden sind mein einziger Schmerz. Indeß halte ich sie für eine zu gute Schwester, als daß sie nicht meinem Beispiel folgen sollte.«

Bei diesen Worten wendete sich Herzensmacht, die bisher ganz gleichgültig geschienen hatte, zu ihrer Mutter, umschlang mit ihren Armen ihren Hals und sagte

zu ihr: »Ja meine theure Mutter, ich werde stäts deinem Beispiel folgen, wie weit dich auch immer deine Liebe zu meinem Bruder treiben mag.«

Mutter und Tochter vereinigten auf diese Weise ihre Seufzer und ihre Thränen, und blieben eine lange Weile einander in den Armen liegen. Unterdeß boten die Frauen der Königinn, von diesem Schauspiel gerührt, alles auf, um die Mutter Ganem's zu bewegen, einige Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Um ihnen zu willfahren, aß sie etwas, eben so Herzensmacht.

Da der Befehl des Chalyfen es so mit sich brachte, daß die Angehörigen Ganem's drei Tage nach einander in den erwähnten Aufzuge dem Volke gezeigt werden sollten, so mußte Herzensmacht nebst ihrer Mutter den folgenden Tag zum andernmal von früh bis Abend zur Schau stehn. Doch diesen und den folgenden Tag ging es nicht so wie früher. Die Straßen, welche anfangs mit Menschen angefüllt gewesen waren, wurden leer und öde; alle Kaufleute schlossen im Uwillen über die Behandlung, welche man der Wittwe und Tochter Abu Aibu's anthat, ihre Läden und blieben bei sich zu Hause; die Frauen, anstatt durch die Gitterfenster zu sehen, zogen sich in die Hintergemächer ihrer Häuser zurück; kurz, es fand sich keine Seele auf den öffentlichen Plätzen, über welche man diese beiden Unglücklichen führte, und es schien als ob alle Einwohner von Damask die Stadt verlassen hätten.

Am vierten Tage schickte der König Mohammed Sinebi, der die Befehle des Chalyfen pünktlich vollziehen wollte, obwohl er sie nicht billigte, in alle Stadtviertel Ausrufer und ließ allen Einheimischen und Fremden in Damask, von welchem Stande sie auch sein mochten bei Strafe ihres Lebens und bei Strafe, nach ihrem Tode den Hunden zum Fraß vorgeworfen zu werden, streng verbieten, der Mutter und Schwester Ganem's ein Obdach anzubieten oder ihnen auch nur einen Bissen Brot, einen Tropfen Wasser, kurz die mindeste Unterstützung zu reichen oder die geringste Gemeinschaft mit ihnen zu haben.

Nachdem die Ausrufer gethan hatten, was ihnen der König anbefohlen, befahl dieser Fürst, daß man Mutter und Tochter aus dem Palaste herauslassen und ihnen die Freiheit gestatten sollte, hinzugehen, wohin sie wollten. Kaum sah man sie öffentlich erscheinen, als sich alle Leute von ihnen entfernten; einen so großen Eindruck hatte das so eben erlassene Verbot auf die Gemüther gemacht. Sie bemerkten sehr bald, daß man sie zu meiden suchte, indeß, da ihnen die Ursache unbekannt war, so waren sie darüber sehr verwundert, und ihr Erstaunen stieg, als sie bei ihrem Eintritt in die Straße unter andern einige ihrer besten Freunde erkannten, die bei ihrer Erscheinung eben so eilig als die andern davonflohen. »Was ist denn das?« sagte Ganem's Mutter; »sind wir denn verpestet? Muß denn die ungerechte und grausame Behandlung, die

man uns angethan, uns auch noch allen unsern Mitbürgern verhaßt machen? Wohlan denn meine Tochter, »fuhr sie fort,« wir wollen so schnell als möglich Damask verlassen, und nicht länger in einer Stadt verweilen, wo wir sogar unsern Freunden ein Greuel sind.«

Unter solchen Gesprächen erreichten die beiden unglücklichen Frauen das eine Ende der Stadt und begaben sich in ein altes verfallenes Gemäuer, um darin die Nacht zuzubringen. Hier suchten einige von Mitleid bewegte Muselmänner sie bald nach Sonnenuntergang auf, und brachten ihnen Lebensmittel, wagten aber nicht, stehen zu bleiben und sie zu trösten; aus Furcht, entdeckt und als Uebertreter der Befehle des Chalyfen bestraft zu werden.

Unterdeß hatte der König Sinebi die Taube fliegen lassen, um Harun Arreschyd von der pünktlichen Vollziehung seines Befehls zu benachrichtigen. Er meldete ihm alles, was geschehen war, und beschwor ihn, ihn doch wissen zu lassen, was er über die Mutter und Schwester Ganem's verfügen wollte. Er empfing sehr bald auf demselben Wege die Antwort des Chalyfen, der ihm schrieb, daß er sie für immer aus Damask verbannen solle. Sogleich schickte der König von Syrien Leute nach dem Gemäuer, mit dem Befehl, Mutter und Tochter festzunehmen und sie drei Tagereisen von Damask weg zu führen und dort zu lassen, mit dem Verbot, daß sie nie mehr in die Stadt zurückkehren sollten.

Sinebi's Leute entledigten sich ihres Auftrages; doch in Vollziehung der Befehle des Chalyfen minder genau als ihr Herr, gaben sie der Mutter wie der Tochter aus Mitleid etwas Scheidemünze, um dafür Lebensmittel zu kaufen, und hingen einer jeden einen Sack um den Hals, damit sie die Lebensmittel hineinstecken könnten.

In dieser beklagenswerthen Lage erreichten sie das nächste Dorf. Die Bäuerinnen versammelten sich hier um sie her, und da man ungeachtet ihrer Verkleidung dennoch bemerkte, daß es Personen von höherem Stande wären, so fragte man sie, aus welchem Grunde sie denn in einer Kleidung zu reisen genöthiget wären, die ihnen nicht angemessen zu sein schien. Anstatt auf diese Frage zu antworten, fingen sie an zu weinen, was denn bloß die Neugierde der Bäuerinnen vermehrte und ihnen Mitleid einflößte. Ganem's Mutter erzählte ihnen, was sie und ihre Tochter ausgestanden hätten. Die guten Landfrauen wurden davon gerührt und suchten sie zu trösten. Sie bewirtheten sie, so gut es ihre Armuth gestattete, bewogen sie, ihre pferdehaarenen Hemden, die ihnen so unbequem waren, gegen andere zu vertauschen, die sie ihnen schenkten, nebst Schuhen und Kopfbedeckungen zu Schonung ihrer Haare.

Nachdem Herzensmacht und ihre Mutter sich bei den mildthätigen Landfrauen bedankt hatten, gingen sie in kleinen Tagereisen weiter nach Halep zu. Sie gewöhnten sich, in der Nähe von Moscheen oder in

den Moscheen selber Nachtherberge zu nehmen, wo sie die Nacht auf dem Teppich des Fußbodens oder — wenn kein Teppich da war — auf dem bloßen Steinpflaster zubrachten, oder sie suchten an den öffentlichen Orten, die zur Aufnahme der Reisenden bestimmt sind, unterzukommen. An Lebensmitteln fehlte es ihnen niemals; denn sie trafen auf ihrem Wege sehr oft Orte an, wo Brot, gekochter Reis und andere Lebensmittel unentgeltlich an bedürftige Reisende vertheilt wurden.

Endlich gelangten sie nach Halep. Sie wollten sich indeß daselbst nicht verweilen, sondern setzten ihre Reise nach dem Euphrat fort, setzten über diesen Strom, und gingen dann durch Mesopotamien bis nach Mussul. Von da begaben sie sich, wie viele Beschwerden sie auch schon ausgestanden hatten, bis nach Bagdad. Dahin strebten nämlich ihre Wünsche, in der Hoffnung, Ganem dort zu finden; obwohl sie nicht hätten glauben sollen, ihn in einer Stadt anzutreffen, wo der Chalyf seinen Sitz hatte, so hofften sie es doch, weil sie es wünschten. Ihre Liebe zu ihm war ungeachtet so vieler Leiden, statt abzunehmen, nur noch mehr gestiegen, und ihre Gespräche hatten gewöhnlich ihn zum Gegenstande, ja sie erkundigten sich bei allen die ihnen begegneten, nach ihm.

Doch lassen wir jetzt Herzenmacht und ihre Mutter, und wenden uns zu Herzenspein zurück.

Diese war seit jenem Unglückstage immer noch in dem finstern Thurm sehr fest verschlossen. Indeß wie

unangenehm auch ihre Gefangenschaft war, so war sie doch weit minder darüber betrübt, als über das Unglück Ganem's, dessen Loos sie in eine tödtliche Ungewißheit und Unruhe versetzte; es gab fast keinen Augenblick, wo sie ihn nicht bejammerte.

In der einen Nacht, wo der Chalyf ganz allein innerhalb der Ringmauern seines Palastes umher spazierte — was bei ihm sehr häufig vorkam, denn er war der neugierigste Fürst von der Welt, auch erfuhr er auf diesen nächtlichen Spaziergängen oft Dinge, die in seinem Palaste vorgingen, und die sonst nie zu seinen Ohren gelangt sein würden, — in der einen Nacht also spazierte er an dem finstern Thurme vorüber, und da er darin reden zu hören glaubte, so blieb er stehen. Um alles besser vernehmen zu können, näherte er sich der Thür, und hörte ganz deutlich folgende Worte, welche die noch immer vom Andenken an Ganem erfüllte Herzenspein ganz deutlich und mit ziemlich lauter Stimme sprach: »O Ganem, zu unglücklicher Ganem, wo bist du jetzt? An welchen Ort hat dich dein beklagenswerthes Schicksal hingeführt? Ach, ich war es, die dich unglücklich machte! Warum ließest du mich nicht lieber elend umkommen, anstatt mir so edelmüthig Hilfe zu leisten? Welche traurige Frucht hast du von deiner Sorgfalt und ehrerbietigen Achtung geerntet? Der Beherrscher der Gläubigen, der dir doch hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen, verfolgt dich, zum Lohne dafür, daß du mich stäts als eine ihm ge-

heiligte Person behandeltest, du büßest dein ganzes Vermögen ein und siehest dich genöthigt, dein Heil in der Flucht zu suchen. Ach, Chalyf, barbarischer Chalyf, was wirst du zu deiner Entschuldigung vorbringen können, wenn du einst mit Ganem vor dem Richterstuhl des Ewigen stehen wirst, und die Engel in deiner Gegenwart die Wahrheit bezeugen werden? Alle deine gegenwärtige Macht, vor welcher fast der ganze Erdkreis zittert, wird dich nicht schützen können, daß du nicht verdammt und für deine ungerechte Gewaltthätigkeit bestraft werdest.« Herzenspein brach bei diesen Worten ab; denn ihre Seufzer und Thränen hinderten sie, weiter zu sprechen.

Es bedurfte nicht mehr, um den Chalyfen wieder zur Besinnung zu bringen. Er sah wohl, daß, wenn das, was er so eben gehört hatte, wahr wäre, seine Favoritinn unschuldig sein würde, und daß er sich mit seinen gegen Ganem und dessen Familie erlassenen Befehlen übereilt habe. Um diese Sache, wobei seine sonst so gepriesene Gerechtigkeitsliebe ins Spiel kam, gründlich zu untersuchen, kehrte er sogleich in seine Zimmer zurück, und sobald er in denselben angelangt war, trug er Mesrur auf, nach dem finstern Thurme hinzugehen und Herzenspein zu ihm her zu führen.

Das Oberhaupt der Verschnittenen schloß aus diesem Befehl und noch mehr aus der Miene des Chalyfen, daß er seiner Favoritinn zu verzeihen und sie wieder an seine Seite zu berufen Willens sei. Er war

darüber sehr erfreut, denn er liebte Herzenspein, und hatte, als sie in Ungnade fiel, vielen Antheil an ihren Schicksale genommen. Augenblicklich flog er nun zum Thurme, und sagte in freudigem Tone zu der Favoritinn: »Gnädige Frau, bemühet euch doch, mir als bald zu folgen; ich hoffe, daß ihr in diesen häßlichen finstern Thurm nicht mehr zurückkehren werdet. Der Beherrscher der Gläubigen will mit euch sprechen, und ich schöpfe daraus eine günstige Vorbedeutung.«

Herzenspein folgte dem Mesrur, der sie in das Gemach des Chalyfen einführte. Gleich beim Eintreten warf sie sich vor dem Fürsten nieder, und blieb in dieser Lage, die Augen voll Thränen. »Herzenspein,« sagte der Chalyf zu ihr, ohne sie zu heißen aufzustehen, »es scheint, daß du mich der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit beschuldigest. Wer ist denn nun derjenige, der ungeachtet seiner Achtung und seiner Rücksichten, die er gegen mich bewiesen, sich in einer unglücklichen Lage befindet? »Rede, du weißt, wie gutmüthig ich von Natur bin, und wie gern ich jedem Gerechtigkeit widerfahren lasse.«

Die Favoritinn merkte aus dieser Rede, daß der Chalyf sie behorcht habe, und suchte nun diese gute Gelegenheit zu benutzen, um ihren geliebten Ganem zu rechtfertigen. »Beherrscher der Gläubigen,« antwortete sie, »wenn mir irgend ein Wort entschlüpft sein sollte, welches Euer Majestät nicht genehm ist, so bitte ich demüthigst, mir es zu verzeihen. Doch derjenige

dessen Unschuld und Elend ihr kennen zu lernen wünschet, ist Ganem, der unglückliche Sohn des Abu Aïbu's, der Kaufmann von Damask. Er rettete mir das Leben und gab mir einen Zufluchtsort in seinem Hause. Ich gestehe, daß in ihm vielleicht bei meinem ersten Anblick der Gedanke aufgestiegen sein mag, sich mir ganz zu widmen, und vielleicht auch die Hoffnung, daß ich mir seine zarte Aufmerksamkeit gefallen lassen würde; — ich schloß dieß wenigstens aus der zuvorkommenden Sorgfalt, womit er mich bewirthete und mir alle Dienstleistungen erwies, die mir in meiner damaligen Lage nur irgend wünschenswerth sein konnten. Doch kaum hatte er vernommen, daß ich die Ehre hätte, euch anzugehören, als er zu mir sagte: »Ach, gnädige Frau, was dem Herrn gehört, ist dem Sklaven verwehrt.« Von diesem Augenblick an — ich muß seiner Tugend diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — war sein Betragen nie mit seinen Worten im Widerspruch. Indeß ihr wisset, Beherrscher der Gläubigen mit welcher Strenge ihr ihn behandelt habt, und ihr werdet einst vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft davon geben müssen.«

Der Chalyf nahm seiner Favoritinn diese freimüthige Rede gar nicht übel. »Allein,« fuhr er fort, »kann ich mich denn auf deine Versicherungen in Hinsicht der Enthaltsamkeit Ganem's verlassen?« — »Ja,« antwortete sie, »ihr könnt es; ich möchte um alles in der Welt nicht euch die Wahrheit verhehlen; und um

euch einen Beweis von meiner Aufrichtigkeit zu geben, muß ich euch ein Geständniß ablegen das euch mißfallen wird, wofür ich aber Euer Majestät im voraus um Verzeihung bitte.« — »Rede, meine Tochter,« sagte hierauf Harun Arreschyd; ich verzeihe dir alles, wofern du mir nur nichts verheimlichst.« — »Nun gut,« erwiederte Herzenspein, »so wisset, daß die ehrerbietige Aufmerksamkeit Ganems, nebst den Gefälligkeiten, die er mir erwies, mir Achtung gegen ihn einflößten. Ja noch mehr; — ihr kennet die zwingende Gewalt der Liebe — ich fühlte in meinem Herzen die zarteste Neigung aufkeimen. Er bemerkte es; doch anstatt meine Schwachheit zu benutzen, und ungeachtet der Glut, die in ihm selber aufflammte, blieb er fortwährend seiner Pflicht getreu, und alles, was seine Leidenschaft ihm zu entlocken vermochte, waren die Worte, die ich Euer Majestät bereits wiederholt habe: »Was dem Herrn gehört, ist dem Sklaven verwehrt!«

Dieß offene Geständniß würde vielleicht jeden andern erbittert haben, doch den Chalyfen besänftigte dieß gerade noch vollends. Er befahl der Herzenspein aufzustehen, ließ sie neben sich niedersetzen und sagte zu ihr: »Erzähle mir deine Geschichte von Anfang bis zu Ende.« Sie that dieß mit viel Verstand und Gewandtheit. Ueber das, was Sobeïde betraf, ging sie schnell hinweg, und verbreitete sich mehr über die Verpflichtungen, die sie gegen Ganem hätte, und über die Kosten, die er sich ihretwegen gemacht: besonders

rühmte sie sehr seine Verschwiegenheit, indem sie dadurch dem Chalyfen begreiflich machen wollte, wie nothwendig es für sie gewesen sei, im Hause Ganem's sich verborgen zu halten, um Sobeïden zu täuschen. Zuletzt schloß sie mit der Flucht des jungen Kaufmanns, wobei sie ohne Hehl dem Chalyfen gestand, daß sie ihn selber dazu gedrungen habe, um ihn seinem Zorne zu entziehen.

Als sie geendet hatte, sagte der Chalyf zu ihr: »Ich glaube alles, was du mir da erzählt hast; aber warum hast du so lange gesäumt, mir Nachricht von dir zu geben? Mußtest du denn einen ganzen Monat nach meiner Rückkehr warten, bevor du mich wissen ließest, wo du wärest?« — »Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Herzenspein, »Ganem ging so selten aus, daß ihr euch nicht wundern dürft, wenn wir eure Ankunft nicht gleich anfangs erführen. Außerdem hat Ganem, dem ich dieß Briefchen an Morgendämmerung zu eigenhändiger Abgabe übergeben hatte, lange Zeit auf den günstige Augenblick warten müssen, wo er es ihr überreichen konnte.«

»Es ist genug, Herzenspein,« erwiederte der Chalyf, »ich erkenne meinen Fehler, und wünschte ihn wieder gut zu machen, und den jungen Kaufmann von Damask mit Wohlthaten zu überhäufen. Ueberlege also, was ich wohl für ihn thun könnte; verlange von mir, was du willst, ich werde es dir gewähren.« Bei diesen Worten warf sich die Favoritinn zu den Füßen des Chalyfen, das Gesicht gegen den Boden gekehrt,

und sagte dann wieder aufstehend: »Beherrscher der Gläubigen, nachdem ich Euer Majestät für Ganem gedankt habe, bitte ich euch unterthänigst, in euern Staaten bekannt machen zu lassen, daß ihr dem Sohne des Abu Aïbu verzeihet, und daß er sich bei euch einfinden möchte.« — »Ich will noch mehr thun,« sagte der Chalyf, »dafür, daß er dir das Leben gerettet, ferner um seine gegen mich bewiesene Achtung zu belohnen, um ihn für den Verlust seines Vermögens zu entschädigen, und endlich um das Unrecht, das ich seiner Familie zugefügt, wieder gut zu machen, gebe ich dich ihm zur Gemahlinn.« Herzenspein konnte nicht Ausdrücke genug finden, um dem Chalyfen für seine Großmuth zu danken, sodann begab sie sich nach ihrem Zimmer, das sie schon vor ihrem traurigen Abenteuer bewohnt hatte. Es war noch ganz in seinem vorigen Zustande, und ganz unberührt geblieben; doch was ihr am meisten Freude machte, war; die Kasten und Ballen Ganem's da zu erblicken, welche Mesrur dahin hatte bringen lassen.

Dreihundert drei und funfzigste Nacht.

Den folgenden Tag gab Harun Arreschyd dem Groß-Wesyr Befehl, in allen Städten des Reiches bekannt machen zu lassen, daß er Ganem, dem Sohne des Abu Aïbu verzeihe; doch diese Bekanntmachung war fruchtlos, denn es verging eine geraume Zeit, ohne daß man von dem jungen Kaufmann das min-

deste vernahm. Herzenspein glaubte, daß er gewiß den Schmerz über ihren Verlust nicht habe überleben können, und eine quälende Unruhe ergriff ihr Gemüth. Da indeß die Hoffnung immer das letzte ist, was die Liebenden verläßt, so bat sie den Chalyfen, ihr zu erlauben, daß sie selber Nachforschungen wegen Ganem anstellen könnte. Nachdem ihr der Chalyf Erlaubniß gegeben, nahm sie aus ihrer Schatulle einen Beutel mit tausend Goldstücken, und ritt eines Morgens auf einer reich geschmückten Mauleselinn sitzend aus dem Palaste. Zwei schwarze Verschnittene, welche von beiden Seiten her ihre Hand auf dem Bug des Maulesels liegen hatten, begleiteten sie.

Sie ritt von Moschee zu Moschee, um Schenkungen an fromme Muselmänner zu machen, und ihre Gebete für die Vollführung einer höchst wichtigen Angelegenheit zu Hülfe zu rufen, von der, wie sie sagte, die Ruhe zweier Personen abhinge. Sie verwendete den ganzen Tag und den ganzen Beutel mit tausend Goldstücken, um Almosen in den Moscheen zu geben, und kehrte am Abend nach dem Palaste zurück.

Den folgenden Tag nahm sie einen Beutel mit eben so vielen Goldstücken, und begab sich in demselben Aufzuge nach dem Juwelierplatze. 4 Sie hielt am Eingange still, und ohne abzusteigen, ließ sie durch einen ihrer schwarzen Verschnittenen den Vorsteher oder Aeltesten rufen. Dieser, der ein sehr mildthätiger Mann war, und mehr als zwei Drittheil seiner

Einnahme zu Unterstützung armer Fremden — sie mochten nun krank oder in üblen Umständen sein — verwendete, ließ Herzenspein nicht lange warten, die er an ihrer Kleidung für eine Dame des Hofes erkannte. »Ich wende mich an euch,« sagte sie zu ihm, indem sie ihm den Beutel einhändigte, »als einen Mann, dessen Frömmigkeit die ganze Stadt rühmt. Ich bitte euch, diese Goldstücke unter die armen Fremden, denen ihr beistehet, zu vertheilen; denn ich weiß recht gut, daß ihr zu euerem täglichen Geschäft machet, die Fremden, die sich an euere Mildthätigkeit wenden, zu unterstützen. Ich weiß auch, daß ihr ihren Bedürfnissen zuvorkommt, und daß für euch nichts angenehmer ist, als eine Gelegenheit zu finden, ihr Elend zu mildern.« — »Gnädige Frau,« antwortete ihr der Vorsteher, »mit Vergnügen werde ich euern Befehl vollziehen; doch, wenn ihr wünschet, eure Wohlthaten persönlich auszuspenden, so bemühet euch bis in meine Wohnung, und ihr werdet da zwei Frauen finden, die eures Mitleids würdig sind. Ich traf sie gestern, als sie eben hier in der Stadt anlangten. Sie waren in einem beklagenswerthen Zustande, und ich wurde um so mehr davon gerührt, da es mir vorkam, als seien es Personen von Stande. Mitten durch die Lumpen, womit sie bedeckt waren, und ungeachtet der Wirkung, welche die Sonnenglut auf ihr Gesicht gemacht hatte, entdeckte ich an ihnen einen edeln Anstand, der sonst Armen, die ich unterstützte, eben nicht

eigen zu sein pflegt. Ich führte sie beide in mein Haus, und übergab sie den Händen meiner Frau, welche von ihnen dasselbe urtheilte, wie ich. Sie ließ ihnen von unsern Sklavinnen eine gute Lagerstatt bereiten, während sie selber ihnen das Gesicht wusch und ihnen frische und reine Wäsche anziehen half. Wir wissen noch immer nicht, wer sie sind, weil wir sie erst etwas ausruhen lassen, ehe wir sie mit unseren Fragen ermüden.«

Herzenspein empfand, ohne recht zu wissen, warum, einige Neugierde, sie zu sehen. Der Vorsteher wollte sie nach seiner Wohnung führen; doch sie nahm dieß von ihm nicht an, und ließ sich durch einen Sklaven dahin geleiten, den er ihr mitgab. Als sie an der Hausthür angelangt war, stieg sie ab, und folgte dem Sklaven, welcher vorausgeeilt war, um seine Gebieterinn, welche so eben bei Herzensmacht und ihrer Mutter — denn diese beiden waren es selber — im Gemache war, davon zu benachrichtigen.

Als die Frau des Vorstehers durch ihren Sklaven erfuhr, daß eine Frau vom Hofe in ihrem Hause sei, so ging sie aus dem Zimmer, worin sie eben war, hinaus, um sie zu empfangen; doch Herzenspein, welche dem Sklaven auf dem Fuße folgte, ließ ihr nicht Zeit dazu, sondern trat ins Zimmer. Die Frau des Vorstehers warf sich vor ihr nieder, um ihre Ehrerbietung gegen alles, was zum Hofstaat des Chalyfen gehörte, zu bezeigen. Herzenspein hob sie auf und sagte zu

ihr: »Meine gute Frau, ich bitte euch, mich mit den beiden fremden Frauen sprechen zu lassen, die gestern Abend hier in Bagdad eingetroffen sind.« — »Gnädige Frau,« erwiederte die Gattinn des Vorstehers, »sie liegen hier in diesen beiden kleinen Betten, die ihr hier neben einander sehet.« Sogleich näherte sich die Favoritinn dem Bette der Mutter, betrachtete sie aufmerksam und sagte dann: »Meine gute Frau, ich komme, um euch meine Unterstützung anzubieten. Ich bin nicht ohne Einfluß in dieser Stadt, und werde vielleicht euch und eurer Gefährtinn nützlich sein können.« — »Gnädige Frau,« erwiederte die Mutter Ganem's, »an den gefälligen Anerbietungen, die ihr uns machet, sehe ich, daß der Himmel uns noch nicht ganz verlassen hat. Wir hatten indeß nach den Unfällen, die uns betroffen, wohl Ursache, es zu glauben.« Bei diesen Worten fing sie so bitterlich an zu weinen, daß Herzenspein und die Frau des Vorstehers ebenfalls ihre Thränen nicht zurückhalten konnten.

Die Favoritinn des Chalyfen sagte hierauf, nachdem sie ihre eigenen Thränen getrocknet, zu Ganem's Mutter: Theilet uns, ich bitte euch darum, eure Leiden mit und erzählet uns eure Geschichte. Ihr werdet niemanden finden, der mehr geneigt wäre als wir, alles mögliche zu eurem Troste aufzubieten.« — »Gnädige Frau,« antwortete die unglückliche Wittwe des Abu Aibu, »eine Favoritinn des Beherrschers der Gläubigen, eine Frau Namens Herzenspein, ist Urhe-

berinn meines ganzen Unglücks.« Bei diesen Worten fühlte sich die Favoritinn wie vom Blitz getroffen: sie verhehlte indeß ihre Verlegenheit und innere Bewegung, und ließ Ganem's Mutter weiter reden, welche also fortfuhr: »Ich bin die Wittwe des Abu Aibu, Kaufmanns zu Damask. Ich hatte einen Sohn, Namens Ganem, der eine Handelsreise nach Bagdad machte, und hier beschuldigt wurde, diese Herzenspein entführt zu haben. Der Chalyf ließ ihn überall suchen, um ihn umbringen zu lassen, und da er ihn nicht finden konnte, schrieb er an den König von Damask, daß er unser Haus plündern und niederreißen, uns beide, meine Tochter und mich, drei Tage nach einander ganz nacket den Augen des Volkes bloßstellen und uns sodann für immer aus Syrien verbannen solle. Doch, wie unwürdig man uns auch immer behandelt haben mag, ich würde mich gleichwohl noch trösten, wenn mein Sohn noch lebte, und ich ihn irgendwo treffen könnte. Welche Freude würde es für seine Schwester und für mich sein, ihn wiederzusehen! In seiner Umarmung würden wir den Verlust unseres Vermögens und alle Leiden vergessen, die wir für ihn erduldet haben. Ach, ich bin überzeugt, daß er sich gegen den Chalyfen eben so wenig vergangen hat, als seine Schwester und ich.« — Nein,« unterbrach sie Herzenspein« er ist wirklich eben so wenig strafbar als ihr. Ich kann euch von seiner Unschuld versichern, da ich selber jene Herzenspein bin, über die ihr euch

so sehr zu beklagen habt, ich bin es, die durch das Verhängniß der Sterne euch alle eure Leiden veranlaßt habe, und mir müßt ihr den Verlust eures Sohnes beimessen, wenn er nicht mehr auf der Welt ist. Doch wenn ich euer Unglück herbeigeführt habe, so vermag ich auch wieder es zu lindern. Ich habe Ganem vor dem Chalyfen gerechfertigt, dieser Fürst hat in seinem ganzen Reiche ausrufen lassen, daß er dem Sohne des Abu Aibu verzeihe, und ihr dürft nicht zweifeln, daß er euch nicht eben so viel Gutes erzeigen wird, als er euch Böses zugefügt hat. Ihr seid nicht mehr seine Feinde; er erwartet Ganem, um ihn für den mir erwiesenen Dienst dadurch zu belohnen, daß er uns vereinige, er gibt mich ihm zur Gemahlinn. So betrachtet mich denn nun als eure Tochter und erlaubt mir, euch ewige Freundschaft zu geloben.« Mit diesen Worten neigte sie sich zu Ganem's Mutter herab, die darauf nichts zu antworten vermochte, so sehr hatte diese Rede sie in Staunen gesetzt. Herzenspein hielt sie lange Zeit umarmt, und verließ sie bloß, um zu dem anderen Bette hinzueilen und Herzensmacht umarmen zu können, welche sich zu ihrem Empfange aufgesetzt hatte und ihr die Arme entgegenstreckte.

Nachdem die reizende Favoritinn der Mutter und der Tochter alle mögliche Beweise von Wohlwollen gegeben, die sie nur irgend von der Gemahlinn Ganem's erwarten konnten, sprach sie zu ihnen: »Höret beide auf, euch zu betrüben; die Reichthümer, welche Ganem

in dieser Stadt besaß, sind nicht verloren, sie befinden sich im Palaste des Chalyfen, und zwar in meinen Zimmern. Ich weiß übrigens wohl, daß alle Reichthümer der Welt ohne Ganem euch nicht zu trösten im Stande sein würden; ich kann mir dieß von Ganem's Mutter und Schwester recht gut denken, wenn ich von mir selber auf euch schließe, den die Bande des Bluts haben in edlen Herzen nicht mindere Gewalt als die Liebe. Indeß, warum wollt ihr daran verzweifeln, euren Sohn jemals wiederzusehen? Wir werden ihn gewiß noch wiederfinden; mein glückliches Zusammentreffen mit euch gibt mir Hoffnung. Vielleicht ist sogar schon heute der letzte Tag eurer Trübsale und der Anfang eines größeren Glücks als ihr nur je zu Damask damals genossen habet, als ihr Ganem noch bei euch hattet.«

Herzenspein wollte noch weiter reden, als der Vorsteher der Juweliere hereintrat und sagte: »Gnädige Frau, ich habe jetzt so eben ein sehr rührendes Schauspiel gesehen. Es war dieß nemlich ein junger Mann, welcher auf einem Kameel in das Hospital hiesiger Stadt gebracht wurde; er war mit Stricken auf das Kameel gebunden; weil er nicht die Kraft hatte, sich auf demselben sitzend zu erhalten. Man hat so eben die Stricke aufgebunden, und wollte ihn in das Hospital hinein tragen, als ich da vorüber ging. Ich näherte mich dem jungen Manne, betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, und es kam mir vor, als ob sein Gesicht mir nicht ganz unbekannt wäre. Ich that an ihn

verschiedene Fragen über seine Familie, doch statt aller Antwort entlockte ich ihm bloß Thränen und Seufzer. Es that mir leid, und da ich aus meiner täglichen Erfahrung erkannte, daß er der sorgfältigsten Pflege bedürfte, so wollte ich ihn nicht in das Hospital bringen lassen, weil ich nur zu wohl weiß, wie man da mit den Kranken umgeht, und wie ungeschickt die Aerzte darin sind. Ich habe ihn also durch meine Sklaven hierher in meine Wohnung bringen lassen; diese haben ihn in ein besonderes Gemach gebracht, geben ihm auf meinen Befehl reines Linnenzeug von mir, und bedienen ihn ganz so wie mich selber.«

Herzenspein zitterte bei dieser Rede des Juweliers, und fühlte in sich eine Regung, wovon sie sich keinen Grund anzugeben vermochte. »Führet mich doch« sagte sie zu dem Vorsteher, »in das Zimmer dieses Kranken, ich wünschte ihn zu sehen.« Der Mann führte sie sogleich hin, und während sie hinging, sagte Ganem's Mutter zu Herzensmacht: »Ach, meine Tochter, wie beklagenswerth auch immer dieser kranke Fremde sein mag, dein Bruder, wofern er noch lebt, befindet sich schwerlich in einer glücklicheren Lage als er.«

Als die Favoritinn des Chalyfen in das Zimmer, worin der Kranke lag, eingetreten war, näherte sie sich dem Bette, worein ihn die Sklaven des Hausherrn gebracht hatten. Sie erblickte hier einen jungen Mann mit geschlossenen Augen, und einem blassen, abgezehrten und verweinten Angesicht; sie betrachtet ihn

aufmerksamer; ihr Herz klopft, sie glaubt Ganem zu erkennen; doch bald mißtraut sie wieder dem Zeugniß ihrer Augen. Wenn sie auch einerseits in dem Angesicht des Kranken einen ähnlichen Zug entdeckt, so erscheint er ihr doch im übrigen so verschieden von jenem, daß sie es nicht zu glauben wagt, daß er es wirklich sei. Da sie indeß der Neugier, sich genau darüber zu unterrichten, nicht widerstehen kann, so sagt sie mit zitternder Stimme: »Ganem, bist du es, den ich hier vor mir sehe?« Bei diesen Worten hielt sie inne, um dem jungen Manne Zeit zur Antwort zu lassen; doch da er darauf nicht zu achten schien, fuhr sie fort; »Ach, Ganem, du bist es nicht. Bloß meine Einbildungskraft, die nur immer an deinem Bilde hängt hat diesem Fremden eine täuschende Aehnlichkeit geliehen. Der Sohn des Abu Aibu, wie krank er auch sein möchte, würde auf die Stimme seiner Herzenspein hören.« Bei dem Namen Herzenspein schlug Ganem — denn er war es wirklich — die Augen auf, wendete den Kopf nach der Seite hin, wo die Stimme herkam, und sagte, als er die Favoritinn des Chalyfen wiedererkannte: »Ach, gnädige Frau, seid ihr es? Durch welches Wunder. . . . . . ?« Er vermochte nicht auszureden, sondern wurde von einem so plötzlichen Freudentaumel überwältigt, daß er in Ohnmacht fiel. Herzenspein und der Herr des Hauses eilten ihm zu Hilfe; doch sobald sie wieder einige Zeichen des Lebens an ihm entdeckten, bat der Vorsteher die Dame, sich zu entfernen,

damit ihr Anblick nicht einen neuen Rückfall herbeiführen möge.

Nachdem der junge Mann wieder zur Besinnung gekommen war, sah er sich nach allen Seiten um, und da er nicht mehr sah, was er suchte, rief er aus: »Schöne Herzenspein, was ist aus dir geworden? Standst du wirklich vor meinen Augen, oder war es bloß eine täuschende Erscheinung?« — »Nein, Herr,« sagte der Vorsteher zu ihm; »ich habe diese Dame hinauszugehen veranlaßt; indeß werdet ihr sie wiedersehen, sobald ihr im Stande sein werdet, ihren Anblick zu ertragen. Ihr habt jezt Ruhe nöthig, und nichts muß euch daran hindern. Da ihr, wie es mir vorkommt, jener Ganem seid, dem der Beherrscher der Gläubigen öffentlich in Bagdad hat Verzeihung verkündigen lassen, so muß ich euch nur sagen, daß eure Angelegenheiten eine ganz andere Gestalt gewonnen haben; dieß zu wissen, sei euch für den Augenblick genug. Die Dame, welche so eben mit euch gesprochen, wird euch ausführlicher davon unterrichten. Denket also bloß daran, eure Gesundheit wieder herzustellen; was mich betrifft, so werde ich so viel dazu beitragen, als nur irgend in meinen Kräften steht.« Nachdem er dieß gesprochen, ließ er Ganem in Ruhe, und ging fort, um ihm die Arzneimittel bereiten zu lassen, die er zur Wiederherstellung seiner durch Fasten und Beschwerde erschöpften Kräfte für nöthig erachtete.

Während dieser Zeit befand sich Herzenspein in dem Zimmer der Mutter Ganem's und der Herzensmacht, wo sich fast dieselbe Scene wiederholte. Denn als Ganem's Mutter erfuhr, das jener kranke Fremde, den der Vorsteher in sein Haus hatte bringen lassen, Ganem sei, fiel sie vor Freuden darüber in Ohnmacht; und als sie sich durch die sorgfältige Pflege der Frau des Vorstehers und Herzenspeins wieder erholt hatte, wollte sie aufstehen und ihren Sohn besuchen. Doch der Vorsteher, der mittlerweile hereingetreten war, verhinderte sie daran, und stellte ihr vor, Ganem sei so schwach und entkräftet, daß man nicht ohne Gefahr seines Lebens Gemüthsbewegungen, wie sie der unvermuthete Anblick einer geliebten Mutter hervorbringen müsse, hervorrufen dürfe. Der Vorsteher hatte keine lange Rede nöthig, um Ganem's Mutter zu überzeugen. Sobald man ihr gesagt hatte, daß sie mit ihrem Sohne nicht sprechen könne, ohne sein Leben zu gefährden, drang sie nicht weiter drauf, ihn zu sehen. Jetzt nahm Herzenspein das Wort, und sagte zu ihr: »Wir wollen dem Himmel danken, daß er uns alle an einen und denselben Ort zusammengeführt hat. Ich will jetzt nach dem Palast zurückkehren, um dem Chalyfen von allen diesen Abenteuern Nachricht zu geben, und morgen früh komme ich wieder zu euch.« Mit diesen Worten umarmte sie Mutter und Tochter, und ging fort. Als sie im Palaste angekommen war, ließ sie den Chalyfen um eine geheime Unterredung bitten.

Diese ward ihr augenblicklich gewährt; man führte sie in das Kabinett des Fürsten, worin dieser sich ganz allein befand. Sie warf sich zuvörderst, der Landessitte gemäß, mit ihrem Angesicht vor ihm zur Erde nieder. Er hieß sie aufstehen und sich setzen, und fragte sie sodann, ob sie von Ganem Nachricht hätte? »Beherrscher der Gläubigen,« sagte sie hierauf, »ich bin so glücklich gewesen, ihn nebst seiner Mutter und Schwester aufzufinden.« Der Chalyf war neugierig zu erfahren, wie sie in so kurzer Zeit dieß möglich gemacht habe. Sie befriedigte seine Neugier, und sagte ihm von Ganem's Mutter und Schwester so viel Gutes, daß er Lust bekam, sie beide nebst dem jungen Kaufmann zu sehen.

Dreihundert vier und funfzigste Nacht.

Wenn Harun Arreschyd auch aufbrausend war, und sich in seiner Uebereilung bisweilen zu grausamen Handlungen hinreißen ließ, so war er dagegen wieder der gerechteste und großmüthigste Fürst von der Welt, sobald sein Zorn vorüber war und man ihn zur Einsicht seiner Ungerechtigkeit gebracht hatte. Da er nun nicht mehr daran zweifeln konnte, daß er Ganem und seine Familie ungerechter Weise verfolgt und sie öffentlich gemißhandelt habe, beschloß er, ihnen eine öffentliche Genugthuung zu geben. »Ich freue mich, sagte er zu Herzenspein, »über den glücklichen Erfolg deiner Nachforschungen; und zwar freut es mich weniger um deinet- als um meinetwillen. Ich werde das Versprechen,

das ich dir gethan, halten; du sollst Ganem heirathen, und ich erkläre hiemit, daß du von nun an nicht mehr meine Sklavinn, sondern ganz frei bist. Geh jetzt wieder zu dem jungen Kaufmann, und sobald seine Gesundheit wieder hergestellt sein wird, kannst du ihn nebst seiner Mutter und Schwester zu mir führen.«

Den folgenden Morgen früh unterließ Herzenspein nicht, sich zu dem Vorsteher der Juweliere hinzubegeben, voll Ungeduld, sich nach dem Gesundheitszustand Ganem's zu erkundigen, und der Mutter und Schwester desselben die guten Nachrichten, die sie ihnen zu melden hatte, mitzutheilen. Der erste, der ihr begegnete, war der Vorsteher, der ihr erzählte, Ganem habe die Nacht sehr gut zugebracht, und da seine Krankheit bloß aus Schwermuth entstanden sei, so würde er, wenn die Ursache gehoben, sehr bald wieder geheilt sein.

In der That befand sich der Sohn Abu Aïbu's um vieles besser. Die Ruhe und die wirksamen Heilmittel, die er zu sich genommen, und mehr als dieß alles, seine gegenwärtige Gemüthsstimmung, hatten eine so gute Wirkung hervorgebracht, daß der Vorsteher meinte, er könne jetzt ohne Gefahr seine Mutter, Schwester und Geliebte sehen, wofern man ihn nur auf ihren Empfang vorbereitete; denn sonst, wenn er noch nicht wüßte, daß seine Mutter und Schwester in Bagdad seien, müsse man fürchten, daß ihr Anblick ihm eine zu große Freude und Ueberraschung verursachen könnte. Es ward daher beschlossen, daß zuerst Herzenspein ganz

allein in Ganem's Zimmer treten und sodann, wenn es Zeit wäre, den beiden andern Frauen das Zeichen zum Eintritt geben sollte.

Nachdem alles so angeordnet war, ward Herzenspein durch den Vorsteher dem Kranken angemeldet, welcher so sehr über ihr Wiedersehen erfreut war, daß wenig fehlte, daß er nicht abermals ohnmächtig wurde. »Nun, Ganem,« sagte sie zu ihm, indem sie sich seinem Bette näherte, »da hast du deine Herzenspein wieder, die du für immer verloren zu haben glaubtest.« — »Ach, gnädige Frau,« unterbrach er sie hastig, »durch welches Wunder kommt ihr vor meine Augen! Ich glaubte, ihr wäret im Palaste des Chalyfen. Ganz gewiß hat dieser Fürst euch Gehör gegeben, ihr habt seinen Argwohn verscheucht, und er hat euch seine Liebe wiedergeschenkt.« — »Ja, mein theurer Ganem,« erwiederte Herzenspein, »ich habe mich in den Augen des Beherrschers der Gläubigen gerechtfertiget, welcher nun, um die Leiden, die er euch verursachet hat, wieder gut zu machen, mich euch zur Gemahlinn gibt.« Diese letzten Worte erregten bei Ganem eine so lebhafte Freude, daß er durch nichts darauf zu antworten wußte, als durch jenes beredte Schweigen der Liebenden. Endlich unterbrach er dasselbe und rief; »Ach, schöne Herzenspein, kann ich eurer Rede Glauben beimessen? Darf ich wirklich glauben, daß der Chalyf euch dem Sohne Abu Aibu's überläßt?« — »Nichts ist gewisser als dieß,« erwiederte die Schöne; »dieser

Fürst, der euch vor Kurzem noch aufsuchen ließ, um euch das Leben zu nehmen, und der in seiner Wuth euerer Mutter und Schwester tausend Beschimpfungen zufügen ließ, wünscht euch jetzt zu sehen, um euch für die Ehrerbietung, die ihr gegen ihn bewiesen, zu belohnen, und es ist unzweifelhaft, daß er euere ganze Familie mit Wohlthaten überhäufen wird.«

Ganem fragte, wie denn der Chalyf seine Mutter und Schwester habe behandeln lassen. Herzenspein erzählte es ihm. Er konnte diese Erzählung nicht ohne Thränen anhören, ungeachtet der frohen Stimmung worein ihn die Nachricht von seiner Vermählung mit seiner Geliebten versetzt hatte. Doch, als Herzenspein ihm sagte, sie wären gegenwärtig zu Bagdad, und zwar in einem und demselben Hause mit ihm, so schien seine Sehnsucht, sie zu sehen, so groß, daß die Favoritinn sie unverzüglich befriedigen zu müssen glaubte. Sie rief sie also. Diese standen bereis an der Thür und warteten bloß auf diesen Wink; sie traten nun hinein, gingen auf Ganem zu, umarmten ihn nach einander und küßten ihn wiederholt. Wie viel Thränen floßen bei dieser Umarmung! Ganem's Gesicht war ganz davon überströmmt, eben so auch das seiner Mutter und Schwester. Auch Herzenspein vergoß viele Thränen. Selbst der Vorsteher und seine Frau, welche dieß Schauspiel tief rührte, konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, noch auch müde werden, die geheimen Wege der Vorsehung zu bewundern, welche

in ihrem Hause vier Personen zusammengeführt, die das Schicksal so grausam getrennt hatte.

Nachdem sich alle ihre Thränen abgetrocknet hatten, entlockte ihnen Ganem von neuem welche, indem er ihnen alles erzählte, was er von jenem Tage, an welchem er Herzenspein verlassen, bis zu dem Augenblick, wo ihn der Vorsteher in sein Haus aufnahm, gelitten hatte. Er sagte ihnen nämlich, wie er sich in ein nahes Dorf geflüchtet habe, wie er da krank geworden sei, wie er endlich, da es mit ihm besser geworden, einem Kameeltreiber gebeten habe, ihn ins Hospital nach Bagdad zu führen. Herzenspein erzählte ihnen ebenfalls die Unannehmlichkeiten ihrer Gefangenschaft, wie der Chalyf sie im Thurme habe reden gehört, sie sodann in sein Kabinett habe rufen lassen, und wodurch sie sich bei ihm gerechtfertigt habe. Endlich nachdem sie sich einander ihre Begegnisse mitgetheilt hatten, sagte Herzenspein: »Laßt uns den Himmel segnen, der uns alle vereinigt hat, und laßt uns jetzt nur noch an das Glück denken, das uns erwartet. Sobald die Gesundheit Ganem's wieder hergestellt sein wird, wird er nebst seiner Mutter und Schwester vor dem Chalyfen erscheinen müssen; da sie indeß nicht in dem Zustande sind, um sich zeigen zu können, so will ich jetzt die nöthigen Vorkehrungen deshalb treffen; ich bitte euch, bloß einen einzigen Augenblick zu warten.«

Mit diesen Worten ging sie fort nach dem Palaste, und kehrte bald darauf in das Haus des

Vorstehers mit einem Beutel von tausend Goldstücken zurück. Sie gab diesen dem Vorsteher, mit der Bitte, für Herzensmacht und ihre Mutter Kleider zu kaufen. Der Vorsteher, der ein Mann von Geschmack war, wählte sehr schöne aus und ließ sie schnell zurecht machen. Nach Verlauf von drei Tagen waren sie fertig, und da Ganem sich zum Ausgehen stark genug fühlte, so schickte er sich dazu an. Doch an demselben Tage, wo er dem Chalyfen seine Aufwartung machen wollte, und sich nebst seiner Mutter und Herzensmacht bereits dazu anschickte, sah man den Groß-Wesyr Giafar in das Haus des Vorstehers hereintreten.

Dieser Minister, welcher zu Pferde und mit einem zahlreichen Gefolge angekommen war, sagte beim Eintreten zu Ganem: »Herr, ich komme hier im Namen des Beherrschers der Gläubigen, meines und eures Herrn. Der Auftrag, den ich habe, ist sehr verschieden von jenem, dessen Andenken ich bei euch nicht erst erneuern will: ich soll euch nämlich begleiten und den Chalyfen vorstellen, der euch zu sehen wünscht.« Ganem antwortete auf diese Anrede des Groß-Wesyrs bloß durch eine tiefe Verneigung und bestieg ein Pferd aus dem Marstall des Chalyfen, das man ihm darbot, und das er mit vielem Anstand lenkte. Mutter und Tochter mußten Mauleselinnen besteigen, und während Herzenspein, die ebenfalls eine Mauleselinn bestiegen, sie durch einen Nebenweg zu dem Fürsten hinführte, führte Giafar den Ganem auf einem andern Weg bis in den Empfangsaal hinein.

Der Chalyf saß darin auf einem Throne, umgeben von den Emiren, Wesyren, dem Oberhaupt der Trabanten, und andern Hofleuten aus Arabien, Persien, Aegypten, Afrika, Syrien und seinen übrigen Besitzungen, der Fremden zu geschweigen.

Als der Groß-Wesyr den Ganem bis an den Fuß des Thrones geführt hatte, warf sich dieser junge Kaufmann mit dem Angesicht zur Erde, stand dann wieder auf und dichtete aus dem Stegreif eine schöne Anrede in Versen, die ihm den Beifall des ganzen Hofes verschaffte. Nach dieser Anrede ließ der Chalyf ihn näher treten und sagte zu ihm: »Es freut mich, dich zu sehen und aus deinem Munde zu erfahren, wo du meine Favoritinn gefunden und was du alles für sie gethan hast.« Ganem gehorchte und zwar auf eine so offene und unbefangene Weise, daß der Chalyf von seiner Aufrichtigkeit überzeugt wurde. Der Fürst ließ ihm hierauf ein sehr reiches Kleid geben, wie es Sitte ist, allen denen zu reichen, die der Landesfürst bei sich empfängt, und sagte sodann zu ihm; »Ganem, ich will, daß du an meinem Hofe bleibest.« — »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte der junge Kaufmann, »ein Sklave hat keinen andern Willen, als den seines Herrn, von welchem sein Gut und Leben abhängt.« Der Chalyf war durch Ganem's Antwort sehr befriedigt, und wies ihm einen sehr bedeutenden Jahrgehalt an. Sodann stieg er vom Throne, winkte

dem Groß-Wesyr und Ganem, ihm ganz allein zu folgen, und trat so in sein Zimmer.

Da er nicht zweifelte, Herzenspein nebst der Wittwe und Tochter des Abu Aibu würde wohl ebenfalls in der Nähe sein, so ließ er dieselben vor sich kommen. Sie warfen sich vor ihm nieder. Er hieß sie aufstehen und fand Herzensmacht so schön, daß er, nachdem er sie aufmerksam betrachtet hatte, zu ihr sagte: »Es thut mir so leid, eine so liebenswürdige Person so unwürdig behandelt zu haben, daß ich dir eine Genugthuung schuldig zu sein glaube, welche die angethane Beleidigung weit überwiegt. Ich mache dich zu meiner Gemahlinn, und dieß mag zugleich die Strafe Sobeïdens sein, welche somit die Urheberinn deines Glückes wird, so wie sie der erste Anlaß deiner erlittenen Leiden gewesen ist. Doch das ist noch nicht genug,« fuhr er zu Ganem's Mutter sich wendend fort; »ihr, o Frau, seid noch jung, und ich glaube, daß ihr eine eheliche Verbindung mit meinem Groß-Wesyr nicht verschmähen werdet. Ich gebe euch Giafar zum Gemahl, und euch, Herzenspein, den Ganem; man lasse einen Kadi und Zeugen kommen, damit die drei Eheverträge augenblicklich entworfen und unterzeichnet werden können.« Ganem wollte dem Chalyfen vorstellen, daß seine Schwester sich schon genug geehrt fühlen würde, wenn er sie unter die Zahl seiner Favoritinnen aufnähme; doch der Fürst wollte Herzensmacht durchaus heirathen.

Er fand übrigens diese Geschichte so außerordentlich, daß er einen berühmten Geschichtschreiber Befehl gab, sie umständlich aufzusetzen. Sie wurde hernach in seine Schatzkammer niedergelegt, von wo aus sie hernach durch mehrere Abschriften der Welt bekannt geworden ist.



Sie warf mir sechs Geldstücke hin und darunter auch ein falsches.

Die Abentheuer des Chalyfen Harun Arreschyd.

Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber.

Geschichte des Aly Kodjah, Kaufmanns von Bagdad.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

us eine

Ma

Die

usend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal
aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt
von

Max. Habicht, F. H. van der Hagen und Karl Schall.

Eilftes Bändchen.

Enthält:

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Die Abentheuer
des Chalyfen Harun Arreschyd.

Euer Majestät wird wissen und es vielleicht an sich selber schon erfahren haben, daß man sich bisweilen in einer so außerordentlich fröhlichen Gemüthsstimmung befindet, daß man sie jedem, der uns nahe kommt, mittheilt, oder an der seinigen gern theilnimmt. Dagegen fühlt man sich bisweilen von einer so tiefen Schwermuth befallen, daß man sich selber zur Last ist, und zwar so, daß, wenn man uns nach der Ursache hievon fragte, wir sie weder anzugeben noch mit aller aufgewandten Mühe zu entdecken im Stande wären.

In dieser letztgenannten Gemüthsstimmung befand sich einst der Chalyf, als Giafar, sein treuer Groß-Wesyr, vor ihm erschien. Der Minister fand ihn ganz allein, was höchst selten vorkam, und da er beim Nähertreten bemerkte, daß er in eine düstere Laune versenkt war und nicht einmal die Augen aufhob, um ihn anzusehen, so blieb er so lange wartend stehen, bis er ihn eines Blickes würdigte.

Der Chalyf hob endlich die Augen empor und sah Giafar an: doch er schlug sie sogleich wieder nieder

und blieb in der vorigen Stellung, und zwar so starke wie zuvor.

Da der Groß-Wesyr in den Augen des Chalyfen keinen Unwillen gewahrte, der ihn persönlich anginge, so nahm er endlich das Wort und sagte: »Beherrscher der Gläubigen, erlaubt mir Euer Majestät wohl die Frage, woher diese Schwermuth rührt, die ihr heute blicken lasset, und von der ihr sonst immer so weit entfernt zu sein schienet?«

»Es ist wahr, Wesyr,« erwiederte der Chalyf, indem er seine Stellung änderte, »daß ich sonst eben nicht dazu geneigt bin, und wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich meinen gegenwärtigen Trübsinn gar nicht bemerkt, in welchem ich nun aber auch keinen Augenblick länger verharren will. Wenn dich nicht etwa etwas Besonderes zu mir führt, so wäre mir es lieb, wenn du irgend etwas erfändest, um mich zu zerstreuen.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete hierauf der Groß-Wesyr Giafar, »bloß meine Pflicht führt mich hieher zu euch, und ich bin so frei, euch zu erinnern, daß ihr euch selber die Verpflichtung aufgelegt habet, auf die gute Ordnung in eurer Hauptstadt und deren Umgegend persönlich ein wachsames Auge zu haben. Heute ist gerade der Tag, den ihr euch dazu vorgesetzt hattet, und es ist dieß zugleich die beste Gelegenheit, die sich euch darbietet, um die Wolken, welche eure sonstige Heiterkeit trüben, zu verscheuchen.«

»Ich hatte es ganz vergessen,« sagte der Chalyf, »und du erinnerst mich recht zur gelegenen Stunde daran. Geh also, und kleide dich um, während ich meinerseits dasselbe thun werde.«

Sie legten jeder Kaufmannstracht an, und gingen in dieser Verkleidung ganz allein mit einander durch eine geheime Gartenthür des Palastes, welche aufs freie Feld hinausging. Sie machten in ziemlich weiter Entfernung von den Thoren die Runde auswendig um die Stadt, bis an die Ufer des Euphrats *), ohne etwas zu bemerken, was gegen die gute Ordnung gewesen wäre. Sie setzten sodann auf den ersten Boot, das sie antrafen, über den Strom, machten auch um die entgegengesetzte Seite der Stadt auswendig die Runde und nahmen dann ihren Weg über die Brücke, welche beide Hälften der Stadt in Verbindung setzte.

Bei ihrem Gange über die Brücke trafen sie am Ende derselben einen alten blinden Mann, der sie um ein Almosen ansprach. Der Chalyf wendete sich zu ihm hin, und drückte ihm ein Goldstück in die Hand.

Der Blinde faßte ihn augenblicklich bei der Hand, hielt ihn an und sagte:

»Mildthätiger Mann, wer ihr auch immer sein möget, welchem Gott eingegeben hat, mir dieß Almosen zu reichen, versaget mir die Gnade nicht, um die ich euch bitte, daß ihr mir nämlich eine Ohrfeige ge-

*) Soll wohl heißen: des Tigris.

bet. Ich habe sie verdient, ja vielleicht noch eine derbere Züchtigung.«

Bei diesen Worten ließ er die Hand des Chalyfen los, um ihm die Freiheit zu lassen ihm eine Ohrfeige zu geben; indeß aus Besorgniß, daß er nicht etwa vorüber gehen möchte, ohne es zu thun, faßte er ihn am Kleide.

Der Chalyf, der über die Bitte und das Benehmen des Blinden ganz erstaunt war, sagte zu ihm: »Guter Mann, ich kann dir deine Bitte nicht gewähren. Ich werde mich wohl hüten, das Verdienstliche meines Almosens durch eine so schlechte Behandlung, als du von mir verlangst, wieder aufzuheben.« Und mit diesen Worten suchte er sich mit Gewalt von dem Blinden loszumachen.

Der Blinde, welcher vermöge der Erfahrungen, die er seit langer Zeit über diesen Punkt gemacht, eine Weigerung von Seiten seines Wohlthäters vermuthet hatte, wendete eine noch größere Kraft an, um ihn festzuhalten, und fügte zugleich hinzu: »Herr, vergebet mir meine Kühnheit und Zudringlichkeit. Gebet mir entweder die Ohrfeige, oder nehmet euer Almosen wieder zurück; ich kann es nur unter dieser Bedingung annehmen, wofern ich nicht einen feierlichen Schwur, denn ich zu Gott gethan, zuwider handeln soll, und wenn ihr den Grund davon wüßtet, so würdet ihr mit mir übereinstimmen, daß diese Strafe sehr gering sei.«

Dreihundert fünf und funfzigste Nacht.

Der Chalyf, der sich nicht länger wollte aufhalten lassen, gab der Zudringlichkeit des Blinden nach, und versetzte ihm eine leichte Ohrfeige. Der Blinde ließ ihn nun auf der Stelle los, indem er ihm dankte und ihn segnete. Der Chalyf setzte seinen Weg mit dem Groß-Wesyr fort: doch kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, als er zum Wesyr sagte: »Die Ursache, welche diesen Blinden zu einem solchen Benehmen gegen alle, die ihm ein Almosen geben, antreibt, muß von sehr wichtiger Art sein. Ich wünschte wohl das Nähere hierüber zu wissen. Kehre daher rasch um, sage ihm, wer ich bin, und daß er ja nicht unterlassen soll, morgen um die Zeit des Nachmittags-Gebetes sich im Palaste einzufinden, weil ich ihn zu sprechen wünsche.«

Der Groß-Wesyr ging auf der Stelle zurück, gab dem Blinden ein Almosen und hernach eine Ohrfeige, und nachdem er den Befehl an ihn ausgerichtet, eilte er wieder zu dem Chalyfen.

Sie kehrten in die Stadt zurück und trafen, als sie über einen öffentlichen Platz gingen, eine große Menge von Zuschauern, welche einem jungen und wohlgekleideten Manne zusahen, der auf einer Stute saß, die er mit verhängtem Zügel um den Platz in die Runde herum trieb und sie ohne Unterlaß mit Sporn und Peitsche so grausam mißhandelte, daß sie ganz mit Schaum und Blut bedeckt war.

Der Chalyf, welcher über die Unmenschlichkeit des jungen Mannes ganz erstaunt war, blieb stehen, um zu fragen, aus welcher Ursache er denn seine Stute so mißhandle, und erfuhr, daß es niemand wisse, daß er indeß schon seit längerer Zeit täglich zu derselben Stunde diese grausame Uebung mit ihr vornähme.

Sie gingen weiter, und der Chalyf sagte dem Groß-Wesyr, er möchte sich diesen Platz merken und ja nicht vergessen, morgen diesen jungen Mann um dieselbe Stunde wie den Blinden zu ihm zu bestellen.

Ehe noch der Chalyf seinen Palast erreicht hatte, erblickte er in einer Strasse, durch die er schon lange nicht gegangen war, ein neu aufgeführtes Gebäude, welches ihm das Haus irgend eines Großen des Hofes zu sein schien. Er fragte den Groß-Wesyr, ob er wüßte, wem es angehöre. Dieser antwortete, er wisse es zwar nicht, werde sich aber darnach erkundigen.

Er fragte auch wirklich einen Nachbar, der ihm sagte, dieses Haus gehöre dem Kodjah Hassan, genannt Alhabbal, wegen seines Seilerhandwerks, das er ihn selber noch in großer Armuth treiben gesehen, indeß sei er, — ohne daß man wisse, wie — zu so großem Vermögen gekommen, daß er die Kosten dieses stattlichen Baues sehr gut aushalten könne.

Der Groß-Wesyr eilte jetzt dem Chalyfen nach und stattete ihm von dem, was er erfahren, Bericht ab. »Ich will doch diesen Kodjah Hassan Alhabbal sprechen,« sagte der Chalyf; »geh und sage ihm, daß er

sich morgen um dieselbe Stunde wie die beiden andern in meinem Palaste einfinden solle.« Der Groß-Wesyr unterließ nicht den Befehl des Chalyfen auszurichten.

Den folgenden Tag nach dem Nachmittags-Gebet trat der Chalyf in sein Zimmer, und der Groß-Wesyr führte sogleich die drei erwähnten Personen zu ihm hinein und stellte sie ihm vor.

Sie warfen sich alle drei vor seinem Throne nieder, und als sie wieder aufgestanden waren, fragte der Chalyf den Blinden, wie er denn heiße?

»Ich heiße Baba Abdallah,« antwortete der Blinde.

»Baba Abdallah,« fuhr der Chalyf fort, »deine Art und Weise um ein Almosen zu bitten, erschien mir gestern so seltsam, daß wenn mich nicht gewisse Rücksichten zurückgehalten hätten, ich mich wohl gehütet haben würde, dir diesen Gefallen zu thun, sondern dich vielmehr von dem Augenblick an gehindert haben würde, der Welt noch fernerhin ein so anstößiges Benehmen zu zeigen. Ich habe dich deshalb hieher kommen lassen, um von dir den Grund zu erfahren, warum du einen so unbesonnenen Schwur gethan hast, und erst aus dem, was du mir hierüber mittheilen wirst, werde ich beurtheilen können, ob du daran wohl gethan hast, und ob ich dir noch länger ein Verfahren gestatten kann, was ein so übles Beispiel zu geben scheint. Sage mir also ohne Hehl, woher dir

diese tolle Einfall gekommen ist; verschweige mir nichts denn ich will es durchaus wissen.«

Baba Abdallah, welcher durch diesen Verweis eingeschüchtert worden war, warf sich abermals vor dem Throne des Chalyfen auf sein Angesicht, und als er wieder aufgestanden, sagte er zu ihm folgendes: »Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät demüthigst um Verzeihung, wegen der Kühnheit, womit ich von euch eine Sache zu verlangen und zu erzwingen gewagt habe, die mit der gesunden Vernunft zu streiten scheint. Ich erkenne meine Strafbarkeit; indeß da ich damals Euer Majestät noch nicht kannte, so flehe ich eure Gnade an und hoffe, daß ihr meine Unkunde berücksichtigen werdet. Was jenes Benehmen betrifft, das ihr als eine Narrheit zu betrachten geruhet, so gestehe ich, daß es wirklich eine ist, und daß mein Verfahren vor den Augen der Welt als eine solche erscheinen muß; indeß in den Augen Gottes ist es eine nur sehr mäßige Buße für eine ungeheure Sünde, deren ich mich strafbar gemacht, und die ich nicht abbüßen werde, wenn auch alle Sterblichen einer nach dem andern mir eine Ohrfeige gäbe. Euer Majestät wird selber hierüber urtheilen können, wenn ich durch Erzählung meiner Geschichte euch gezeigt haben werde, worin dieses ungeheuere Vergehen besteht.«

Dreihundert sechs und funfzigste Nacht.

Geschichte des blinden Baba Abdallah.

»Beherrscher der Gläubigen,« fuhr Baba Abdallah fort, »ich wurde zu Bagdad geboren. Von meinem Vater und meiner Mutter, welche beide binnen wenigen Tagen nach einander starben, erbte ich ein kleines Vermögen. Obwohl ich an Jahren noch nicht weit vorgerückt war, so verwendete ich es doch nicht nach der gewöhnlichen Weise junger Leute, die dergleichen binnen kurzer Zeit durch unnützen Aufwand oder in Ueppigkeit verschwenden; sondern im Gegentheil, unterließ ich nichts, um durch meine Betriebsamkeit, und durch alle mögliche Sorge und Mühe, die ich mir gab, es zu vermehren. Auf diese Weise wurde ich denn endlich so reich, daß ich für mich allein achtzig Kameele besaß, die ich an Karawanen-Kaufleute vermiethete, und die mir bei jeder Reise, die ich mit ihnen in die verschiedenen Provinzen eueres Reiches machte, große Summen einbrachten.

Als ich einst während der Blüthe dieses meines Glücks und mit dem brennendsten Verlangen, noch reicher zu werden, von Balsora leer mit meinen Kameelen zurückkehrte, die ich auf dem Hinwege mit Waaren, die nach Indien verschifft werden sollten, bepackt gehabt

hatte, und die ich jetzt in einer menschenleeren Einöde, wo die gute Weide mich anzuhalten bewog, eben weiden ließ, redete ein Derwysch, der zu Fuß nach Balsora wanderte, mich an und setzte sich neben mich, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher er käme und wohin er ginge? Er that dieselben Fragen an mich, und nachdem wir unsere Neugierde gegenseitig befriedigt hatten, theilten wir unsern Mundvorrath mit einander und speisten zusammen.

Während der Mahlzeit unterhielten wir uns von verschiedenen gleichgültigen Dingen, und der Derwysch erzählte mir unter andern auch, er wüßte an einem Orte, der nicht gar weit von unserem Ruheplatze entfernt sei, einen Schatz von so unermeßlichen Reichthümern, daß wenn ich auch davon so viel wegnähme, als meine achtzig Kameele tragen könnten, man doch nichts merken würde, daß etwas davon weggenommen worden sey.

Diese gute Nachricht überraschte und erfreute mich zugleich. Die Freude, die ich in meinem Innersten darüber empfand, machte, daß ich ganz außer mir war. Ich hielt den Derwysch nicht für fähig, daß er mir da bloß etwas vorspiegeln wolle; ich warf mich ihm daher um den Hals und sagte zu ihm: »Guter Derwisch, ich sehe wohl, daß du dich wenig um die Güter dieser Welt kümmerst, wozu kann dir also deine Kenntniß von diesem Schatze nützen? Du bist allein, und kannst also doch nur sehr wenig davon mitnehmen. Zeige mir daher, wo er liegt, ich will dann meine achtzig Kameele

davon beladen und werde dir selber eins davon schenken, zum Dank für das Gute und für das Vergnügen, das du mir dadurch erzeigst.«

Freilich war es nur sehr wenig, was ich ihm anbot, mir indeß schien es sehr viel zu sein, vermöge des unmäßigen Geldgeizes, der sich seit dieser mir gemachten Eröffnung meiner bemächtigt hatte, und mir dünkten die neun und siebzig Kameel-Lasten, die mir noch übrig blieben, so viel wie gar nichts, im Vergleich mit derjenigen, deren ich mich berauben und die ich ihm überlassen sollte.

Der Derwysch, welcher meine leidenschaftliche Gier nach den Reichthümern bemerkte, nahm gleichwohl keinen Anstoß an einem so wenig angemessenen Anerbieten, als ich ihm so eben gemacht hatte, sondern sagte ganz ruhig zu mir: »Mein Bruder, du siehst, wie wenig dein Anerbieten im Verhältniß zu der Wohlthat steht, die du von mir verlangst. Ich konnte mir es ja ganz ersparen, von den Schatze zu reden, und lieber mein Geheimniß für mich behalten; indeß das, was ich dir gutwillig darüber mitgetheilt habe, wird dir wenigstens die gute Absicht zeigen, die ich hatte, dir gefällig zu sein; und dadurch, daß ich dein und mein Glück machte, mir ein gutes Andenken bei dir zu stiften. Ich habe dir nun also einen gerechteren und billigeren Vorschlag zu machen, und du magst selber sehen, ob er dir genehm ist. Du sagst,« fuhr der Derwysch fort, »du habest achtzig Kameele. Ich bin demnach bereit, dich

zu dem Schatze hinzuführen, und dort mit dir ihnen so viel an Gold und Edelsteinen, als sie nur immer zu tragen vermögen, aufzupacken, unter der Bedingung, daß, wenn wir sie gehörig bepackt haben werden, du mir die Hälfte derselben nebst ihrer Last abtrittst und dir bloß die andere Hälfte behältst, worauf wir uns dann trennen wollen, so daß jeder von uns die seinigen hinführen kann, wohin er nur immer will. Du siehst, daß diese Theilung ganz der Billigkeit angemessen ist, und wenn du mir vierzig Kameele schenkst, so erhältst du dagegen durch mich so viel, daß du dir tausend andere dafür kaufen kannst.«

Ich konnte nicht leugnen, daß die Bedingung, die mir der Derwysch machte, höchst billig war. Indeß, ohne auf die großen Reichthümer zu achten, die mir durch Annahme derselben zu Theil werden konnten, betrachtete ich die Abtretung der Hälfte meiner Kameele als einen großen Verlust, besonders wenn ich erwog, daß der Derwysch dann eben so reich als ich werden würde. Kurz ich bezahlte bereits eine Wohlthat mit Undank, die rein freiwillig war, und die ich vom Derwysch noch nicht einmal erhalten hatte. Allein es war hier nicht lange zu überlegen. Entweder mußte ich die Bedingung eingehen, oder mich gefaßt machen, mein Leben lang Reue darüber zu fühlen, daß ich durch meine Schuld mir eine Gelegenheit, zu bedeutendem Vermögen zu kommen, habe entschlüpfen lassen.

Ich versammelte also augenblicklich meine Kameele, und wir zogen mit einander fort. Nachdem wir eine Weile so fortgezogen waren, gelangten wir an ein sehr weites Thal, dessen Eingang aber sehr eng und schmal war. Meine Kameele konnten bloß einzeln nach einander hindurch gehen; so wie die Gegend sich erweiterte, ward es ihnen wieder möglich, in der besten Ordnung zusammenzuhalten. Die beiden Berge, welche das Thal bildeten und es hinten in einem Halbkreis schlossen, waren übrigens so hoch, steil und unzugänglich, daß wir nicht fürchten durften, daß irgend ein Sterblicher uns da sehen könnte.

Als wir zwischen den beiden Bergen angelangt waren, sagte der Derwysch zu mir: »Wir wollen jetzt nicht weiter vorwärts gehen; halte du deine Kameele an, und laß sie auf dem Platze, den du da vor dir siehst, sich auf den Bauch niederlegen, damit wir sie ohne Mühe beladen können, und wenn du das gethan haben wirst, so werde ich zu Oeffnung des Schatzes schreiten.«

Ich that, was der Derwysch mir gesagt hatte, und eilte ihm sodann nach. Ich fand ihn, wie er mit einem Feuerzeuge in der Hand etwas dürres Holz, um Feuer anzumachen, zusammentrug. Sobald er es angemacht hatte, warf er etwas Räucherwerk hinein, indem er einige Worte dazu sprach, die ich nicht verstand. Augenblicklich stieg ein dicker Rauch davon auf. Er zertheilte diesen Rauch, und in diesem Augenblick ent-

stand in dem Felsen, der zwischen den beiden Bergen lag und in senkrechter Linie sehr hoch emporstieg, obwohl er gar keine Spur von irgend einer Oeffnung zeigte, dennoch eine sehr große, in Gestalt eines Thores mit zwei Thürflügeln, das mit bewundernswürdiger Kunst in den Felsen hineingearbeitet war.

Diese Oeffnung zeigte unsern Blicken in einer großen, in den Felsen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palast, der mehr ein Werk von Geistern als von Menschenhänden zu sein schien, denn es schien nicht möglich, daß sich Menschen ein so kühnes und erstaunenswürdiges Unternehmen auch nur hätten einfallen lassen können.

Indeß, o Beherrscher der Gläubigen, diese Bemerkung mache ich erst jetzt vor Euer Majestät, und ich machte sie nicht gleich damals. Ich bewunderte selbst nicht einmal die unermeßlichen Reichthümer, die ich da auf allen Seiten erblickte, sondern, ohne mich bei Betrachtung der zweckmäßigen Anordnung dieser bedeutenden Schätze lange aufzuhalten, warf ich mich, wie ein Adler auf seine Beute herabschießt, auf den ersten besten Haufen von Goldstücken, den ich zunächst vor mir sah, und fing an, soviel davon in einen Sack, den ich eben ergriffen hatte, hineinzuraffen, als ich forttragen zu können glaubte. Die Säcke waren sehr groß, und ich hätte sie gern bis oben vollgefüllt, allein ich mußte sie mit den Kräften meiner Kameele doch in einiges Verhältniß setzen.

Der Derwysch machte es eben so wie ich; doch bemerkte ich, daß er sich mehr an die Edelsteine hielt, und als er mir den Grund davon gesagt hatte, folgte ich seinem Beispiel, und wir nahmen weit mehr Edelsteine mit, als gemünztes Gold. Endlich hatten wir alle Säcke angefüllt und ladeten sie auf die Kameele, und es blieb uns nichts weiter zu thun übrig, als den Schatz zu verschließen und wegzugehen.

Dreihundert sieben und funfzigste Nacht.

Ehe wir weggingen, ging der Derwysch noch einmal in den Schatz hinein, und da sich in demselben mehrere Vasen von kunstreicher goldner Arbeit und aus anderm kostbaren Stoff befanden, so bemerkte ich, daß er aus einer dieser Vasen eine kleine Büchse, aus einem mir unbekannten Holze verfertigt, herauszog und in seinen Busen steckte, nachdem er mir gezeigt hatte, daß darin nichts weiter war, als eine Art von Haarsalbe.

Der Derwysch verrichtete hierauf dieselbe Zeremonie, um den Schatz zu verschließen, die er bei der Oeffnung derselben angewendet hatte, und nachdem er gewisse Worte gesprochen, schloß sich das Schatzgewölbe wieder, und der Felsen erschien uns wieder ganz wie zuvor.

Wir ließen nun die Kameele mit ihrer Last aufstehen und theilten sie unter uns. Ich stellte mich an die Spitze der vierzig, welche ich mir vorbehalten hatte, und der Derwysch an die Spitze der übrigen, die ich ihm abgetreten.

Wir zogen sodann wieder durch den engen Weg hindurch, durch welchen wir hereingekommen, und so gingen wir denn mit einander bis zu der großen Heerstraße fort, wo wir uns trennen wollten, der Derwysch nämlich, um seine Reise nach Balsora fortzusetzen, und ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Um ihm für eine so große Wohlthat zu danken, wählte ich die stärksten Ausdrücke und die höchsten Versicherungen meiner Erkenntlichkeit dafür, daß er mich jedem andern Sterblichen vorgezogen, um mir einen Theil von diesen ungeheuern Reichthümern zukommen zu lassen. Wir umarmten uns dann sehr herzlich, und nachdem wir einander Lebewohl gesagt, zog jeder seine Strasse von dannen.

Ich hatte kaum einige Schritte gethan, um meine Kameele, welche unterdeß auf den ihnen angewiesenen Wege vorausgegangen, wieder einzuholen, als der böse Geist des Undanks und des Neides sich meines Herzens bemächtigte. Ich bejammerte den Verlust meiner vierzig Kameele und noch mehr die Reichthümer, womit sie beladen waren. »Der Derwysch,« dachte ich bei mir selbst, »braucht ja alle diese Reichthümer gar nicht; er kann ja über den ganzen Schatz nach Belieben schalten und davon so viel wegnehmen, als er nur will.« Ich überließ mich also dem schwärzesten Undank und entschloß mich auf einmal, ihm seine Kameele mit ihren Ladungen wegzunehmen.

Um meinen Plan ausführen zu können, ließ ich zuerst meine Kameele anhalten, und lief dann hinter dem Derwysch her, dem ich aus Leibeskräften nachrief, als hätte ich ihm noch etwas zu sagen; zugleich gab ich ihm ein Zeichen, daß er auch seine Kameele anhalten und auf mich warten sollte. Er hörte mein Rufen und stand still.

Als ich ihn eingeholt hatte, sagte ich zu ihm: »Mein Bruder, kaum hatte ich dich verlassen, als ich mir etwas überlegte, woran ich zuvor nicht gedacht hatte, und woran du selber vielleicht nicht einmahl gedacht haben wirst. Du bist ein guter Derwysch, und daran gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen, entbunden von allen irdischen Sorgen und ohne alle weiteren Geschäfte, außer demjenigen, Gott zu dienen. Du weißt aber wohl nicht, welche Last du dir aufgebürdet hast, indem du eine so große Anzahl von Kameelen übernahmst. Wenn du mir folgen wolltest, so würdest du dir bloß dreißig mitnehmen, und ich glaube, daß du selbst mit der Führung dieser noch Mühe genug haben wirst. Du kannst dich hierin auf mich verlassen, denn ich habe in diesem Punkte Erfahrung.

»Ich glaube, daß du Recht hast,« erwiederte der Derwysch, der sich außer Stande sah, mir irgend etwas streitig machen zu können; »und ich gestehe,« fuhr er fort, »daß ich daran wirklich nicht gedacht hatte. Ich fing auch bereits an, in Hinsicht dessen, was du mir da vorstellst, unruhig zu werden. Wähle dir also

nach deinem Belieben zehne davon aus und führe sie in Gottes Nahmen fort.«

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ sie umdrehen und meinen übrigen Kameelen nachziehen. Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß der Derwysch sich so leicht überreden lassen würde: dieß steigerte nun meine Gier noch mehr, und ich schmeichelte mir, daß ich wohl noch zehn andere ohne Schwierigkeit von ihm erhalten würde.

Anstatt ihm also für das reiche Geschenk, das er mir so eben gemacht hatte, zu danken, sagte ich zu ihm weiter: »Mein Bruder, aus jener Theilnahme, die ich für deine Ruhe hege, kann ich mich nicht entschließen, von dir zu scheiden, ohne dich zu bitten, daß du noch einmal überlegen mögest, wie schwer dreißig Kameele zu leiten sind, besonders für einen Mann wie du, der an dergleichen Geschäfte gar nicht gewöhnt ist. Du würdest dich weit wohler fühlen, wenn du mir noch ein solches Geschenk machen wolltest, als du mir so eben gemacht hast. Ich sage dir das, wie du leicht siehst, nicht sowohl mir und meinem eigenen Vortheil zu Liebe, als vielmehr, um dir ein größeres Vergnügen zu verschaffen. Erleichtere dir also deine Last um noch zehn andre Kameele, und übergib sie mir auch noch, als einem Manne, dem es nicht mehr Mühe macht, für hundert Kameele zu sorgen, als für ein einziges.«

Meine Rede machte den gewünschten Eindruck, und der Derwysch trat mir ohne Weigern die zehn Kameele ab, die ich abermals von ihm verlangt hatte, so daß ihm nicht mehr als zwanzig übrig blieben. Ich sah mich nun in Besitz von sechzig Kameelladungen, deren Werth die Reichthümer vieler Fürsten weit überstieg, und man hätte dennach denken sollen, daß ich jetzt endlich zufrieden gewesen sein müßte.

Allein, o Beherrscher der Gläubigen, gleich einem Wassersüchtigen, der, je mehr er trinkt, nur noch mehr Durst bekommt, fühlte ich in mir eine nur noch heftigere Begierde als zuvor, mir auch die übrigen zwanzig Kameele die dem Derwysch geblieben, noch dazu zu verschaffen.

Ich verdoppelte also mein inständiges Bitten, Anliegen und Andringen, um den Derwysch zu bewegen, daß er mir noch zehne von den zwanzigen schenken möchte, und er willfahrte mir endlich. Was nun noch die übrigen zehn Kameele betrifft, die er noch hatte, so umarmte ich ihn, küßte ihn, und erzeigte ihm so viele Liebkosungen, indem ich ihn beschwor, mir es ja nicht abzuschlagen, und dadurch der ewigen Verpflichtung, die ich gegen ihn haben würde, die Krone aufzusetzen, daß er endlich durch die Erklärung, er bewillige mir alles, meine Freude vollkommen machte.

»Mache indeß einen guten Gebrauch davon, Bruder,« fuhr er fort, »und erinnere dich stäts, daß Gott uns eben so leicht die Reichthümer wieder nehmen kann, als er sie uns gibt, wenn wir sie nicht zu Unterstü-

zung der Armen anwenden, die er bloß deshalb in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, sich durch ihre Almosen einen größeren Lohn in jener Welt zu verdienen.«

Meine Verblendung war so groß, daß ich nicht im Stande war, einen so heilsamen Rath zu benutzen. Ja ich begnügte mich nicht einmal damit, mich im Besitz meiner achtzig Kameele zu sehen, und zu wissen, daß sie mit einem Schatze beladen waren, der mich zum glücklichsten aller Menschen machen mußte; sondern es kam mir in den Sinn, daß das kleine Büchschen mit Salbe in dessen Besitz sich der Derwysch gesetzt und das er mir gezeigt hatte, wohl noch etwas weit kostbareres sein könne, als alle diese Reichthümer, die ich ihm verdankte.

»Der Ort, wo der Derwysch es wegnahm,« sprach ich bei mir selber, »und die Sorgfalt, womit er nach dem Besitz desselben trachtete, läßt mich glauben, daß es etwas geheimnißvolles in sich schließt.«

Dieß bewog mich denn, folgendes zu thun, um mir es zu verschaffen. Ich hatte ihn so eben umarmt und von ihm Abschied genommen. Ich drehte mich indeß noch einmal zu ihm um und sagte: »Noch eins, was willst du denn mit dem kleinen Salbenbüchschen machen? Es scheint mir so werthlos, fuhr ich fort, »daß es nicht der Mühe werth ist, daß du es mitnimmst; ich bitte dich also, mir es zu schenken. Ueberhaupt braucht

ja ein Derwysch, wie du, der den Eitelkeiten der Welt so ganz entsagt hat, keine Haarsalbe.«

Wollte Gott, er hätte mir dieß Büchschen zu geben abgeschlagen: Doch wenn er es hätte thun wollen, so wäre ich meiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen, auch war ich ja stärker als er, und zugleich fest entschlossen, es ihm mit Gewalt zu nehmen, damit ich die Befriedigung hätte, daß niemand sagen könne, jener habe auch nur das geringste von dem Schatze bekommen, — wie viele Verpflichtungen ich ihm auch immer schuldig sein mochte.

Der Derwysch indeß, anstatt mir es zu verweigern zog es sogleich aus seinem Busen, und überreichte mir es auf die artigste Weise von der Welt, indem er sagte: »Da hast du es, Bruder, damit nicht dieß eine noch zu deiner völligen Zufriedenheit mangele. Wenn ich sonst noch etwas für dich thun kann, so darfst du es nur sagen; ich bin bereit, dir zu willfahren.«

Dreihundert acht und funfzigste Nacht.

Als ich die Büchse in meinen Händen hatte, öffnete ich sie, betrachtete die Salbe und sagte zu ihm: »Da du so gutwillig bist und nicht müde wirst, dich mir gefällig zu beweisen, so bitte ich dich, daß du mir gefälligst sagest, welchen besonderen Gebrauch man von dieser Salbe machen kann.«

»Einen höchst merkwürdigen und wunderbaren,« erwiederte der Derwisch. »Wenn du nämlich etwas

weniges davon um das linke Auge und auf das Augenlied streichst, so werden vor deinen Augen alle Schätze erscheinen, die im Schooß der Erde verborgen sind; streichst du aber etwas davon auf das rechte Auge, so macht es dich blind.«

Ich wünschte diese wunderbare Wirkung an mir selber zu erfahren, und sagte zu dem Derwysch, indem ich ihm die Büchse reichte: »Hier nimm und streiche mir etwas von der Salbe um das linke Auge; du verstehst es besser als ich. Ich bin voll Ungeduld, etwas an mir selber zu erfahren, das mir unglaublich scheint,

Der Derwysch war so gefällig, sich dieser Mühe zu unterziehen. Ich mußte das linke Auge schließen und er brachte etwas von der Salbe darauf. Als es geschehen war, öffnete ich das Auge und sah, daß er mir die Wahrheit gesagt hatte. Ich erblickte wirklich eine unendliche Menge von Schatzgewölben, mit so ungeheuern und mannigfaltigen Reichthümern angefüllt, daß es mir unmöglich sein würde, sie alle einzeln genau anzugeben. Da ich jedoch während dessen das rechte Auge mir mit der Hand fest zuhalten mußte und ich dessen müde wurde, so bat ich den Derwysch, mir von dieser Salbe auch etwas auf das rechte Auge zu streichen.

»Das will ich dir wohl thun, sagte der Derwysch, »doch darfst du nicht vergessen, was ich dir bereits gesagt habe, daß, wenn du etwas davon auf das rechte Auge bringst, du augenblicklich davon blind werden

wirst. Die Salbe hat nun einmal diese Kraft, und du mußt dich darnach richten.«

Anstatt zu glauben, daß der Derwysch die Wahrheit rede, bildete ich mir vielmehr ein, daß es dabei noch ein anderes Geheimniß gäbe, das er mir verbergen wolle.

»Bruder,« erwiederte ich lächelnd, ich sehe wohl, daß du mich etwas überreden willst; es wäre ja widernatürlich, wenn eine und dieselbe Salbe zwei so durchaus entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen sollte.«

»Und doch ist die Sache ganz so, wie ich es dir sage,« antwortete der Derwysch, indem er den Namen Gottes zum Zeugen anrief, »und du kannst mir es auf mein Wort glauben, denn ich vermag nie die Wahrheit zu verhehlen.«

Ich wollte auf das Wort des Derwysches, der als rechtlicher Mann mit mir redete, nicht trauen; die unüberwindliche Begierde, nach meinem Belieben alle Schätze der Erde zu betrachten, und vielleicht dieselben, so oft ich nur Lust hätte, genießen zu können, bewirkte, daß ich weder auf seine Warnungen hören noch eine Sache glauben wollte, die — wie ich es bald nachher zu meinem großen Unglück erfuhr — nur zu gewiß war.

In dem Vorurtheil, das ich gefaßt hatte, bildete ich mir ein, daß, wenn diese Salbe, auf das linke Auge gestrichen, die Kraft habe, mich alle Schätze der Erde sehen zu lassen, so möge sie, auf das rechte Auge angewendet, vielleicht die Kraft haben, dieselben sofort zu meiner Verfügung zu stellen. In diesem Gedanken

drang ich hartnäckig in den Derwysch, mir etwas davon selber um das rechte Auge zu streichen; jedoch er weigerte sich standhaft, es zu thun.

»Nachdem ich dir so viel Gutes erzeigt, mein Bruder,« sagte er zu mir, »kann ich mich nicht entschließen, dir ein so großes Unheil zuzufügen. Bedenke selber, was für ein Unglück es ist, seines Gesichts beraubt zu sein, und versetze mich nicht in die traurige Nothwendigkeit, dir in einer Sache zu willfahren, die du dein ganzes Leben lang bereuen würdest.«

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis aufs äußerste. »Bruder,« sagte ich ziemlich fest zu ihm, »ich bitte dich, alle diese Schwierigkeiten, die du mir machst, zu beseitigen; du hast mir auf eine großmüthige Weise alles gewährt, um was ich dich bisher bat, willst du nun, daß ich mich wegen einer so unbedeutenden Kleinigkeit unzufrieden von dir trennen soll? Im Namen Gottes, bewillige mir auch diese letzte Gunst noch. Was auch daraus hervorgehen mag, ich werde mich nie an dich halten, sondern die Schuld davon wird stäts mein sein.«

Der Derwysch bot allen nur möglichen Widerstand auf, doch da er sah, daß ich im Stande sei, ihm zu zwingen, sagte er: »Da du es denn durchaus haben willst, so werde ich dir den Willen thun.«

Er nahm nun etwas von dieser unheilbringenden Salbe und strich mir es auf das rechte Auge, das ich fest zu hielt. Aber, ach, als ich es wieder öffnete, sah

ich bloß dichte Finsterniß vor meinen Augen und blieb fortan blind, wie du siehest.«

»Ach, unglücklicher Derwysch,« rief ich augenblicklich aus, »was du mir sagtest, ist nur zu wahr! Unselige Neugierde,« fügte ich hinzu, »unersättliches Verlangen nach Reichthümern, in welchen Abgrund von Unglück habt ihr mich gestürzt! Ich fühle freilich, daß ich mir das alles selber zugezogen; jedoch, liebster Bruder,« rief ich, zu dem Derwysch mich wendend, »der du so mildthätig und wohlthuend bist, besitzest du denn unter so vielen wunderbaren Geheimnissen, um die du weißt, nicht auch eines, das mir mein Augenlicht wiedergeben könnte?«

»Unglücklicher,« antwortete mir hierauf der Derwysch, »daß du dieß Unglück nicht vermiedest, lag gewiß nicht an mir; aber du hast jetzt bloß, was du verdienest, und deine Herzensverblendung hat dir die Blindheit deines Körpers zugezogen. Freilich bin ich im Besitze von Geheimnissen; du hast dieß in der kurzen Zeit, wo ich bei dir war, leicht merken können; doch weiß ich kein einziges, wodurch ich dir das Gesicht wiedergeben könnte. Glaubst du, daß es noch eines dergleichen gibt, so wende dich an Gott: bloß er kann dir es wiedergeben. Er hatte dir Reichthümer verliehen, deren du nicht werth warest; Er hat dir sie jetzt wieder genommen, und wird sie durch meine Hände an Menschen gelangen lassen, die nicht so undankbar sein werden als du.«

Der Derwysch sagte kein Wort weiter, und ich wußte ihm auch nichts zu erwiedern. Er ließ mich nun in meiner Bestürzung und in einen unbeschreiblich tiefen Schmerz versenkt stehen, und nachdem er meine achtzig Kameele versammelt hatte, trieb er sie vor sich her und setzte seine Reise nach Balsora fort.

Dreihundert neun und funfzigste Nacht.

Ich bat ihn, mich doch nicht in diesem unglücklichen Zustande zu verlassen, und mich wenigstens bis zu der nächsten Karawane zu begleiten: aber er blieb taub gegen meine Bitten und Wehklagen. Auf diese Weise meines Augenlichts und alles dessen beraubt, was ich auf der Welt besaß, würde ich vor Hunger und Betrübniß gestorben sein, wenn nicht eine Karawane, die von Balsora kam, mich mitleidig aufgenommen und nach Bagdad geführt hätte.

Aus einer Lage, die, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch gewiß an Reichthum und Pracht, mich den Fürsten gleich stellte, sah ich mich jetzt hilflos an den Bettelstab gebracht. Ich mußte mich also entschließen, um Almosen zu betteln, was ich denn auch bisher gethan habe; doch um mein Vergehen gegen Gott abzubüssen, legte ich mir zugleich die Strafe auf, von der Hand einer jeden mildthätigen Person, die mein Elend bemitleiden würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Dieß ist nun, o Beherrscher der Gläubigen, der Grund jenes Benehmens, das Euer Majestät gestern

so seltsam vorkam und mir vielleicht euern Zorn zugezogen hat. Ich bitte euch nochmals als euer Sklave um Verzeihung, und unterwerfe mich gern jeder Strafe, die ich verdient habe. Solltet ihr indeß über die Buße, die ich mir aufgelegt, ein Urtheil zu fällen geruhen, so bin ich überzeugt, daß ihr sie viel zu leicht und weit unter meinem Vergehen finden werdet.

Als der Blinde seine Geschichte erzählt hatte, sagte der Chalyf zu ihm: »Baba Abdallah, deine Sünde ist groß; doch Gott sei gelobt, daß du die Größe derselben eingesehen und dir diese öffentliche Buße deshalb aufgelegst hast. Es ist jetzt damit genug: Von nun an setze du diese Bußübung für dich fort und höre nicht auf, in jedem Gebet, was du aus Pflichten der Religion jeden Tag an ihn richtest, ihn um Vergebung zu bitten, und damit du nicht durch die Sorge um deinen Lebensunterhalt davon abgezogen werden magst, setze ich dir für dein ganzes Leben ein Almosen aus, nämlich jeden Tag vier Drachmen meines Geldes, welche dir mein Groß-Wesyr verabreichen lassen wird. Gehe daher nicht weg, und warte, bis er meinen Befehl vollzogen haben wird.«

Bei diesen Worten warf sich Baba Abdallah vor dem Throne des Chalyfen nieder, und beim Aufstehen dankte er ihm sodann und wünschte ihm alles mögliche Glück und Heil.

Der Chalyf Harun Arreschyd zufrieden mit der Geschichte Baba Abdallah's und des Derwysches, wen-

dete sich jetzt an den jungen Mann, den er seine Stute so übel behandeln gesehen hatte, und fragte ihn um seinen Namen, wie er es bei dem Blinden gemacht hatte. Der junge Mann sagte ihm, er heiße Sidi Numan.

»Sidi Numan,« sagte hierauf der Chalyf zu ihm, »ich habe in meinem Leben schon viele Pferde zureiten gesehen und oft selber welche zugeritten, aber noch nie habe ich eines so grausam stoßen und schlagen gesehen, als du gestern auf freier Strasse und zum großen Aergerniß aller Zuschauenden, die darüber laut murrten, gegen deine Stute gethan hast. Ich ärgerte mich eben so sehr darüber als die Umstehenden, und es fehlte wenig, daß ich mich nicht — ganz gegen meine sonstige Weise — zu erkennen gab, um diesem Unwesen zu steuern. Gleichwohl kündigt dein Aeußeres gar nicht einen grausamen und barbarischen Menschen an. Ich will sogar glauben, daß du sie nicht ganz ohne Ursache so behandelst. Da ich weiß, daß es nicht das erstemal ist, und daß du schon seit langer Zeit täglich deine Stute so mißhandelst, so wünschte ich wohl den Grund davon zu erfahren, und ich habe dich daher hierher kommen lassen, um ihn von dir zu vernehmen. Sage mir daher die Sache ganz so, wie sie wirklich ist, und verhehle mir nichts.«

Sidi Numan begriff leicht, was der Chalyf von ihm verlangte; doch diesen Bericht zu geben, setzte ihn in die peinlichste Verlegenheit. Er änderte mehrmals die Farbe und ließ unwillkürlich die große Verwirrung

blicken, worin er sich befand. Indeß mußte er sich entschließen den Grund davon anzugeben. Er warf sich daher, bevor er zu sprechen anfing, vor dem Throne des Chalyfen nieder, und nachdem er wieder aufgestanden, wollte er beginnen, um die Neugier des Chalyfen zu befriedigen; doch er blieb voll Bestürzung still, minder von der Majestät des Chalyfen, vor welchem er erschien, betroffen, als von dem Inhalt der Erzählung, die er ihm machen sollte.

Wie ungeduldig auch immer der Chalyf von Natur war, seinen Willen erfüllt zu sehen, ließ er denoch keinen Unwillen über Sidi Numan's Stillschweigen blicken; er dachte nämlich, daß es ihm vielleicht an Dreistigkeit, vor ihm zu reden, fehle, oder daß er durch den Ton, worin er zu ihm gesprochen, eingeschüchtert worden sei, oder endlich, daß in dem, was er ihm sagen sollte, Dinge vorkämen, die er lieber zu verschweigen wünschte.

»Sidi Numan,« sagte der Chalyf zu ihm, um ihn zu beruhigen, »fasse dich, und stelle dir vor, als ob du das, was ich verlange, nicht mir, sondern irgend einem Freunde, der dich darum bäte, erzählen solltest. Sollte übrigens in dieser Erzählung irgend etwas enthalten sein, was dich in Verlegenheit setzt, oder wovon du glaubst, daß es mich beleidigen könnte, so verzeihe ich dir es im voraus. Laß also alle deine Unruhe fahren, rede frei heraus und verhehle mir nichts, ganz so, als ob du deinen besten Freund vor dir hättest.«

Sidi Numan, den die letzten Äußerungen des Chalyfen beruhigt hatten, nahm endlich das Wort und sagte: »Beherrscher der Gläubigen, wie groß auch immer die Bestürzung sein mag, von welcher jeder Sterbliche in der Nähe Euer Majestät und vor dem Glanze eueres Thrones befallen werden muß, so fühle ich mich doch stark genug, um zu glauben, daß diese ehrfurchtsvolle Scheu mir bis zu dem Grade den Mund verschließen könnte, daß ich gegen den euch schuldigen Gehorsam fehlen und euch über irgend etwas, das ihr von mir verlangt, keine Auskunft geben sollte. Wenn ich mich auch nicht für den vollkommensten Menschen ausgeben darf, so bin ich doch auch anderseits nicht so bösartig, daß ich je den Willen gehabt hätte, irgend etwas gegen die Gesetze zu begehen, das mir Furcht vor ihrer strengen Ahndung einflößen könnte. Indeß wie gut auch immer mein Wille gewesen ist, so erkenne ich doch, daß ich nicht von Fehlern, die man aus Unwissenheit begeht, frei geblieben bin. Dieß ist nun mein Fall. Ich sage gleichwohl nicht, daß ich auf die Vergebung baue, welche Euer Majestät, ohne mich angehört zu haben, gnädigst mir ertheilt hat; sondern im Gegentheil unterwerfe ich mich euerem gerechten Urtheil und selbst der Strafe, wenn ich sie verdient habe. Ich gestehe, daß die Art und Weise, wie ich meine Stute seit einiger Zeit behandelt habe, seltsam, grausam und nicht nachzuahmen ist, aber ich hoffe, daß ihr die Ursache hiervon sehr

wohl begründet und mich selber mehr des Mitleids als der Strafe würdig finden werdet. Jedoch ich darf euch nicht länger durch eine langweilige Vorrede in gespannter Erwartung halten. Höret denn also meine Geschichte.«

Dreihundert und sechzigste Nacht.

Geschichte des Sidi Numan.

»Beherrscher der Gläubigen,« fuhr Sidi Numan fort, »meine Herkunft übergehe ich, denn sie ist nicht so glänzend, daß sie irgend einige Erwähnung verdiente. Was Glücksgüter betrifft, so hatten meine Vorfahren durch ihre gute Wirthschaft mir so viel hinterlassen, als ich mir nur wünschen konnte, um als rechtschaffener Mann ohne Ansprüche und ohne jemandem zur Last zu fallen, davon leben zu können.

Unter solchen Umständen war das einzige, was ich mir zu Vollendung meines Glücks noch wünschen konnte, eine liebenswürdige Frau zu finden, die meine ganze Liebe und Zärtlichkeit hätte, und mich eben so wahr und zärtlich wieder liebte. Indeß es hat Gott nicht gefallen, mir eine solche zu gewähren. Im Gegentheile gab er mir eine, die gleich vom ersten Tage meiner Ehe an

meine Geduld auf solche Proben zu stellen begann, daß nur solche, welche ähnliche auszustehen gehabt haben, sich einen Begriff davon machen können.

Da unserer Landessitte gemäß alle Heirathen so abgeschlossen werden, daß man diejenige, welche man heirathet, zuvor weder sieht noch kennen lernt, so wird Euer Majestät nicht unbekannt sein, daß kein Ehemann sich eben zu beklagen Ursache hat, wenn seine Anvermählte nur nicht abschreckend häßlich oder mißgestaltet ist, und wenn nur ihre guten Sitten, ihr Verstand und ihr gutes Benehmen die kleinen Unvollkommenheiten des Körpers, die sie etwa haben mag, wieder gut macht.

Als ich meine Frau zum erstenmal mit entschleiertem Gesichte sah, — damals nämlich, als sie nach den gewöhnlichen Zeremonieen so eben in mein Haus gebracht worden war, freute ich mich, daß man mich in der Schilderung, die man mir von ihrer Schönheit gemacht, nicht getäuscht hatte; ich fand sie ganz nach meinem Geschmack und sie gefiel mir.

Den Tag nach unserer Hochzeit trug man uns eine Mittagsmahlzeit von mehreren Speisen auf. Ich begab mich in das Zimmer, wo die Tafel gedeckt war, und da ich meine Frau daselbst nicht fand, so ließ ich sie rufen. Nachdem sie mich lange Zeit hatte warten lassen, kam sie endlich. Ich verbarg meine Ungeduld, und wir setzten uns zu Tische.

Ich aß zuerst von dem Reis, den ich wie gewöhnlich, mit einem Löffel nahm. Meine Frau dagegen, anstatt sich wie andere Leute eines Löffels zu bedienen, zog aus einem kleinen Besteck, das sie in der Tasche bei sich trug, eine Art von kleinem Ohrlöffelchen heraus, womit sie anfing Reis zuzulangen und ihn in einzelnen Körnchen — denn mehr konnte sie nicht darin fassen — zum Munde zu führen.

Ueber diese Art zu essen erstaunt, sagte ich zu ihr: »Amine — denn so hieß sie — hast du in deiner Familie den Reis auf diese Weise essen gelernt? Thuest du es etwa darum, weil du keine große Esserinn bist, oder willst du die Körner zählen, um nicht das eine mal mehr als das andere zu essen? Wenn du bloß aus Sparsamkeit so thust und um mich zu lehren, daß ich kein Verschwender sein soll, so hast du von dieser Seite nichts zu fürchten, und ich kann dich versichern, daß wir uns dadurch nie zu Grunde richten werden. Wir haben, Gott sei Dank, so viel, um davon bequem leben zu können, ohne uns das Nöthige zu versagen. Thue dir also keinen Zwang an, meine theure Amine, und iß so, wie du mich essen siehest.«

Um der freundlichen Art und Weise willen, womit ich ihr diese Vorstellungen machte, hoffte ich von ihr eine artige Antwort zu erhalten: allein, ohne ein Wort zu erwiedern, fuhr sie fort, auf diese Art zu essen und um mich noch mehr zu ärgern, aß sie von dem Reis nur noch in langen Zwischenpausen, und anstatt

auch von den übrigen Speisen mit mir zu genießen, begnügte sie sich, von Zeit zu Zeit etwas zerkrümmeltes Brot in ihren Mund zu thun, etwa so viel, als ein Sperling aufgepickt haben würde.

Ihre Hartnäckigkeit ärgerte mich. Indeß, um ihr Vergnügen zu machen, und sie zu entschuldigen, bildete ich mir ein, sie sei nicht daran gewöhnt, mit Männern zusammen zu speisen, und noch weniger mit einem Ehemanne, in dessen Gegenwart man sie vielleicht eine Zurückhaltung zu beobachten gelehrt hatte, die sie aus Einfalt zu weit trieb. Auch glaubte ich, daß sie vielleicht schon gefrühstückt haben möge, oder wenn sie es noch nicht gethan, daß sie sich noch etwas Eßlust übrig ließe, um dann für sich allein nach Belieben speisen zu können. Diese Betrachtungen hielten mich ab, ihr irgend etwas weiter zu sagen, das sie hätte abschrecken können, oder ihr irgend ein Zeichen des Mißvergnügens zu geben. Nach dem Mittagsmahl verließ ich sie ganz eben so freundlich, als ob sie mir nicht den mindesten Anlaß zu Unzufriedenheit mit ihrem seltsamen Betragen gegeben hätte, und ließ sie allein.

Bei dem Abendessen ging es wieder so, und auch den folgenden Tag, und überhaupt, so oft wir mit einander speisten, betrug sie sich ganz auf dieselbe Weise. Ich sah wohl, es sei nicht möglich, daß eine Frau von so wenig Nahrung, als sie zu sich nahm, leben könne, und es müsse also dahinter irgend ein mir unbekanntes Geheimniß stecken. Dieß bewog mich denn zu dem Ent-

schluß, mich zu verstellen. Ich that demnach, als ob ich auf ihre Handlungen gar nicht Acht gäbe, in der Hoffnung, daß sie sich mit der Zeit gewöhnen würde, mit mir zu leben, wie ich es wünschte; allein meine Hoffnung war fruchtlos, wie ich mich sehr bald überzeugen sollte.

In der einen Nacht, wo Amine mich im tiefsten Schlafe glaubte, stand sie ganz leise auf, und ich bemerkte, daß sie sich mit großer Behutsamkeit, um kein Geräusch zu machen und mich nicht zu wecken, ankleidete. Ich konnte gar nicht begreifen, zu welchem Zwecke sie sich so in ihrer Ruhe störte, und die Neugier, zu erfahren, was sie vorhabe, bewog mich, mich fest schlummernd zu stellen. Sie kleidete sich völlig an und ging darauf ganz leise aus dem Zimmer.

Sobald sie hinausgegangen war, stand ich auf, und warf mir mein Kleid um. Durch ein Fenster, welches nach dem Hofe hinausging, vermochte ich wahrzunehmen, daß sie die Thür nach der Straße hin öffnete und hinausging.

Ich eilte sogleich nach der Thür, die sie halb offen gelassen hatte, und folgte ihr im Mondschein nach, bis ich sie in einen Begräbnißplatz, der in der Nähe unseres Hauses lag, hineingehen sah. Sogleich schwang ich mich nun auf eine Mauer, die an den Begräbnißplatz stieß, und nachdem ich mich gehörig vorgesehen hatte, daß mich niemand bemerken konnte, erblickte ich Aminen mit einer Gule [1]).

Euer Majestät wird wissen, daß die Eulen beiderlei Geschlechts böse Geister sind, die auf den Feldern umherschweifen. Sie bewohnen gewöhnlich altes verfallenes Gemäuer, von wo aus sie die Wanderer überfallen, sie tödten und das Fleisch derselben verzehren. Treffen sie keine Wanderer an, so begeben sie sich des Nachts auf Begräbnißplätze, wo sie das Fleisch der Leichen fressen, die sie da aufwühlen.

Ich gerieth in das größte Entsetzen, als ich meine Frau mit dieser Eule gehen sah. Sie wühlten eine Leiche auf, die man denselben Tag beerdigt hatte, und die Eule schnitt zu wiederholten malen Stücke Fleisch davon ab, welches sie, auf dem Rande des Grabes sitzend, mit einander verzehrten. Während sie ein so gräuliches und unmenschliches Mahl einnahmen, unterhielten sie sich ganz ruhig mit einander; doch ich war zu weit entfernt, als daß es mir möglich gewesen wäre, etwas von ihrem Gespräch zu verstehen, welches eben so seltsam gewesen sein mag als ihre Mahlzeit, an welche ich noch jetzt nicht ohne Schauder zurückdenken kann.

Als sie die gräßliche Mahlzeit zu sich genommen hatten, warfen sie die Leiche wieder in das Grab hinein, welches sie mit der aufgewühlten Erde wieder zufüllten. Ich ließ sie machen, und suchte eilig mein Haus wieder zu erreichen. Beim Hereintreten ließ ich die Thür nach der Strasse zu halb offen, und nachdem ich mich in mein Schlafzimmer begeben, legte ich mich wieder nieder und that, als schliefe ich.

Amine kam bald darauf ganz leise zur Thür herein kleidete sich aus und legte sich wieder nieder, voll Freude — wie es mir vorkam — daß alles so gut abgelaufen war, ohne daß ich etwas bemerkt hatte.

Dreihundert ein und sechzigste Nacht.

Voll von dem Gedanken an eine so unmenschliche und abscheuliche Handlung wie die war, von welcher ich so eben Augenzeuge gewesen, und zugleich voll Widerwillen in der Nähe derjenigen zu liegen, welche diese Handlung begangen hatte, dauerte es sehr lange, ehe ich einschlafen konnte. Endlich schlief ich doch ein, aber nur so leicht, daß die erste Stimme, die sich hören ließ, um zum öffentlichen Gebete bei Tagesanbruch zu rufen, mich aufweckte. Ich kleidete mich an, und begab mich in die Moschee.

Nach dem Gebete ging ich aus der Stadt hinaus und brachte den Morgen mit Spaziergängen in den Gärten und mit Betrachtungen zu, welchen Entschluß ich wohl fassen solle, um meine Frau zu einer Aenderung ihrer Lebensweise zu vermögen. Ich verschmähte alle gewaltsamen Wege, die sich meinem Geiste darboten, und entschloß mich, bloß gelinde Mittel anzuwenden, um sie von ihrer unglücklichen Neigung abzuziehen. Unter diesen Betrachtungen war ich unvermerkt bis an meine Wohnung gelangt, in die ich gerade um die Mittagsessensstunde wieder eintrat.

Sobald Amine mich erblickte, ließ sie das Essen auftragen, und wir setzten uns zu Tische. Da ich sah, daß sie noch immer dabei blieb, den Reis körnchenweise zu essen, so sagte ich zu ihr mit aller nur möglichen Mäßigung: »Amine, du weißt, wie sehr ich Ursache hatte, den Tag nach unserer Hochzeit mich darüber zu wundern, als ich sah, daß du bloß von dem Reis aßest, und zwar so wenig und auf eine solche Art und Weise, daß jeder andere Ehemann sich dadurch beleidigt gefühlt hätte; du weißt ferner, daß ich mich begnügte, dir den Verdruß anzudeuten, den ich darüber empfand, und dich bloß bat, doch auch von den übrigen Fleischspeisen zu essen, die uns vorgesetzt, und die auf die verschiedenartigste Weise zubereitet werden, um wo möglich deinem Geschmack zu behagen. Seit jener Zeit hast du unsere Tafel immer auf dieselbe Weise besetzt gesehen, bloß mit einigen Abwechslungen in den Speisen, damit wir nicht immer dasselbe essen dürfen. Meine Erinnerungen sind indeß fruchtlos geblieben, und bis auf diesen Tag hast du nicht aufgehört, immerfort so zu handeln, und mir denselben Verdruß zu machen. Ich habe geschwiegen, weil ich dir nicht Zwang anthun wollte, und es würde mir leid thun, wenn das, was ich dir gegenwärtig sage, dich im mindesten kränken sollte; indeß, Amine sage mir, ich beschwöre dich deshalb, ist das Fleisch, daß man uns hier vorsetzt, denn nicht besser als Todtenfleisch?«

Ich hatte kaum diese letzten Worte gesprochen, als Amine, welche recht gut merkte, daß ich sie in der Nacht beobachtet hatte, in eine Wuth gerieth, die alle Begriffe übersteigt; ihr Gesicht erglühte, ihre Augen traten ihr fast aus dem Kopfe heraus, und sie schäumte vor Wuth.

Dieser gräßliche Zustand, worin ich sie sah, erfüllte mich mit Entsetzen: ich erstarrte, und war ganz außer Stande, mich gegen die schreckliche Bosheit zu schützen, die sie gegen mich im Schilde führte, und worüber Euer Majestät erstaunen wird.

In ihrer heftigen Aufwallung nahm sie hierauf ein Wasserbecken, daß ihr zur Hand war, tauchte ihre Fingerspitzen hinein, murmelte zwischen den Zähnen einige Worte, die ich nicht verstand, spritzte mir etwas von diesem Wasser ins Gesicht, und rief mir in einem wüthenden Tone zu:

»Unglücklicher, empfange die Strafe deiner Neugierde, und werde ein Hund!«

Kaum hatte Amine, die ich noch gar nicht als Zauberinn kennen gelernt hatte, diese teuflischen Worte ausgestoßen, als ich mich auf einmal in einen Hund verwandelt sah. Das Staunen und die Ueberraschung, worein ich über diese plötzliche Veränderung gerieth, hinderten mich gleich anfangs auf meine Flucht zu denken, und so hatte sie denn Zeit, einen Stock zu ergreifen und mich zu mißhandeln. In der That, sie versetzte mir damit so gewaltige Schläge, daß ich nicht begreife, warum ich nicht auf der Stelle todt liegen

blieb. Ich glaubte ihrer Wuth zu entgehen, wenn ich mich in den Hof flüchtete, doch auch dahin verfolgte sie mich mit derselben Wuth, und mit welcher Gewandtheit ich auch immer von einer Seite zur andern hinüber schlüpfte, um den Schlägen auszuweichen, so war ich doch nicht gewandt genug, um mich dagegen zu schützen, und ich mußte noch viele andere aushalten. Als sie endlich müde geworden war, mich zu schlagen und zu verfolgen, und voll Verzweiflung darüber, daß sie nicht, wie sie es gewollt, mich hatte todtschlagen können, ersann sie ein neues Mittel, um dieß zu Stande zu bringen. Sie öffnete nämlich die Thür nach der Strasse zu ein wenig, um in dem Augenblick, wo ich durch dieselbe zu schlüpfen versuchen würde, mich zu zerquetschen. So sehr ich auch zum Hunde geworden war, so merkte ich doch sehr bald ihren verderblichen Plan, und da die Gefahr des Augenblicks uns oft Verstand eingibt, um uns zu retten, so paßte ich meine Zeit so gut ab, indem ich ihre ganze Haltung und ihre Gebärden beobachtete, daß ich ihre Wachsamkeit täuschte und schnell hindurch schlüpfte, um mein Leben zu retten, und ihre boshafte Absicht zu vereiteln. Ich kam auch wirklich noch so ohne Schaden davon, außer daß mir das Ende meines Schweifes etwas eingeklemmt wurde.

Vor Schmerz darüber schrie und bellte ich die ganze Strasse entlang, was mir denn einige andere Hunde auf den Hals zog, die mich bissen. Um ihren Verfol-

gungen zu entgehen, sprang ich in den Laden eines Mannes, der gekochte Köpfe, Zungen, und Füße von Hammeln verkaufte, wo ich denn auch sicher war.

Der Mann nahm Anfangs voll Mitleid meine Parthei, und jagte die Hunde weg, die mich verfolgten und bis in sein Haus eindringen wollten. Was mich betrifft, so war meine erste Sorge, mich in einen Winkel zu verstecken, wo ich ihrem Anblick entzogen war. Indeß auch hier fand ich nicht den gehofften Schutz und Zufluchtsort. Der Mann war einer von jenen übertriebenen abergläubischen Leuten, die in der Meinung, daß die Hunde unrein seien, nicht genug Wasser und Seife bekommen können, um ihre Kleider zu waschen, sobald einmal ein Hund im Vorbeistreifen sie berührt hat [2]). Nachdem sich also die Hunde, die mich verfolgten, entfernt hatten, bot er zu wiederholten malen alles mögliche auf, um mich noch an demselben Tage wieder fortzujagen; aber ich war versteckt und vor seinen Nachforschungen sicher. So brachte ich denn wider seinen Willen die Nacht in seinem Laden zu, und ich hatte auch diese Ruhe wirklich nöthig, um mich von der schlechten Behandlung, die mir Amine angethan, zu erholen.

Um Euer Majestät nicht mit Herzählung unbedeutender Dinge zu langweilen, will ich von den traurigen Betrachtungen schweigen, die ich damals über meine Verwandlung anstellte, und will bloß so viel bemerken, daß am folgenden Tage, als mein Wirth, der ganz früh

auf frischen Einkauf ausgegangen war, mit Köpfen, Zungen und Füßen von Hammeln beladen wiederkam, seinen Laden öffnete und seine Waaren auslegte, ich aus meinem Winkel hervorkroch, und da ich eben mehrere Hunde aus der Nachbarschaft, die der Fleischgeruch herbeigelockt, um seinen Laden herum versammelt sah, so mischte ich mich in der Erwartung, daß er ihnen etwas zuwerfen würde, unter sie, und nahm eine bittende Stellung ein.

Mein Wirth schien Rücksicht darauf zu nehmen, daß ich, seitdem ich zu ihm geflüchtet, noch nichts gegessen hatte, und zeichnete mich dadurch aus, daß er mir öfter und auch größere Stücke zuwarf, als den andern Hunden. Als seine Austheilung vorbei war, wollte ich in seinen Laden zurückkehren; indem ich ihn ansah und mit dem Schweif freundlich wedelte, um ihm dadurch anzudeuten, daß ich ihn bäte, mir noch einmal diese Vergünstigung zu gewähren; doch er war unbiegsam und widersetzte sich meiner Absicht mit dem Stocke in der Hand und mit einer so unbarmherzigen Miene, daß ich genöthigt war, mich zu entfernen.

Einige Häuser weiter blieb ich vor dem Laden eines Bäckers stehen, der ganz im Widerspiel mit jenem melankolischen Hammelsköpfe-Verkäufer mir ein heiterer und gutgelaunter Mann zu sein schien und es auch wirklich war. Er frühstückte eben, und obwohl ich ihm noch gar nicht hatte merken lassen, daß mich hungere, so unterließ er doch nicht, mir ein Stück

Brot zu geben. Bevor ich nach Art anderer Hunde gierig darüber her fiel, machte ich gegen ihn ein Zeichen mit dem Kopfe und wedelte mit dem Schweif, als wollte ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen. Er wußte mir für diese Art von Höflichkeit Dank und lächelte. Ich hatte keinen Hunger; indeß, um ihm Vergnügen zu machen, nahm ich das Stück Brot und aß es, und zwar recht langsam, damit er abnehmen konnte, ich äße bloß ihm zu Gefallen. Er bemerkte dieß alles und war so gefällig, mich in der Nähe seines Ladens zu dulden. Ich blieb daher da sitzen und zwar mit dem Gesicht nach der Straße hingekehrt, um ihm anzudeuten, daß ich für jetzt um nichts weiter als um seinen Schutz bäte.

Er bewilligte mir diesen nicht bloß, sondern streichelte mich auch, so daß ich darin ein sicheres Zeichen sah, daß ich in sein Haus eintreten dürfe. Ich that es auf eine Weise, die ihm andeutete, daß ich es bloß mit seiner Erlaubniß thäte. Er nahm es nicht übel, sondern wies mir sogar noch eine Stelle an, wo ich mich hinlegen könnte, ohne ihm im Wege zu sein; und ich nahm sogleich diesen Platz ein, und verließ ihn nicht, so lange ich in seinem Hause war.

Ich wurde da durchaus gut behandelt, und er konnte nie frühstücken, zu Mittag oder zu Abend speisen, ohne daß ich meinen hinreichenden Antheil davon erhielt. Ich meinerseits bezeigte ihm dafür alle mög-

liche Anhänglichkeit und Treue, die er nur irgend von meiner Dankbarkeit verlangen konnte.

Meine Augen waren stäts auf ihn gerichtet, und er that in seinem Hause keinen Schritt, wo ich nicht hinter ihm her ging. Ein gleiches that ich, wenn seine Zeit es ihm gestattete, seiner Geschäfte halben irgend einen Gang in die Stadt zu machen. Ich war hierin um so pünktlicher, da ich bemerkte, daß meine Aufmerksamkeit ihm gefiel und daß er oft, wenn er Lust auszugehen hatte und ich es nicht gerade bemerkt hatte, mich bei dem Namen Rothbacke rief, den er mir gegeben hatte.

Dreihundert zwei und sechzigste Nacht.

Bei diesem Ruf flog ich jedesmal von meinem Plätzchen nach der Straße hinaus, ich sprang, hüpfte und lief vor der Thür hin und her. Mit diesen Freudenbezeigungen hörte ich erst auf, wenn er herausgetreten war, und dann begleitete ich ihn treulich, indem ich hinter oder vor ihm her lief und ihn von Zeit zu Zeit ansah, um ihm meine Freude zu bezeigen.

Ich war schon einige Zeit in diesem Hause, als eines Tages eine Frau Brot zu kaufen kam. Als sie es meinem Wirth bezahlte, gab sie ihm unter anderem guten Gelde auch ein falsches Geldstück. Der Becker, der das falsche Stück erkannte, gab es der Frau zurück und verlangte dafür ein anderes.

Die Frau weigerte sich, es wiederzunehmen, und behauptete, es sei gut. Mein Wirth behauptete das Gegentheil und sagte im Wortwechsel unter andern zu der Frau: »Dieß Stück ist so augenscheinlich falsch, daß ich versichert bin, mein Hund, der doch bloß ein unvernünftiges Thier ist, würde sich damit nicht täuschen lassen. Komm her, Rothbacke!« fuhr er fort, indem er mich beim Namen rief. Auf seinen Ruf sprang ich behende auf den Zähltisch. Der Bäcker warf die Geldstücke vor mich hin und sagte: »Sieh einmal zu, ist darunter nicht ein falsches Stück?« Ich sah mir alle Stücke an, legte dann die Pfote auf das falsche, und schob es beiseite, indem ich meinen Herrn ansah, als wolle ich es ihm zeigen.

Der Bäcker, der sich bloß beiläufig und zum Scherz auf mein Urtheil berufen hatte, war nicht wenig überrascht, als er sah, daß ich es so richtig und ohne zu zaudern getroffen hatte. Die Frau, welche nun von der Falschheit ihres Geldstückes überführt war, wußte nichts weiter zu sagen, und mußte dafür ein anderes gutes geben. Als sie fort war, rief mein Herr seine Nachbarn zusammen, und pries vor ihnen auf eine übertriebene Weise meine Fähigkeit, indem er ihnen erzählte, was vorgefallen.

Die Nachbarn wollten sich selber davon überzeugen, und unter allen den falschen Münzen, die sie mir unter andere gute gemischt vorlegten, war auch nicht

eine einzige, auf die ich nicht meine Pfote gelegt und sie von den übrigen guten abgesondert hätte.

Die Frau unterließ ihrerseits ebenfalls nicht, allen Personen ihrer Bekanntschaft, die sie unterwegs antraf, zu erzählen, was ihr begegnet sei. Das Gerücht von meiner Geschicklichkeit, das falsche Geld zu erkennen, verbreitete sich in kurzer Zeit nicht bloß in der Nachbarschaft, sondern sogar im ganzen Viertel, und zuletzt allmählig in der ganzen Stadt.

Es fehlte mir nun den ganzen Tag über nicht an Beschäftigung. Ich mußte die Neugier aller derer, die bei meinem Herrn Brot kauften, befriedigen und ihnen meine Geschicklichkeit zeigen. Dieß lockte nun alle Welt herbei, man kam aus den entferntesten Stadtvierteln, um meine Fähigkeit zu erproben, und mein Ruf verschaffte meinem Herrn so viele Kunden, daß er sie kaum alle befriedigen konnte. Dieß dauerte lange Zeit, und mein Herr konnte sich nicht enthalten, meinen Nachbaren und Freunden zu gestehen, daß ich für ihn ein wahrer Schatz wäre.

Mein bischen Geschicklichkeit zog ihm indeß bald Neider zu. Man stellte mir nach, um mich ihm zu rauben, und er war genöthigt, ein wachsames Auge auf mich zu haben. Eines Tages kam eine Frau, die wie andere durch den Reiz der Neuheit herbeigelockt war, und kaufte Brot. Mein gewöhnlicher Platz war auf dem Zähltische. Sie warf mir sechs Geldstücke hin und darunter auch ein falsches. Ich suchte es

unter den übrigen hervor, legte die Pfote auf das falsche Geldstück und sah sie dabei an, als wollte ich sie fragen, ob es nicht das rechte sei.

»Ja,« sagte die Frau, indem sie mich ebenfalls ansah, »es ist das falsche, du hast dich nicht geirrt.«

Sie betrachtete mich dann fortwährend voll Verwunderung, während ich sie ebenfalls ansah. Hierauf bezahlte sie das Brot, welches sie gekauft hatte, und als sie wegzugehen im Begriff war, gab sie mir einen Wink mitzukommen, ohne daß es der Bäcker merkte.

Ich war stäts auf Mittel bedacht, mich von einer so seltsamen Verwandelung, als die meinige war, zu befreien. Mir war die Aufmerksamkeit nicht entgangen, womit die Frau mich ins Auge gefaßt hatte, und ich bildete mir nur ein, daß sie vielleicht etwas von meinem Mißgeschick, und von meinem unglücklichen Zustande gemerkt haben möge: worin ich mich denn auch nicht täuschte. Gleichwohl ließ ich sie fortgehen und begnügte mich, ihr nachzusehen. Nachdem sie indeß zwei bis drei Schritte gegangen war, drehte sie sich um und da sie sah, daß ich ihr, ohne mich von der Stelle zu rühren, nachsah, gab sie mir nochmals einen Wink, ihr zu folgen.

Jetzt schwankte ich nicht länger, sondern da ich sah, daß der Bäcker so eben damit beschäftigt war, seinen Backofen für ein neues Gebäck zu reinigen, und nicht auf mich achtete, so sprang ich vom Zähl-

tisch herab und lief hinter der Frau drein, die darüber sehr entfreut zu sein schien.

Nachdem sie eine Strecke gegangen war, kam sie bei ihrem Hause an öffnete die Thür desselben, ging hinein und sagte dann zu mir: »Komm herein; es wird dich nicht gereuen, daß du mir nachgekommen bist.« Als ich hineingegangen war und sie die Thür hinter mir wieder zugemacht hatte, führte sie mich in ihr Zimmer, worin ich ein junges Mädchen von seltner Schönheit dasitzen und stricken sah. Es war die Tochter der mildthätigen Frau, die mich mit sich genommen hatte, und die, wie ich bald nachher merkte, in der Zauberkunst sehr geschickt und erfahren war.

»Meine Tochter,« sagte die Mutter zu ihr: »ich bringe dir hier den berühmten Hund des Bäckers, der so gut das falsche Geld von dem echten zu unterscheiden versteht. Du weißt, was ich dir gleich beim ersten Gerücht, das sich davon verbreitete, gesagt habe, indem ich äußerte, es könne dieß wohl ein Mensch sein, der irgendwo boshafter Weise in einen Hund verwandelt worden. Heute fiel es mir ein, zu dem Bäcker hinzugehen und Brot bei ihm zu kaufen. Ich überzeugte mich von der Wahrheit des Gerüchts und war so geschickt, diesen seltenen Hund, der die Bewunderung von ganz Bagdad ist, hinter mir her zu locken. Was sagst du dazu, meine Tochter? habe ich mich in meiner Vermuthung etwa getäuscht?«

»Du hast dich nicht getäuscht, liebe Mutter,« antwortete die Tochter, »und ich werde dir es sogleich zeigen.«

Das Mädchen stand auf, nahm ein Gefäß voll Wasser, tauchte die Hand hinein, bespritzte mich damit und sagte:

»Wenn du von Natur ein Hund bist, so bleibe Hund; bist du aber von Geburt ein Mensch, so nimm kraft dieses Wassers wieder menschliche Gestalt an.«

Augenblicklich war nun der Zauber gelöst; ich verlor die Gestalt eines Hundes und war wieder Mensch wie zuvor.

Dreihundert drei und sechzigste Nacht.

Durchdrungen von der Größe dieser Wohlthat, warf ich mich dem Mädchen zu Füßen, und nachdem ich den Saum ihres Gewandes geküßt hatte, sagte ich zu ihr: »Meine theure Befreierinn, ich fühle so tief das Uebermaß eurer beispiellosen Güte gegen einen Unbekannten, wie ich bin, daß ich euch bitte, mir selber zu sagen, was ich für euch thun kann, um euch meine Dankbarkeit dafür auf eine würdige Weise an den Tag zu legen, oder vielmehr schaltet und verfüget über mich, wie über einen Sklaven, der euch mit vollem Rechte angehört. Ich gehöre nicht mehr mir an, sondern euch; und damit ihr denjenigen näher kennen lernet, den ihr euch zum Eigenthum erworben, so will ich euch meine Geschichte mit kurzen Worten erzählen.«

Hierauf sagte ich ihr, wer ich wäre, und erzählte ihr sodann von meiner Vermählung mit Amine, von meiner Gefälligkeit und Geduld, womit ich ihre Launen ertragen, ferner von ihrem seltsamen Benehmen, und von der unwürdigen Art und Weise, womit sie mich aus einer unbegreiflichen Bosheit gemißhandelt habe, und ich schloß zuletzt mit einer Danksagung an die Mutter, für das unaussprechliche Glück, das sie mir so eben verschafft habe.

»Sidi Numan,« sagte die Tochter zu mir, »laß uns nicht weiter von der Verbindlichkeit sprechen, die du mir schuldig zu sein meinst. Das bloße Bewußtsein, einem wackern Manne, wie du bist, Vergnügen gemacht zu haben, vertritt bei mir die Stelle jedes Dankes. Laß uns lieber von deiner Frau Amine reden. Ich habe sie noch vor deiner Heirath gekannt, und so wie ich wußte, daß sie eine Zauberinn sei, so war auch ihr nicht unbekannt, daß ich etwas von dieser Kunst verstände, da wir bei einer und derselben Lehrerinn Unterricht darin gehabt hatten. Wir trafen uns oft im Bade.« Doch da unsere Gemüther nicht mit einander stimmten, so vermied ich sorgfältig jede Gelegenheit, mit ihr irgend in Verbindung zu kommen, was mir um so leichter gelang, da sie auch ihrerseits aus demselben Grunde jeden Verkehr mit mir zu vermeiden suchte.« Ich wundere mich also gar nicht über ihre Bosheit. Um indeß wieder auf dich zu kommen, so ist das, was ich jetzt eben für dich gethan, keines-

weges schon genug; ich will, was ich angefangen habe, auch vollenden. Es ist in der That noch nicht genug, daß ich den Zauber, wodurch du so boshafter Weise von aller menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen worden warest, gelöst habe, du mußt sie jetzt auch noch, wie sich es gebührt, bestrafen, indem du in dein Haus zurückkehrst, und darin das Ansehen, welches dir zukommt, wieder geltend machst, wozu ich dir die Mittel und Wege an die Hand geben will. Unterhalte dich jetzt einen Augenblick mit meiner Mutter, ich komme sogleich wieder.«

Meine Befreierinn ging jetzt in ein kleines Nebengemach, und während sie darin verweilte, hatte ich nochmals Gelegenheit, der Mutter an den Tag zu legen, wie sehr ich ihr und der Tochter zu Dank verpflichtet sei.

»Meine Tochter,« sagte sie zu mir,« ist, wie du siehest, in der Zauberkunst nicht minder erfahren als Amine, aber sie macht einen so guten Gebrauch davon, daß du dich wundern würdest, wenn du wüßtest, wie viel Gutes sie vermöge dieser ihrer Wissenschaft schon gethan hat, und noch täglich thut. Darum habe ich sie von jeher immer machen lassen, und so auch jetzt noch. Wenn ich wahrnähme, daß sie ihre Kenntniß im mindesten mißbrauchte, so würde ich es nicht dulden.«

Die Mutter hatte eben angefangen, mir einige dieser wunderbaren Begebenheiten, bei denen sie selber Augenzeuge gewesen, zu erzählen, als die Tochter mit einer kleinen Flasche in der Hand wieder hereintrat.

»Sidi Numan,« sagte sie zu mir, »meine Bücher, die ich so eben nachgeschlagen, sagen mir, daß Amine in diesem Augenblick nicht bei dir zu Hause ist, aber daß sie unverzüglich nach Hause zurückkehren wird. Sie sagen mir ferner, daß die Treulose sich vor deinen Dienern so stellt, als wäre sie über deine Abwesenheit in großer Unruhe, und daß sie dieselben überredet hat, dir sei beim Mittagessen irgend ein Geschäft eingefallen, welches dich genöthigt habe, unverzüglich auszugehen, beim Weggehen habest du die Thür offen gelassen, darauf sei ein Hund hereingekommen und bis in den Saal gelaufen, wo sie gegessen, den sie mit Stockschlägen habe wegjagen müssen. Kehre also, ohne Zeit zu verlieren, mit diesem kleinen Fläschchen, welches ich dir hiemit übergebe, in dein Haus zurück. Wenn man dir die Thür geöffnet haben wird, so warte in deinem Zimmer so lange, bis Amine zurückkommt; sie wird nicht lange ausbleiben. Sobald sie kommt, so gehe bis in den Hof hinunter ihr entgegen, und stelle dich ihr Stirn gegen Stirn gegenüber. In der Bestürzung, dich so unerwartet wiederzusehen, wird sie dir den Rücken zuwenden, um die Flucht zu ergreifen; spritze du dann etwas von dem Wasser aus diesem Fläschchen, das du in Bereitschaft halten mußt, auf sie hin, und sage dabei ganz dreist folgende Worte:

»Empfange hiemit die Strafe für deine Bosheit!«

Weiter sage ich dir nichts; die Wirkung wirst du schon sehen.«

Nach diesen mir unvergeßlichen Worten meiner Wohlthäterinn, nahm ich, da nichts mich mehr hinderte, von ihr und ihrer Mutter Abschied, mit den Ausdrücken der vollkommensten Dankbarkeit, und mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich ewig der ihnen schuldigen Verpflichtung eingedenk sein würde und kehrte sodann nach Hause zurück.

Alles ging so, wie die junge Zauberinn mir es vorausgesagt hatte. Amine blieb nicht lange aus. Als sie sich näherte, trat ich ihr mit dem Wasser in der Hand entgegen, um sie damit zu bespritzen. Sie that einen lauten Schrei, und als sie sich umdrehte, um die Thür wieder zu erreichen, bespritzte ich sie mit dem Wasser, und sprach die Worte, welche die Zauberinn mich gelehrt hatte. Sie ward sogleich in eine Stute verwandelt, und zwar in dieselbe, welche Euer Majestät gestern sah.

Augenblicklich und noch mitten in der Ueberraschung, in der sie sich befand, faßte ich sie bei den Kammhaaren, zog sie ungeachtet ihres Sträubens in meinen Stall, warf ihre eine Halfter über, und nachdem ich sie unter den härtesten Vorwürfen über ihr Verbrechen und ihre Bosheit angebunden, züchtigte ich sie mit Peitschenhieben so lange, bis ich vor Müdigkeit nicht mehr konnte; doch behielt ich mir für jeden der folgenden Tage eine ähnliche Züchtigung an ihr zu vollziehen vor.

Beherrscher der Gläubigen — fuhr Sidi Numan fort, indem er seine Erzählung schloß — ich wage zu hoffen, daß Euer Majestät mein Betragen nicht mißbilligen, sondern finden wird, daß eine so bösartige und so gefährliche Frau mit mehr Nachsicht behandelt worden ist, als sie verdiente.«

Dreihundert vier und sechzigste Nacht.

Als der Chalyf sah, daß Sidi Numan nichts weiter zu sagen hatte, sagte er zu ihm: »Deine Geschichte ist einzig in ihrer Art, und die Bosheit deiner Frau ist unverzeihlich. Auch verdamme ich nicht ganz die Züchtigung, die du sie bisher hast empfinden lassen. Indeß wünsche ich, daß du überlegest, welch eine große Strafe es für sie ist, zu einem Thiere erniedrigt worden zu sein, und daß du dich damit begnügest, sie in diesem Zustande büßen zu lassen. Ich würde dir sogar befehlen, dich an die junge Zauberinn, welche diese Verwandelung hervorgebracht hat, zu wenden, und von ihr eine Lösung dieses Zaubers zu bewirken, wenn mir nicht die Halsstarrigkeit und die nie zu bessernde Verstocktheit solcher Zauberer und Zauberinnen, die ihre Kunst mißbrauchen, bekannt wäre, und wenn ich nicht von ihrer Seite irgend eine Wirkung ihrer Rache gegen dich befürchtete, welche noch schlimmer sein könnte als die frühere.«

Der Chalyf, der von Natur sanft und mitleidig gegen Leidende war, selbst wenn sie es verdienten, wen-

dete sich, nachdem er dem Sidi Numan seine Willensmeinung erklärt hatte, an den dritten von den dreien, welche der Groß-Wesyr Giafar hatte kommen lassen.

»Kodjah Hassan,« sagte er zu diesem, »als ich gestern an deinem Hause vorüber ging, schien es mir so prächtig zu sein, daß ich zu wissen wünschte, wem es gehörte. Ich erfuhr, daß du es habest erbauen lassen, nachdem du früher ein Gewerbe getrieben, welches dir kaum so viel einbrachte, um davon leben zu können. Man sagte mir zugleich, daß du dich nicht verkennest, daß du einen guten Gebrauch von den Reichthümern machst, die dir Gott gegeben, und daß deine Nachbaren tausenderlei Gutes von dir erzählen. Alles dieses, fuhr der Chalyf fort,« hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf welchen es der Vorsehung gefallen hat, dir ihre Gaben zufließen zu lassen, von ganz außerordentlicher Art sein müssen. Ich bin neugierig, sie aus deinem eigenen Munde zu erfahren, und mir diese Befriedigung zu verschaffen, habe ich dich kommen lassen. Rede also ganz offen mit mir, damit ich mit desto mehr Vergnügen und Einsicht an deinem Glück theilnehmen kann. Damit aber dir meine Neugierde nicht Argwohn errege, und damit du nicht etwa glaubst, daß ich noch einen anderen eigennützigeren Antheil an deinem Glücke nehme, so erkläre ich dir hiemit, daß ich anstatt irgend einen Anspruch darauf zu machen,

dir vielmehr meinen Schutz bewillige, um es in ungestörter Sicherheit genießen zu können.«

Nach diesen Versicherungen des Chalyfen warf sich Kodjah Hassan vor dem Throne nieder, berührte mit der Stirn den Teppich, der darauf gelegt war, und sagte dann, nachdem er wieder aufgestanden: »Beherrscher der Gläubigen, jeder andere als ich, der sein Gewissen nicht so rein und unbefleckt fühlte, als ich es fühle, hätte bei Empfang des Befehls, vor dem Throne Euer Majestät zu erscheinen, erschrecken können. Doch da ich gegen euch niemals andere Gesinnungen gehegt habe, als die der Ehrfurcht und Ehrerbietung, und da ich nie etwas gegen den euch schuldigen Gehorsam, noch gegen die Gesetze gethan habe, was mir euren Unwillen irgend hätte zuziehen können, so war das einzige, was mich bekümmerte, die Besorgniß, daß ich den Glanz euer Majestät nicht würde ertragen können. Indeß da dem allgemeinen Rufe zufolge Euer Majestät mit so viel Güte den geringsten Unterthan annimmt und anhört, so habe ich mich wieder beruhigt und nicht gezweifelt, daß ihr mir selber den Muth und die Zuversicht einflößen würdet, euch die verlangte Auskunft zu geben. Dieß hat nun Euer Majestät so eben gethan, indem ihr mir euern mächtigen Schutz zusichert, ohne daß ihr wisset, ob ich ihn verdiene. Gleichwohl hoffe ich, daß ihr diese mir so werthen Gesinnungen nicht zurücknehmen werdet, wenn ich, um euerem

Befehl zu genügen, von meinen Abenteuern Bericht abgestattet haben werde.«

Nach dieser höflichen Anrede wodurch er sich das Wohlwollen und die Aufmerksamkeit des Chalyfen zusichern wollte, und nachdem er sich einige Augenblicke auf das, was er sagen wollte, besonnen hatte, begann Kodjah Hassan in folgenden Worten seine Erzählung:

Geschichte
von Kodjah Hassan Alhabbal.

»Beherrscher der Gläubigen — fing er an — um Euer Majestät besser zeigen zu können, auf welchen Wegen ich zu dem großen Glück, dessen ich gegenwärtig genieße, gelangt bin, muß ich vor allen Dingen von zwei vertrauten Freunden reden, welche Bürger dieser Stadt Bagdad und noch am Leben sind, und die von der Wahrheit meiner Aussage Zeugniß ablegen können. Ihnen, nächst Gott, dem Urheber alles Guten, verdanke ich hauptsächlich mein Glück.

Von diesen beiden Freunden heißt der eine Saadi, der andere Saad. Saadi, welcher gewaltig reich ist, war stäts der Meinung, auf dieser Welt könne man nur insofern glücklich sein, als man große Reich-

thümer besitze, um von jedermann unabhängig leben zu können.

Saad hat eine andere Ansicht. Er gibt zwar zu, daß man freilich Reichthümer besitzen müsse, insofern sie zum Leben nothwendig sind; doch er behauptet, daß die Tugend das Glück der Menschen machen müsse, ohne daß diese sich weiter an die Güter dieser Welt hängen sollen, als insofern sie davon ihre Bedürfnisse befriedigen und Wohlthaten an andere spenden können. Saad gehört zu dieser Zahl von Menschen, und er lebt in seinen gegenwärtigen Verhältnissen sehr glücklich und zufrieden. Obwohl Saadi, so zu sagen, unendlich reicher als er ist, so ist ihre Freundschaft dessen ungeachtet sehr aufrichtig und herzlich, und der reichere schätzt sich selber nicht höher als den andern. Sie haben nie einen Streit unter sich gehabt, außer über diesen einzigen Punkt, und in allen übrigen Stücken war ihre Eintracht stäts sich gleich.

Eines Tages behauptete Saadi in einem Gespräche über diesen Gegenstand — wie sie mir beide selber nachher erzählt haben, — daß die Armen bloß darum arm wären, weil sie entweder in Armuth geboren worden, oder weil, wenn sie auch in Reichthum geboren worden, sie denselben durch Liederlichkeit oder durch einen jener unvorhergesehenen Zufälle, die nicht so gar selten sind, verloren hätten. »Meine Meinung ist,« fuhr er fort, »daß diese Armen es nur darum sind, weil sie nicht dazu gelangen können, eine

Geldsumme zusammen zu bringen, die groß genug wäre, um sich durch sorgfältige Anlegung derselben aus ihrem Elend zu ziehen, und ich bin der Ansicht, daß, wenn sie je auf diesen Punkt gelangten und einen angemessenen Gebrauch von dieser Summe machten, sie mit der Zeit nicht bloß reich, sondern sehr vermögend werden würden.«

Saad wollte den von Sadi aufgestellten Satz nicht zugeben. »Das Mittel, welches du vorschlägst, erwiederte er, »um einen Armen reich zu machen, scheint mir nicht so sicher, als du glaubst. Deine Ansicht hievon ist nicht begründet genug, und ich könnte dagegen die meinige mit mehreren sehr guten Gründen unterstützen, die uns aber zu weit führen würden. Ich glaube, und zum wenigsten mit eben so viel Wahrscheinlichkeit, daß ein Armer durch jedes andere Mittel eher reich werden kann als gerade durch eine Summe Geldes; man macht oft durch Zufall ein größeres und überraschenderes Glück als mit einer Summe Geldes, wie du behauptest — wie viel Sparsamkeit und gute Wirthschaft man auch dabei anwenden mag, um sie durch ein gut geführtes Geschäft zu vervielfältigen.«

Dreihundert fünf und sechzigste Nacht.

»Saad antwortete Sadi, »ich sehe wohl, daß ich bei dir nichts ausrichten würde, wenn ich auch darauf beharrte, meine Meinung gegen die deine zu vertheidigen; ich will daher lieber selber einen Versuch machen, um dich zu überzeugen, und zum Beispiel eine

Summe, so groß als mir hinlänglich scheint, einem jener Handwerker zum Geschenk geben, der von Haus aus arm, von ihrem täglichen Verdienste leben, und in derselben Armseligkeit sterben, in welcher sie geboren wurden. Wenn es mir damit nicht gelingt, so wollen wir dann sehen, ob es dir auf dem Wege den du meinst, besser gelingen wird.«

Einige Tage nach diesem Wortwechsel traf es sich, daß die beiden Freunde auf einem Spaziergange durch das Stadtviertel kamen, wo ich mein Seilerhandwerk trieb, welches ich von meinem Vater erlernt, der es wiederum von meinem Großvater, dem Stammvater unserer Familie, erlernt hatte. Wer meinen Aufzug und meine Kleidung ansah, konnte daraus sehr leicht meine Armuth abnehmen.

Saad, der sich an Sadi's gegebenes Wort erinnerte, sagte zu diesem: »Wenn du nicht etwa vergessen hast, wozu du dich gegen mich verbindlich gemacht hast, so hast du hier einen Mann — hiemit wies er auf mich hin, — den ich schon sehr lange sein Seilerhandwerk treiben sehe, und immer in derselben Dürftigkeit. Es ist dieß ein Gegenstand, der deiner Freigebigkeit durchaus würdig und zu einem Versuche der Art, als du neulich sagtest, ganz geeignet ist.«

»Ich erinnere mich noch so gut daran,« erwiederte Saadi, »daß ich seitdem immer so viel Geld bei mir trage, als zu einem Versuche der Art nöthig ist, und daß ich bloß auf einen gelegenen Anlaß wartete, wo du

zugegen wärest und Augenzeuge sein könntest. Wir wollen ihn anreden und zu erfahren suchen, ob er wirklich Geld nöthig hat.«

Die beiden Freunde kamen auf mich zu, und da ich sah, daß sie mit mir reden wollten, so hielt ich in meiner Arbeit inne. Sie begrüßten mich beide auf die gewöhnliche Weise, indem sie mir allen Frieden wünschten, und Saadi nahm hierauf das Wort und fragte mich, wie ich denn hieße?

Ich erwiederte ihnen denselben Gruß, und sagte, um auf Saadi's Frage zu antworten; »Herr, mein Name ist Hassan, und wegen meines Gewerbes bin ich allgemein unter dem Namen Hassan Alhabbal bekannt.«

»Hassan,« sagte hierauf Saadi, »da es kein Gewerbe gibt, das nicht seinen Meister nährt, so zweifle ich nicht, daß nicht auch das eurige euch so viel einträgt, um bequem davon leben zu können, und ich wundere mich selbst, daß, seitdem ihr es treibet, ihr euch nicht etwas erspart und einen bedeutenden Vorrath von Hanf gekauft habt, um noch mehr Arbeit fertigen zu können, sowohl selber, als auch durch angenommene Gesellen, und um euch euer Leben bequemer machen zu können.«

»Herr,« erwiederte ich ihm, »ihr würdet aufhören, euch darüber zu wundern, daß ich nichts erspare, und daß ich nicht den von euch bezeichneten Weg einschlage, um reich zu werden, wenn ihr wüßtet, daß ich mit all der Arbeit, die ich von früh bis Abend zu fertigen im Stande bin, mir kaum so viel erwerben kann, als nö-

thig ist, um mich und meine Familie mit Brot und Gemüse nähren zu können. Ich habe eine Frau und fünf Kinder von denen noch kein einziges so alt ist, um mich im mindesten unterstützen zu können; sie brauchen Unterhalt und Kleidung, und in einer Wirthschaft, sei sie auch noch so klein, gibt es immer tausenderlei Bedürfnisse, die man nicht wohl beseitigen kann. Obwohl der Hanf nicht theuer ist, so ist doch Geld zum Einkauf desselben nöthig, und das ist immer das erste, was ich von dem Erlös meiner Arbeit bei Seite legen muß, sonst würde es mir nicht möglich sein, so viel als meine Haushaltung erfordert zu verdienen. Ihr könnt nun leicht urtheilen, Herr,« fuhr er fort, »ob es mir möglich ist, so viel zu ersparen, um mich und meine Familie auf einen größeren und bequemeren Fuß einzurichten. Es ist für uns genug, daß wir mit dem wenigen, was Gott uns gibt zufrieden sind, und daß er uns die Kenntniß und das Verlangen nach dem, was uns etwa fehlt, nicht erst erregt hat; sondern wir finden vielmehr immer, daß uns nichts fehlt, sobald wir nur unser tägliches Auskommen haben, und niemanden darum ansprechen dürfen.

Als ich dieß alles an Saadi so umständlich gesagt hatte, sprach er zu mir: »Hassan, ich wundere mich jetzt nicht mehr, und begreife recht wohl, warum du mit deiner gegenwärtigen Lage zufrieden sein mußt. Doch wenn ich dir einen Beutel mit zweihundert Goldstücken zum Geschenk machte, würdest du wohl einen

guten Gebrauch davon machen, und glaubst du nicht, daß du vermittelst dieser Summe sehr bald wenigstens eben so reich werden könntest, als die angesehensten Männer deines Gewerbes?«

»Herr,« antwortete ich, »ihr scheint mir ein so wackrer Mann zu sein, daß ich überzeugt bin, ihr treibt nicht etwa euren Scherz mit mir, sondern euer Anerbieten ist ernstlich gemeint. Ich bin daher so dreist, euch zu sagen, daß eine weit geringere Summe für mich hinreichen würde, nicht bloß um eben so reich zu werden als die Ersten meines Standes, sondern auch, um in kurzer Zeit reicher zu werden, als alle zusammen in dieser großen Stadt Bagdad, so groß und so bevölkert sie auch ist.«

Der großmüthige Saadi zeigte mir sehr bald, daß er im vollen Ernst gesprochen habe. Er zog den Beutel aus seinem Busen, gab mir ihn in die Hand und sagte: Da nimm diesen Beutel, du wirst darin die zweihundert Goldstücke baar finden. Ich bitte Gott daß er seinen Segen dazu geben und dir die Gnade verleihen möge, sie gut anzuwenden. Zugleich sei überzeugt, daß wir beide, mein Freund Saad hier und ich, uns sehr freuen werden, wenn wir hören werden, daß sie dazu beigetragen haben, dich glücklicher zu machen. als du jetzt bist.«

Als ich, o Beherrscher der Gläubigen, den Beutel empfangen und ihn in meinen Busen gesteckt hatte, war ich so voll Entzücken und so von Dankgefühl durchdrun-

gen, daß die Sprache mir versagte, und daß es mir nicht möglich war, meinem Wohlthäter irgend ein anderes Zeichen zu geben, als daß ich die Hand nach dem Saume seines Gewandes ausstreckte, um es zu küssen; aber er wich vor mir zurück und entfernte sich, indem er mit seinem Freunde seinen Weg fortsetzte.

Dreihundert sechs und sechzigste Nacht.

Als ich nach ihrem Weggange wieder an meine Arbeit ging, war der erste Gedanke, der mir einfiel, der, daß ich auf einen sichern Ort denken müßte, wo ich den Beutel aufheben könnte. Ich hatte nämlich in meinem kleinen, armseligen Häuschen weder einen Kasten noch einen Schrank, der verschlossen werden konnte noch irgend einen andern Ort, wo ich sicher war, daß er nicht alsbald entdeckt würde, wenn ich ihn dahin versteckte.

Da ich wie andere arme Leute meines Standes die Gewohnheit hatte, das wenige Geld, das ich besaß, in die Falten meines Turbans zu stecken, so verließ ich in dieser Verlegenheit meine Arbeit und ging nach Hause, unter dem Vorwande, meinen Turban wieder etwas in Ordnung zu bringen. Ich nahm meine Vorsichtsmaßregeln so gut, daß ich, ohne daß meine Frau und Kinder etwas davon merkten, zehn Goldstücke aus dem Beutel zog, und sie für die dringendsten Ausgaben bei Seite legte, das übrige aber in die Falten der Leinwand einhüllte, womit ich meine Kopfbedeckung umwickelte.

Die erste Ausgabe, die ich noch an demselben Tage machte, bestand darin, daß ich mir einen bedeutenden Vorrath von Hanf einkaufte; sodann — da schon seit langer Zeit kein Fleisch auf meinen Tisch gekommen war — ging ich nach der Fleischbank, und kaufte Fleisch zum Abendessen.

Auf dem Rückwege trug ich mein Fleisch in der Hand, als plötzlich ein hungriger Hühnergeier, ohne daß ich mich vertheidigen konnte, auf mich herabschoß, und mir es gewiß aus der Hand gerissen haben würde, wenn ich es nicht sehr fest gehalten hätte. Doch, ach, ich hätte besser gethan, es ihn mir nehmen zu lassen, um nur nicht meinen Geldbeutel einzubüßen. Je mehr er von meiner Seite Widerstand fand, desto hartnäckiger bestand er darauf, mir es zu entreißen; er zog mich herüber und hinüber, während er selber in der Luft schwebte, ohne seine Beute fahren zu lassen. Unglücklicher Weise fiel mir unter diesen Anstrengungen, die ich machte, mein Turban zu Boden.

Sogleich ließ der Hühnergeier seine Beute fahren, stürzte auf meinen Turban los, und führte ihn in die Luft empor, noch ehe ich Zeit hatte, ihn von der Erde aufzuraffen. Ich stieß ein so durchdringendes Geschrei aus, daß die Männer, Weiber und Kinder der Nachbarschaft darüber erschracken, und ihr Geschrei mit dem meinen vereinigten, um den Hühnergeier dadurch zu bewegen, seinen Raub fallen zu lassen.

Es gelingt bisweilen durch dieses Mittel diese Art von Raubvögeln zu vermögen, ihre Beute wieder fahren zu lassen; doch dießmal schüchterte das Geschrei den Hühnergeier nicht ein, sondern er führte meinen Turban so weit weg, daß wir ihn aus dem Gesicht verloren, ehe er ihn fallen ließ. Es würde daher auch ganz fruchtlos gewesen sein, mir noch die Mühe und Anstrengung zu machen, ihm nachzulaufen, um ihn wieder zu bekommen.

Traurig über den Verlust meines Geldes und meines Turbans kehrte ich nach Hause zurück. Indeß mußte ich mir einen andern kaufen, wodurch die Summe von zehn Goldstücken, die ich aus dem Beutel genommen, abermals geschmälert wurde. Ich hatte davon bereits den Einkauf des Hanfes bestritten, und was mir nun noch übrig blieb, reichte nicht hin, um die schönen Hoffnungen, die ich gefaßt, zu verwirklichen.

Was mich am meisten peinigte, war, daß mein Wohlthäter, wenn er das mir zugestoßene Unglück erfuhr, das ihm vielleicht ganz unglaublich und folglich als eine leere Entschuldigung erscheinen konnte, sehr unzufrieden darüber sein mußte, daß seine Freigebigkeit so übel angebracht gewesen.

So lange die wenigen Goldstücke, die mir übrig geblieben, noch währten, ließen wir, meine kleine Familie und ich, uns davon wohlsein; indeß ich gerieth sehr bald wieder in dieselbe Lage und in dieselbe Unmöglichkeit, mich aus meinem Elend herauszureißen, wie zu-

vor. Gleichwohl murrte ich nicht darüber. »Gott,« dachte ich, »hat mich prüfen wollen, indem er mir zu einer Zeit, wo ich es am wenigsten erwartete, Vermögen in die Hände gab; er hat mir es augenblicklich wieder entzogen, weil es ihm so gefallen und in seiner Macht gestanden hat. Er sei deshalb gelobt, so wie ich ihn bisher stäts für die Wohlthaten gepriesen habe, die er mir zu verleihen für gut fand. Ich unterwerfe mich seinem göttlichen Willen!«

Diese Betrachtungen stellte ich an, während meine Frau, der ich nicht umhin gekonnt hatte, meinen erlittenen Verlust und die Ursache desselben mitzutheilen, ganz untröstlich war. Auch war mir in meiner Bestürzung die Aeußerung gegen meine Nachbaren entschlüpft, daß ich in meinem Turban zugleich einen Beutel von hundert und neunzig Goldstücken verlöre. Da ihnen indeß meine Armuth bekannt war und da sie nicht begreifen konnten, wie ich mir durch meine Arbeit eine so große Summe Geldes habe verdienen können, so lachten sie bloß darüber, und die Kinder noch mehr als sie.

Es waren etwa sechs Monate seit jenem Unglück, welches mir der Hühnergeier angerichtet hatte, vergangen, als die beiden Freunde nicht weit von dem Stadtviertel, wo ich wohnte, vorübergingen. Die Nachbarschaft machte, daß Saad sich meiner erinnerte. Er sagte zu Saadi: »Wir sind hier nicht weit von der Straße, worin Hassan Alhabbal wohnt; laßt uns durch

dieselbe gehen und zusehen, ob die zweihundert Goldstücke, die du ihm gegeben, etwas dazu beigetragen haben, ihm den Weg zu einer besseren Lage zu bahnen, als die war, worin wir ihn trafen.«

»Es ist mir ganz recht,« antwortete Saadi, »schon vor einigen Tagen dachte ich an ihn und freute mich im voraus über das Vergnügen, welches ich haben würde, dich zum Zeugen des Erfolgs zu machen, den ich bei meinem Versuche gehabt. Du wirst sehen; daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen ist, und ich mache mich darauf gefaßt, daß wir Mühe haben werden, ihn wieder zu erkennen.«

Die beiden Freunde hatten in diesem Augenblick, wo Saadi noch redete, bereits in die Straße eingelenkt. Saad, der mich zuerst und schon von fern gewahr wurde, sagte zu seinem Freunde: »Es kommt mir vor, als hättet ihr den Prozeß schon sehr zeitig gewonnen. Ich sehe zwar Hassan Alhabbal, aber ich entdecke an seiner Person auch nicht die mindeste Veränderung. Er ist eben so schlecht gekleidet, als damals, wo wir beide mit ihm sprachen. Die einzige Veränderung, die ich an ihm bemerkte, besteht darin, daß sein Turban etwas neuer und reinlicher aussieht. Überzeuge dich selber, ob ich mich irre oder nicht.«

Beim Näherkommen bemerkte Saadi, der mich nun ebenfalls ins Auge gefaßt hatte, recht gut, daß Saad Recht habe, und er wußte nicht, welcher Ursache er die geringe Veränderung, die er an mir wahrnahm,

beimessen sollte. Er war darüber so sehr erstaunt, daß er kein Wort zu mir sprach; Saad dagegen begrüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße und sagte dann zu mir: »Nun, Hassan, wir dürfen wohl nicht erst fragen, wie deine kleinen Angelegenheiten seit unserm letzten Zusammentreffen gehen. Sie haben ohne Zweifel einen besseren Gang genommen, und die zweihundert Goldstücke müssen dazu bedeutend beigetragen haben.«

»Edle Herren,« antwortete ich, indem ich mich an alle beide wendete, »zu meinem großen Leidwesen muß ich euch sagen, daß eure guten Wünsche und Hoffnungen, so wie die meinigen, nicht den Erfolg gehabt haben, den ihr zu erwarten Ursache hattet, und den ich mir selber davon versprochen. Ihr werdet das seltsame Abenteuer, daß mich getroffen, kaum glauben wollen. Gleichwohl versichere ich euch als rechtlicher Mann, dem ihr trauen könnt, daß nichts so gewiß wahr ist als das, was ihr sogleich hören werdet.«

Ich erzählte ihnen nun mein Abenteuer mit alle den einzelnen Umständen, die ich so eben Euer Majestät mitzutheilen die Ehre hatte.

Saadi verwarf meine Erzählung ganz und gar. »Hassan,« sagte er zu mir, »du willst mich zum besten haben und mich hintergehen. Was du da sagst, ist ganz unglaublich. Die Hühnergeier machen nicht auf Turbane Jagd, sie suchen bloß das, was ihren Heißhunger befriedigen kann. Du hast es indeß gemacht, wie es alle Leute deines Standes zu machen

pflegen. Wenn sie nämlich irgend einen außerordentlichen Gewinn machen oder wenn ihnen irgend ein unerwartetes Glück zu Theil wird, so lassen sie ihre Arbeit, gehen ihrem Vergnügen nach, bewirthen einander und führen einen guten Tisch, so lange das Geld währt; und wenn sie dann alles verzehrt haben, befinden sie sich wieder in derselben Noth und in derselben Dürftigkeit wie zuvor. Ihr bleibet bloß darum in eurem Elend stecken, weil ihr es verdient, und weil ihr euch selber der Wohlthaten, die man euch erzeigt, unwürdig machet.«

Dreihundert sieben und sechzigste Nacht.

Herr,« erwiederte ich, »ich ertrage gern diese Vorwürfe und bin bereit, noch weit heftigere zu erdulden: ich ertrage sie um so geduldiger, da ich auch nicht einen einzigen verdient zu haben glaube. Die Sache ist im ganzen Stadtviertel so allgemein bekannt, daß mir jeder dieß bezeugen wird. Erkundigt euch selber, und ihr werdet finden, daß ich euch nicht hintergehe. Ich gestehe es, ich selber habe noch nie gehört, daß Hühnergeier auch Turbane entführten, allein die Sache ist mir begegnet, so gut wie unzählige Dinge, die sonst noch nie vorgefallen sind, und gleichwohl tagtäglich sich ereignen.«

Saad nahm meine Parthei, und erzählte Saadi so viele andere, nicht minder überraschende Geschichten von Hühnergeiern, die er wußte, daß dieser zuletzt

seinen Geldbeutel aus dem Busen zog. Er zählte mir zweihundert Goldstücke in die Hand, und in Ermangelung eines Beutels steckte ich es demgemäß ebenfalls in meinen Busen. Als Saadi diese Summe mir zugezählt hatte, sagte er zu mir: »Hassan, ich will dir noch diese zweyhundert Goldstücke schenken; aber verwahre sie ja an einem sichern Orte, damit du nicht etwa wieder so unglücklich bist, so wie die vorigen zu verlieren, und denke zugleich darauf, dir durch sie denselben Vortheil zu verschaffen, den dir eigentlich schon die früheren hätten verschaffen sollen.«

Ich versicherte ihn, daß die Dankverpflichtung, die ich um dieser zweiten Gnade willen gegen ihn fühlte, um so größer sei, da ich sie nach meinem letzten Begebniß eigentlich nicht verdiente, und daß ich nicht unterlassen würde, seinen guten Rath zu benutzen. Ich wollte noch weiter reden, aber er ließ mir nicht Zeit dazu, sondern verließ mich, indem er mit seinem Freunde seinen Spaziergang fortsetzte.

Ich ging nach ihrem Weggange nicht wieder an meine Arbeit, sondern kehrte nach meiner Wohnung zurück, wo ich weder meine Frau noch meine Kinder anwesend fand. Ich legte nun von den zweihundert Goldstücken zehne beiseit; und hüllte die übrigen in ein Tuch, welches ich mit Knoten zuknüpfte. Es kam nun darauf an, das Tuch an einem sichern Orte zu verbergen. Nach reiflicher Ueberlegung fiel mir endlich ein, es in ein irdenes, mit Kleien angefülltes Ge-

fäß, das in einem Winkel stand, unten auf den Boden zu legen, da ich nicht glauben konnte, daß meine Frau oder meine Kinder es darin suchen würden. Meine Frau kam bald darauf nach Hause, und da ich nur noch sehr wenig Hanf in Vorrath hatte, sagte ich zu ihr — ohne die beiden Freunde zu erwähnen, — daß ich welchen einkaufen ginge.

Ich ging fort; doch während ich diesen Einkauf machte, kam ein Mann, welcher Wasch-Thon, wie ihn die Frauen beim Baden brauchen, zu verkaufen hatte, durch die Strasse gegangen, und rief seine Waare aus.

Meine Frau, die von diesem Thone nichts mehr vorräthig hatte, rief den Verkäufer an, und da sie nicht bei Gelde war, so fragte sie ihn, ob er ihr wohl etwas von seinem Thon durch Austausch gegen Kleien ablassen wolle. Der Verkäufer verlangte die Kleien zu sehen; meine Frau zeigte ihm das Gefäß, worin sie waren, und der Handel wurde abgeschlossen. Sie empfing den Wasch-Thon, und der Händler nahm sich das Gefäß mit den Kleien.

Ich kam zurück, mit einer solchen Menge von Hanf bepackt, als ich nur immer fortbringen konnte, hinter mir her folgten fünf Packträger, die gleich mir mit derselben Waare geladen waren, womit ich einen hölzernen Verschlag anfüllte, den ich in meinem Hause angebracht hatte. Ich bezahlte die Lastträger für ihre Mühe, und als sie fortgegangen waren, wendete ich einige Augenblicke dazu an, um mich von meiner Mü-

digkeit zu erholen. Sodann warf ich meine Blicke nach der Stelle hin, wo ich das irdene Kleiengefäß zuvor gelassen hatte, und sah es jetzt nicht mehr.

Es ist unmöglich, Euer Majestät die Größe meines Erstaunens, noch die Wirkung desselben auf mein Gemüth zu schildern. Ich fragte hastig meine Frau, wo es denn hingekommen sei, und sie erzählte mir den Tauschhandel, den sie damit getroffen, als wobei sie sehr viel gewonnen zu haben glaubte.

»Ach, unglückliches Weib,« rief ich aus, »du weißt nicht, welches Unheil du mir, dir und deinen Kindern durch diesen Hendel, der uns rettungslos zu Grunde richtet, zugefügt hast. Du glaubtest bloß Kleien zu verkaufen, und hast durch diese Kleien deinen Waschthon-Händler um hundert und neunzig Goldstücke reicher gemacht, womit Saadi in Begleitung seines Freundes mich zum zweitenmahle beschenkt hatte.«

Es fehlte wenig, so wäre meine Frau in Verzweiflung gerathen als sie erfuhr, welch einen großen Fehler sie in der Unwissenheit begangen hatte. Sie jammerte, zerschlug sich die Brust, raufte sich die Haare aus, und zerriß sich das Kleid, das sie anhatte. »Wie unglücklich bin ich,« rief sie aus, »verdiene ich nach einem so schrecklichen Mißgriff wohl noch zu leben? wo soll ich diesen Waschthon-Verkäufer suchen? ich kenne ihn ja nicht, er ist bloß dieß einzigemal durch unsere Straße gekommen, und vielleicht werde ich ihn nie mehr wiedersehen. »Ach, lieber

Mann,« fuhr sie fort, »du hast sehr unrecht gehandelt, daß du in einer so wichtigen Sache gegen mich so zurückhaltend gewesen bist. Dieß alles wäre gar nicht geschehen, wenn du mir dein Geheimniß mitgetheilt hättest.«

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Euer Majestät alles das wiedersagen wollte, was der Schmerz ihr damahls in den Mund legte. Ihr wißt ja, wie redselig die Frauen in ihren Trübsalen zu sein pflegen.

»Liebe Frau,« sagte ich zu ihr, »mäßige dich; du bedenkst gar nicht, daß du durch dein Weinen und Schreien alle Nachbaren herbeilocken wirst, und was brauchen diese denn um unseren Unfall zu wissen. Anstatt an unserem Mißgeschick theilzunehmen oder uns Trost zuzusprechen, würden sie sich ein Vergnügen daraus machen, über deine und meine Einfalt zu spotten. Der beste Entschluß, der hierbei zu nehmen, ist noch der, daß wir unseren Verlust verschweigen, ihn geduldig ertragen, so daß niemand das mindeste davon merkt, und uns in den Willen Gottes fügen. Zugleich wollen wir denselben preisen, daß er von dem zweihundert Goldstücken, die er uns verliehen, uns bloß hundert und neunzig wieder genommen, und uns vermöge seiner Güte wenigstens noch zehne gelassen hat, deren Anwendung uns doch immer noch einige Unterstützung gewähren wird.«

Wie richtig auch meine Gründe waren, so ward es mir dennoch sehr schwer, denselben bei meiner Frau

Eingang zu verschaffen. Doch die Zeit, welche die größten und unerträglich scheinendsten Leiden mildert, bewirkte zuletzt, daß sie sich darin ergab.

»Wir leben freilich arm,« sagte ich zu ihr, »indeß was haben denn die Reichen, das wir nicht auch hätten? Athmen wir nicht dieselbe Luft? genießen wir nicht dasselbe Sonnenlicht und dieselbe Sonnenwärme? Die Bequemlichkeiten des Lebens, die sie etwa vor uns voraus haben, könnten uns ihr Loos beneidenswerth erscheinen lassen, wenn sie nicht eben so sterben müßten wie wir. Genau genommen, ist der Vorzug, den sie vor uns voraus haben, so unbedeutend, daß wir ihn gar nicht erst in Betracht ziehen sollten.«

Das einzige, was mich — und zwar nicht selten — ärgerte, war, wenn ich mich fragte, wie ich denn wohl den Anblick Saadi's zu ertragen im Stande sein würde, wenn er nun von mir über die Verwendung der zweihundert Goldstücke, und wie ich vermittelst seines Geschenkes meine Lage verbessert hätte, Rechenschaft verlangen würde, und ich sah dann keinen anderen Ausweg vor mir, als Verlegenheit und Beschämung, obwohl ich dieß zweite mal so wenig als das erste mal durch meine Schuld zu diesem Unglück beigetragen hatte.

Dreihundert acht und sechzigste Nacht.

Es dauerte dießmal länger als das erste mal, ehe die beiden Freunde kamen, und über meine Lage Er-

kundigung einzogen. Saad hatte oft mit Saadi davon gesprochen, doch dieser hatte es immer aufgeschoben.

»Je länger wir es verschieben, sagte er, »desto reicher wird Hassan werden, und desto größer wird das Vergnügen sein, daß ich darüber empfinden werde.«

Saad hatte von der Wirkung des Geschenk seines Freundes nicht dieselbe Ansicht. »Glaubst du denn,« äußerte er, »daß Hassan dein Geschenk dießmal besser als das erstemal angewendet haben wird? Ich rathe dir, nicht zu sehr darauf zu rechnen, damit dein Aerger, wenn du das Gegentheil davon finden wirst, nicht zu groß ist.«

»Allein,« fuhr Saadi fort, »es kommt ja doch nicht alle Tage vor, daß ein Hühnergeier einen Turban entführt. Hassan ist von diesem Unfall einmal betroffen worden, und wird sich nun wohl vorgesehen haben, daß es ihm nicht noch einmal so gegangen ist.«

»Ich zweifle daran gar nicht,« erwiederte Saad; »allein jeder andere Zufall, an den wir beide gerade nicht denken konnten, kann sich eben so gut ereignet haben. Ich sage dir es nochmals, mäßige deine Freude, und mache dich auf Hassans Unglück nicht minder gefaßt, als auf sein Glück. Um dir zu sagen, was ich denke, und was ich von jeher gedacht habe, — wie schlechten Dank du mir auch für diesen Glauben wissen wirst — ich habe eine Vorahndung, daß es dir nicht gelungen ist, und daß es mir besser gelingen wird

als dir, zu zeigen, daß ein Armer auf jedem anderen Wege eher reich werden kann, als durch Geld.«

Als Saad eines Tages wiederum bei Saadi war, und sie sich lange mit einander gestritten hatten, sagte Saadi: »Es ist genug; ich will mir heute noch Aufschluß darüber zu verschaffen suchen, wie es mit der Sache steht. Es ist jetzt gerade die Zeit, wo man spazieren geht, laß sie uns nicht versäumen, sondern hingehen und uns erkundigen, wer von uns beiden die Wette gewonnen haben wird.«

Die beiden Freunde gingen aus, und ich sah sie von weitem kommen. Ich wurde ganz bestürzt und war auf dem Punkte, meine Arbeit zu lassen, und mich irgendwo zu verstecken, um ihnen nur nicht unter die Augen zu kommen. Indeß ich blieb bei meiner Arbeit, und that, als sähe ich sie nicht: und so schlug ich denn meine Augen nicht eher zu ihnen auf, als bis sie mir so nahe waren, daß sie mich grüßten und ich den Gruß nicht füglich unerwiedert lassen konnte. Ich schlug jedoch meine Augen sogleich wieder nieder, und indem ich ihnen meinen letzten Unfall ausführlich erzählte, machte ich ihnen begreiflich, warum sie mich noch immer in derselben Armuth fänden als damals, wo sie mich zum erstenmal gesehen.

Als ich damit zu Ende war, fuhr ich fort: »ihr werdet mir vielleicht einwenden, daß ich die hundert und neunzig Goldstücke hätte anderswo aufheben sollen, als in einem irdenen Gefäß, welches noch an demsel-

ben Tage aus meinem Hause fortgeschafft wurde. Allein schon seit einer Reihe von Jahren stand das Gefäß immer auf derselben Stelle, und so oft auch meine Frau, wenn es voll war, die Kleien verkauft hatte, so war doch das Gefäß immer stehen geblieben. Konnte ich mir nun träumen lassen, daß gerade an demselben Tage in meiner Abwesenheit ein Waschthon-Verkäufer da vorbeigehen, und daß meine Frau ohne Geld sein und mit ihm diesen Tauschhandel abschließen würde? Ihr könntet mir freilich einwerfen, daß ich meiner Frau etwas davon hätte sagen sollen; indeß Personen von so klugem Verstande, als ich bei euch voraussetzen muß, würden mir einen Rath von der Art gewiß nie geben. Was aber den Punkt betrifft, daß ich sie nicht anderswo versteckt habe, so frage ich euch, wer bürgt mir dafür, daß ich sie da sicherer gehabt hätte? — Herr,« fuhr ich dann fort, indem ich mich an Saadi wendete, »es hat Gott nicht gefallen, daß ich durch eure Freigebigkeit reich werden sollte. Es gehört mit zu seinen unerforschlichen Geheimnissen, die wir nicht ergründen können, daß ich arm und nicht reich sein soll. Deshalb werde ich doch nie aufhören, gegen euch dieselbe Dankbarkeit zu fühlen, als wenn eure Freigebigkeit, wie ihr gewünscht, ihren Zweck völlig erreicht hätte.«

Ich schwieg, und Saadi nahm hierauf das Wort und sagte: »Hassan, wenn ich mich auch überreden wollte, daß alles das, was du mir da sagst, so gewiß wahr ist, als du es uns gern glauben machen möchtest,

und daß es kein bloßer Deckmantel ist, um deine Liederlichkeit oder deine schlechte Wirthschaft zu beschönigen, so würde ich mich dennoch sehr hüten, irgend einen Schritt weiter zu thun, und hartnäckig in Versuchen fortzufahren, die mich am Ende zu Grunde richten würden. Mich dauern die vierhundert Goldstücke nicht, deren ich mich beraubt habe, um einen Versuch zu machen, dich aus deiner Dürftigkeit zu ziehen; ich that es dem Himmel zu gefallen, und erwartete von dir keinen Dank, sondern bloß das Vergnügen, dir etwas Gutes erwiesen zu haben. Wenn mich irgend etwas dabei reuen könnte, so wäre es bloß das, daß ich mich an dich und nicht lieber an einen andern gewendet habe, der dieß vielleicht besser benützt haben würde.« Nach diesen Worten wendete er sich zu seinem Freunde und fuhr fort: »Saad, du kannst aus den, was ich so eben gesprochen, abnehmen, daß ich das Spiel noch nicht ganz verloren gebe. Gleichwohl steht es dir frei, die Wahrheit deiner bisherigen Behauptung ebenfalls durch einen Versuch zu erproben. Zeige mir, daß es außer dem Gelde noch andere Mittel und Wege gibt, um das Glück eines Armen — in dem Sinne, wie ich und du es meinen — zu gründen, und suche dir keinen andern dazu aus, als Hassan. Was du ihm auch immer geben machst, ich kann mich nicht überreden, daß er dadurch reicher werden könnte, als er durch die vierhundert Goldstücke hätte werden können.«

Saad hatte ein Stück Blei in der Hand und zeigte es Saadi. »Du hast gesehen,« sagte er dann zu diesem, »wie ich dieß Stück Blei zu meinen Füßen aufraffte; ich werde es jetzt Hassan schenken, und du wirst sehen, wie viel es ihm einbringen wird.«

Saadi lachte laut auf, und machte sich über Saad lustig. »Ein Stück Blei?« rief er aus; »nun was kann das dem Hassan weiter einbringen, als einen Heller, und was wird er mit einem Heller anfangen?«

Saad überreichte mir indeß das Stück Blei und sagte: »Laß jenen da immer lachen, und nimm du es nur. Du wirst uns dereinst von dem Glücke, das es dir ins Haus gebracht, viel zu sagen haben.«

Ich glaubte, Saad meinte dieß nicht im Ernst, sondern wolle bloß seinen Scherz treiben. Gleichwohl nahm ich das Stück Blei mit Dank an, und um ihm seinen Willen zu thun, steckte ich es zum Schein in meine Weste. Darauf verließen mich die beiden Freunde, um ihren Spaziergang forzusetzen, und ich ging wieder an meine Arbeit.

Dreihundert neun und sechzigste Nacht.

Als ich mich am Abend auskleidete, um schlafen zu gehen, und eben meinen Gürtel ablegte, fiel das Stück Blei, das mir Saad gegeben und woran ich nicht weiter gedacht hatte, auf die Erde. Ich hob es von der Erde auf, und legte es an den ersten besten Ort, den ich gerade fand.

Dieselbe Nacht traf es sich, das einer meiner Nachbaren, ein Fischer, bei Zubereitung seiner Netze bemerkte, daß es ihm an einem Stück Blei fehle. Er hatte keines, um es an die Stelle zu setzen, auch war es nicht mehr an der Zeit, um sich welches zu kaufen, da die Kaufläden alle verschlossen waren. Gleichwohl mußte er, wofern er mit den Seinen für den folgenden Tag Lebensunterhalt haben wollte, zwei Stunden vor Tage auf den Fischfang ausgehen. Er gab daher seiner Frau seinen Verdruß zu erkennen und schickte sie aus, um in der Nachbarschaft für diesen Nothfall irgend etwas Blei aufzutreiben.

Die Frau gehorchte ihrem Manne, und ging von Thür zu Thür auf beiden Seiten der Straße, fand aber nirgends etwas. Sie brachte diese Antwort ihrem Manne, der ihr mehrere seiner Nachbarsleute nannte, und zugleich fragte; ob sie an deren Thür auch schon angeklopft habe. Sie antwortete: ja. »Und auch bei Hassan Alhabbal?« fuhr er fort »ich wette, du bist bei dem nicht gewesen.«

»Es ist wahr,« erwiederte die Frau, »ich bin nicht bis da gewesen,« denn es war mir zu weit, aber wenn ich mich auch die Mühe nicht hätte verdrießen lassen, glaubst du denn, daß ich bei ihm etwas gefunden hätte? Zu dem muß man nur hingehen, wenn man nichts nöthig hat; ich weiß das aus Erfahrung.«

»Das thut nichts zur Sache,« sagte darauf der Fischer, »du bist bloß faul, und ich will, daß du da-

hin gehest. Du bist hundertmal bei ihm gewesen, ohne das zu finden, was du suchtest, vielleicht aber wirst du gerade heute das Blei da finden, dessen ich bedarf; noch einmal, ich will, daß du dahin gehest.«

Die Frau des Fischers ging murrend und brummend fort und klopfte an meine Thür. Ich schlief bereits, wachte aber auf und fragte, was es gäbe.

»Hassan Alhabbal,« sagte die Frau mit verstärkter Stimme, »mein Mann bedarf etwas Blei, um seine Netze zurecht zu machen; solltet ihr etwas dergleichen haben, so läßt er euch darum bitten.«

Die Erinnerung an das Stück Blei, welches mir Saad gegeben, war mir, besonders nach dem, was mir beim Auskleiden begegnet war, noch in so frischem Andenken, daß ich es nicht vergessen haben konnte. Ich antwortete also der Nachbarinn, ich hätte etwas, und sie möchte nur einen Augenblick warten, so würde meine Frau ihr ein Stück geben.

Meine Frau, welche bei dem Lärm ebenfalls aufgewacht war, steht auf, findet im Dunkeln tappend das Blei an der Stelle, wo ich es ihr bezeichnet hatte, öffnet die Thüre ein wenig und reicht es der Nachbarinn hinaus.

Die Frau des Fischers war ganz entzückt darüber, daß sie nicht vergebens gekommen war, und sagte zu meiner Frau: »Nachbarinn, die Freude, die ihr mir und meinem Manne damit machet, ist so groß, daß ich euch alle die Fische verspreche, welche mein Mann

beim ersten Wurf seiner Netze fangen wird; ich weiß, er wird mein gegebenes Wort nicht zurücknehmen.«

Der Fischer, voll Freude, daß er wieder Erwarten das ihm fehlende Blei noch bekommen, billigte das Versprechen, das seine Frau uns gethan hatte. »Ich weiß dir vielen Dank dafür,« sagte er, »daß du hierin meiner Absicht nachgekommen bist.«

Er setzte nun die Netze vollends in Stand und ging, seiner Gewohnheit gemäß, zwei Stunden vor Tage auf den Fischfang aus. Er zog beim ersten Wurf seiner Netze bloß einen einzigen Fisch herauf, der aber über eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war. Hierauf machte er mehrere andere Würfe, die alle sehr glücklich ausfielen, doch fehlte viel, daß unter alle den Fischen, die er fing, auch nur ein einziger dem ersten gleichgekommen wäre.

Als der Fischer seinen Fischzug vollendet und seine Wohnung wieder erreicht hatte, so war seine erste Sorge, an mich zu denken, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Arbeit ihn mit dem Fische beladen vor mich hintreten sah.

»Nachbar,« sagte er zu mir, »meine Frau hat euch in der verflossenen Nacht zum Dank für eure mir erzeigte Gefälligkeit den Fisch versprochen, den ich beim ersten Auswurf meiner Netze fangen würde, und ich habe ihr Versprechen gebilligt. Gott hat mir für euch bloß diesen einzigen bescheert, und ich bitte euch, ihn von mir anzunehmen. Hätte er mir mein Netz voll

Fische gegeben, so würden sie ebenfalls euer gewesen sein. Nehmet ihn daher, ich bitte euch, so wie er nun da ist, an, und nehmet damit vorlieb.«

»Nachbar,« antwortete ich, »das Stück Blei, das ich euch geschickt habe, ist eine solche Kleinigkeit, daß es gar nicht werth ist, von euch so hoch angeschlagen zu werden. Nachbarsleute müssen sich in ihren kleinen Bedürfnissen aushelfen, und ich habe bloß das für euch gethan, was ich in einem ähnlichen Falle ebenfalls von euch erwartet haben würde. Ich würde daher euer Geschenk ausschlagen, wenn ich nicht wüßte, daß ihr mir es aus gutem Herzen gebet, und daß ich euch sogar beleidigen würde, wenn ich es thäte. Ich nehme es folglich an, da ihr es so wolltet, und sage euch dafür meinen besten Dank.«

Damit hatten unsere gegenseitigen Artigkeiten ein Ende und ich trug den Fisch zu meiner Frau.

»Da nimm,« sagte ich zu ihr, »diesen Fisch, den unser Nachbar, der Fischer, mir so eben zum Dank für das Stück Blei, um welches er uns verflossene Nacht bitten ließ, gebracht hat. Es ist dieß denke ich alles, was wir von diesem Geschenke hoffen dürfen, welches mir Saad gestern mit der Verheißung machte es werde mir Glück bringen.«

Zugleich erzählte ich ihr bei dieser Gelegenheit von der Rückkehr der beiden Freunde, und was zwischen ihnen und mir vorgegangen.

Meine Frau gerieth beim Anblick dieses großen und dicken Fisches in Verlegenheit. »Was meinst du denn,« sagte sie, »daß wir damit anfangen sollen? Unser eiserner Brat-Rost ist nicht rein und auch nur für kleine Fische geeignet, und um ihn mit einer kurzen Brühe zu kochen, haben wir keinen Topf, der groß genug wäre.

»Das ist deine Sache,« sagte ich zu ihr, »richte ihn nach deinem Belieben zu; sei er gebraten oder gekocht, ich werde schon damit zufrieden sein.« Nachdem ich dieß gesprochen, kehrte ich zu meiner Arbeit zurück.

Während der Zubereitung des Fisches zog meine Frau mit den Eingeweiden einen großen Diamant heraus, den sie, nachdem sie ihn rein abgespült, für bloßes Glas hielt. Sie hatte wohl schon von Diamanten reden hören, aber wenn sie auch deren welche schon gesehen oder in den Händen gehabt hätte, so war sie doch nicht Kennerinn genug, um sie genau unterscheiden zu können. Sie gab ihn also unserem jüngsten Kinde, auf daß es mit seinen übrigen Geschwistern damit spielen möchte, die ihn alle nach der Reihe sehen und betasten wollten, und sich ihn einander wechselsweise in die Hände gaben, um seine Schönheit, seinen Glanz und sein Feuer zu bewundern.

Als des Abends die Lampe angezündet worden war, bemerkten unsere Kinder, die noch immer ihr Spiel fortsetzten und sich ihn einander zureichten, um ihn zu

betrachten, daß er, je nachdem meine Frau bei Zubereitung des Abendessens zufällig vor der Lampe vorbeiging und Schatten machte, einen Schein von sich gab, und dieß bewog denn die Kinder, sich ihn einander aus den Händen zu reißen, um Versuche damit zu machen. Dabei weinten die Kleinen, wenn die größeren ihnen denselben nicht so lange lassen wollten, als sie es wünschten, und diese waren dann gezwungen, ihnen den Stein wieder zu geben, um sie nur zu besänftigen.

Da oft eine Kleinigkeit hinlänglich ist, um Kinder zu unterhalten oder Streit unter ihnen zu erregen, und da dieß sehr häufig bei ihnen der Fall ist, so gab weder ich noch meine Frau darauf Acht, was wohl Anlaß zu diesem Lärm und Getümmel gäbe, womit sie unsere Ohren betäubten. Endlich hörte es auf, als die größeren sich mit uns an den Tisch gesetzt hatten, um zu Abend zu essen, und meine Frau den kleineren jedem seinen Theil gegeben hatte.

Nach dem Abendessen versammelten sich die Kinder wieder; und der vorige Lärm begann aufs neue. Ich wollte jetzt die Ursache ihres Streites ausmitteln, rief dem ältesten, und fragte ihn, warum sie denn einen so großen Lärm machten? Er antwortete: »Lieber Vater, die Ursache ist ein Stück Glas, das einen Schein von sich gibt, wenn wir es mit dem Rücken gegen die Lampe gekehrt betrachten.« Ich ließ mir es bringen, und machte selber damit den Versuch.

Die Sache schien mir seltsam, und veranlaßte mich, meine Frau zu fragen, was denn das für ein Stück Glas wäre. »Ich weiß nicht,« antwortete sie, »es ist ein Stück Glas, das ich aus dem Bauche des Fisches, als ich ihn zubereitete, herausgezogen habe.«

Mir fiel so wenig als ihr ein, daß es etwas anderes als Glas sein könnte; doch trieb ich meine Versuche noch weiter. Ich sagte meiner Frau, sie möchte doch einmal die Lampe in den Kamin verstecken. Sie that es, und ich sah nun, daß das vermeintliche Stück Glas einen so hellen Schein verbreitete, daß wir keine Lampe bedurften, um uns zu Bette zu legen. Ich ließ sie daher auslöschen, und ich selber legte das Stück Glas auf den Rand des Kamins, damit es uns leuchtete.

»Das ist,« sagte ich, »nun schon ein zweiter Vortheil, den das Stück Blei, das der Freund Saadi's uns gegeben, verschafft, daß wir uns nämlich die Ausgabe auf Oel ersparen können.«

Als meine Kinder sahen, das ich die Lampe hatte auslöschen lassen, und daß das Stück Glas die Stelle derselben vertrat, so stießen sie über dieses Wunder ein so lautes und so gellendes Geschrei aus, daß man es weit umher in der Nachbarschaft hören konnte.

Meine Frau und ich vermehrten den Lärm, indem wir ihnen zuschrieen, sie sollten schweigen; doch konnten wir unsern Zweck nicht eher erreichen, als bis sie zu Bette gegangen und eingeschlafen waren, nachdem

sie sich zuvor noch eine lange Weile nach ihrer Weise von dem wunderbaren Schein des Glasstückes unterhalten hatten.

Meine Frau und ich legten uns darauf auch nieder. An dem folgenden Morgen, als es heller Tag war, ging ich, ohne weiter an das Stück Glas zu denken, an meine gewöhnliche Arbeit. Es wird niemanden befremden, daß dieß einem Manne, wie ich war, begegnen konnte, der in seinem Leben bloß Glas, aber niemals Diamanten gesehen, und der, hätte er auch je dergleichen vor die Augen bekommen, sich doch nie um ihren Werth oder Preis bekümmert hatte.

Ich muß Euer Majestät bei dieser Stelle bemerklich machen, daß zwischen meinem Hause und dem meines nächsten Nachbars bloß eine mit Ziegeln ausgesetzte Wand von Bindwerk sich befand, die noch dazu sehr dünn war. Dieß Haus gehörte einem sehr reichen Juden, der seinem Gewerbe nach ein Juwelier war, und das Zimmer, worin er und seine Frau schliefen, stieß an die Scheidewand. Sie waren schon zu Bette und eingeschlafen gewesen, als meine Kinder den ärgsten Lärm gemacht hatten; sie waren davon aufgeweckt worden, und es hatte lange Zeit gedauert, ehe sie wieder einschlafen konnten.

Den folgenden Morgen kam die Frau des Juden in ihrem und ihres Mannes Namen, und beschwerte sich bei meiner Frau darüber, daß sie bei Nacht in ihrem ersten Schlafe gestört worden wären.

»Meine liebe Rachel« — so hieß nämlich die Jüdinn — sagte meine Frau zu ihr, »es thut mir sehr leid, daß dieß vorgefallen ist und ich bitte deßhalb um Entschuldigung. Ihr wisset ja, wie es mit Kindern ist; sie lachen oft über eine Kleinigkeit, und weinen dann wieder über eine Kleinigkeit. Tretet herein, so werde ich euch die Ursache zeigen, die eure Beschwerden veranlaßt hat.«

Die Jüdinn trat herein, und meine Frau nahm den Diamanten, — denn es war wirklich einer und zwar ein sehr ausgezeichneter — der noch auf dem Kaminrande lag, zeigte ihr denselben und sagte: »Da sehet, dieß Stück Glas war die Ursache des ganzen Lärms, den ihr gestern Abend hörtet.» Während die Jüdinn, die eine sehr gute Kenntniß von allen Arten von Edelsteinen hatte, den Diamanten voll Bewunderung besichtigte, erzählte sie ihr, wie sie denselben in dem Bauche des Fisches gefunden, und wie alles gekommen war.

Als meine Frau ausgeredet hatte, sagte die Jüdinn zu ihr, indem sie ihr den Diamanten wieder einhändigte: »Aïscha — so hieß nämlich meine Frau — ich halte es so wie ihr für bloßes Glas, da es indeß schöner als das gewöhnliche Glas ist, und da ich ein ganz ähnliches Stück Glas zu Hause habe, womit ich mich zuweilen schmücke, und wozu es schön passen würde, so würde ich es kaufen, wenn ihr mir es ablassen wolltet.«

Meine Kinder, die von dem Verlauf ihres Spielwerks reden hörten, unterbrachen das Gespräch, indem sie dagegen ein Geschrei erhoben und ihre Mutter baten, es ihnen zu lassen, so daß sie es ihnen zu versprechen genöthigt war, um sie nur wieder zu beruhigen.

Die Jüdinn, welche wieder nach Hause gehen mußte, entfernte sich, und bat meine Mutter, die sie bis an die Hausthür geleitete, beim Abschied noch ganz leise, wofern sie dieß Stück Glas zu verkaufen Lust hätte, so möchte sie es ja niemanden zeigen, ohne daß sie es ihr zuvor sagen ließe.

Dreihundert und siebzigste Nacht.

Der Jude war sehr früh schon nach dem Juwelierplatze in seinen Laden gegangen. Die Jüdinn eilte ihm nach und meldete ihm die Entdeckung, die sie gemacht hatte; zugleich beschrieb sie ihn die Größe, das ungefähre Gewicht, die Schönheit, den Glanz und das schöne Wasser des Diamanten, und vor allen Dingen seine Eigenschaft, bei Nacht zu leuchten, wie meine Frau in ihrer naïven Erzählung ihr versichert hatte.

Der Jude schickte seine Frau sogleich zurück, mit dem Befehl, mit der meinigen zu unterhandeln, ihr anfangs nur wenig darauf zu bieten, sodann, je nachdem sie größere Schwierigkeit fände, immer höher zu gehen, und endlich den Handel um jeden Preis abzuschließen.

Die Jüdinn sprach dem Befehle ihres Mannes

zufolge mit meiner Frau bei Seite, ohne zu erwarten, daß sie sich zum Verkauf des Diamanten entschlossen haben würde, und fragte sie, ob sie zwanzig Goldstücke dafür haben wolle? Für ein Stück Glas — denn dafür hielt sie es — fand meine Frau die gebotene Summe sehr ansehnlich; doch wollte sie weder Ja noch Nein sagen, sondern äußerte bloß gegen die Jüdinn, daß sie darauf nicht eher hören könnte, als bis sie mit mir zuvor gesprochen haben würde.

Mittlerweile kam ich eben von meiner Arbeit, und wollte in meiner Wohnung zu Mittag essen als die beiden noch immer an der Thür mit einander sprachen. Meine Frau rief mich an und fragte mich, ob ich es wohl genehmigte, wenn sie das Glasstück, daß sie im Bauche des Fisches gefunden, für zwanzig Goldstücke verkaufte, die unsere Nachbarinn, die Jüdinn, so eben darauf geboten habe.

Ich gab nicht sogleich eine entscheidende Antwort, sondern dachte an die Zuversicht, womit Saadi bei Ueberreichung des Stückes Blei mir versprochen hatte, daß es dereinst mein Glück machen würde. Die Jüdinn glaubte, ich antwortete bloß darum nicht, weil ich ihr Gebot verschmähte, und sagte daher: »Nachbar ich werde euch funfzig dafür geben; seid ihr damit zufrieden?«

Da ich sah, daß die Jüdinn von zwanzig Goldstücken so schnell auf funfzig stieg, so hielt ich fest darauf, und sagte ihr, sie sei noch sehr weit von dem Preise entfernt, um welchen ich es zu verkaufen gesonnen sei.

»Nachbar,« sagte sie hierauf, »nehmet hundert Goldstücke dafür; das ist gewiß sehr viel, und ich weiß selbst nicht einmal, ob mein Mann es gutheißen wird.«

Bei dieser neuen Steigerung sagte ich zu ihr, daß ich hundert tausend Goldstücke dafür haben wollte, obwohl ich recht gut wüßte, daß der Diamant weit mehr werth sei; indeß um ihr und ihrem Manne, als Nachbarsleuten, gefällig zu sein, so wolle ich mich auf diese Summe beschränken, die ich aber durchaus haben müsse, und wenn sie ihn um diesen Preis nicht möchten, so würden mir andere Juweliere schon noch mehr dafür geben.

Die Jüdinn bestärkte mich noch mehr in meinem gefaßten Entschlusse, durch den Eifer, womit sie den Handel abzuschließen suchte, indem sie mir zu wiederholten malen bis zu funfzig tausend Goldstücken bot, die ich aber nicht annahm.

»Ich kann,« sagte sie, »ohne Zustimmung meines Mannes nicht mehr bieten. Er wird erst diesen Abend heimkommen, und die einzige Gefälligkeit, die ich mir von euch ausbitte, ist die, daß ihr so lange Geduld habet, bis er mit euch gesprochen und den Diamanten gesehen haben wird.« Was ich ihr denn auch versprach.

Als der Jude des Abends heimkam, erfuhr er von seiner Frau, daß sie in ihrer Unterhandlung mit mir und meiner Frau noch nicht zum Ziele gelangt sei, daß sie mir funfzig tausend Goldstücke geboten, und um welche Gefälligkeit sie mich ersucht habe.

Der Jude gab auf die Zeit Acht, wo ich meine Arbeit verließ und nach Hause zurückkehrte. »Nachbar Hassan,« rief er mich unterweges an, »ich bitte euch, zeigt mir doch den Diamanten, den eure Frau der meinigen gewiesen.« Ich forderte ihn auf, hereinzutreten, und zeigte ihm denselben.

Da es bereits dämmerte und die Lampe noch nicht angezündet war, so erkannte er sogleich aus dem Scheine, den der Diamant von sich strahlte, und aus seinem gewaltigen Glanze, wovon meine Hand ganz erleuchtet war, daß seine Frau ihm eine sehr richtige Schilderung davon gemacht hatte. Er nahm ihn in die Hand, besichtigte ihn eine lange Weile, und konnte gar nicht aufhören, ihn zu bewundern. »Nun, lieber Nachbar,« sagte er drauf, »meine Frau hat, wie sie mir gesagt hat, euch funfzig tausend Goldstücke geboten, damit ihr nun zufrieden seid, biete ich euch noch zwanzig tausend mehr.«

»Nachbar,« antwortete ich, »eure Frau wird euch vielleicht gesagt haben, daß ich ihn auf hundert tausend Goldstücke gesetzt habe; entweder gebt mir nun so viel, oder der Diamant bleibt in meinen Händen; hier ist kein Mittelweg weiter.«

Er handelte noch eine Weile, in der Hoffnung, daß ich ihm noch etwas davon herunterlassen würde; indeß richtete er bei mir nichts aus, und aus Furcht, daß ich den Diamanten nicht etwa andern Juwelieren zeigen möchte, — was ich auch wirklich gethan haben würde

— verließ er mich nicht eher, als bis er den Handel um den verlangten Preis abgeschlossen hatte. Zugleich sagte er mir, er habe zwar die hundert tausend Goldstücke nicht baar bei sich zu Hause, er werde mir aber den folgenden Tag um dieselbe Stunde und noch früher die ganze Summe übermachen, und damit der Kauf ganz fest stände, brachte er mir noch an demselben Abend zwei Beutel, jeden von tausend Goldstücken.

Als nun so der Verkauf des Diamanten geschehen und ich über alle Erwartung reich geworden war, dankte ich Gott für seine an mir bewiesene Güte und Milde, und ich würde jetzt zu Saad hingeeilt sein, und mich ihm aus Dankbarkeit zu Füßen geworfen haben, wenn ich gewußt hätte, wo er wohnte. Ein gleiches hätte ich gegen Saadi gethan, dem ich die erste Verpflichtung für mein Glück schuldig war, obschon ihm sein guter Plan, den er mit mir vorhatte, nicht gelungen war.

Ich dachte nun daran, wie ich eine so bedeutende Summe am besten anwenden könnte. Meine Frau, deren Kopf von der gewöhnlichen Eitelkeit ihres Geschlechtes erfüllt war, schlug mir sogleich vor, kostbare Kleider für sie und ihre Kinder, ferner ein Haus zu kaufen und es reich auszuschmücken.

»Liebe Frau« sagte ich zu ihr, »wir müssen nicht mit solchen Aufwande anfangen. Verlasse dich auf mich; was du da verlangst, wird mit der Zeit auch schon kommen. Obwohl das Geld bloß dazu da ist um es auszugeben, so muß man dabei doch so verfah-

ren, daß davon ein Kapital gebildet werde, dessen Ertrag man genießen kann, ohne vom Ganzen zu zehren. daran denke ich nun jetzt, und von Morgen an werde ich anfangen, dieses Kapital anzulegen.«

Den folgenden Tag wendete ich ganz dazu an, daß ich zu einer ziemlichen Anzahl von Leuten meines Gewerbes, die in keinen bessern Umständen waren als ich bisher gewesen war, ging, und indem ich ihnen Geld vorschoß, verpflichtete ich sie, jeden nach seiner Geschicklichkeit nnd Fähigkeit, allerlei Arten von Seilerarbeit für mich zu arbeiten, mit dem Versprechen, daß ich sie nicht warten lassen, sondern, so wie sie mir ihre Arbeit bringen würden, sie pünktlich und gut dafür bezahlen würde. Den nächstfolgenden Tag forderte ich vollends die noch übrigen Seiler dieser Klasse auf, für mich zu arbeiten, und seitdem sind alle Leute dieses Gewerbes in ganz Bagdad für mich in Arbeit, und sehr zufrieden mit der Pünktlichkeit, womit ich mein ihnen gegebenes Wort zu erfüllen pflege.

Da eine so große Zahl von Handwerksleuten eine verhältnißmäßig bedeutende Menge von Arbeit fertig machen mußte, so miethete ich mir an verschiedenen Orten Lagerhäuser, und in jedes derselben setzte ich einen Faktor, so wohl für den Empfang der angefertigten Arbeit, als auch für den Verkauf im ganzen wie im Einzelnen; durch welche Einrichtung ich mir sehr bald einen bedeutenden Gewinn und eine ansehnliche Einnahme verschaffte.

In der Folge kaufte ich, um meine vielen zerstreuten Waarenlager auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, ein großes Haus, das sehr weitläuftig, aber höchst baufällig war. Ich ließ es niederreißen, und an der Stelle desselben das aufführen, welches Euer Majestät gestern sah. Doch wie stattlich auch immer das Aeußere desselben aussehen mag, so besteht es doch nur aus großen Waarenböden, die ich bedarf, und aus Wohnzimmern, die ich für mich und meine Familie brauche.

Dreihundert ein und siebzigste Nacht.

Es war schon einige Zeit vergangen, seit ich mein ehemaliges kleines Häuschen verlassen und dieß neue und große bezogen hatte, als Saadi und Saad, die gar nicht mehr an mich gedacht hatten, sich auf einmal meiner erinnerten. Sie verabredeten eines Tages einen Spaziergang, und indem sie durch die Straße gingen, wo sie mich sonst immer gesehen hatten, wunderten sie sich außerordentlich, als sie mich da nicht mehr wie sonst an meinem kleinen Seilergestell arbeitend antrafen. Sie fragten, was aus mir geworden, und ob ich noch am Leben oder todt sei? Ihr Erstaunen stieg, als sie vernahmen, daß der, nach dem sie fragten, ein großer Kaufmann geworden sei, und nicht mehr schlecht bin Hassan, sondern Kodjah [3] Hassan Alhabbal, d. h. »der Kaufmann Hassan der Seiler« heiße, und sich in der und der Straße ein Haus habe erbauen lassen, daß von außen wie ein Palast aussehe.

Die beiden Freunde gingen und suchten mich nun in der ihnen bezeichneten Straße auf, und unterweges sagte Saadi, der sich gar nicht denken konnte, daß das Stück Blei, welches mir Saad gegeben, Ursache eines so großen Glücks für mich geworden sein sollte, zu Saad:

»Meine Freude ist vollkommen, daß ich das Glück Hassan Alhabbal's gegründet habe; allein ich kann es doch nicht billigen, daß er mich zweimal belogen hat, um mir vierhundert Goldstücke, statt zweihundert, abzulocken; denn sein Glück dem Stück Blei zuzuschreiben, welches du ihm gegeben, scheint mir ganz undenkbar, und niemand würde auf einen Gedanken der Art verfallen können.«

»So denkst du freilich, »erwiederte Saad, »aber nicht ich; und ich sehe nicht ein, warum du gegen Kodjah Hassan so ungerecht sein willst, ihn für einen Lügner zu halten. Laß mich vielmehr glauben, daß er uns die Wahrheit gesagt und an nichts weniger gedacht hat, als sie uns zu verhehlen, und daß gerade das Stück Blei, daß ich ihm gegeben, die einzige Ursache seines Glückes ist. Kodjah Hassan wird uns beiden sehr bald hierüber Aufschluß geben.

Unter solchen Gesprächen hatten die beiden Freunde die Straße, wo mein Haus liegt, erreicht. Sie fragten nach demselben, und man zeigte es ihnen. Als sie die Vorderseite desselben betrachteten, wollten sie kaum glauben, daß es dasselbe sein könne; dennoch klopften sie ans Thor, und mein Pförtner öffnete es ihnen.

Saadi, welcher eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er das Haus, welches er suchte, mit dem irgend eines bedeutenden Mannes verwechselte, sagte zu dem Pförtner: »Man hat uns dieß Haus als das des Kodjah Hassan Alhabbal bezeichnet, saget uns daher, ob wir uns irren oder nicht.«

»Nein, Herr, ihr irret euch gar nicht,« antwortete der Pförtner, indem er die Pforte noch weiter aufthat, »es ist dasselbe. Tretet nur herein; er befindet sich so eben im Saale, und ihr werdet schon einen unter den Sklaven finden, der euch anmeldet.«

Die beiden Freunde ließen sich bei mir anmelden und ich erkannte sie sogleich. Als ich sie hereintreten sah, stand ich von meinem Sitze auf, eilte ihnen entgegen, und wollte den Saum ihres Kleides fassen, um ihn zu küssen. Sie lehnten dieß aber ab, und ich mußte mir wider meinen Willen gefallen lassen, daß sie mich umarmten. Ich lud sie ein, auf eine mit Teppichen belegte Erhöhung heraufzutreten, und bot ihnen da ein Sofa an, welches die Aussicht nach dem Garten hatte. Ich bat sie, Platz zu nehmen, sie verlangten aber, daß ich mich oben an setzen sollte.

»Edle Herren,« sagte ich zu ihnen, »ich habe keineswegs vergessen, daß ich der arme Hassan bin, und wäre ich auch ein ganz anderer als ich bin, und hätte ich auch nicht die Verpflichtungen gegen euch, die ich wirklich habe, so weiß ich doch, was euch gebührt. Ich bitte euch also, mich nicht länger zu beschämen.«

Sie nahmen jetzt den ihnen gebührenden Platz ein, und ich setzte mich ihnen gegenüber.

Saadi nahm nun das Wort, und sagte zu mir sich wendend: »Kodjah Hassan, ich kann dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, dich in der Lage zu sehen, wie ich sie dir damals wünschte, als ich dir zweimal nach einander jenes Geschenk von zwei hundert Goldstücken machte, und ich bin überzeugt, daß jene vierhundert Goldstücke diese wunderbare Veränderung deiner Lage die mich so sehr erfreut, hervorgebracht haben. Bloß eins macht mir Kopfzerbrechen. Ich kann nämlich gar nicht begreifen, welchen Grund du haben mochtest, mir zweimal die Wahrheit zu verhehlen, und mir Verluste vorzuspielen, deren Veranlassung mir heute noch so unglaublich erscheint, wie damals. War es nicht das letztemal, als wir dich sahen, wo du deine Angelegenheiten weder mit Hilfe der ersten zweihundert Goldstücke, noch mit Hilfe der letzteren hattest verbessern können, so daß du dich schämtest, es uns zu gestehen? Ich will dieß wenigstens zum voraus annehmen, und ich erwarte, daß du meine Meinung bestätigen wirst.«

Saad hörte diese Rede Saadi's mit großer Ungeduld, um nicht zu sagen mit Unwillen, an, und gab dieß durch Niedersenken seiner Augen und durch Kopfschütteln zu verstehen. Gleichwohl ließ er ihn bis zu Ende reden, ohne den Mund zu öffnen. Als jener ausgeredet hatte, nahm er das Wort, und sagte: »Saadi, verzeihe, wenn ich noch vor Hassan dir antworte; ich

komme ihm zuvor, um dir zu erklären, daß ich mich wundere, sowohl über dein Vorurtheil gegen seine Aufrichtigkeit, als auch, daß du fortwährend den Versicherungen, die er dir vor diesem gegeben, keinen Glauben beimissest. Ich habe dir es schon einmal gesagt, und wiederhole es noch einmal, daß ich es ihm gleich anfangs auf den bloßen Bericht von diesen seinen Begebnissen geglaubt habe, und was du auch immer dazu sagen magst, ich bin überzeugt, daß alles wirklich sich so verhält. Doch, lassen wir ihn selber reden, er wird uns den besten Aufschluß geben, wer von uns beiden ihm Recht oder Unrecht gethan hat.«

Dreihundert zwei und siebzigste Nacht.

Nachdem die beiden Freunde so gesprochen, nahm ich das Wort, und sagte zu allen beiden mich wendend: »Edle Herren, ich würde mich in Hinsicht auf die von mir verlangte Aufklärung zu einem ewigen Stillschweigen verdammen, wofern ich nicht gewiß wäre, daß der Streit, den ihr meinetwegen führet, nicht im Stande sein wird, das Freundschaftsband, welches eure Herzen verknüpft, zu zersprengen. Ich werde mich denn also, da ihr es verlanget, näher erklären. Zuvor aber betheuere ich euch, daß es mit derselben Aufrichtigkeit geschehen wird, womit ich euch früherhin das, was mir begegnet war, darlegte.«

Hierauf erzählte ich ihnen die ganze Geschichte Punkt

für Punkt, wie es Euer Majestät so eben gehört hat, ohne den kleinsten Umstand zu vergessen.

Meine Betheuerungen machten indeß nicht so viel Eindruck auf Saadi, daß er von seinem Vorurtheil geheilt worden wäre. Als ich daher mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte er: »Kodjah Hassan, das Abenteuer mit dem Fische und dem in seinem Bauche gefundenen Diamanten kommt mir eben so unglaublich vor, als die Entführung deines Turbans durch einen Hühnergeier, und der Umtausch des Kleiengefäßes gegen Waschthon. Wie indeß die Sache auch immer sich verhalten mag, so bin ich doch davon überzeugt, daß du nicht mehr arm, sondern ein reicher Mann bist, wozu dich zu machen gleich anfangs meine Absicht war, und so freue ich mich denn recht herzlich darüber.«

Da es schon spät war, so stand er auf, um Abschied zu nehmen, und Saad zugleich mit ihm. Ich stand ebenfalls auf, hielt sie zurück und sagte: »Meine Herren, erlaubet, daß ich von euch eine Gefälligkeit verlange und euch bitte, mir sie nicht abzuschlagen. Erzeiget mir die Ehre, eine einfache Abendmahlzeit und ein Nachtlager bei mir anzunehmen, damit ich euch morgen früh zu Wasser nach einem kleinen Landhause führen kann, welches ich mir gekauft habe, um daselbst von Zeit zu Zeit die frische Luft zu genießen; ich werde euch noch denselben Tag von da zu Lande wieder zurückführen, und zwar jeden auf einem Pferde aus meinem Stalle.«

»Wenn Saad nicht etwa Geschäfte hat, die ihn abrufen, »sagte Saadi,« so nehme ich es herzlich gern an.«

»Ich habe nie Geschäfte,« antwortete Saadi, »wenn davon die Rede ist, eure Gesellschaft zu genießen. Wir werden aber,« fuhr er fort, »in deine und meine Wohnung schicken und sagen lassen müssen, daß man uns heute nicht erwarten soll.«

Ich ließ ihnen einen meiner Sklaven kommen, und während sie ihm diese Sendung auftrugen, benutzte ich den Augenblick, um Befehle zur Anrichtung des Abendessens zu geben.

Bis die Stunde des Abendessens herangekommen war, zeigte ich unterdeß meinen Wohlthätern mein ganzes Haus mit allem Zubehör, und sie fanden es in Bezug auf meinen Stand sehr gut angelegt. Ich nannte sie beide ohne Unterschied meine Wohlthäter, weil ohne Saadi, Saad mir das Stück Blei nicht gegeben haben würde, und weil ohne Saad sich Saadi schwerlich an mich gewendet haben würde, um mir die vierhundert Goldstücke zu geben, bis zu welchen ich den Ursprung meines Glücks zurückführen muß. Ich führte sie hierauf in den Saal zurück, wo sie über die Einzelheiten meines Geschäfts allerlei Fragen an mich thaten, die ich ihnen zu ihrer völligen Zufriedenheit beantwortete.

Endlich zeigte man mir an, das Abendessen sei aufgetragen. Da die Tafel in einem anderem Saale gedeckt war, so ladete ich sie ein, sich in denselben zu

begeben. Die beiden Freunde waren über die glänzende Beleuchtung, über die Nettigkeit des Saales, über den Tafelaufsatz und über die Speisen, die sie ganz nach ihrem Geschmacke fanden, außer sich. Während der Mahlzeit unterhielt ich sie durch ein Konzert von Instrumenten und Singstimmen, und nach der Mahlzeit durch einen Trupp Tänzer und Tänzerinnen und durch andere Ergötzlichkeiten, um ihnen so viel als möglich meine Dankbarkeit gegen sie an den Tag zu legen.

Den folgenden Morgen hatte ich mit Saadi und Saad verabredet, sehr früh aufzubrechen, um die Morgenkühle zu genießen, und wir begaben uns daher noch vor Sonnenaufgang an das Ufer des Stromes. Wir stiegen da in ein sehr bequemes und mit Teppichen ausgelegtes Fahrzeug ein, das für uns bereit gehalten wurde, und vermittelst sechs tüchtiger Ruderer und der Strömung des Flusses landeten wir etwa nach anderthalb Stunden an meinem Landhause.

Als wir ausstiegen, blieben beide Freunde stehen, weniger um das schöne Aeußere zu betrachten, als um die vortrefflichste Lage desselben, und die schönen Aussichten zu bewundern, die weder zu beschränkt, noch zu weit ausgedehnt waren und es von allen Seiten her sehr angenehm machten. Ich führte sie in die Zimmer, ich machte sie auf den Ausschmuck derselben, auf den An- und Zubehör, selbst auf die dabei angelegten Bequemlichkeiten aufmerksam, und sie fanden alles sehr schön.

Endlich traten wir in den Garten, wo ihnen ein Wäldchen von Citronen- und Pomeranzenbäumen am besten gefiel, deren Blüten und Früchte die Luft durchdufteten, und die in regelmäßige Baumgänge gepflanzt und durch ein immerfließendes Bächlein von lebendigen Wasser vom Strome her bewässert waren. Der Schatten, die Kühlung während der brennendsten Sonnenglut, das sanfte Gemurmel des Wassers, der harmonische Waldgesang unzähliger Vögel und mehrere andere Annehmlichkeiten überraschten sie so, daß sie fast bei jedem Schritte stehen blieben, bald, um mir ihren Dank dafür an den Tag zu legen, daß ich sie an einen so lieblichen Ort geführt, bald, um mir zu einem solchen Besitz Glück zu wünschen, und mir andere Verbindlichkeiten der Art zu sagen.

Ich führte sie bis an das Ende dieses Waldes, der sehr lang und breit ist, und machte sie da auf ein Gehölz von großen Bäumen aufmerksam, welches meinen Garten begrenzt. Dort führte ich sie in ein nach allen Seiten hin offenes Kabinet, das von einer Gruppe von Palmbäumen, die aber nach keiner Seite hin die freie Aussicht benahmen, überschattet wurde, und ladete sie ein, da hinein zu treten und auf einem mit Teppichen und Polstern versehenen Sofa auszuruhen.

Zwei meiner Söhne, die wir im Hause vorgefunden hatten, weil ich sie seit einiger Zeit mit ihrem Lehrer dahin geschickt hatte, um der frischen Luft zu genießen, hatten uns verlassen, um tiefer in das Ge-

hölz einzudringen, und da sie zufällig Vogelnester suchten, bemerkten sie eines zwischen den Zweigen eines großen Baumes. Sie versuchten anfangs hinaufzuklettern, da sie indeß weder die Kraft noch die Gewandtheit dazu hatten, so zeigten sie es einem Sklaven, den ich ihnen mitgegeben und der nie von ihnen wich, und hießen ihn, das Vogelnest auszunehmen.

Der Sklave stieg auf den Baum, und als er bis an das Nest gelangt war, wunderte er sich sehr, als er sah, daß es in einem Turban angebracht war. Er nahm nun das Nest, so wie es da war, stieg vom Baume herunter und zeigte den Turban meinen Kindern. Da er indeß nicht zweifelte, daß dieß etwas sei, das ich wohl selber gern sehen würde, so machte er sie darauf aufmerksam, und übergab sie dem ältesten, um mir es zu bringen.

Ich sah ihn schon von weitem mit jener Freude kommen, welche Kindern gewöhnlich eigen ist, wenn sie ein Nest gefunden haben. Indem er mir es überreichte, sagte er zu mir: »Lieber Vater, siehst du dieß Nest hier im Turban.«

Dreihundert drei und siebzigste Nacht.

Saadi und Saad waren über diese neue Erscheinung nicht minder überrascht, als ich; doch war ich es weit mehr als sie, da ich den Turban als denjenigen wieder erkannte, den mir der Hühnergeier entführt hatte. Nachdem ich ihn voll Verwunderung näher be-

sichtigt und ihn auf alle Seiten gedreht hatte, fragte ich meine beiden Freunde: »Meine Herren, ist euer Gedächtniß wohl gut genug, um euch zu erinnern, daß dieß hier der Turban ist, den ich an dem Tage trug, wo ihr mir die Ehre erzeigtet, mich zum erstenmal anzureden?«

»Ich glaube nicht,« erwiederte Saad, »daß Saadi besser als ich darauf geachtet haben wird, allein weder er noch ich können daran zweifeln, wenn die hundert und neunzig Goldstücke sich darin finden.«

»Herr,« antwortete ich, »ihr dürft nicht zweifeln, das es wirklich derselbe Turban ist; denn außer, daß ich ihn sehr gut kenne, so bemerke ich auch an der Schwere, daß es kein anderer ist, und ihr werdet es selber bemerken, wenn ihr euch die Mühe nehmen wollt, ihn in die Hand zu nehmen.«

Ich überreichte ihm sodann denselben, nachdem ich die Vögel herausgenommen hatte, die ich meinen Kindern gab; er nahm ihn in die Hände, und überreichte ihn dann an Saadi, damit dieser es aus der Schwere desselben abnehmen könnte.

»Ich will es glauben, daß es dein Turban ist,« sagte Saadi zu mir, »gleichwohl werde ich noch mehr davon überzeigt sein, wenn ich die hundert und neunzig Goldstücke baar vor mir sehen werde.«

Als ich den Turban wieder in die Hand genommen hatte, fuhr ich fort: »Meine Herren, bemerket wenigstens, ich bitte euch darum, bevor ich ihn anrühre,

daß er sich nicht erst seit heute auf dem Baume befindet, und daß der Zustand, worin er ist, und das Nest, welches darin so bequem angelegt ist, ohne daß eine menschliche Hand es berührt hat, sichere Zeichen sind, daß er sich seit jenem Tage, wo der Hühnergeier mir ihn entführte, hier befindet, und daß er ihn auf diesen Baum gelegt oder fallen gelassen hat, dessen Aeste ihn auf die Erde herabzustürzen hinderten. Nehmet es nicht übel, daß ich euch darauf aufmerksam mache, es liegt mir viel daran, daß ich euch jeden Argwohn von Betrug von meiner Seite benehme.«

Saad unterstützte mich in meiner Absicht. »Saadi,« fing er an, »das geht auf dich und nicht auf mich, der ich immer überzeugt gewesen bin, daß Hassan uns nicht täusche.«

Während Saad so sprach, nahm ich das Tuch weg, welches mehrfach um die innere Kopfmütze des Turbans gewickelt war, und zog den Beutel heraus, den Saadi sofort für denjenigen erkannte, den er mir gegeben hatte. Ich schüttete ihn vor ihren Augen auf dem Teppich aus und sagte zu ihnen: »Meine Herren, hier sind die Goldstücke, zählet sie selber, und sehet zu, ob die Zahl richtig ist.«

Saad zählte sie in Reihen zu zehnen auf, bis alle hundert und neunzig voll waren, und nun nahm Saadi, der eine so augenscheinliche Wahrheit nicht mehr ableugnen konnte, das Wort und wendete sich an mich: »Hassan,« sagte er, »ich gebe zu, daß diese hundert

und neunzig Goldstücke nicht haben dazu beitragen können, dich zu bereichern. Allein die hundert und neunzig andern Goldstücke, welche du in ein Kleiengefäß verstecktest, wie du mir vorspiegeln willst, haben wenigstens dazu dienen können,«

»Herr, erwiederte ich, »ich habe dir in Hinsicht dieser letzten Summe eben so gut die Wahrheit gesagt, wie in Hinsicht der ersteren. Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich mein Wort widerrufe, um euch eine Lüge zu sagen.«

»Hassan,« sagte Saad zu mir: »laß den Saadi bei seiner Meinung. Ich gebe es herzlich gern zu, daß er denkt, du verdanktest ihm vermöge der letzteren Summe die Hälfte deiner Wohlhabenheit, wofern er nur zugibt, daß ich in Betreff der anderen Hälfte durch das Stück Blei, das ich dir gab, ebenfalls beigetragen habe, und wenn er nur nicht die Findung des kostbaren Diamanten im Fischbauche in Zweifel zieht.«

»Saad,« antwortete Saadi, »ich will alles, was du willst, wenn du mir nur die Freiheit lässest zu glauben, daß man Geld nur durch Geld zusammenhäufen kann.«

»Wie?« erwiederte Saad; »wenn der Zufall wollte, daß ich einen Diamant, der fünfzigtausend Goldstücke werth wäre, fände, und auch wirklich die Summe dafür erhielte, hätte ich dann diese Summe durch Geld erworben?«

Dabei hatte der Streit sein Bewenden. Wir standen auf, kehrten in das Haus zurück, und da das Mittagmahl schon aufgetragen war, so setzten wir uns zu Tische. Nach dem Mittagessen ließ ich meinen Gästen die Freiheit, die größte Hitze des Tages vorübergehen zu lassen und ihre Gemüther unterdeß zu beruhigen, während ich fortging und meinen Kastellan wie auch meinen Gärtner die nöthigen Befehle gab. Ich kam dann wieder zu ihnen und wir unterhielten uns von gleichgültigen Dingen, bis die größte Hitze vorüber war. Sodann kehrten wir in den Garten zurück, wo wir in der Kühlung bis zu Sonnenuntergang blieben. Hierauf stiegen die beiden Freunde nebst mir zu Pferde, und in Begleitung eines Sklaven gelangten wir etwa um die zweite Stunde der Nacht bei dem schönsten Mondschein in Bagdad an.

Ich weiß nicht, durch welche Nachlässigkeit meiner Leute es gekommen war, daß es in meinem Hause an Gerste für meine Pferde fehlte. Die Getreidespeicher waren verschlossen und auch weit entfernt, um so spät noch dahin zu schicken.

Einer meiner Sklaven suchte in der Nachbarschaft umher, und fand in einem Laden doch noch ein Gefäß voll Kleien. Er kaufte die Kleien und brachte sie im Gefäß herbei, unter der Bedingung, daß er das Gefäß den folgenden Tag wiederbringen müsse. Der Sklave schüttelte die Kleien in die Krippe aus, und als er sie auseinander schürte, damit jedes von den Pferden sei-

nen Antheil bekommen möchte, fühlte er unter den Händen ein Tuch, welches zusammengebunden und sehr schwer war. Er brachte mir das Tuch, ohne es anzurühren und ganz so, wie er es gefunden hatte, und sagte mir bei Ueberreichung desselben, daß dieß vielleicht das Leinentuch sein könnte, wovon er mich so oft habe sprechen hören, wenn ich die Geschichte meinen Freunden erzählte.

Voll Freude sagte ich zu meinen Wohlthätern: »Meine Herren, der Himmel will nicht, daß ihr von mir scheidet, ohne daß ihr von der Wahrheit der Sache, die ich euch ohn' Unterlaß versichert habe, überzeugt würdet. Hier sind,« fuhr ich fort, indem ich mich an Saadi wendete, »die andern hundert und neunzig Goldstücke, die ich von eurer Hand empfangen, ich erkenne sie an diesem Leinentuche hier.«

Ich band das Linnentuch auf und zählte die Summe vor ihren Augen. Auch ließ ich mir das Gefäß bringen. Ich erkannte es wieder, und schickte es an meine Frau mit der Frage, ob sie es kenne, doch zugleich mit dem Befehl, daß ihr niemand etwas von dem, was vorgefallen, sagen möchte. Sie erkannte es sogleich, und ließ mir sagen, es wäre dasselbe Gefäß, welches sie mit Kleien angefüllt gegen Waschthon vertauscht habe.

Saadi ergab sich nun auf Treu und Glauben, und von seinem Unglauben zurückkommend sagte er zu Saad: »Ich gebe dir jetzt nach und erkenne wie du, daß das

Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, um mehr Geld aufzuhäufen und reich zu werden.«

Als Saadi ausgeredet hatte, sagte ich zu ihm: »Herr, ich wage nicht euch vorzuschlagen, daß ihr die dreihundert und achtzig Goldstücke, die der Himmel heute wieder zum Vorschein gebracht hat, um euere schlechte Meinung von meiner Wahrheitsliebe zu berichtigen, wieder zurücknehmen möchtet. Ich bin überzeugt, daß ihr mir sie nicht in der Absicht geschenkt, um sie einst von mir wieder zurückzubekommen. Ich für mein Theil bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir von anderweitig her bescheert hat, und mache keinen Anspruch auf dieß Geld; indeß hoffe ich, daß ihr es nicht mißbilligen werdet, wenn ich dieß Geld morgen unter die Armen vertheile, damit Gott es mir und euch einst vergelte.«

Die beiden Freunde brachten diese Nacht noch in meinem Hause zu. Den folgenden Morgen umarmten sie mich, und kehrten ein jeder in seine Behausung zurück, vergnügt über die Aufnahme, die sie bei mir gefunden, und darüber, daß ich, wie sie gesehen hatten, das Glück, das ich ihnen nächst Gott verdankte, nicht übel anwendete. Ich unterließ nicht, zu einem jeden von ihnen persönlich hinzugehen, und mich noch besonders zu bedanken. Seitdem schätze ich mir es zur großen Ehre, daß sie mir erlaubt haben, mit ihnen Freundschaft zu halten und sie häufig zu sehen und zu sprechen.«

Der Chalyf Harun Arreschyd schenkte dem Kodjah Hassan eine so große Aufmerksamkeit, daß er erst aus seinem Stillschweigen gewahr wurde, die Geschichte sei zu Ende. Er sagte hierauf zu ihm: »Hassan, seit langer Zeit habe ich nichts erzählen hören, was mir so viel Vergnügen gemacht hätte, als die wunderbaren Wege, wodurch es dem Himmel gefallen hat, dich auf dieser Welt glücklich zu machen. Du mußt ihm dafür fortwährend durch gute Anwendung seiner Wohlthaten dich dankbar bezeigen. Ich will dir zugleich sagen, daß der Diamant, welcher dein Glück gemacht hat, sich gegenwärtig in meinem Schatze befindet, und es freut mich zu erfahren, wie er dahin gekommen ist. Da indeß in dem Herzen Saadi's doch noch vielleicht ein Zweifel über die ganz einzige Vorzüglichkeit dieses Diamanten obwaltet, den ich für das kostbarste und bewunderns-würdigste aller meiner Besitzthümer halte, so will ich, daß du ihn nebst Saad hieher führest, damit mein Schatzaufseher ihm denselben zeige, und sollte er auch nur einigermaßen noch ungläubig sein, so soll er hier erkennen, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, um einem Armen in kurzer Zeit und ohne sonderliche Mühe Reichthümer zu verschaffen. Auch will ich, daß du diese Geschichte meinem Schatzaufseher erzählest, damit er sie schriftlich aufsetzen lasse und sie in meinem Schatze neben dem Diamanten aufbewahre.«

Als nach diesen Worten der Chalyf dem Kodjah Hassan, Sidi Numan und Baba Abdallah durch Kopfnicken zu verstehen gegeben hatte, daß er mit ihnen zufrieden sei, nahmen sie Abschied, indem sie sich vor seinem Throne niederwarfen, und entfernten sich sodann.

Geschichte

des

Aly Baba und der vierzig Räuber.

Dreihundert vier und siebzigste Nacht.

Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber.

Die Sultaninn Scheherasade, welche durch die Wachsamkeit ihrer Schwester Dinarsade geweckt worden war, erzählte ihrem Gemahl, dem Sultan von Indien, folgende Geschichte, worauf er sich schon Rechnung gemacht hatte:

»Mächtiger Sultan,« begann sie, »in einer Stadt Persiens an den Grenzen eures Reiches lebten zwei Brüder, von denen der eine Kassim und der andere Aly Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen hatte, und sie es gleichmäßig unter sich vertheilt hatten, so sollte man denken, ihre äußere Lage hätte sich ziemlich gleich sein müssen. Doch der Zufall wollte es anders.

Kassim heirathete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit Erbinn eines sehr wohlversehenen Kaufladens, eines reich angefüllten Waarenlagers, und von liegenden Gründen wurde, die ihn auf einmal in Wohlstand versetzten und ihn zu einem der reichsten Kaufleute in der Stadt machten.

Aly Baba dagegen, der eine eben so arme Frau als er selber war, geheirathet hatte, wohnte sehr armselig, und hatte keinen andern Erwerb, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen und sich und die Seinigen zu ernähren, als daß er in einen benachbarten Wald Holz fällen ging, und es auf drei Eseln, die sein einziges Besitzthum waren, nach der Stadt führte und verkaufte.

Einst war Aly Baba ebenfalls wieder im Walde und hatte eben so viel Holz abgehauen, als zur Beladung seiner Esel hinlänglich war, als er von fern eine gewaltige Staubwolke aufsteigen sah, welche sich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er sich so eben befand. Er gab genau darauf acht, und konnte bald einen zahlreichen Trupp von Reitern unterscheiden, der in der besten Ordnung daher geritten kam.

Obwohl in der Gegend nie von Räubern die Rede gewesen war, so kam doch Aly Baba auf den Gedanken, daß diese Reiter dergleichen sein könnten, und ohne daran zu denken, was aus seinen Eseln werden würde, dachte er bloß auf Rettung seiner Person. Er stieg auf einen Baum dessen Aeste in geringer Höhe außerordentlich dicht belaubt waren, und setzte sich mitten auf denselben mit um so größerer Zuversicht hin, da er von da aus alles sehen konnte, ohne selber gesehen zu werden.

Die Reiter, welche sämmtlich sehr groß, gewaltig, wohl bekleidet und wohl bewaffnet waren, näherten sich

dem Felsen, wo sie von den Pferden stiegen, und Aly Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte ihren Mienen und ihrer Rüstung zufolge nicht mehr zweifeln, daß es wirklich Räuber wären. Er täuschte sich auch nicht. Es waren wirklich Räuber, die, ohne der Umgegend das mindeste zu Leide zu thun, ihre Räubereien in weiter Ferne trieben, und die bloß ihre Zusammenkünfte hatten. Was er sie da thun sah, bestärkte ihn in dieser Meinung.

Jeder Reiter zäumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm über den Kopf einen Sack voll Gerste, den er hinter sich auf dem Pferde gehabt hatte, und packte das Felleisen ab. Die meisten dieser Felleisen schienen Aly Baba so schwer zu sein, daß er schloß, sie müßten voll Gold und Silbergeld sein.

Der stattlichste unter ihnen, den Aly Baba für den Hauptmann der Räuber hielt, näherte sich mit seinem Felleisen beladen dem Felsen, der sich dicht neben dem großen Baume befand, worauf Aly Baba sich geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträuche den Weg gebahnt, sprach er die Worte: Sesam, öffne dich! und zwar so laut, daß Aly Baba es hörte. Sobald der Räuberhauptmann sie ausgesprochen hatte, öffnete sich eine Thür, und nachdem er alle seine Leute vor sich her hatte durch dieselbe eintreten lassen, ging er ebenfalls hinein und die Pforte schloß sich.

Die Räuber blieben lange Zeit in dem Felsen, und Aly Baba, welcher fürchtete, daß einer von ihnen oder alle zusammen in dem Augenblick, wo er seinen Platz

verließe, um sich zu retten, herauskommen könnten, war genöthigt, auf dem Baume zu bleiben und geduldig zu warten. Gleichwohl gerieth er in Versuchung herunter zu steigen, sich der beiden Pferde zu bemächtigen, eines zu besteigen, das andere am Zügel neben sich her zu führen, und die drei Esel vor sich her jagend, die Stadt zu erreichen; allein die Unsicherheit des Ausgangs dieses Unternehmens machte, daß er lieber das Sicherste wählte.

Endlich öffnete sich die Thür wieder, die vierzig Räuber traten heraus, und zwar der Hauptmann, der zuletzt hineingangen, kam jetzt zuerst heraus und ließ die übrigen an sich vorüber ziehen. Aly Baba hörte, daß er die Worte sprach: Sesam, schließe dich! worauf die Thür sich wieder schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es wieder, band sein Felleisen wieder auf und schwang sich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie alle zum Fortreiten bereit waren; setzte er sich an ihre Spitze und ritt mit ihnen denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren.

Aly Baba stieg nicht sogleich vom Baume herunter. »Sie können,« sprach er bei sich selbst, »irgend etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nöthigt, und ich würde, wenn dieser Fall einträte, dann von ihnen ertappt werden.« Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesicht verloren hatte, und stieg zur größeren Sicherheit erst lange nachher her-

unter. Da er sich die Worte behalten hatte, wodurch der Hauptmann der Räuber die Thür geöffnet und geschloßen hatte, so war er neugierig, zu versuchen, ob wohl diese Worte, wenn er sie ausspräche, dieselbe Wirkung haben würden. Er drängte sich daher durch das Gebüsch, und gewahrte bald die Thür, welche dahinter versteckt war: dann stellte er sich vor sie hin, sprach die Worte: Sesam, öffne dich! und augenblicklich that sich die Thür angelweit auf.

Dreihundert fünf und siebzigste Nacht.

Aly Baba hatte erwartet, einen dunkeln und finstern Ort zu erblicken, aber wie erstaunte er, als er einen sehr hellen, weiten und geräumigen erblickte, der von Menschenhänden in Form eines hohen Gewölbes, das oben vom Felsen herab durch eine angebrachte Oeffnung sein Licht empfing, ausgehöhlt war. Er sah da große Mundvorräthe, Ballen von reichen Kaufmannswaaren in Haufen gethürmt, Stoffe von Seide und Brokat, Tapeten von großem Werth, und besonders viele Gold, und Silbermünzen, die theils in Haufen aufgeschüttet, theils in ledernen Säcken oder Beuteln über einander lagen. Beim Anblick aller dieser Dinge kam es ihm vor, als ob diese Felsenhöhle nicht bloß seit Jahren, sondern seit Jahrhunderten schon Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müsse.

Aly Baba schwankte nicht, welcher Entschluß hier zu fassen sei. Er trat in die Höhle, und kaum war

er hinein, so schloß sie sich wieder; doch beunruhigte ihn das nicht; er wußte ja das Geheimniß, sie wieder zu öffnen. Er machte sich hier nicht an das Silbergeld, sondern an das gemünzte Gold, und besonders an das, welches in Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederhohlten malen so viel, als er wegtragen konnte, und als hinreichend war, um seine drei Esel, welche sich unterdeß zerstreut hatten, zu beladen. Als er sie wieder an den Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese etwas zu verstecken, belegte er sie oben mit Holz, so daß niemand etwas davon gewahr werden konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Thür, und kaum hatte er die Worte: Sesam, schließe dich! ausgesprochen, als sie sich auch wieder schloß; — sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selber geschlossen, und war jedesmal, wenn er herausgegangen war, offen geblieben.

Sobald dieß geschehen war, nahm Aly Baba seinen Weg nach der Stadt zurück, und als er bei seiner Behausung anlangte, ließ er seine drei Esel in einen kleinen Hof treten und schloß die Thür hinter sich sorgfältig zu. Dann ladete er das wenige Holz das seinen Schatz bedeckte, ab, und trug die Säcke in sein Haus, die er vor seiner Frau, die auf dem Sofa saß hinlegte, und in Ordnung setzte.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und da sie fühlte, daß sie voll Geld wären, argwöhnte sie

ihr Mann habe sie gestohlen, so daß, als er sie alle hereingetragen hatte, sie sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen:

»Aly Baba, solltest du so elend gewesen sein, diese Säcke zu . . . . .« Aly Baba unterbrach sie mit den Worten: »Ruhig, liebe Frau, mach dir keine Sorge darum; ich bin kein Dieb, es müßte denn etwa Diebstahl heißen, wenn man Räubern etwas nimmt. Du wirst aufhören, diese schlimme Meinung von mir zu hegen, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde.«

Er schüttete die Säcke aus, so daß daraus ein großer Haufen Goldes wurde, wovon seine Frau ganz geblendet wurde. Hierauf erzählte er ihr sein Abenteuer von Anfang bis zu Ende, und zuletzt empfahl er ihr vor allen Dingen, die Sache als ein Geheimniß zu behandeln.

Als die Frau von ihrem Erstaunen sich etwas erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen zu Theil geworden, und wollte das ganze Gold, das vor ihr aufgeschüttet war, Stück für Stück zählen.

»Liebe Frau,« sagte Aly Baba zu ihr, »du bist nicht recht klug; was nimmst du dir da vor? wenn würdest du mit dem Zählen fertig werden? Ich werde eine Grube machen, und es da hinein vergraben; denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Es wäre doch gut,« erwiederte die Frau, »wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wie viel es ist. Ich

werde gehen und mir in der Nachbarschaft ein kleines Maaß borgen, und es damit messen, während du die Grube höhlen wirst.«

»Liebe Frau,« sagte darauf Aly Baba, »was du da thun willst nützt zu gar nichts, und wenn du mir folgen wolltest, so würdest es sein lassen. Indeß thue was du Lust hast; nur vergiß nicht, die Sache verschwiegen zu halten.«

Um ihren Wunsch zu befriedigen, ging die Frau Aly Baba's fort und zu ihrem Schwager Kassim, der nicht fern wohnte. Kassim war nicht zu Hause, und sie wendete sich daher an dessen Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maaß zu leihen. Die Schwägerinn fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wollte, und Aly Baba's Frau bat sich ein kleines aus.

»Sehr gern,« sagte die Schwägerinn, »wartet nur ein wenig, ich werde es euch sogleich bringen.«

Die Schwägerinn suchte das Maaß und fand es, da sie indeß Aly Baba's Armuth kannte, so war sie neugierig zu wissen, was für Getraide dessen Frau damit messen wolle, und ihr fiel ein, unten an das Maaß unvermerkt etwas Talg zu kleben. Drauf kehrte sie zurück, überreichte Aly Baba's Frau das Maaß, und entschuldigte sich wegen ihres langen Wartenlassens damit, daß sie es erst mühsam habe suchen müssen.

Aly Babas Frau kehrte nach Hause zurück, setzte das Maaß auf den Goldhaufen, füllte es an und schüttete es in einiger Entfernung davon auf das Sofa, bis

alles gemessen war, und sie war mit der ansehnlichen Anzahl der Maaße sehr zufrieden.

Während Aly Baba das Gold vergrub, trug seine Frau, um ihrer Schwägerinn ihre Ordnung und Pünktlichkeit zu zeigen, derselben das Maaß zurück, doch ohne darauf Acht zu haben, daß ein Goldstück unten daran klebte.

»Schwägerinn,« sagte sie zu ihr, indem sie ihr es zurückgab, »ihr sehet, daß ich euer Maaß nicht allzu lange bei mir behalten habe: ich bin euch sehr dafür verbunden, hier habt ihr es wieder.«

Aly Baba's Frau hatte kaum den Rücken gekehrt, als Kassim's Frau das Maaß unten besah, und sie war nicht wenig erstaunt, als sie da ein Goldstück kleben fand. Augenblicklich bemächtigte sich ihres Herzens der Neid gegen ihre Schwester.

»Wie?» sagte sie; »Aly Baba hat so viel Gold, um es messen zu können? Und wo hat dieser Elende das Gold denn her?«

Kassim, ihre Mann, war nicht zu Hause, wie wir schon gesagt haben; sondern befand sich in seinem Laden von woher er vor Abend nicht zurückkehren sollte. Die Zeit bis zu seiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, so groß war ihre Ungeduld, ihm eine Neuigkeit mitzutheilen, wovon er nicht minder überrascht sein mußte, als sie.

Dreihundert sechs und siebzigste Nacht.

Bei Kassim's Heimkehr sagte seine Frau zu ihm: »Kassim, du denkst ein reicher Mann zu sein, allein du irrest dich; Aly Baba ist unendlich reicher als du, er zählt sein Gold nicht etwa wie du, sondern mißt es mit Maaßen.«

Kassim verlangte eine Erklärung dieses Räthsels. Sie gab ihm dieselbe, indem sie ihm erzählte, auf welche geschickte Weise sie diese Entdeckung gemacht habe, zugleich zeigte sie ihm das Goldstück, das sie unten am Boden kleben gefunden hatte, und das so alt war, daß der Name des Fürsten, der darauf geprägt war, ihr gänzlich unbekannt war.

Anstatt an dem Glück, welches seinem Bruder begegnet sein könne, innigen Antheil zu nehmen, fühlte Kassim einen tödlichen Neid über dasselbe, und brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu. Den folgenden Tag ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Da er seit seiner Verheirathung mit der reichen Wittwe ihn gar nicht mehr als Bruder behandelte, und diesen Namen fast vergessen zu haben schien, so redete er ihn mit folgenden Worten an:

»Aly Baba, du bist doch recht zurückhaltend in deinen Angelegenheiten; du spielst den Armen, den Elenden, den Bettler, und missest das Gold mit Maaßen.«

»Lieber Bruder,« antwortete Aly Baba, »ich weiß nicht, wovon du da mit mir sprichst; erkläre dich näher.«

»Stelle dich nur nicht so ganz unwissend,« erwiederte Kassim. Mit diesen Worten zeigte er ihm das Goldstück, welches seine Frau ihm in die Hände gegeben, und fragte: »Wie viel Stücke hast du von der Art wie dieß hier, welches meine Frau unten an dem Maaß klebend gefunden hat, welches die deinige gestern von ihr borgte?«

Aus dieser Rede sah Aly Baba, daß Kassim und dessen Frau durch den Eigensinn seiner Gattinn bereits das erfahren hätten, was er als ein tiefes Geheimniß bewahren zu müssen geglaubt hatte. Doch der Fehler war einmal gemacht, und ließ sich nicht wieder gutmachen. Ohne seinem Bruder das geringste Zeichen von Staunen oder Verdruß zu geben, erzählte er ihm, durch welchen Zufall er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt habe, und an welchem Orte, und bot ihm, wenn er es recht geheim halten wolle, einen Antheil an diesem Schatze an.

»Den verlange ich ohnehin,« antwortete Kassim mit stolzer Miene; »allein,« fuhr er fort, »ich will auch noch ganz genau wissen, wo dieser Schatz liegt, ferner die näheren Merkmahle und Kennzeichen, und wie ich wohl selber da hinein kommen könnte, wenn ich Lust hätte; sonst werde ich dich der Gerichtsbehörde anzeigen. Wenn du mir es verweigerst, so wirst du nicht nur nichts mehr zu hoffen haben, sondern du wirst auch das, was du dir genommen hast, verlieren, während ich

dafür, daß ich dich anzeige, meinen Antheil davon bekommen werde.«

Aly Baba gab mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit, als durch die übermüthigen Drohungen seines grausamen Bruders eingeschüchtert, ihm vollständige Auskunft über alles, was er wünschte, und selbst über die Worte, deren er sich bedienen sollte, um in die Felsengrotte hinein und wieder heraus zu kommen.

Kassim wollte von Aly Baba weiter nichts wissen. Er verließ ihn, mit dem Entschlusse, ihm zuvor zu kommen. In der Hoffnung, sich des Schatzes allein zu bemächtigen, brach er den folgenden Tag früh vor Tagesanbruch mit zehn Mauleseln auf, die mit großen Kasten bepackt waren, die er anzufüllen sich vornahm, mit dem Vorbehalt, bei einer zweiten Reise eine noch größere Anzahl mitzunehmen, nach Verhältniß der Ladungen, die er in der Felsenhöhle finden würde. Er schlägt den Weg ein, den Aly Baba ihm bezeichnete, gelangt bis in die Nähe des Felsens, erkennt die Merkmahle und den Baum, auf welchem Aly Baba versteckt gewesen. Er sucht dann die Thür, findet sie, und spricht die Worte: Sesam, öffne dich! Die Thür öffnet sich, er tritt hinein, und sogleich schließt sie sich wieder. Bei Besichtigung der Grotte erstaunt er darin weit mehr Reichthümer anzutreffen, als er nach der Erzählung Aly Baba's vermuthet hatte, und sein Erstaunen steigt in dem Maaße, als er jede Sache einzeln besieht. Als ein geiziger Mann und Liebhaber

von Reichthümern — dieß war er wirklich — hätte er den ganzen Tag damit zugebracht, seine Augen an dem Anblick dieser Menge Goldes zu weiden, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er doch eigentlich gekommen sei, um Gold davon wegzunehmen und auf seine zehn Maulesel zu laden. Er nimmt daher eine Anzahl von Säcken davon hinweg, so viel er nur tragen kann, und indem er bis an die Thür kommt, um sie zu öffnen, und den Kopf voll von anderen Gedanken hat, findet sich's, daß er das erforderliche Wort vergessen hat, und anstatt Sesam sagte er Gerste, öffne dich! Er wundert sich, als er sieht, daß die Thür, anstatt sich zu öffnen, verschlossen bleibt; er nennt mehrere andere Namen von Getreidearten, und die Thür öffnet sich noch immer nicht.

Auf diesen Zufall war Kassim nicht gefaßt. In der großen Gefahr, worin er sich erblickt, ergreift ihn Entsetzen, und je mehr er sich anstrengt, um sich an das Wort Sesam zu erinnern, desto mehr verwirrt er sein Gedächtniß, und bald ist dieß Wort für ihn ganz so, als ob er es nie hätte nennen hören. Er wirft die Säcke, mit denen er sich beladen hat, zu Boden, er geht mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichthümer, von denen er sich umgeben sieht, rühren ihn nicht mehr. Doch lassen wir Kassim sein Schicksal beweinen, er verdient unser Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen den Mittag zu ihrer Grotte zurück. Als sie nicht mehr weit entfernt waren und die mit Kasten beladenen Maulesel Kassim's um den Felsen her erblickt hatten, so wurden sie wegen dieser neuen Erscheinung unruhig, sprengten mit verhängtem Zügel heran, und jagten die zehn Maulesel, welche Kassim anzubinden vergessen hatte und die frei und frank weideten, in die Flucht, so daß sie sich dahin und dorthin in den Wald zerstreuten, und ihnen bald aus dem Gesicht entschwanden.

Die Räuber gaben sich nicht die Mühe, den Mauleseln nachzulaufen; es lag ihnen mehr daran, denjenigen aufzuspüren, dem sie gehörten. Während einige um den Felsen herum die Runde machten, um ihn aufzusuchen, stieg der Hauptmann nebst den übrigen vom Pferde, und ging mit blankem Säbel grade auf die Thür los; er sprach die Worte, und die Thür öffnete sich.

Kassim, welcher mitten in der Grotte das Roßgetrappe hörte, zweifelte nicht mehr, daß die Räuber angekommen seien, und daß sein Untergang vor der Thür sei. Indeß entschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, um ihren Händen zu entrinnen und sich zu retten, hielt er sich bereit, hinauszustürzen, sobald die Thür sich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Sesam, das ihm entfallen war, aussprechen und die Thür aufgehen, als er so ungestüm hinausstürmte, daß er den Räuberhauptmann zu Boden warf. Doch den andern Räubern entschlüpfte er nicht, welche ebenfalls

die blanken Säbel in der Hand hielten und ihm auf der Stelle das Leben nahmen.

Drei hundert sieben und siebzigste Nacht.

Die erste Sorge der Räuber nach dieser Bestrafung war, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe an der Thür die Säcke, welche Kassim angefangen hatte fortzutragen, um sie mitzunehmen und seine Maulesel damit zu beladen, und sie legten dieselben wieder auf ihren vorigen Platz, ohne die fehlenden zu bemerken, welche Aly Baba zuvor schon weggenommen hatte. Indem sie nun über diese Erscheinung gemeinschaftliche Berathung und Ueberlegung anstellten, begriffen sie wohl dieß eine, wie Kassim aus der Grotte habe herauskommen können; allein, wie er hineingekommen, konnten sie durchaus nicht begreifen. Es fiel ihnen wohl ein, daß er von oben herunter gestiegen sein könne; allein die Oeffnung, durch welche das Licht einfiel, war so hoch, und der Gipfel des Felsen von außen so unzugänglich, daß sie einstimmig dieß für etwas unbegreifliches erklärten. Daß er durch die Thür hinein gekommen sein könne, konnten sie nicht glauben, wenn er nicht wenigstens das Geheimniß, sie zu öffnen, gewußt habe; doch gerade dieß, glaubten sie, besäße niemand außer ihnen.

Indeß, wie die Sache auch immer gekommen sein mochte, da es hier darauf ankam, ihre gemeinschaftlichen Reichthümer sicher zu stellen, so kamen sie überein,

die Leiche Kassim's in vier Viertheile zu theilen, und sie innerhalb der Grotte nicht weit von der Thür, zwei zur Linken und zwei zur Rechten, hinzuhängen, um jeden, der die Dreistigkeit haben würde, ein ähnliches Unternehmen zu wagen, davon abzuschrecken, während sie selber sich es vorbehielten, erst nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Verwesungsduft der Leiche sich gelegt haben würde, in die Felsenhöhle wieder zurückzukehren. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so vollführten sie ihn auch, und da sie nichts weiter zurückhielt, so verließen sie ihren Zufluchtsort, nachdem sie ihn wohl verschlossen, bestiegen wieder ihre Pferde, und durchstreiften die Ebene in der Richtung hin, wo die besuchtesten Karawanenstraßen gingen, um die Karawanen anzugreifen und ihre gewohnten Räubereien zu treiben.

Unterdeß war Kassim's Frau in großer Unruhe, als sie es stockfinster werden und ihren Mann noch immer nicht wiederkommen sah. Voll Bekümmerniß ging sie zu Aly Baba und sagte zu ihm: Lieber Schwager, es wird euch, denk' ich, nicht unbekannt sein, daß euer Bruder Kassim in den Wald gegangen ist, und zu welchem Zweck. Er ist noch nicht zurück, und doch ist es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein mag.«

Aly Baba hatte dem letzten, zwischen ihnen stattgehabten Gespräch zufolge diese Reise seines Bruders vermuthet, und hatte daher unterlassen, denselben Tag in den Wald zu gehen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn

zu geben. Ohne ihr irgend einen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch lebte, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie sollte sich nur noch keinen Kummer deshalb machen, Kassim habe offenbar es für angemessen erachtet, erst spät in der Nacht nach der Stadt zurückzukehren.

Kassim's Frau glaubte dieß gleichfalls, und zwar um so leichter, da sie überlegte, wie viel ihrem Manne daran liegen müsse, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte also wieder nach Hause zurück und wartete geduldig bis um Mitternacht. Aber nach diesem verdoppelte sich ihre Besorgniß und wurde für sie um so peinlicher, da sie dieselbe nicht äußern, noch auch sich durch Schreien und Weinen Erleichterung verschaffen konnte, da der Anlaß, wie sie wohl einsah, der Nachbarschaft ein Geheimniß bleiben mußte. Nun erst, wo ihr Fehler nicht mehr wieder gutzumachen war, gereuete sie ihre tolle Neugierde, daß sie aus einem sträflichen Neide in die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerinn hatte eindringen wollen. Sie brachte die Nacht unter Thränen zu, und bei Tagesanbruch lief sie wieder zu den beiden hin, und meldete ihnen mehr durch Thränen als durch Worte, warum sie zu ihnen komme.

Aly Baba wartete nicht erst, bis seine Schwägerinn ihn bat, daß er hingehen und nachsehen möchte, was aus Kassim geworden sei; sondern er machte sich auf der Stelle mit seinen drei Eseln auf, und be-

gab sich in den Wald, nachdem er ihr zuvor anempfohlen hatte, ihre Betrübniß zu mäßigen. Als er sich dem Felsen näherte, ohne unterweges weder seinen Bruder noch die zehn Maulesel angetroffen zu haben, wunderte er sich über das Blut, welches dicht am Eingange vergossen war, und nahm dieß für eine üble Vorbedeutung. Er trat dann vor die Thür, sprach die Worte, und sie öffnete sich. Der traurige Anblick der geviertheilten Leiche seines Bruders überraschte ihn gleich beim Eintritt. Er schwankte nicht lange über den Entschluß, den er hier fassen müsse, um ihm, ungeachtet seiner unbrüderlichen Gesinnung, die letzte Ehre zu erzeigen. In der Höhle fand sich allerlei Zeug, um darin die Viertheile seines Bruders in zwei verschiedene Ballen zu packen, womit er einen seiner Esel beladete, und oben drüber Holz, damit es niemand merkte. Die beiden andern Esel bepackte er unverzüglich mit Säcken voll Gold, und oben darüber Holz, wie das erstemal, und sobald er fertig war und der Pforte befohlen hatte, sich zu schließen, nahm er wieder seinen Weg nach der Stadt zurück. Doch war er so vorsichtig, am Ausgange des Waldes so lange zu warten, daß er nicht vor Anbruche der Nacht die Stadt erreichte. Bei seiner Heimkunft ließ er bloß die zwei mit Gold beladenen Esel in sein Haus eintreten, den dritten führte er, nachdem er seiner Frau das Geschäft des Abladens überlassen und ihr mit wenigen Worten das Schicksal Kassims mitgetheilt hatte, zu seiner Schwägerinn.

Aly Baba klopfte an die Thür, und diese wurde durch eine gewisse Morgiane geöffnet. Diese Morgiane war eine gewandte, erfahrene und erfinderische Sklavinn, die bei den schwierigsten Angelegenheiten zu gebrauchen war, und Aly Baba kannte sie als eine solche. Als er daher in den Hof eingetreten war, und das Holz nebst den beiden Päckchen von den Eseln abgeladen hatte, nahm er Morgianen bei Seite und sagte zu ihr: »Morgiane, das erste, was ich jetzt von dir verlange, ist eine unverbrüchliche Verschwiegenheit, du wirst bald sehen, wie viel deiner Gebieterinn und mir daran liegen muß. In diesen zwei Ballen ist die Leiche deines Herrn enthalten, es kommt nun darauf an, sie zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. Laß mich zuvörderst mit deiner Gebieterinn reden, und sei aufmerksam auf das, was ich dir sagen werde.«

Morgiane meldete es ihrer Gebieterinn, und Aly Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, ward eingelassen.

»Nun, Schwager, fragte ihn die Schwägerinn voll Ungeduld, was für Nachricht bringt ihr mir von meinem Manne? Auf eurem Gesicht lese ich eben nichts tröstliches.«

»Schwägerinn,« antwortete Aly Baba, »ich kann euch nichts sagen, bevor ihr mir nicht versprochen habt, mich von Anfang bis zu Ende anzuhören, ohne den Mund aufzuthun. Bei dem, was vorgefallen ist, muß euch eben so sehr als mir daran liegen, um eurer Ru-

he und um eueres Wohles willen die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten.»

»Ach,« rief die Schwägerinn halblaut aus, »diese Einleitung gibt mir zu erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben ist; doch zugleich sehe ich auch die Nothwendigkeit jener Verschwiegenheit ein, die ihr von mir fordert. Ich muß mir denn also freilich Gewalt anthun; sprecht, ich werde hören.«

Aly Baba erzählte seiner Schwägerinn den ganzen Erfolg seiner Reise bis zu seiner Heimkehr mit der Leiche Kassim's.

»Schwägerinn,« fügte er zuletzt hinzu, »ihr habt nun also freilich hier großen Anlaß zur Betrübniß und zwar um so mehr, je weniger ihr es erwartet hattet. Diesem Unglück läßt sich nun nicht mehr abhelfen, doch, wenn irgend etwas euch zu trösten im Stande ist, so mache ich euch den Antrag, durch eine Verheirathung mit mir das wenige Vermögen, das mir Gott bescheert hat, mit dem eurigen zu verbinden, wobei ich euch die Versicherung gebe, daß meine Frau darüber gar nicht eifersüchtig sein wird, und daß ihr euch recht gut mit einander vertragen werdet. Gefällt euch mein Vorechlag, so müssen wir vor allen Dingen darauf denken, so zu thun, als wäre mein Bruder eines natürlichen Todes gestorben, — eine Sache, worin ihr euch, wie ich denke, auf eure Sklavinn Morgiane und auf mich verlassen könnt.«

Welchen besseren Entschluß konnte Kassim's Wittwe fassen, als der war, den Aly Baba ihr vorschlug? Neben dem Vermögen, welches ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten Mann, der reicher war und noch weit reicher werden konnte. Sie lehnte also den Antrag gar nicht ab, sondern betrachtete ihn im Gegentheil als einen sehr vernünftigen Trostgrund. Indem sie ihre Thränen abtrocknete, welche bereits reichlich zu fließen begonnen hatten, und indem sie jenem durchdringenden Klagegeschrei, welches Frauen bei dem Verlust ihrer Männer zu erheben pflegen, Einhalt that, bewies sie dem Aly Baba hinlänglich, daß sie sein Anerbieten annehme.

In dieser Stimmung verließ Aly Baba die Wittwe Kassim's, und nachdem er Morgianen anempfohlen, ihre Rolle gut zu spielen, kehrte er mit seinem Esel nach Hause zurück.

Morgiane ging in demselben Augenblicke ebenfalls fort und zu einem benachbarten Apotheker. Sie klopft an den Laden desselben, man öffnet, sie verlangt eine gewisse Art von Arzenei-Täfelchen, die in gefährlichen Krankheiten sehr heilsam sind. Der Apotheker gibt ihr einige für das Geld, welches sie ihm hingelegt hatte, und fragte sie, wer denn im Hause ihres Herrn krank sei?

»Ach,« erwiedert sie mit einem tiefen Seufzer, »es ist Kassim selber, mein guter Herr! Man kann

aus seiner Krankheit nicht klug werden; er spricht nicht, und mag nicht essen.»

Mit diesen Worten nimmt sie die Arzeneitäfelchen fort, von denen freilich Kassim keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Dreihundert acht und siebzigste Nacht.

Den folgenden Tag kommt Morgiane wieder zu demselben Apotheker, und fordert mit Thränen in den Augen eine Essenz, die man Kranken nur in der äußersten Lebensgefahr einzugeben pflegt.

»Ach,« sagt sie voll tiefer Betrübniß, als sie dieselbe aus den Händen des Apothekers empfängt, »ich fürchte sehr, daß dieß Mittel eben so wenig anschlagen wird, als die Arzeneitäfelchen! Ach, was für einen guten Herrn verliere ich!«

Als man nun auch noch von der andern Seite den Aly Baba und seine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Gesicht zu Kassim's Hause hin und her laufen sah, so wunderte man sich um so weniger, als man des Abends das Jammergeschrei von Kassim's Frau und besonders das von Morgiane hörte, welches ankündigte, das Kassim gestorben sei.

Den nächstfolgenden Tag sehr früh, als kaum der Morgen angebrochen, ging Morgiane, welche wußte, daß auf dem Platze da ein alter ehrlicher Schuhflicker zu finden sei, der alle Morgen seinen Laden zuerst und lange vor den andern öffnete, aus dem Hause und such-

te ihn auf. Bei dem ersten Gruß und der ersten Anrede drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand.

Der Schuhflicker, der in der ganzen Stadt unter dem Namen Baba Mustafa bekannt war, und der zugleich von sehr fröhlicher Gemüthsart und voll lustiger Einfälle war, sah das Stück an und da er bemerkte, es sei Gold, so sagte er: »Ein schönes Handgeld! was steht zu Befehl? ich bin bereit, alles zu thun.«

»Baba Mustafa, sagte Morgiane zu ihm, »nehmet alles Handwerkszeug, das zum Flicken nöthig ist, mit euch und kommt eilig mit mir; doch unter der Bedingung, daß ich euch, wenn wir an dem und dem Orte sein werden, die Augen verbinden darf?«

Bei diesen Worten stellte sich Baba Mustafa etwas schwierig.

»Ach,« sagte er; »da soll ich euch etwas thun, was wider Gewissen und Ehre ist?«

»Gott behüte,« erwiederte Morgiane, indem sie ihm ein zweites Goldstück in die Hand drückte, »ich fordere nichts von euch, was ihr nicht in allen Ehren thun könntet. Kommt nur, und fürchtet nichts.

Baba Mustafa ließ sich führen, und Morgiane, nachdem sie ihm an der bezeichneten Stelle ein Schnupftuch vor die Augen gebunden, führte ihn in das Haus ihres verstorbenen Herrn, und nahm ihm das Schnupftuch erst in den Zimmer ab, wo sie die Leiche aus den vier Stücken zusammengesetzt hatte. Als sie ihm das

Schnupftuch abgenommen, sagte sie zu ihm: »Baba Mustafa, ich habe euch hierher geführt, damit ihr diese vier Stücke hier an einander nähen sollt. Verlieret keine Zeit, und wenn ihr fertig seid, so werde ich euch noch ein Goldstück geben.«

Als Baba Mustafa fertig war, verband ihm Morgiane in demselben Zimmer wieder die Augen, und nachdem sie ihm das dritte Goldstück, das sie ihm versprochen, gegeben und ihm Verschwiegenheit anempfohlen hatte, führte sie ihn bis zu dem Orte zurück, wo sie ihm beim Herführen die Augen verbunden hatte, und von da ließ sie ihn, nachdem sie ihm das Schnupftuch wieder abgenommen, nach Hause zurückkehren, indem sie, so weit sie nur konnte, ihn mit den Augen verfolgte, um ihm die Neugierde zu vertreiben, daß er nicht etwa hinter ihr her kommen und sie selber beobachten möchte.

Morgiane hatte heißes Wasser bereiten lassen, um Kassim's Leiche zu waschen. So konnte denn Aly Baba, der so eben hereintrat, ihn waschen, mit Weihrauch durchräuchern und mit den gewöhnlichen Zeremonieen in's Leichengewand hüllen. Zugleich brachte der Tischler den Sarg, den Aly Baba bereits bestellt hatte.

Damit der Tischler nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Thür in Empfang, und nachdem sie ihn bezahlt und weggeschickt hatte, legte sie mit Aly Baba's Beihülfe die Leiche hinein. Sobald Aly Baba den Deckel darauf genagelt hatte, ging sie

nach der Moschee und meldete, daß alles zur Beerdigung bereit sei. Die Leute der Moschee, die zum Waschen der Leichen bestimmt sind, boten ihre Dienste zu diesem Geschäft an; doch sie sagte ihnen, daß es schon geschehen sei.

Als Morgiane kaum zurück war, kam auch schon der Imam mit den übrigen Dienern der Moschee. Vier Nachbarn nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und trugen ihn, hinter dem vorangehenden Imam, welcher fortwährend Gebete hersagte, dem Begräbnißplatze zu. Morgiane, als die Sklavinn des Verstorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, während sie ein klägliches Geschrei erhob, sich heftig an die Brust schlug und sich die Haare ausraufte. Hinter ihr ging Aly Baba, begleitet von den Nachbaren, welche von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die andern Nachbaren, welche den Sarg trugen, ablösten, bis man allmählich den Begräbnißplatz erreicht hatte.

Was Kassim's Frau betrifft, so war diese zu Hause geblieben, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und laut zu jammern, im Verein mit den Frauen der Nachbarschaft, die, der bestehenden Sitte zufolge während der Begräbnißfeierlichkeit herbeigeeilt waren, und ihre Wehklagen mit denen der Wittwe vereinigend, das ganze Stadtviertel weit umher mit Trauer erfüllten.

Auf diese Art wurde Kassim's trauriges Ende von Aly Baba, dessen Frau, Kassim's Wittwe und Mor-

gianen verhehlt und verheimlicht, und zwar mit einer solchen Behutsamkeit, daß kein Mensch in der Stadt darüber etwas argwöhnte, geschweige denn erfuhr.

Drei oder vier Tage nach der Beerdigung Kassim's schaffte Aly Baba das wenige Geräth, das er besaß, nebst dem Gelde, das er aus der Schatzhöhle der Räuber genommen, bei Nacht in das Haus der Wittwe seines Bruders, um fortan da zu wohnen, wodurch er zugleich seine Verheirathung mit seiner Schwägerinn zur öffentlichen Kunde brachte. Da diese Art von Heirathen in unserer Religion nicht ungewöhnlich sind, so wunderte sich auch niemand weiter darüber.

Was den Laden Kassim's betrifft, so hatte Aly Baba einen Sohn, der seit einiger Zeit seine Lehrjahre bei einem andern großen Kaufmann vollendet hatte, der ihm stäts das beste Zeugniß wegen seiner Aufführung gegeben, — diesem übergab er nun den Laden mit dem Versprechen, daß wenn er sich fortwährend gut aufführte, er ihn mit der Zeit seinem Stande gemäß vortheilhaft verheirathen würde.

Dreihundert neun und siebzigste Nacht.

Wir wollen nun Aly Baba seines neubeginnenden Glückes genießen lassen und von den vierzig Räubern reden. Diese kehrten nach der bestimmten Frist in ihren waldigen Schlupfwinkel zurück; doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Leiche Kassim's nicht mehr fan-

den, und ihr Erstaunen stieg, als sie die Verminderung ihrer Goldsäcke bemerkten.

»Wir sind entdeckt und verloren, wenn wir uns hier nicht sehr in Acht nehmen. Und wenn wir nicht schnell Maaßregeln dagegen zu ergreifen suchen, so werden wir allmählig viel von jenen Reichthümern verlieren, welche von unseren Vorfahren und von uns selber mit so vieler Mühe und Beschwerde gesammelt wurden. Alles was wir aus dem Schaden, der uns angerichtet worden, abnehmen können, ist, daß der Dieb, den wir ertappen, das Geheimniß, die Thür zu öffnen, gewußt hat, und daß wir glücklicher Weise gerade in dem Augenblick dazu kamen, als er wieder herauszugehen im Begriff war. Aber er war es nicht allein, sondern noch ein anderer muß ebenfalls darum wissen. Die Fortschaffung seiner Leiche und die Verminderung unseres Schatzes sind die augenscheinlichen Beweise davon. Und da es nun nicht den Anschein hat, daß mehr als zwei Personen um das Geheimniß wüßten, so müssen wir, nachdem wir den ersten umgebracht, auch noch den andern ebenfalls aus dem Wege räumen. Was sagt ihr dazu, brave Leute, seid ihr nicht derselben Meinung?«

Der Vorschlag des Hauptmanns ward von der ganzen Bande so vernünftig gefunden, daß sie ihn alle billigten und darüber eins wurden, man müsse vor der Hand jede andere Unternehmung bei Seite setzen, um sich bloß mit dieser beschäftigen zu können, und nicht eher davon abgehen, bis man den Zweck erreicht habe.

»Ich erwartete in der That nichts geringeres von euerem Muth und euerer Tapferkeit,« fuhr der Hauptmann jetzt fort, »doch vor allen Dingen muß einer von euch, der kühn, gewandt und unternehmend ist, ohne Waffen und in der Tracht eines Reisenden und Fremden nach der Stadt gehen und seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um auszumitteln, ob man da nicht von dem seltsamen Tode dessen spricht, den wir verdientermaßen umgebracht haben, ferner, wer er gewesen sei und in welchem Hause er gewohnt habe. Dieß zu wissen, ist uns vor allen Dingen von Wichtigkeit, damit wir nichts thun, das wir jemals zu bereuen Ursach hätten, oder uns wohl gar in einem Lande verrathen, worin wir seit so langer Zeit ungekannt gewesen, und es auch noch fernerhin um unseres eigenen Intresse's willen zu bleiben suchen müssen. Indeß um denjenigen von euch, der sich zu dieser Sendung erbieten wird, anzufeuern und zu verhindern, daß er uns nicht etwa täuscht, und uns statt eines wahrhaften Berichtes einen falschen, der unser aller Verderben nach sich ziehen könnte, abstattet, so frage ich euch, ob ihr es nicht für angemessen haltet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe.«

Ohne erst das Abstimmen der übrigen abzuwarten, sagte einer von den Räubern: »Ich unterwerfe mich dieser Bedingung und setze eine Ehre darein, durch Uebernahme dieser Sendung mein Leben aufs Spiel zu setzen. Wenn es mir nicht gelingen sollte, so werdet

ihr wenigstens glauben, daß ich es weder an gutem Willen, noch an Muth für das gemeinsame Beste unseres Vereins habe mangeln lassen.«

Dieser Räuber, nachdem er die größten Lobsprüche von dem Hauptmann und seinen Spießgesellen erhalten hatte, verkleidete sich so, daß ihn niemand dafür halten konnte, was er wirklich war. Bei seinem Abgange brach er des Nachts auf, und nahm seine Maßregeln so gut, daß er gerade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfängt, in der Stadt ankam. Er ging vor bis auf den großen Platz, wo er nur einen einzigen Laden offen sah, nämlich den des Baba Mustafa.

Baba Mustafa saß auf seinem Sessel, den Schusterpfriemen in der Hand, und bereit, in seinem Gewerbe zu arbeiten. Der Räuber redete ihn an, indem er ihm einen guten Morgen bot, und da er sein hohes Alter bemerkte, fügte er hinzu: »Guter Alter, ihr fangt sehr früh an zu arbeiten, es ist nicht möglich, daß ihr zu eurer Arbeit bei euern Jahren noch klar sehen könnt, und wenn es auch noch heller wäre, so zweifle ich dennoch, daß eure Augen zum Flicken noch scharf genug sind.«

»Wer ihr auch immer sein möget,« erwiederte Baba Mustafa, »ihr müßt mich wahrscheinlich nicht kennen. So alt ich auch schon bin, so habe ich doch noch sehr gute Augen, und ihr werdet daran nicht mehr zweifeln, wenn ich euch sage, daß ich vor noch nicht gar langer

Zeit einen Todten an einem Orte zusammengeflickt habe, wo es um nichts heller war, als es jetzt hier ist.«

Der Räuber freute sich außerordentlich, daß er sich bei seiner Ankunft an einen Mann gewendet hatte, der ihm gleich vorn herein und ohne darum befragt zu sein, von selber darüber Auskunft gäbe, um dessentwillen er eigentlich bloß hergekommen war.

»Einen Todten?« fragte er ganz verwundert; und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: »Wozu denn einen Todten zusammenflicken? ihr habt offenbar sagen wollen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war.«

»Nein, nein!« erwiederte Aly Baba; »ich weiß recht gut, was ich habe sagen wollen. Ihr möchtet mich gern aushorchen, aber ihr sollt nichts weiter erfahren.«

Der Räuber bedurfte keiner Aufklärung weiter, um überzeugt zu sein, daß er denjenigen entdeckt habe, um dessentwillen er abgesendet war. Er zog daher ein Goldstück heraus, drückte es dem Baba Mustafa in die Hand, und sagte zu ihm:

»Ich bin gar nicht Willens, in euer Geheimniß einzudringen, obwohl ich euch versichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn ihr mir es auch anvertrautet. Das einzige, um was ich euch bitte, ist, daß ihr so gefällig sein möget, mir das Haus zu bezeichnen, oder wohl selber mich bis dahin zu begleiten, wo ihr die Leiche zusammengenäht habt.

»Wenn ich auch Lust hätte, euch dieses Verlangen zu erfüllen,« erwiederte Baba Mustafa, indem er Miene machte, ihm das Goldstück wieder zurückzugeben, »so versichere ich euch gleichwohl, daß ich es nicht im Stande sein würde; ihr könnt mir es auf mein Wort glauben. Der Grund davon ist der, daß man mich bis auf einen gewissen Ort führte, mir da die Augen verband, mich sodann bis in das Haus hinein geleitete, und mich von da, nach Vollendung meines Geschäfts, auf dieselbe Weise bis an denselben Ort wieder zurückführte. Ihr sehet also, wie unmöglich es mir ist, euch diesen Dienst zu erzeigen.«

»Zum wenigsten, begann der Räuber von neuem, »müßt ihr euch doch ungefähr des Weges erinnern, den man euch mit verbundenen Augen geführt hat. Kommt daher, ich bitte euch, mit mir; ich werde euch an derselben Stelle die Augen verbinden, und wir wollen dann mit einander denselben Weg und dieselben Kreuz- und Querwege gehen, die ihr euch damals gegangen zu sein erinnert; und da jede Mühe ihres Lohnes werth ist, so habt ihr hier noch ein zweites Goldstück. Kommet nun und erzeiget mir den Gefallen, um welchen ich euch bitte. Mit diesen Worten drückte er ihm abermals ein Goldstück in die Hand.

Die beiden Goldstücke reizten Baba Mustafa. Er betrachtete sie eine Zeit lang stillschweigend in seiner Hand, gleichsam als überlegte er, was er thun solle. Endlich zog er seinen Geldbeutel aus dem Busen, steckte

sie hinein, und sagte dann zu dem Räuber: »Ich kann euch nicht dafür stehen, daß ich mich noch ganz genau auf den Weg erinnere, den man mich damals führte; doch, weil ihr es einmal so wollet, wohlan, so werde ich mein möglichstes thun, um mich darauf zu besinnen.«

Dreihundert und achtzigste Nacht.

Baba Mustafa machte sich nun zur großen Freude des Räubers auf, und ohne seinen Laden zu verschließen, worin er nichts bedeutendes zu verlieren hatte, führte er den Räuber bis zu dem Orte hin, wo ihm Morgiane die Augen verbunden. Als sie auf der Stelle angekommen waren, sagte Baba Mustafa: »Hier war es, wo man mir die Augen verband, und ich war gerade mit dem Gesichte nach der Seite hin gekehrt wie jetzt.« Der Räuber, der sein Schnupftuch schon in Bereitschaft hielt, befestigte es ihm vor die Augen, und ging dann neben ihm her, theils ihn führend, theils sich von ihm führen lassend, bis er endlich stehen blieb.

»Mich dünkt,« sagte nun Baba Mustafa, »daß ich nicht weiter damals gekommen bin.« Und wirklich befand er sich vor Kassim's Hause, worin jetzt Aly Baba wohnte. Der Räuber machte, bevor er ihm das Schnupftuch abnahm, schnell ein Zeichen mit Kreide an die Hausthür; sodann nahm er ihm das Tuch ab und fragte ihn, ob er wisse, wen dieß Haus gehöre? Baba Mustafa antwortete, er gehöre nicht in dieses Viertel, und so könne er ihm auch nichts darüber sagen.

Da der Räuber sah, er könnte von Baba Mustafa nichts weiter herausbringen, so dankte er ihm für seine Bemühung, und nachdem er ihn verlassen und in seinen Laden zurückkehren gelassen hatte, nahm er wieder seinen Weg nach dem Walde zurück, in der Ueberzeugung, daß er da gut aufgenommen werden würde.

Kurze Zeit nachher, als der Räuber und Baba Mustafa sich getrennt hatten, kam Morgiane in irgend einer Verrichtung aus dem Hause Aly Baba's heraus, und als sie wieder dahin zurückkehrte, bemerkte sie das Zeichen, welches der Räuber an die Thür gemacht hatte. Sie blieb stehen und betrachtete es aufmerksam.

Was soll dieß Zeichen bedeuten?« sprach sie bei sich selbst. »Will jemand meinem Herrn ein Leides zufügen, oder hat man es bloß zum Scherz gemacht? Indeß aus welcher Absicht man es auch immer gemacht haben mag,« fuhr sie fort, »es ist gut, sich für jeden Fall sicher zu stellen.»

Sie nahm nun sogleich Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinter folgenden Thüren fast ganz eben so aussahen, so bezeichnete sie dieselben an eben der Stelle, und ging sodann in das Haus hinein, ohne weder ihrem Herrn noch ihrer Gebieterinn das mindeste davon zu sagen.

Der Räuber setzte unterdeß seinen Weg nach dem Walde fort, und kam sehr zeitig wieder bei der übrigen Gesellschaft an. Bei seiner Ankunft stattete er von dem glücklichen Erfolg seiner Sendung Bericht ab, in-

dem er über die Maaßen das Glück pries, welches er gehabt habe, daß er gleich Anfangs den Mann gefunden, von dem er die Thatsache erfahren, nach welcher er sich hatte erkundigen sollen. Man hörte ihn mit Vergnügen an. Sodann nahm der Hauptmann das Wort, lobte seinen Eifer und sagte hierauf zu der ganzen Bande sich wendend: »Kameraden, wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren; laßt uns bewaffnet aufbrechen, doch ohne daß man es uns anmerkt; und wenn wir dann einzeln einer nach dem andern, um keinen Verdacht zu erwecken, in die Stadt eingedrungen sind, so möget ihr von den verschiedenen Seiten her auf dem großen Platze zusammentreffen, während ich mit unserem Kameraden, der uns so eben diese gute Nachricht gebracht hat, das Haus auszukundschaften suche, um darnach die für uns zweckmäßigsten Maßregeln nehmen zu können.«

Die Rede des Hauptmanns ward mit lautem Beifall aufgenommen, und sie waren bald reisefertig. Sie zogen nun zu zweien und dreien von dannen, und da sie sich immer in gehörigen Entfernungen von einander hielten, so gelangten sie, ohne Verdacht zu erregen, in die Stadt. Der Hauptmann und der, welcher erst diesen Morgen wieder zurückgekehrt war, trafen zuletzt daselbst ein. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo er das Haus Aly Baba's mit Kreide bezeichnet hatte, und als er an der einen Hausthür war, welche von Morgiane weiß bezeichnet war, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte, dieß sei die rechte. Doch

als sie ihren Weg, um sich nicht verdächtig zu machen, ohne Aufenthalt fortsetzten, und der Hauptmann bemerkte, daß die folgende Thür mit demselben Merkzeichen und zwar an eben der Stelle versehen war, machte er seinen Führer darauf aufmerksam und fragte ihn: ob es dieß oder das vorige wäre? Der Führer wurde verwirrt und wußte gar nicht zn antworten, besonders als er nebst dem Hauptmann sah, daß die vier oder fünf folgenden Thüren dasselbe Zeichen hatten. Er versicherte den Hauptmann mit einem Schwure, daß er bloß eine einzige bezeichnet habe. »Ich weiß nicht,« fuhr er fort, »wer die übrigen auf eine so ähnliche Weise bezeichnet haben mag; doch in dieser Verwirrung muß ich gestehen, daß ich dasjenige, welches ich bezeichnet habe, nicht mehr heraus finden kann.«

Der Hauptmann, der seinen Plan vereitelt sah, begab sich nach dem großen Platze, wo er seinen Leuten durch den ersten besten, der ihm begegnete, sagen ließ, daß dießmal ihre Mühe vergebens und ihre ganze Reise fruchtlos unternommen worden sei, und das jetzt kein anderer Entschluß zu fassen sei als der, den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er selbst ging ihnen mit diesem Beispiel voran, und sie folgten ihm alle in derselben Ordnung, in welcher sie gekommen waren.

Dreihundert ein und achtzigste Nacht.

Als die Bande sich im Walde wieder versammelt hatte, setzte ihnen der Hauptmann die Gründe aus ein-

ander, um derentwillen er sie hatte wieder zurückkehren lassen. Sogleich wurde der Führer des Todes schuldig erklärt, und zwar einstimmig. Er selber erklärte sich für schuldig, indem er anerkannte, daß er hätte bessere Vorsichtsmaaßregeln nehmen sollen, und somit reichte er gefaßt demjenigen seinen Hals dar, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennen sollte.

Da um der Erhaltung der ganzen Bande willen sehr viel daran lag, daß der Streich, welcher ihr so eben gespielt worden war, nicht ungerächt bliebe, so trat ein anderer Räuber auf, welcher versprach, daß es ihm besser gelingen würde als dem vorigen, um sich die Uebertragung dieses Geschäfts als einen Vorzug ausbat. Sie Sache wird genehmigt. Er macht sich nun auf, besticht den Baba Mustafa, so wie es der erste gethan, und Baba Mustafa führte ihn mit verbundenen Augen wiederum vor Aly Baba's Haus. Er bezeichnete sofort dasselbe an einer minder bemerkbaren Stelle mit Roth in der Meinung, er werde es dadurch um so sicherer von den weißbezeichneten unterscheiden können.

Doch bald darauf trat Morgiane aus dem Hause, ganz so wie den vorigen Tag, und bei ihrer Nachhausekunft entging das rothe Merkzeichen ihren scharfsehenden Augen nicht. Sie stellte dieselben Betrachtungen an, wie früher, und unterließ nicht, dasselbe Zeichen, mit Röthel an die benachbarten Thüren und zwar an dieselbe Stelle hin zu machen.

Der Räuber unterließ nicht bei seiner Rückkehr in den Wald seine genommene Maßregel vor der ganzen Bande als eine untrügliche auszugeben, so daß man das bezeichnete Haus jetzt gar nicht mehr verfehlen könne. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, daß die Sache nun durchaus gelingen müsse. Sie begaben sich daher in derselben Ordnung und mit derselben Sorgfalt wie früher, auch ganz eben so bewaffnet, in die Stadt, um den Streich, den sie vorhatten, auszuführen, und der Hauptmann nebst dem Räuber ging gleich bei seiner Ankunft in die Straße Aly Baba's, fand aber dieselbe Schwierigkeit wie das erstemal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt und der Räuber gerieth in dieselbe Bestürzung wie derjenige, welcher zuvor denselben Auftrag gehabt.

So war denn der Hauptmann gezwungen, sich noch denselben Tag mit seinen Leuten zurückzuziehen, und zwar eben so wenig befriedigt als den vorigen Tag. Der Räuber unterzog sich, als Urheber dieses Mißgriffs, auf gleiche Weise der Strafe, welcher er sich freiwillig unterworfen hatte.

Der Hauptmann, welcher seine Bande um zwei brave Leute vermindert sah, fürchtete eine noch größere Verminderung, wenn er fortführe, bei Erkundigung nach Aly Baba's Hause sich auf andere zu verlassen. Ihr Beispiel belehrte ihn, daß sie mehr zu kühnen Gewaltstreichen geeignet wären, als zu solchen Dingen, wo Kopf nöthig sei. Er übenahm daher die Sache selber,

ging nach der Stadt, und geleitet von Baba Mustafa, der ihm denselben Dienst leistete, wie den beiden vorigen Abgeordneten seiner Bande, gab er sich nicht erst damit ab, irgend ein Merkzeichen an Aly Baba's Haus zu machen, sondern er besichtigte es genau, indem er es nicht bloß aufmerksam betrachtete, sondern auch verschiedene male vorüber ging, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Der Räuberhauptmann kehrte nun, zufrieden mit seiner Reise und von allem, was er nur wünschte, unterrichtet nach dem Walde zurück, und als er nun in die Felsenhöhle, wo die Räubertruppe ihn erwartete, eingetreten war, sprach er zu ihnen; »Kameraden, jetzt kann uns nichts mehr hindern, volle Rache für den Schaden zu nehmen, der uns zugefügt worden ist; denn ich kenne nun mit Gewißheit das Haus des Strafbaren, auf den die Rache fallen muß. Unterweges habe ich auf Mittel und Wege gedacht, dieselbe so geschickt zu vollziehen, daß niemand von unserm Zufluchtsorte, noch weniger von unserm Schatze Kunde erhält; denn dieß ist das Ziel, was wir bei unserer Unternehmung im Auge behalten müssen, sonst könnte sie, anstatt zu nützen, sehr verderblich werden. Um dieses Ziel zu erreichen,« fuhr der Hauptmann fort, »habe ich mir folgendes ausgesonnen. Wenn ich es euch werde auseinander gesetzt haben, und irgend einem von euch fällt ein noch besseres Auskunftsmittel ein, so mag er es uns mittheilen.«

Nun erklärte er ihnen, wie er sich dabei zu benehmen gedenke, und als sie ihm alle ihren Beifall zu erkennen gegeben hatten, trug er ihnen auf, sich in die umliegenden Dörfer, Flecken und Städte zu zertheilen, neunzehn Maulesel zu kaufen, und acht und dreißig große Lederschläuche, um Oel darin fortzuschaffen, und zwar den einen voll, die andern aber leer.

Binnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber alles beisammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für seinen Zweck etwas zu eng waren, so ließ der Hauptmann sie ein wenig weiter machen, und nachdem er in jeden Schlauch einen seiner Leute mit den nöthigen Waffen hatte hineinkriechen lassen, und um des freien Athemholens willen bloß einen aufgetrennten Riß offen gelassen hatte, verschloß er sie so, daß er aussah, als wäre Oel drinnen, und um die Täuschung noch größer zu machen, befeuchtete er sie auswendig mit Oel, welches er aus dem vollen Schlauche nahm.

Nachdem die Sachen alle angeordnet und die sieben und dreißig Räuber, jeder in einem Schlauche steckend, nebst dem vollen Oelschlauche auf die Maulesel geladen worden waren, nahm der Hauptmann, als Führer derselben, um die festgesetzte Stunde seinen Weg nach der Stadt, und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, wie er sich es vorgenommen hatte, daselbst an. Kaum war er angelangt, so ging er gerades Weges nach dem

Hause Aly Baba's, in der Absicht, da anzuklopfen und sich da von der Gefälligkeit des Hausherrn ein Nachtlager für sich und seine Maulesel auszubitten. Er durfte nicht erst anklopfen, sondern fand Aly Baba schon an der Thür, der nach dem Abendessen die Abendkühlung genoß. Er ließ sogleich seine Maulesel halten, wendete sich an Aly Baba, und sagte zu ihm: »Herr, ich bringe das Oel, welches ihr hier sehet, sehr weit her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, und weiß bei dieser späten Abendstunde nicht, wo ich ein Unterkommen finden soll. Wenn es euch nicht etwa unbequem ist, so erzeigt mir die Gefälligkeit, mich für diese Nacht in eurem Hause aufzunehmen; ich werde euch dafür vielen Dank wissen.«

Obwohl Aly Baba den Mann, der jetzt mit ihm sprach, bereits im Walde gesehen und sogar reden gehört hatte, so konnte er ihn doch unter dieser Verkleidung eines Oelhändlers unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wiedererkennen.

»Seid schön willkommen,« sagte er zu ihm, »tretet herein.« Und mit diesen Worten machte er ihm Platz, daß er mit seinen Mauleseln hineingehen konnte. Zugleich rief Aly Baba seinem Sklaven und befahl ihm, sobald die Maulesel abgepackt sein würden, sie nicht bloß in den Stall unter Dach und Fach zu bringen, sondern ihnen auch noch Heu und Gerste zu reichen. Auch nahm er sich die Mühe, selbst in die Küche zu gehen, und Morgianen zu befehlen, sie möge

nur schnell für den neuangekommenen Gast ein gutes Abendbrot bereiten und in einem Zimmer ein Bette für ihn aufschlagen.

Aly Baba that noch mehr, um seinen Gast aufs beste aufzunehmen. Als er nämlich sah, daß der Räuberhauptmann seine Maulesel abgepackt habe, daß diese ferner, wie er es befohlen, in den Stall geführt worden seien, und daß er einen Ort suche, um die Nacht unter freien Himmel zuzubringen, so ging er hin und faßte ihn bei der Hand, um ihn in den Saal herein zu führen, in welchem er seine Besuche zu empfangen pflegte, indem er ihm sagte, daß er es nicht zugeben würde, daß er im Hofe übernachtete. Der Räuberhauptmann machte indeß die größten Entschuldigungen, dem Vorgeben nach, weil er nicht gern zur Last fallen wollte, in der That aber, um in Ausführung dessen, was er im Schilde führte, freieres Spiel zu haben, und gab erst auf die inständigsten Bitten dem höflichen Andringen Aly Baba's nach.

Aly Baba begnügte sich nicht, dem, der ihm nach dem Leben trachtete, so lange Gesellschaft zu leisten, bis Morgiane ihm das Abendessen auftrug, sondern unterhielt sich auch noch fortwährend mit ihm über allerlei Dinge, von denen er glaubte, daß sie ihm Vergnügen machen könnten, und verließ ihn nicht eher, als bis er die Mahlzeit, womit er ihn bewirthete, verzehrt hatte.

»Ich überlasse dir nun die freie Wahl,« fuhr er fort, »du darfst alles das, was du etwa verlangst, bloß sagen, in meinem ganzen Hause steht alles dir zu Diensten.«

Dreihundert zwei und achtzigste Nacht.

Der Räuberhauptmann stand mit Aly Baba zugleich auf und begleitete ihn bis an die Thür. Während nun Aly Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu reden, ging jener in den Hof, unter dem Vorwande, er wolle in den Stall sehen, ob es seinen Mauleseln an etwas fehle.

Nachdem Aly Baba von neuem Morgianen anempfohlen hatte, für seinen Gast aufs beste zu sorgen und es ihm an nichts fehlen zu lassen, fügte er hinzu: »Morgiane, ich will dir zugleich noch sagen, daß ich morgen früh vor Tage ins Bad gehen will. Sorge daher, daß meine Badewäsche in Bereitschaft sei, übergab sie an Abdallah — so hieß nämlich sein Sklave — und mache mir eine gute Fleischbrühe zurecht, damit ich sie bei meiner Rückkehr zu mir nehmen kann.«

Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Der Räuberhauptmann indeß gab beim Herausgehen aus dem Stalle seinen Leuten Befehl, was sie thun sollten. Vom ersten Schlauche an bis zum letzten, sagte er zu einem jeden:

»Wenn ich aus meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfen werde, so unterlasset nicht, mit dem Messer, das ihr bei euch habt, den Schlauch von oben bis unten aufzuschneiden und aus der Öffnung herauszukriechen; ich werde dann schon bald bei euch sein.«

Das Messer, wovon er sprach, war für diesen Zweck eigens gespitzt und geschliffen.

Nachdem dieß geschehen war, kehrte er zurück, und so wie er an der Küchenthür sich zeigte, nahm Morgiane ein Licht und führte ihn nach dem Zimmer, das für ihn eingerichtet war, worin sie ihn dann allein ließ, nachdem sie ihn gefragt hatte, ob er noch etwas bedürfe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er bald darauf das Licht aus, und legte sich ganz angekleidet nieder, um gleich nach dem ersten Schlafe wieder aufstehen zu können.

Morgiane vergaß nicht Aly Baba's Befehle. Sie legte seine Badewäsche zurecht, übergab sie an Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und setzte den Topf zu der Fleischbrühe ans Feuer. Während sie nun den Topf abschäumte, löschte plötzlich die Lampe aus. Es war gerade kein Oel mehr im Hause, auch waren zufällig keine Lichtkerzen vorräthig. Was war hier nun zu thun? Sie mußte durchaus hell sehen, um den Topf abschäumen zu können. Sie entdeckte ihre Verlegenheit dem Abdallah.

»Da ist freilich guter Rath theuer!« erwiederte

Abdallah. »Doch geh nur und hole dir Oel aus einem jener Schläuche, die da im Hofe liegen.«

Morgiane dankte dem Abdallah für diesen Rath, und während er sich neben Aly Baba's Gemache legte, um ihn ins Bad begleiten zu können, nahm sie den Oelkrug und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten besten Schlauche näherte, fragte der Räuber, welcher darin steckte, ganz leise: »Ist es Zeit?«

Obwohl der Räuber ganz leise gesprochen hatte, so wurde doch Morgiane über diese Stimme sehr stutzig, und zwar um so eher, da der Räuberhauptmann, sobald er seinen Mauleseln die Last abgeladen, nicht bloß diesen Schlauch, sondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen, die ohnehin darin eine sehr üble Lage hatten, obwohl sie freilich wohl etwas Athem holen konnten.

Jede andere Sklavinn als Morgiane — obwohl sie freilich selber nicht wenig überrascht war, in einem Schlauche, woraus sie Oel holen wollte, einen Menschen anzutreffen — hätte darüber einen Lärm angefangen, der viel Unheil hätte anrichten können. Doch Morgiane war über dergleichen hinweg. Sie bemerkte augenblicklich, wie viel hier darauf ankomme, die Sache geheim zu halten, ferner die dringende Gefahr, worin Aly Baba und seine Familie und sie selber schwebte, und die Nothwendigkeit, so schnell als möglich und ohne viel Geräusch Maßregeln dagegen zu ergreifen, und ihr fähiger Kopf zeigte ihr bald die

Mittel und Wege dazu. Sie besann sich also augenblicklich, und ohne irgend einen Schrecken blicken zu lassen, antwortete sie, als ob sie der Räuberhauptmann wäre, auf die Frage mit den Worten: »Noch nicht; aber bald!« Drauf näherte sie sich dem folgenden Schlauche. Dieselbe Frage erfolgte wieder, und so fort bis zum letzten, der voll Oel war, und auf jede Frage gab sie immer dieselbe Antwort.

Morgiane erfuhr dadurch, daß ihr Herr Aly Baba, anstatt — wie er glaubte — einen bloßen Oelhändler bei sich aufzunehmen, acht und dreißig Räuber nebst ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in seinem Hause beherberge. Sie füllte also geschwind ihren Krug mit Oel, das sie aus dem letzten Schlauche nahm. Drauf kehrte sie in die Küche zurück, wo sie zuerst Oel in die Lampe goß und sie wieder anzündete, und dann einen großen Kessel nahm, mit diesem in den Hof zurückging und ihn aus dem Schlauche ganz mit Oel füllte. Sodann trug sie ihn wieder zurück, setzte ihn über das Feuer, und legte Stammholz darunter, weil sie, je eher das Oel ins Sieden kam, desto eher auch ihren Entwurf für das gemeinsame Wohl des Hauses, der keinen Aufschub litt, auszuführen vermochte. Endlich war das Oel im Sieden. Sie nahm nun den Kessel, und goß in jeden Schlauch, vom ersten bis zum letzten, so viel siedendes Oel als hinreichend war, um sie zu ersticken und zu tödten, welches denn auch wirklich der Fall war.

Nachdem Morgiane diesen Streich, der ihres Muthes würdig war, eben so geräuschlos, als sie ihn entworfen, ausgeführt hatte, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschloß sie. Dann löschte sie das große Feuer aus, das sie angezündet hatte, und ließ bloß so viel übrig als nöthig war, um den Topf mit Fleischbrühe für Aly-Baba zu kochen. Zuletzt blies sie auch die Lampe aus und verhielt sich ganz still, in der Absicht nicht eher zu Bette zu gehen, als bis sie durch ein Küchenfenster, das nach dem Hause hinaus ging, so weit die Dunkelheit der Nacht es gestattete, geobachtet haben würde, was etwa vorgehen möchte.

Morgiane hatte noch nicht eine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er steht auf, öffnet das Fenster, sieht hinaus, und da er nirgens mehr Licht, sondern im Hause überall die tiefste Ruhe und Stille herrschen sieht, so giebt er das Zeichen, indem er kleine Steine hinunter wirft, von denen mehrere, wie er aus dem Schalle hören konnte, auf die ledernen Schläuche fielen. Er horcht, bemerkt und hört aber nichts, woraus er etwa schließen könnte, daß seine Leute sich in Bewegung setzten. Dieß beunruhigt ihn, er wirft zum zweiten und dritten mal kleine Steinchen hinunter, sie fallen auf die Schläuche, doch keiner von den Räubern gibt das geringste Lebenszeichen von sich. Da er den Grund davon gar nicht begreifen konnte, so steigt er voll Unruhe, doch

mit so wenig Geräusch als möglich, in den Hof hinunter, nähert sich dem ersten Schlauche, und als er eben den Räuber fragen will, ob er schlafe, riecht er einen Geruch vom heißem Oel und von Verbranntem, der aus dem Schlauche emporsteigt, woraus er denn abnehmen kann, daß sein Plan, Aly Baba umzubringen, das Haus desselben zu plündern, und das seiner Gesellschaft geraubte Gold wo möglich wieder mit fortzunehmen, fehlgeschlagen sei. Von da geht er nun zum folgenden Schlauche und so fort bis zum letzten, und er findet durchaus, daß alle seine Leute dasselbe Loos getroffen hat. Die Verminderung des Oels in dem vollen Oelschlauche zeigte ihm übrigens, welcher Mittel und Wege man sich bedient hatte, um ihm des Beistandes, den er sich von ihnen versprochen, zu berauben. In der Verzweiflung über den mißlungenen Streich brach er durch die Thür, welche aus dem Hofe in den Garten Aly Baba's führte, und so flüchtete er, indem er über die Zwischenmauern hinwegsprang, von einem Garten zum andern.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und den Räuberhauptmann, nachdem sie eine Weile gewartet, nicht mehr wiederkommen sah, so zweifelte sie nicht mehr, welchen Entschluß er gefaßt haben möge, da die Hausthür doppelt verschlossen war. Zufrieden und erfreut, daß ihr die Rettung des ganzen Hauses so gut gelungen war, legte sie sich endlich zu Bette und schlief ein.

Aly Baba stand unterdeß vor Tage auf, und ging, von seinem Sklaven begleitet, ins Bad, ohne von der entsetzlichen Begebenheit, die während der Nacht in seinem Hause vorgefallen, das geringste zu wissen, weil Morgiane aus guten Gründen es nicht für angemessen erachtet hatte, ihn zu wecken, indem sie im Augenblick der Gefahr keine Zeit zu verlieren gehabt, und nach Abwendung derselben seine Ruhe zu stören für zwecklos gehalten hatte.

Dreihundert drei und achtzigste Nacht.

Als Aly Baba aus dem Bade in sein Zimmer zurückkam, war die Sonne bereits aufgegangen. Er wunderte sich, daß die Oelschläuche noch auf ihrer Stelle lagen, und daß der Kaufmann sie mit seinen Eseln noch nicht auf den Markt geführt hatte, und fragte deshalb Morgiane, die ihm die Thür öffnete und alles so stehen und liegen gelassen hatte, um ihm den vollständigen Anblick zu verschaffen und ihm um so mehr deutlich machen zu können, was sie für seine Lebensrettung gethan habe.

»Mein guter Herr!« antwortete ihm Morgiane. »Gott erhalte euch und euer ganzes Haus! Ihr werdet das, was ihr zu wissen wünschet, um so besser einsehen, wenn ihr das, was ich euch zeigen will, in Augenschein genommen haben werdet. Bemühet euch jetzt nur, mit mir zu kommen.«

Aly Baba folgte Morgianen. Sobald diese die Thür verschlossen hatte, führte sie ihn zum ersten Schlauche und sagte: »Da sehet einmal in diesen Schlauch hinein, und sehet zu, ob es Oel darin giebt!«

Aly Baba blickte hinein, und als er einen Mann in dem Schlauche gewahrte, fuhr er mit einem lauten Schrei erschrocken zurück.

»Fürchtet nichts,« sagte Morgiane zu ihm, »der Mann, den ihr da sehet, wird euch nichts zu Leide thun; er hat wohl manches gethan, doch jetzt ist er nicht mehr im Stande, weder euch noch irgend jemandem etwas zu thun; er ist todt.«

»Morgiane,« rief Aly Baba, »was soll das bedeuten, was du mir da zeigst? Erkläre es mir.«

Ich werde euch erklären,« erwiederte Morgiane; »doch mäßiget eure Verwunderung, und macht nicht die Neugierde der Nachbaren auf einen Gegenstand rege, den euer eigenes Interesse geheim zu halten erfordert. Doch besehet euch zuvor die andern Schläuche.«

Aly Baba sah in die andern Schläuche nach der Reihe hinein, von dem ersten bis zum letzten, worin Oel war, das aber augenscheinlich vermindert war. Als er dieß gethan hatte, blieb er starr und unbeweglich stehen, indem er seine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgianen richtete, und zwar ohne ein Wort zu reden, so groß war sein Erstaunen. Endlich bekam er gleichsam die Sprache wieder und fragte: »Was ist denn nun aber aus dem Kaufmann geworden?

»Der Kaufmann,« erwiederte Morgiane, »ist eben so wenig ein Kaufmann als ich es bin. Ich werde euch erzählen, wer er ist und was aus ihm geworden. Doch, ihr werdet die ganze Geschichte bequemer auf eurem Zimmer hören, denn es ist noch gerade Zeit, daß ihr jetzt nach dem Bade um euerer Gesundheit willen eine gute Fleischbrühe zu euch nehmet.«

Während Aly Baba sich in sein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleischbrühe aus der Küche, und reichte sie ihm; doch Aly Baba sagte, bevor er sie zu sich nahm:

»Fange nur immer an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mit eine so seltsame Geschichte mit allen einzelnen Umständen.«

Morgiane fing daher, um Aly Baba zu gehorchen, folgendermaßen an:

»Herr, gestern Abend, als ihr bereits zu Bette gegangen waret, setze ich, wir ihr mir befohlen, eure Badewäsche in Stand und übergab sie an Abdallah. Hierauf setze ich den Topf mit Fleischbrühe ans Feuer, und während ich diese schäumte, erlosch plötzlich aus Mangel an Oel die Lampe. Ich fand auch nicht einen Tropfen mehr im Kruge; ich suchte daher einige Enden Licht, fand aber auch kein einziges. Abdallah, der meine Verlegenheit bemerkte, erinnerte mich an die Oelschläuche im Hofe, wofür er sie nähmlich hielt, wie denn auch ich und ihr selber dieß geglaubt habet. Ich nahm also den Oelkrug und lief zu den nächsten Schlauche.

Doch als ich nahe daran war, kam eine Stimme aus demselben, die mich fragte: »Ist es Zeit?« Ich erschrack nicht, sondern merkte auf der Stelle die Bosheit des angeblichen Kaufmanns, und antwortete ohne Zögern: »Noch nicht, aber bald!« Ich trat zum folgenden Schlauche, und eine andere Stimme that an mich dieselbe Frage, und ich gab dieselbe Antwort. So ging ich denn von einem Schlauche zum andern, immer dieselbe Frage und dieselbe Antwort, und erst im letzten Schlauche fand ich Oel, womit ich meinen Krug anfüllte. Als ich nun überlegte, daß sich mitten in eurem Hofe acht und dreißig Räuber befänden, die bloß auf das Zeichen oder den Befehl ihres Anführers warteten, — den ihr für einen Kaufmann gehalten und so gut aufgenommen — und die im Begriff waren, das ganze Haus anzuzünden, so verlor ich keine Zeit, sondern trug den Krug zurück, zündete die Lampe an, und nahm den größten Küchenkessel und füllte ihn mit Oel an. Diesen setzte ich dann über das Feuer, und als er im Sieden war, so goß ich in jeden Schlauch, worin ein Räuber steckte, so viel als hinlänglich war, um sie zu hindern, den verderblichen Plan auszuführen, um dessentwillen sie gekommen waren. Nachdem nun die Sache ein solches Ende gekommen, wie ich mir es ausgedacht hatte, kehrte ich in die Küche zurück, löschte die Lampe aus, und bevor ich zu Bette ging, fing ich an, durchs Fenster ganz ruhig zu beobachten, welchen Entschluß der vermeintliche Oelhändler nehmen würde.

Nach einer Weile hörte ich, daß er zum Zeichen kleine Steine aus dem Fenster warf, welche auf die Schläuche herabfielen. Er warf dergleichen zum zweiten und dritten mal, und da er nichts sich regen und bewegen hörte, kam er herunter, und ich sah ihn von einem Schlauche zum andern gehen, worauf ich ihn aber wegen der Dunkelheit der Nacht aus dem Gesicht verlor. Ich gab noch einige Zeit Acht und da ich ihn nicht wieder zurückkommen sah, so zweifelte ich nicht, daß er aus Verzweiflung über das Mißlingen durch den Garten entflohen sei. In der Ueberzeugung, daß das Haus nunmehr ganz sicher sei, legte ich mich zu Bette.«

»Dieß ist nun,« fügte Morgiane am Schlusse hinzu,» die Geschichte, um die ihr mich befragt habt, und ich bin überzeugt, daß dieß alles die Folge einer Beobachtung ist, die ich vor zwei und drei Tagen gemacht habe, und die ich euch nicht erst mittheilen zu dürfen glaubte. Als ich das einemal sehr früh von einem Gange in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Thür nach der Strasse weiß bezeichnet sei, und den Tag darauf bemerkte ich ein rothes Zeichen. Ohne zu wissen, zu welchem Zwecke dieß geschehen sei, bezeichnete ich jedesmal zwei bis drei Hausthüren unserer Nachbaren, sowohl vor als hinter uns in der Reihe, eben so und an derselben Stelle. Wenn ihr nun dieß mit dem, was so eben geschehen, zusammenhaltet, so werdet ihr finden, daß dieß alles durch jene Räuber im Walde angezettelt worden ist, deren Zahl indeß — ohne daß ich

begreifen kann, wie um zwei verringert worden ist. Wie dem aber auch sein mag, so sind ihrer höchstens nur noch drei davon übrig. Uebrigens beweist dieß alles, daß sie euch den Untergang geschworen hatten, und daß es gut wäre, wenn ihr euch so lange, als nur noch einer derselben am Leben ist, in Acht nähmet. Was mich betrifft, so werde ich nichts unterlassen, um meiner Pflicht gemäß für die Erhaltung eures Lebens zu wachen.«

Als Morgiane ausgeredet hatte, sagte Aly Baba, durchdrungen von der höchsten Dankbarkeit gegen sie:

»Ich will nicht eher sterben, als bis ich dich nach Verdienst belohnt habe. Ich verdanke dir das Leben, und um dir gleich vorläufig ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu geben, so schenke ich dir von nun an die Freiheit, bis ich das, was ich mir vorgenommen, werde ausführen können. Uebrigens bin ich wie du der Ueberzeugung, daß die vierzig Räuber mir diese Falle gelegt haben. Gott hat mich durch deine Hand von ihnen befreit, und ich hoffe, daß er auch fernerhin mich vor ihrer Bosheit bewahren, sie vollends von meinem Haupte abwenden, und die Welt von ihren Nachstellungen und von dieser verruchten Brut befreien wird. Was wir jetzt zu thun haben, ist, die Leichen dieser Pest des menschlichen Geschlechts unverzüglich und so insgeheim zu beerdigen, daß niemand von ihrem Schicksal das mindeste ahnen kann, und daran will ich denn jetzt mit Abdallah arbeiten.«

Dreihundert vier und achtzigste Nacht.

Der Garten Aly Baba's war sehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu säumen, ging er nun mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um da eine lange und breite Grube zu machen, nach Verhältniß der Leichen, die in dieselbe hinein kommen sollten. Der Boden war leicht aufzugraben, und sie wurden binnen kurzer Zeit fertig. Sie zogen nun die Leichen aus den Lederschläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber ausgerüstet gewesen, bei Seite, schleppten dann die Leichen an das Ende des Gartens, legten sie nach der Reihe in die Grube, und nachdem sie die aufgewühlte Erde drüber hin geschüttet, zerstreuten sie die übrige Erde in die Runde umher, so daß das Erdreich wieder so gleichmäßig wurde wie zuvor. Aly Baba ließ nun die Oelschläuche und die Waffen sorgfältig verbergen, die Maulesel dagegen, die er gerade nicht brauchen konnte, schickte er zu verschiedenen malen auf den Markt, wo er sie durch seinen Sklaven verkaufen ließ.

Während Aly Baba alle diese Maßregeln nahm, um das Mittel und den Weg, wodurch er reich geworden, der Kunde der Leute zu entziehen, war der Räuberhauptmann mit unbeschreiblichem Aerger in den Wald zurückgekehrt, und in der heftigen Bewegung oder vielmehr in der Bestürzung über den unglücklichen und widrigen Erfolg war er in die Felsenhöhle hineingetreten, ohne unterweges irgend einen Entschluß in Hinsicht dessen

fassen zu können, was er gegen Aly Baba thun oder nicht thun sollte. Die Einsamkeit dieses düstern Aufenthaltsortes dünkte ihm entsetzlich.

»Brave Leute,« rief er aus, »Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und Anstrengungen, wo seid ihr? Was kann ich thun ohne euch? Also bloß darum hatte ich euch versammelt und mir auserlesen, um euch auf einmal durch ein so unseliges und eures Muthes so unwürdiges Loos umkommen zu sehen? Ich würde euch minder betrauern, wenn ihr als tapfere Männer, mit dem Säbel in der Faust gefallen wäret. Wenn werde ich je wieder eine solche Schaar von handfesten Leuten, wie ihr waret, zusammenbringen können? Und wenn ich es auch wollte, würde ich es wohl unternehmen können, ohne diese Menge von Gold, Silber und Reichthümern demjenigen zur Beute werden zu lassen, der sich schon mit einem Theil derselben bereichert hat? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm nicht das Leben genommen habe. Was ich mit einem so mächtigen Beistande nicht auszuführen vermochte, werde ich jetzt allein vollbringen, und wenn ich nun so dafür gesorgt haben werde, daß der Schatz nicht mehr der Plünderung ausgesetzt ist, so werde ich darauf hinarbeiten, daß es nach mir ihm weder an einem Nachfolger noch an einen Herrn mangeln, und daß er sich bis auf die spätesten Nachkommen erhalten und vermehren soll.«

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, war er nicht weiter verlegen um die Mittel ihn auszuführen. Voll

Hoffnung und Seelenruhe schlief er nun ein, und brachte die Nacht ruhig zu.

Als er den folgenden Morgen, wie er sich vorgenommen, sehr früh aufgestanden war, legte er seinem Plan gemäß ein sehr stattliches Kleid an, und ging nach der Stadt, wo er in einen Chan einkehrte. Da er erwartete, daß das, was in Aly Baba's Hause vorgegangen, Aufsehen gemacht haben könne, so fragte er den Aufseher des Chans gelegentlich im Gespräch, ob es etwas Neues in der Stadt gäbe? worauf aber der Aufseher eher von jeder andern Sache sprach, als von der, die er zu wissen wünschte. Er schloß daraus, daß Aly Baba bloß darum ein Geheimniß aus der Sache mache, weil er nicht haben wolle, daß seine Kunde von dem Schatze und dem Mittel, ihn zu öffnen, sich weiter verbreiten möchte, und weil er wohl wisse, daß man ihm bloß um dieser Ursach willen nach dem Leben trachte. Dieß feuerte ihn noch mehr an, sich seiner auf dieselbe geheime Weise zu entledigen.

Der Räuberhauptmann schaffte sich ein Pferd an, welches er dazu brauchte, um mehrere Gattungen reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu führen, indem er mehrere Reisen in den Wald machte, und zwar mit der nöthigen Vorsicht, um den Ort zu verhehlen, wo er sie herholte. Als er von diesen Waaren so viel aufgehäuft hatte, als ihm hinlänglich schien, so suchte er, um sie abzusetzen, sich einen Laden. Er fand auch einen, und nachdem er ihn von

dem Besitzer desselben gemiethet hatte, so staffirte er ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand sich der Laden, der ehemals Kassim gehört hatte, und gegenwärtig seit kurzer Zeit von Aly Baba's Sohne in Besitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, welcher den Namen Kodjah-Hussain angenommen, unterließ als neuer Ankömmling nicht, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die seine Nachbaren waren, alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen. Indeß da der Sohn Aly Baba's noch jung, wohlgebildet, und nicht ohne Geist war, und da er mit ihm öfter als mit den andern Kaufleuten zu sprechen Gelegenheit hatte, so hatte er sehr bald mit ihm Freundschaft geschlossen. Ja er suchte sogar seinen Umgang bald noch mehr und noch eifriger, als er drei bis vier Tage nach seiner neuen Einrichtung den Aly Baba wiedererkannt hatte, der seinen Sohn zu besuchen kam, wie er es wohl von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, und er nach Aly Baba's Weggange von dem Sohne erfahren hatte, es sei sein Vater. Jetzt verdoppelte er seine Gefälligkeit gegen ihn, liebkoste ihm, machte ihm kleine Geschenke, ja er bewirthete ihn sogar, und ließ ihn mehrere male bei sich mitspeisen.

Aly Baba's Sohn wollte dem Kodjah Hussain nicht so viele Verbindlichkeiten schuldig bleiben, ohne ihm ein gleiches zu erwiedern. Indeß er wohnte sehr eng, und war nicht so bequem eingerichtet, wie jener, um ihn so bewirthen zu können, als er es wünschte. Er sprach

daher einst mit seinem Vater Aly Baba darüber, und äußerte, es würde wohl nicht schicklich sein, wenn er länger so bliebe, ohne sich dem Kodjah Hussain für seine Höflichkeiten erkenntlich zu beweisen.

Aly Baba nahm mit Vergnügen die Bewirthung über sich.

»Mein Sohn,« sagte er, »morgen ist Freitag. Da dieß nun ein Tag ist, wo die großen Kaufleute, wie Kodjah Hussain und du selber, ihre Laden geschlossen halten, so mache des Nachmittags mit ihm einen Spaziergang, und richte es auf dem Rückwege so ein, daß du ihn an meiner Wohnung vorbeiführst und ihn herein nöthigest. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn förmlich einladest. Ich werde jetzt Morgianen befehlen, eine Abendmahlzeit zuzurichten, und dieselbe in Bereitschaft zu halten.«

Freitags fanden sich Aly Baba's Sohn und Hussain des Nachmittags an dem Orte ein, wo sie sich hinbestellt hatten, und machten ihren Spaziergang mit einander. Auf dem Rückwege suchte Aly Baba's Sohn den Hussain durch die Straße zu führen, wo sein Vater wohnte, und als sie dicht an der Hausthür waren, hielt er ihn an, klopfte und sagte: »Dieß ist das Haus meines Vaters, welcher auf meine Aeußerungen über die Freundschaft, die ihr mir beweiset, mir aufgetragen hat, ihm die Ehre euerer Bekanntschaft zu verschaffen. Ich bitte euch demnach, auch diese Gefäl-

ligkeit noch zu denen, die ihr mir bisher erwiesen habt, hinzuzufügen.«

Obwohl nun Kodjah Hassan zu dem Ziele gelangt war, wonach er strebte, nämlich Eintritt in Aly Baba's Haus zu erhalten und ihn umzubringen, ohne das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, so unterließ er doch nicht, Entschuldigungen zu machen und sich zu stellen, als wolle er von dem Sohne Abschied nehmen; doch da so eben der Sklave Aly Baba's öffnete, so faßte ihn der Sohn mit Artigkeit bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewissermaßen, mit ihm hereinzutreten.

Dreihundert fünf und achtzigste Nacht.

Aly Baba empfing den Kodjah Hussain so freundlich und so gut, als er es nur wünschen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er gegen seinen Sohn bewiesen. »Die Verbindlichkeit, die er euch dafür schuldig ist, und die ich euch selber dafür schuldig bin,« fuhr er fort, »ist um so größer, da er noch ein junger Mensch und ohne Weltkenntniß ist, zu dessen Bildung mitzuwirken ihr so gütig seid.«

Kodjah Hussain erwiederte Aly Baba's Höflichkeiten durch ähnliche, indem er ihn versicherte, daß, wenn sein Sohn auch noch nicht die Erfahrung mancher Greise sich erworben habe, so habe er doch einen sehr gesunden Verstand, der bei ihm die Erfahrung vieler andern Menschen verträte.

Nach einem kurzen Gespräch über andere gleichgültige Gegenstände wollte Hussain Abschied nehmen; doch Aly Baba ließ ihn nicht fort.

»Herr,« sagte er zu ihm, »wohin wollt ihr gehen? Ich bitte euch, mir die Ehre zu erzeigen, ein Abendbrot bei mir einzunehmen. Das Mahl, womit ich euch zu bewirthen gedenke, ist freilich nicht so glänzend, als ihr es verdientet, doch, wie es auch immer sein mag, ich hoffe, daß ihr es eben so gutherzig aufnehmen werdet, als ich es euch gebe.«

«Herr Aly Baba,« erwiederte Kodjah Hussain, »ich bin von eurer guten Gesinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich mir es von euch ausbitte, es nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne, ohne euer höfliches Anerbieten anzunehmen, so bitte ich euch, zu glauben, daß dieß weder aus Geringschätzung noch aus Unhöflichkeit geschieht, sondern weil ich einen besonderen Grund dazu habe, den ihr selber billigen würdet, wenn er euch bekannt wäre.«

»Und was kann dieß für ein Grund sein?« fiel hier Aly Baba ein; darf man euch wohl darnach fragen?«

»Ich kann es euch sagen,« antwortete Kodjah Hussain; »darum, weil ich weder Fleisch noch andere Zugemüse esse, worin irgend Salz ist. Ihr könnt nun selbst ermessen, welche Rolle ich bei eurer Tafel spielen würde.«

»Wenn ihr bloß diesen Grund habt,« fuhr Aly Baba dringender fort, »so soll er mich gewiß nicht

der Ehre berauben, euch diesen Abend bei Tische zu haben, außer ihr hättet etwas anderes vor. Erstens ist in dem Brote, das in meinem Hause gespeist wird, kein Salz; und was das Fleisch und die Zugemüse und Brühen betrifft, so verspreche ich euch, daß in dem, was euch heute vorgesetzt werden wird, ebenfalls kein Salz sein soll; ich werde sogleich die nöthigen Befehle dazu geben. Erweiset mir daher die Gefälligkeit zu bleiben, ich werde binnen einem Augenblicke wieder bei euch sein.«

Aly Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, in das Fleisch, welches sie heute auftragen würde, kein Salz zu thun, und außer den Nebengerichten, die er bei ihr bestellt habe, schnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz wäre.

Morgiane, die so eben aufzutragen im Begriff war, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über diesen neuen Befehl an den Tag zu legen und sich deshalb gegen Aly Baba zu erklären.

»Wer ist denn,« fragte sie, »dieser eigensinnige Mensch, der kein Salz essen mag? Euer Abendessen wird nicht mehr so gut sein, wenn ich es später auftrage.«

»Werde nur nicht böse, Morgiane,« sagte hierauf Aly Baba, es ist ein sehr wackrer Mann; und thue du nur, was ich dir sage.«

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen. Sie war neugierig, den Mann kennen zu lernen, der kein

Salz äße. Als sie fertig war, und Abdallah den Tisch gedeckt hatte, half sie ihm die Speisen hereintragen. Indem sie den Hussain ansah, erkannte sie in ihm ungeachtet seiner Verkleidung sogleich den Räuberhauptmann, und indem sie ihn aufmerksam ins Auge faßte, bemerkte sie, daß er einen Dolch unter dem Kleide versteckt trage.

»Ich wundere mich jetzt nicht mehr,« sagte sie bei sich selber, »daß dieser Schurke kein Salz mit meinem Herrn essen will; er ist sein ärgster Feind, und will ihn umbringen, doch ich werde es schon zu hintertreiben wissen.«

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen besorgt hatte, benutzte sie die Zeit, während sie aßen, um die nöthigen Vorbereitungen zu Ausführung eines der kühnsten Streiche zu treffen, und sie war gerade damit fertig, als Abdallah ihr meldete, daß es jetzt Zeit sei, die Früchte aufzutragen. Sie brachte die Früchte, und trug sie auf, sobald als Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf setzte sie neben Aly Baba ein kleines Tischchen; worauf sie den Wein mit drei Schalen stellte, und beim Herausgehen zog sie den Abdallah mit sich fort, als wollte sie mit ihm auf den Abend essen und ihrem Herrn, der bestehenden Sitte zufolge, volle Freiheit lassen, sich mit seinem Gaste zu unterhalten, sich angenehm die Zeit zu vertreiben, und ihn zum Trinken zu nöthigen.

Jetzt glaubte Hussain, oder vielmehr der verkleidete Räuberhauptmann, sei der günstige Augenblick da, um Aly Baba umzubringen.

»Ich will jetzt,« sprach er bei sich selbst, »Vater und Sohn berauscht machen. Der Sohn, dem ich gern das Leben schenken will, wird mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch ins Herz zu stoßen, und ich werde mich dann, wie ich schon früher einmal gethan, durch den Garten flüchten, während die Köchinn und der Sklave noch über ihren Abendessen oder in der Küche eingeschlafen sind.«

Doch Morgiane, welche die Absicht des angeblichen Kodjah Hussain errathen hatte, ließ ihm nicht Zeit, seinen boshaften Plan auszuführen. Anstatt auf den Abend zu essen, zog sie ein sehr niedliches Tänzerinnkleid an, wählte einen passenden Kopfputz dazu, legte sich einen Gürtel von vergoldetem Silber um, und befestigte daran einen Dolch, dessen Scheide und Heft von demselben Metall waren; daneben legte sie eine sehr schöne Maske über ihr Gesicht. Als sie sich nun so verkleidet hatte, sagte sie zu Abdallah:

»Abdallah, nimm deine Schellentrommel, und laß uns hineingehen, um dem Gaste unseres Herrn und dem Freunde seines Sohnes jene Unterhaltung zu verschaffen, die wir ihm bisweilen zu machen pflegen.«

Abdallah nahm die Handtrommel, fing, vor Morgiane her gehend, darauf zu spielen an, und trat so in den Saal. Morgiane trat nach ihm herein, und

machte eine tiefe Verneigung, und zwar auf eine so ungezwungene und Aufsehn erregende Weise, als bäte sie um Erlaubniß, ihre Geschicklichkeit zeigen zu dürfen.

Als Abdallah sah, daß Aly Baba sprechen wollte, so hörte er auf, die Schellentrommel zu schlagen.

»Nur herein, Morgiane, nur herein,« sagte Aly Baba. »Hussain soll einmal sehen, was du kannst, und er mag uns nachher sagen, was er darüber urtheilt. Wenigstens werdet ihr nicht denken, Herr,« sagte er zu Kodjah Hussain sich wendend, »daß ich mich, um euch diese Belustigung zu gewähren, in große Unkosten gesetzt habe. Ich habe das alles zu Hause, und ihr sehet, daß das mein Sklave und meine Köchinn und Ausgeberinn ist, die mir dieß Vergnügen machen. Ich hoffe, es wird euch nicht unangenehm sein.«

Kodjah Hussain war gar nicht darauf gefaßt, daß Aly Baba auf die Abendmahlzeit diese Belustigung folgen lassen würde. Er fing nun an zu fürchten, daß er die Gelegenheit, die er so eben gefunden zu haben glaubte, nicht weiter würde benutzen können. Für diesen Fall tröstete er sich mit der Hoffnung, daß er wohl noch einmal eine andere finden würde, wenn er fortführe, mit Vater und Sohn Freundschaft zu halten. Deshalb nun — obwohl er es freilich lieber gesehen haben würde, wenn Aly Baba ihn mit dieser Belustigung verschont hätte — stellte er sich gleichwohl, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war

zugleich so artig, ihn zu versichern, daß alles, was ihm irgend Vergnügen mache, unfehlbar auch ihm selber dergleichen gewähren müsse.

Als Abdallah sah, daß Aly Baba und Hussain zu reden aufgehört hatten, fing er wieder an, seine Schellentrommel zu schlagen, und sang mit eigener Stimme ein Tanzlied dazu. Morgiane, die auch der geübtesten Tänzerinn nichts nachgab, tanzte auf eine Weise, welche auch bei jeder andern Gesellschaft, als die gegenwärtige war — in welcher bloß der angebliche Hussain ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte — Bewunderung erregt haben würde.

Nachdem sie mehrere Tänze mit derselben Kraft und Anmuth] getanzt hatte, zog sie endlich den Dolch, und tanzte, diesen in der Hand haltend, einen neuen, worin sie sich selbst übertraf, sowohl durch die mannigfaltigen Figuren, als durch die leichten Bewegungen, die kühnen Luftsprünge, und durch die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die sie dabei vornahm, indem sie bald den Dolch wie zum Stoße ausstreckte, bald wieder that, als bohrte sie ihn in ihre eigene Brust.

Als sie sich endlich außer Athem getanzt hatte, entriß sie mit der linken Hand die Schellentrommel den Händen Abdallahs, und den Dolch in der rechten haltend, reichte sie die Schellentrommel von der hohlen Seite dem Aly Baba, nach der Art der Tänzer und Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunst machen und auf die Weise die Freigebigkeit ihrer Zuschauer ansprechen.

Aly Baba warf in Morgianens Schellentrommel ein Goldstück. Morgiane wendete sich hierauf an Aly Baba's Sohn, und dieser folgte dem Beispiel seines Vaters. Hussain, welcher sah, daß sie auch zu ihm kommen würde, hatte schon den Beutel aus seinem Busen gezogen, um ihr ein Geschenk zu machen, und griff mit der Hand in denselben; als plötzlich Morgiane mit einem Muth, der ihrer bisher bewiesenen Festigkeit und Entschlossenheit würdig war, ihm den Dolch so tief ins Herz bohrte, daß er davon starb.

Dreihundert sechs und achtzigste Nacht.

Aly Baba und sein Sohn stießen voll Schrecken über diese Handlung einen lauten Schrei aus.

»Ach, Unglückliche,« rief Aly Baba, »was hast du gethan? Willst du mich und meine Familie zu Grunde richten?«

»Nicht um euch zu Grunde zu richten,« erwiederte Morgiane, »sondern um euch zu retten, habe ich es gethan.«

Nun öffnete sie Hussains Kleid, zeigte ihrem Herrn den Dolch, womit jener bewaffnet war, und sagte: »Da sehet einmal, mit welchem kühnen Feinde ihr zu thun hattet, und fasset ihn nur ja gut ins Auge, ihr werdet in ihm den angeblichen Oelhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber wiedererkennen. Ist es euch nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit euch essen wollte? Verlangt ihr noch mehr Beweise, um euch von seinem verderblichen Anschlage zu überzeugen?

Noch ehe ich ihn gesehen, hatte ich schon Argwohn geschöpft, von dem Augenblick an, wo ihr mir anzeigtet, daß ihr den und den Gast hättet. Ich sah ihn dann selber, und ihr sehet nun, daß mein Verdacht nicht unbegründet gewesen ist.«

Aly Baba, welcher die neue Verbindlichkeit, welche er Morgianen für die abermalige Rettung seines Lebens schuldig war, anerkannte, umarmte sie und sagte:

»Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dir sodann versprochen, daß meine Erkenntlichkeit es nicht dabei bewenden lassen würde, und daß ich bald auch noch das letzte an dir thun würde. Dieser Augenblick ist nun da, und ich mache dich hiemit zu meiner Schwiegertochter.«

Hierauf wendete er sich an seinen Sohn und sagte: »Mein Sohn, ich danke, du bist ein zu guter Sohn, als daß du es befremdlich finden könntest, daß ich dir Morgianen zur Frau gebe, ohne dich zuvor befragt zu haben. Du bist ihr nicht weniger Dank als ich schuldig. Du siehst, daß Hussain deine Freundschaft bloß darum gesucht hatte, um mit desto gewisserem Erfolg mir meuchlerischer Weise das Leben zu rauben, und wenn es ihm gelungen wäre, so darfst du nicht zweifeln, daß er dich ebenfalls seiner Rache zum Opfer gebracht haben würde. Ueberlege ferner, daß, indem du Morgianen heirathest, du in ihr die Stütze meiner Familie, so lange ich noch leben werde, und die Stütze der Deinigen bis an das Ende deines Lebens besitzen wirst.«

Der Sohn, anstatt die mindeste Unzufriedenheit zu äußern, versicherte, daß er zu dieser seiner Verheirathung nicht bloß aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung seine Zustimmung gäbe.

Man dachte nun in Aly Baba's Hause darauf, die Leiche des Hauptmanns neben den übrigen Räubern zu begraben, und dieß geschah so insgeheim, daß die Sache erst nach langen Jahren auskam, als niemand mehr am Leben war, der bei der Bekanntwerdung dieser denkwürdigen Geschichte persönlich interessirt gewesen wäre.

Wenige Tage nachher feierte Aly Baba die Hochzeit seines Sohnes und Morgianens mit vielem Glanze und durch ein prächtiges Gastmahl, welches von Tänzen, Schauspielen und den gewöhnlichen Lustbarkeiten begleitet war. Er hatte das Vergnügen, zu sehen, daß seine Freunde und Nachbaren, die dazu eingeladen waren und die zwar nicht die eigentlichen Beweggründe zu dieser Heirath, wohl aber von sonst her die guten und schönen Eigenschaften Morgianens kannten, sie ganz laut wegen ihrer edlen Gesinnung und ihres guten Herzens lobten.

Nach der Heirath hütete sich Aly Baba, welcher seit jener Abholung der Leiche seines Bruders Kassim und des Goldes sich aus Furcht vor den Räubern enthalten hatte, in die Felsengrotte zurückzukehren, auch noch ferner davor, obwohl neun und dreißig Räuber mit Inbegriff des Hauptmanns todt waren, weil er

vermuthete, daß die beiden andern, deren Schicksal ihm nicht bekannt geworden, noch am Leben wären.

Indeß als er nach Verlauf eines Jahres gesehen hatte, daß nichts gegen seine Ruhe unternommen worden war, so befiel ihn die Neugierde, eine Reise dahin zu machen, wobei er denn freilich die nöthigen Vorsichtsmaßregeln für seine Sicherheit nahm. Er setzte sich zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, hielt er es für ein gutes Vorzeichen, daß er weder Spuren von Menschen noch von Pferden bemerkte. Er stieg ab, band sein Pferd an, trat vor die Thür und sprach die Worte: Sesam, öffne dich! die er noch nicht vergessen hatte. Die Thür öffnete sich, er ging hinein, und aus dem Zustande, worin er alles in der Grotte fand, konnte er abnehmen, daß seit jener Zeit ungefähr, wo der angebliche Kodjah Hussain seinen Laden in der Stadt eröffnet hatte, niemand darin gewesen, und daß die Bande von vierzig Räubern seitdem gänzlich zerstreut und ausgerottet worden sei. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er der Einzige sey, der um das Geheimniß, die Schatzhöhle zu öffnen, wisse, und daß er über den darin befindlichen Schatz frei schalten könne. Er hatte sich mit einem Felleisen versehen; dieß füllte er nun so weit mit Golde an, als sein Pferd nur zu tragen vermochte, und kehrte sodann in die Stadt zurück.

Seitdem lebten Aly Baba und sein Sohn, den er nach der Felsengrotte führte, und dem er das Geheim-

niß, sie zu öffnen, lehrte, desgleichen ihre Nachkommen, auf die sie dieß Geheimniß vererbten, durch weise Benutzung ihres Glückes in hohem Glanze und geehrt von den ersten Männern der Stadt.

Geschichte
des Aly Kodjah,
Kaufmanns zu Bagdad.

Geschichte des Aly Kodjah, Kaufmanns zu Bagdad.

Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd lebte zu Bagdad ein Kaufmann, Nahmens Aly Kodjah, der weder zu den reichsten noch zu den ärmsten gehörte, und der ohne Frau und ohne Kinder in seinem väterlichen Hause lebte. In der Zeit, wo er frei von anderweitigen Geschäften, mit dem Ertrage seines Handels zufrieden lebte, hatte er drei Tage nach einander einen Traum, worin ihm ein ehrwürdiger Greis mit strengem Blick erschien und ihm einen Verweis darüber gab, daß er noch nicht die schuldige Wahlfahrt nach Mekka gemacht habe.

Dieser Traum beunruhigte Aly Kodjah, und setzte ihn in die größte Verlegenheit. Ihm war, als einem guten Muselmanne, die Verpflichtung zu dieser Wallfahrt keinesweges unbekannt; allein da er ein Haus, Meublen und einen Laden besaß, so hatte er immer geglaubt, dieß seien hinlängliche Gründe, um jene Reise zu unterlassen, und dafür lieber Almosen und andere

gute Werke zu stiften. Doch seit dem Traume peinigte ihn sein Gewissen so sehr, daß die Furcht, es könne ihn irgend ein Unfall treffen, ihn zu dem Entschlusse bewog, diese Wahlfahrt nicht länger zu verschieben.

Um sich in gehörigen Stand zu setzen, seinen Vorsatz noch im laufenden Jahre auszuführen, fing Aly zuerst an, seine Geräthschaften zu verkaufen, sodann verkaufte er seinen Laden und den größten Theil der Waaren, womit derselbe versehen war, indem er bloß diejenigen zurückbehielt, die in Mekka Absatz finden konnten; was sein Haus betrifft, so fand er einen Miether, an den er es verpachtete. Nachdem er alles so angeordnet hatte, war er um die Zeit, wo die Karawane von Bagdad nach Mekka aufbrechen sollte, mitzureisen bereit. Das einzige, was ihm noch zu thun übrig blieb, war eine Summe von tausend Goldstücken, die ihn unterweges doch bloß belästigt haben würde, in Sicherheit zu bringen, nachdem er sich das Geld, welches er zu seinen Ausgaben und für andere Bedürfnisse mitzunehmen gedachte, bei Seite gelegt hatte.

Dreihundert sieben und achtzigste Nacht.

Aly Kodjah suchte sich ein Gefäß aus, das geräumig genug war, darein legte er die tausend Goldstücke und oben darüber Oliven. Nachdem er das Gefäß oben gut verschlossen hatte, brachte er es zu einem Kaufmann, der sein guter Freund war, und sagte zu diesem: »Bruder, du weißt, daß ich binnen wenigen Tagen mit der

Karawane die Wallfahrt nach Mekka antrete. Ich bitte dich nun um die Gefälligkeit, dieses Olivengefäß in Verwahrung zu nehmen und es mir bis zu meiner Wiederkunft aufzuheben.«

Der Kaufmann sagte zu ihm sehr höflich: »Da hast du den Schlüssel zu meinem Speicher; trage dein Gefäß selber dahin und setze es, wohin es dir gefällt, ich verspreche dir, du wirst es da unversehrt wiederfinden.«

Als der Tag des Abgangs der Karawane von Bagdad herangekommen war, schloß sich Aly Kodjah mit einem Kameel, das er mit auserlesenen Waaren bepackt hatte, und das ihm zugleich zum Reiten diente, an dieselbe an, und gelangte so glücklich bis nach Mekka. Er besuchte daselbst nebst anderen Wallfahrern jenen berühmten Tempel, der alljährlich von so vielen Muselmännern aus allen Nationen besucht wird, welche, um die von der Religion ihnen vorgeschriebenen Zeremonien zu erfüllen, von allen Enden der Erde daselbst anlangen. Als er seine Pflichten als Wallfahrer erfüllt hatte, stellte er seine mitgebrachten Waaren aus, um sie zu verkaufen und umzutauschen.

Zwei Kaufleute, welche vorübergingen und die Waaren Aly's erblickten, fanden dieselben so schön, daß sie stehen blieben und sie in Augenschein nahmen, obwohl sie derselben nicht benöthigt waren. Als sie ihre Neugierde befriedigt hatten, sagte der eine zu dem andern lächelnd im Weggehen: »Wenn dieser Kaufmann

wüßte, welchen Gewinn er zu Kahiro mit diesen Waaren machen könnte, so würde er sie dahin führen, anstatt sie hier zu verkaufen, wo sie so wenig gelten.«

Aly hörte diese Worte, und da er schon unzähligemal von Aegypten reden gehört hatte, so beschloß er auf der Stelle, die Gelegenheit wahrzunehmen und dahin abzureisen. Nachdem er daher seine Waaren wieder eingepackt hatte, nahm er, anstatt nach Bagdad zurückzukehren, seinen Weg nach Aegypten, indem er sich an die Karawane von Kahiro anschloß. Als er in Kahiro angelegt war, hatte er eben nicht Ursache, seinen gefaßten Entschluß zu bereuen; sondern er fand da so gut seine Rechnung, daß er binnen wenigen Tagen alle seine Waaren verkauft hatte, und zwar mit einem weit größeren Vortheil, als er gehofft hatte. Er kaufte nun andere Waaren dafür ein, um mit diesen sodann nach Damask zu gehen. Während er nun um der besseren Bequemlichkeit willen auf den Abgang einer Karawane wartete, die in sechs Wochen dahin aufbrechen sollte, so begnügte er sich nicht bloß, alles Sehenswerthe in Kahiro zu besichtigen, sondern er machte sich sogar nach den Pyramiden auf, fuhr den Nil eine ziemliche Strecke hinauf und besah die berühmtesten Städte, die an den Ufern dieses Stroms lagen.

Dreihundert acht und achtzigste Nacht.

Da auf der Reise nach Damask die Karawane ihren Weg über Jerusalem nahm, so benutzte unser

Kaufmann von Bagdad die Gelegenheit, um den Tempel zu besuchen, der von den Muselmännern nächst dem Tempel von Mekka für den heiligsten gehalten wird, wovon denn auch Jerusalem selber den Namen der heiligen Stadt erhalten hat.

Aly Kodjah fand die Stadt Damask wegen ihres Überflusses an lebendigem Wasser, und wegen ihrer grünen Wiesen und bezaubernden Gärten, so unbeschreiblich angenehm, daß alles, was er bisher von ihren Annehmlichkeiten in den Geschichtsbüchern gelesen, ihm tief unter der Wahrheit zu stehen schien, und daß er sich sehr lange daselbst aufhielt. Da er indeß doch nicht vergessen konnte, daß er in Bagdad zu Hause sei, so brach er endlich dahin auf und gelangte nach Halep, wo er sich ebenfalls wieder einige Zeit aufhielt; von da setzte er über den Euphrat und schlug die Straße nach Mussul ein, in der Absicht, seinen Rückweg von da den Tigris hinab zu beschleunigen.

Doch als Aly bis Mussul gekommen war, so hatten unterdeß die persischen Kaufleute, mit denen er von Halep gekommen und in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten war, vermöge ihrer Artigkeiten und ihrer angenehmen Unterhaltungen so viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß es ihnen leicht war, ihn zu bereden, daß er noch ferner bis Schiras ihnen Gesellschaft leisten möchte, von wo er dann sehr bequem und mit einem bedeutendem Gewinn nach Bagdad zurückkehren könnte. So nahmen sie ihn denn mit sich durch die Städte

Sultanieh [5], Reï [6], Koam [7], Kaschan [8], Ispahan [9] und bis nach Schiras [10], von wo er sie dann aus Gefälligkeit noch weiter bis nach Indien begleitete und dann wieder mit ihnen nach Schiras zurückkehrte.

Auf diese Weise waren, mit Inbegriff seines Aufenthalts in jeder dieser Städte, seit Aly's Abreise von Bagdad bereits sieben Jahre verflossen, als er sich endlich wieder dahin zurückzukehren entschloß. Der Freund, dem er vor seiner Abreise das Gefäß mit Oliven zur Aufbewahrung übergeben, hatte bisher weder an ihn noch an das Gefäß mehr gedacht. Doch gerade jetzt, wo Aly mit einer Karawane von Schiras her unterweges war, speiste eines Abends dieser Kaufmann, sein Freund, im Kreise der Seinigen; das Gespräch kam unter andern auf Oliven, und seine Frau äußerte großes Verlangen, welche zu essen, indem sie meinte, es seien schon seit langer Zeit keine bei ihnen vorgekommen.

»Bei dem Worte Oliven fällt mir ein,« begann der Kaufmann,« daß Aly Kodjah mir vor sieben Jahren bei seiner Abreise nach Mekka ein mit dergleichen angefülltes Gefäß hinterlassen hat, das er selber in meinen Speicher trug, um es bei seiner Wiederkunft wieder von da abzuhohlen. Aber wo mag Aly geblieben sein? Freilich sagte mir einer bei Rückkehr derselben Karawane, er sei nach Egypten gegangen. Er muß indeß wohl da gestorben sein, da er seit so vielen Jahren nicht heimgekehrt ist, und wir können wohl von nun an die Oliven essen, wenn sie noch gut sind. Gebt

mir eine Schüssel und ein Licht, ich werde sogleich welche davon holen, und wir wollen sie kosten.»

»Lieber Mann,» nahm nun die Frau das Wort, »begehe um Gottes willen keine so schändliche Handlung. Du weißt ja, daß nichts heiliger ist, als anvertrautes Gut. Du sagst freilich, es seien schon sieben Jahre her, daß Aly Kodjah nach Mekka gegangen und nicht mehr wiedergekommen ist; allein man hat dir ja selber gesagt, daß er nach Aegypten gegangen, und wer weiß, ob er nicht von da noch weiter gegangen ist? Es kann dir genug sein, daß du von seinem Tode noch keine Nachricht erhalten hast; er kann folglich schon morgen oder übermorgen wieder eintreffen. Welche Schande würde es dann für dich und für deine ganze Familie sein, wenn er wiederkäme und du ihm sein Gefäß nicht in demselben Zustande zurückgeben könntest, als er dir es übergab! Ich erkläre dir, daß ich auf diese Oliven gar keinen Appetit habe und ich auch nicht davon essen werde. Wenn ich auch davon sprach, so geschah es bloß gesprächsweise. Ueberhaupt, glaubst du denn, daß die Oliven nach so langer Zeit noch gut sein werden? Sie sind gewiß alle schon verfault und verdorben. Und wenn nun Aly, wie es mir ahndet, wiederkäme und bemerkte, daß du sie angerührt habest, was würde er dann von deiner Freundschaft und Treue halten können? Gib daher deine Absicht auf, ich beschwöre dich darum.»

Die Frau führte bloß darum so lange Reden mit ihrem Manne, weil sie seine Hartnäckigkeit auf seinem Gesichte las. Er hörte wirklich auf ihr gutes Zureden nicht, sondern stand auf und ging mit einem Licht und einer Schüssel in seinen Speicher.

»Nun, so vergieß wenigstens nicht,« rief ihm die Frau nach, daß ich an dem Schritte, den du jetzt thuest, keinen Theil habe, damit du mir nicht dereinst die Schuld beimissest, wenn du ihn je zu bereuen Ursache haben solltest.«

Der Kaufmann blieb indeß auch dagegen taub und beharrte bei seinem Vorsatze. Als er in den Speicher hinein getreten war, nahm er das Gefäß, riß den Deckel ab, und fand die Oliven alle verfault. Um sich zu überzeugen, ob die untern eben so verdorben wären wie die oberen, schüttete er einige davon in die Schüssel, und durch den Stoß, womit er sie ausschüttete, fielen auch einige Goldstücke klirrend mit hinein.

Bei Erblickung dieser Goldstücke sah der von Natur habsüchtige Kaufmann geschwind in das Gefäß hinein, und bemerkte, daß er fast alle Oliven in die Schüssel ausgeschüttet hatte, und daß das übrige sämmtlich Goldstücke von dem schönsten Gepräge waren. Er schüttete nun die Oliven wieder in das Gefäß hinein, deckte es zu, und kehrte zu seiner Familie zurück.

»Liebe Frau,« sagte er, als er zur Thür hereintrat, »du hattest Recht; die Oliven sind verfault, und ich habe das Gefäß wieder so verschlossen, daß Aly, wenn

er je wiederkommen sollte, es nicht merken wird, daß ich es angerührt habe.»

Du hättest besser gethan, mir zu folgen,» erwiederte die Frau, »und es gar nicht erst anzurühren. Gott gebe, daß uns nie ein Unheil daraus erwachse!»

Auf den Kaufmann machten diese lezten Worte seiner Frau eben so wenig Eindruck, als ihre vorhergegangenen Ermahnungen. Er brachte fast die ganze Nacht damit zu, daß er auf Mittel dachte, sich das Gold Aly Kodjah's zuzueignen, und dabei so zu verfahren, daß es ihm auch in dem Falle bliebe, wenn jener wiederkäme, und sein Gefäß zurückverlangte. Den folgenden Tag ging er schon sehr früh aus und kaufte frische Oliven vom Jahre. Als er damit zurückgekehrt war, warf er die alten Oliven aus dem Gefäß des Aly heraus, nahm das Gold an sich und brachte es in Sicherheit, und nachdem er es mit den frischgekauften Oliven bis oben an gefüllt hatte, deckte er es mit demselben Deckel wieder zu, und stellte es an denselben Ort, wohin es Aly gesetzt hatte.

Dreihundert neun und achzigste Nacht.

Etwa einen Monat nachher, als der Kaufmann diese niederträchtige Handlung, die ihm so übel bekommen konnte, begangen hatte, traf Aly wieder in Bagdad ein. Da er vor seiner Abreise sein Haus vermiethet hatte, so stieg er in einem Chan ab, wo er auf so lange ein Zimmer bezog, bis er seinem Miethsmann seine An-

kunft angezeigt und dieser sich anderswo eine Wohnung besorgt haben würde.

Den folgenden Tag suchte Aly Kodjah seinen Freund, den Kaufmann, auf, der ihn mit einer Umarmung bewillkommte, und ihm seine Freude auszudrücken suchte über seine endliche Rückkehr nach einer so vieljährigen Abwesenheit, die ihm — wie er äußerte — beinahe schon alle Hoffnung benommen habe, ihn jemals wiederzusehen.

Nach den bei einem solchen Wiedersehen üblichen Begrüßungen bat Aly Kodjah den Kaufmann, ihm doch gefälligst das Olivengefäß, das er seiner Obhut anvertrauet, zurückzugeben und ihn zu entschuldigen, daß er so frei gewesen, ihn damit zu belästigen.

»Mein theurer Freund Aly,« erwiederte der Kaufmann, »du thust sehr unrecht, dich deshalb erst lange zu entschuldigen: denn dein Gefäß hat mir erstlich nicht die mindeste Last gemacht, und dann hätte ich ja in einem ähnlichen Falle eine gleiche Gefälligkeit von dir angenommen, wie du nun von mir. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Speicher, geh selber hin und hole es dir, du wirst es noch auf derselben Stelle finden, wo du es damals hingestellt hast.«

Aly Kodjah ging in den Speicher des Kaufmanns, holte sich sein Gefäß ab, und nachdem er ihm den Schlüssel wieder eingehändigt und ihm für die erzeigte Gefälligkeit gedankt hatte, kehrte er nach dem Chan zurück, wo er seine Wohnung hatte. Er machte hier-

auf das Gefäß auf, steckte die Hand so tief hinein, als die tausend Goldstücke, welche er hinein versteckt hatte, liegen mußten, und war nicht wenig verwundert, als er sie nicht fand. Er glaubte sich zu täuschen, und um schnell jedem Zweifel ein Ende zu machen, nahm er eine Anzahl von Schüsseln und anderen Geschirren von seiner Reiseküche, und schüttete die sämmtlichen Oliven aus dem Gefäß hinein, doch ohne ein einziges Goldstück darunter zu finden. Er erstarrte vor Bestürzung, hob dann seine Hände und Augen gen Himmel und rief: »Ist es möglich, daß ein Mann, den ich für meinen besten Freund hielt, eine so beispiellose Untreue an mir begangen haben sollte!«

Aly ging voll Besorgniß, einen so bedeutenden Verlust erlitten zu haben, zu dem Kaufmann zurück, und sagte zu ihm:

»Lieber Freund, wundere dich nicht, daß ich schon sobald wiederkomme. Ich muß dir nur gestehen, daß ich das Olivengefäß, welches ich aus deinem Speicher abgeholt, zwar für dasjenige wiedererkannt habe, welches ich dahin gebracht, allein außer den Oliven hatte ich noch tausend Goldstücke hinein gelegt, die ich jetzt nicht mehr darin finde. Vielleicht hast du sie gebraucht und in deinem Handel angelegt? Wenn dieß der Fall ist, so stehen sie dir auch ferner noch zu Diensten; nur bitte ich dich, daß du mich dann von meiner Unruhe befreiest, und mir darüber einen Schuldschein gibst,

wornach du sie dann nach deiner Bequemlichkeit mir zurückzahlen magst.«

Der Kaufmann, welcher auf eine solche Anrede sich schon gefaßt gemacht hatte, hatte sich auch schon eine Antwort darauf ausgesonnen.

»Lieber Freund Aly, erwiederte er, »habe ich denn damals, wo du mir dein Olivengefäß brachtest, es auch nur im mindesten angerührt? Habe ich dir denn nicht den Schlüssel zu meinem Speicher gegeben? Hast du es nicht selber dahin getragen, und hast du es nicht an derselben Stelle, wo du es hingesetzt, wiedergefunden, und zwar noch ganz in demselben Zustande und ganz eben so verwahrt? Wenn du Gold hinein gethan hast, so mußt du es auch darin wieder gefunden haben. Du sagtest mir bloß, es wären Oliven darin, und ich habe es daher auch gedacht, weiter weiß ich nichts von der Sache. Du magst übrigens davon denken, was du willst, ich habe dir nichts angerührt.«

Aly Kodjah wandte alle nur möglichen Mittel der Güte an, um zu bewirken, daß der Kaufmann sein Unrecht anerkennen möchte.

»Ich liebe,« sagte er zu ihm, »den Frieden, und es würde mir leid thun, wenn ich hiebei zu den äußersten Maßregeln schreiten müßte, die dir vor der Welt wenig Ehre machen, und die ich nur mit dem größten Bedauern ergreifen würde. Bedenke, daß Kaufleute, wie wir beide sind, jedes andere Interesse fahren lassen müssen, wenn es darauf ankommt, ihren guten Ruf zu

bewahren. Noch einmal sage ich es daher: ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn deine Hartnäckigkeit mich nöthigen sollte, den Weg Rechtens einzuschlagen, ich, der ich sonst lieber etwas von meinem Rechte aufopferte, als daß ich meine Zuflucht zur Rechtsbehörde genommen hätte.«

»Aly,« erwiederte der Kaufmann, »du gestehest doch ein, daß du bei mir bloß ein Olivengefäß zur Verwahrung niedergelegt hast; du hast dir es wieder genommen, hast es selber weggetragen, und kommst nun, um mir tausend Goldstücke abzufordern. Hast du mir denn gesagt, daß sie in dem Gefäß drin wären? Ich weiß ja nicht einmahl, daß Oliven darin waren, denn du hast mir sie ja nicht gezeigt. Ich wundere mich, daß du mir nicht lieber gar Perlen und Diamanten abforderst. Glaube mir nur, und entferne dich von hier, damit nicht zuletzt noch das Volk vor meinem Laden zusammenläuft.«

Einige Personen waren wirklich schon stehen geblieben, und diese letzten Worte des Kaufmanns, welche in einem Tone gesprochen wurden, der über die Grenzen der Mäßigung hinauszugehen schien, bewirkten, daß sich nicht bloß eine größere Anzahl von Menschen versammelte, sondern daß sogar die benachbarten Kaufleute aus ihren Läden heraustraten und herbeikamen, um die Ursache des Streits zu erfahren, und beide Männer wieder mit einander auszugleichen. Als Aly ihnen die Sa-

che auseinander gesetzt hatte, fragten einige der angesehensten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe.

Der Kaufmann gestand, daß er das Gefäß Aly's in seinem Speicher aufbewahrt habe, doch leugnete er, daß er es je angerührt, und schwor, er wisse bloß von daher, daß Oliven darin gewesen, weil Aly Kodjah es ihm gesagt, zugleich nahm er sie alle zu Zeugen des Schimpfs und der Beleidigung, die jener ihm in seiner eigenen Behausung angethan.

»Du ziehst dir den Schimpf selber zu,« sagte jetzt Aly, indem er den Kaufmann beim Arme nahm; »doch da du so boshaft handelst, so fordere ich dich vor das Gesetz Gottes. Wir wollen sehen, ob du die Frechheit haben wirst, dasselbe vor dem Kadi zu äußern.« [11]

Gegen diese Vorladung, welcher jeder gute Muselmann Folge leisten muß, wofern er nicht gegen seine Religion widerspenstig erscheinen will, wagte der Kaufmann es nicht, sich zu sträuben; sondern sagte: »Gut, das wollte ich eben von dir. Wir werden nun bald sehen, wer von uns beiden Unrecht hat.«

Aly führte den Kaufmann vor den Richterstuhl des Kadi, wo er ihn anklagte, daß er ihm eine anvertraute Summe von tausend Goldstücken entwendet habe, indem er die ganze Sache so aus einander setzte, als wir bereits wissen. Der Kadi fragte ihn, ob er Zeugen habe. Er antwortete, diese Vorsichtsmaßregel habe er nicht einmal genommen, weil er geglaubt, derjenige, dem er dieses Geld anvertraute, wäre sein Freund,

und weil er ihn bis dahin als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann sagte zu seiner Vertheidigung weiter nichts, als was er bereits dem Aly Kodjah in Gegenwart der Nachbaren gesagt hatte, und schloß mit der Erklärung: er sei bereit, durch einen Schwur zu bekräftigen, daß nicht nur die Anklage, als habe er die tausend Goldstücke genommen, falsch sei, sondern daß er sogar nicht das geringste davon gewußt habe. Der Kadi forderte ihm den Schwur ab, und entließ ihn sodann völlig freigesprochen.

Aly, der sich außerordentlich darüber ärgerte, sich zu einer so bedeutenden Einbuße verurtheilt zu sehen, protestirte gegen diese richterliche Entscheidung, indem er dem Kadi erklärte, er werde seine Beschwerde bis vor den Chalyfen Harun Arreschyd bringen, der ihm dann schon zu seinem Recht verhelfen würde. Doch der Kadi wunderte sich über diese Widersetzlichkeit nicht im mindesten, sondern betrachtete sie als die Wirkung der gewöhnlichen Erbitterung aller derer, die ihren Rechtshandel verloren haben, und glaubte vollkommen seine Schuldigkeit gethan zu haben, daß er einen Angeklagten freigesprochen, gegen den man keine Zeugen aufzustellen vermocht hatte.

Während der Kaufmann triumphirend und voll Freude darüber, daß er so wohlfeilen Kaufs zu den tausend Goldstücken gekommen war, nach Hause zurückkehrte, ging Aly Kodjah hin und verfaßte eine Bitt-

schrift. Und schon am folgenden Tage, sobald er die Zeit wahrgenommen hatte, wo der Chalyf nach dem Mittagsgebete aus der Moschee zurückkehren mußte, stellte er sich in eine Straße ihm in den Weg, und in dem Augenblick, wo er vorüber ging, erhob er den Arm, und hielt die Bittschrift hoch empor; worauf einer von den Beamten, der dieß Geschäft über sich hatte und dicht vor dem Chalyfen herging, aus dem Zuge heraustrat und ihm die Bittschrift abnahm, um sie jenem sodann zu überreichen.

Da Aly wußte, der Chalyf Harun Arreschyd habe die Gewohnheit, bei der Rückkehr in seinen Palast die Bittschriften, die man ihm auf diese Weise überreichte, selber zu lesen, so folgte er dem Zuge, trat in den Palast hinein, und wartete, bis der Hofbeamte, der ihm die Bittschrift abgenommen, aus den Zimmern des Chalyfen wieder herauskam. Beim Heraustreten sagte der Palastbeamte zu ihm, der Chalyf habe seine Bittschrift gelesen, und bezeichnete ihm zugleich die Stunde, wo er ihm am folgenden Tage Gehör geben würde; sodann fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns, und schickte auch zu diesem hin, um ihn für den folgenden Tag um dieselbe Stunde hinzubestellen.

An dem Abend desselben Tages machte der Chalyf mit dem Groß-Wesyr Giafar und dem Oberhaupt der Verschnittenen Mesrur, und zwar alle drei verkleidet, wieder seine gewöhnliche Runde durch die Stadt, wie

ich Euer Majestät bereits gesagt habe, daß er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte.

Indem der Chalyf durch eine Straße ging, hörte er einigen Lärm. Er beschleunigte seine Schritte und kam an eine Thür, die in einen Hof ging, worin zehn bis zwölf Kinder, die noch nicht schlafen gegangen waren im Mondschein spielten, — wie er durch eine Ritze schauend wahrnehmen konnte.

Der Chalyf, welcher neugierig war zu wissen, welches Spiel die Kinder da spielten, setzte sich auf eine steinerne Bank, die sich gerade vor der Thür befand und als er fortwährend durch die Ritze schauete, hörte er das eine Kind welches das lebhafteste und aufgewecktеste unter allen war, zu den andern sagen: »Wir wollen Kadi spielen. Ich bin der Kadi, und ihr mögt mir den Aly Kodjah und den Kaufmann, der ihm die tausend Goldstücke gestohlen, vorführen.«

Bei diesen Worten des Kindes erinnerte sich der Chalyf an die Bittschrift, die ihm an demselben Tage erst überreicht worden war, und die er so eben gelesen hatte. Dieß machte, daß er seine Aufmerksamkeit verdoppelte, um zu sehen, wie der Urtheilsspruch ausfallen würde.

Da der Streithandel zwischen Aly und dem Kaufmann etwas ganz Neues war, und in der ganzen Stadt Bagdad viel Aufsehen machte, sogar unter den Kindern; so nahmen die übrigen Kinder den Vorschlag mit Vergnügen an und kamen über die Rolle überein,

die jeder übernehmen sollte. Niemand hinderte den, der sich zu der Rolle des Kadi erboten, dieselbe zu übernehmen. Als er nun mit der Amtsmiene eines Kadi sich hingesetzt hatte, führte ein anderer, gleichsam als ein zur Gerichtsbehörde gehörender Beamter, ihm zwei Knaben vor, von denen er den einen Aly nannte und den andern als den Kaufmann bezeichnete, gegen den Aly Beschwerde führte.

Jetzt nahm der angebliche Kadi das Wort und fragte in gewichtvollem Ton den angeblichen Aly Kodjah: »Aly, was ist dein Begehr gegen diesen Kaufmann?«

Der angebliche Aly trug nach einer tiefen Verbeugung dem Kadi die Sache Punkt für Punkt vor, und bat ihn am Schlusse, daß er mit seinem richterlichen Ansehen gütigst dazwischen treten möchte, um zu verhindern, daß er nicht eine so bedeutende Summe einbüßen dürfte.

Nachdem der angebliche Kadi den Aly Kodjah angehört hatte, wendete er sich zu dem vermeintlichen Kaufmann und fragte ihn, warum er denn dem Aly nicht die Summe zurückgäbe, welche dieser von ihm verlangte.

Der angebliche Kaufmann brachte dieselben Gründe vor, die der wirkliche vor dem Kadi von Bagdad angeführt hatte, und verlangte gleichfalls, daß er die Wahrheit seiner Aussage durch einen Schwur bestätigen dürfe.

»Wir wollen uns nicht übereilen,« erwiederte der angebliche Kadi, »bevor wir zu deinem Schwure kommen, habe ich Lust, das Olivengefäß selber in Augenschein zu nehmen. Aly Kodjah,« fuhr er dann fort, indem er sich an den Knaben wandte, der die Rolle desselben übernommen hatte, »hast du das Gefäß mitgebracht?«

Als dieser antwortete, er habe es nicht bei sich, so fuhr er fort: »So gehe und hole es.«

Der angebliche Aly Kodjah verschwand auf einen Augenblick, kam dann wieder und that, als ob er vor den vermeintlichen Kadi ein Gefäß hinstellte, indem er erklärte, es sei dieß dasselbe Gefäß, welches er im Hause des Angeklagten eingesetzt und von da wieder abgeholt habe. Um nichts, was zur herkömmlichen Form gehörte, zu unterlassen, fragte der angebliche Kadi den angeblichen Kaufmann: ob er es auch wohl für dasselbe Gefäß erkenne? Und als der Kaufmann durch sein Stillschweigen zu erkennen gegeben hatte, daß er es nicht ableugnen könne, befahl er es zu öffnen. Aly Kodjah that, als nähme er den Deckel ab, und der Kadi that dagegen, als sähe er in das Gefäß hinein und sagte: »Das sind schöne Oliven, ich muß sie doch kosten.« Drauf stellte er sich, als nähme er eine, um sie zu kosten, und fuhr dann fort: »Sie sind ganz vortrefflich. Indeß,« fügte er darauf hinzu, »mich dünkt Oliven, die sieben Jahre lang aufgehoben worden, könnten nicht mehr so gut sein. Man lasse mir einige Oliven-

händler kommen, diese mögen dann zusehen, was an der Sache ist.«

Es wurden ihm zwei Kinder als Olivenhändler vorgestellt.

Der angebliche Kadi fragte sie: »Seyd ihr Olivenhändler?« und als sie ihm geantwortet hatten, dieß sei ihr Gewerbe, so fuhr er fort: »So sagt mir denn, wisset ihr wohl, wie lange Oliven, wenn sie von sachverständigen Leuten eingelegt worden sind, sich gut und genießbar erhalten können?«

»Herr,« erwiederten die angeblichen Olivenhändler welche Sorgfalt man auch immer bei Aufbewahrung derselben anwenden mag, so taugen sie doch schon im dritten Jahre nichts mehr; sie haben dann weder Farbe noch Wohlgeschmack mehr, und sind bloß gut zum Wegwerfen.«

»Wenn das der Fall ist,« nahm jetzt wieder der Kadi das Wort, »so sehet einmal dieß Gefäß an und saget mir, wie lange es wohl her sein mag, daß man die Oliven darin eingelegt hat.«

Die Kaufleute thaten, als ob sie die Oliven untersuchten und kosteten und sagten dann dem Kadi, daß sie noch ganz frisch und gut wären.

»Ihr irrt euch,« erwiederte darauf der angebliche Kadi; »Aly Kodjah hier sagt ausdrücklich, daß er sie vor sieben Jahren hineingethan.«

»Herr,« antworteten die Knaben, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute spielten, »wir können bloß

betheuern, daß es Oliven von diesem Jahre sind, und wir behaupten zugleich, daß unter allen Kaufleuten zu Bagdad auch nicht ein einziger sein wird, der nicht dasselbe Zeugniß wie wir vor euch ablegen sollte.«

Der von dem angeblichen Aly Kodjah angeklagte Kaufmann wollte gegen dieß Zeugniß sachverständiger Kaufleute den Mund aufthun; doch der angebliche Kadi ließ ihm keine Zeit dazu, sondern sagte zu ihm! »Schweig, du bist ein Dieb. Henkt ihn sofort auf.«

So endigten nun die Kinder ihr Spiel mit vieler Freude, indem sie in die Hände klatschten und auf den angeblichen Verbrecher losstürzten, als wollten sie ihn zum Henkerstode führen.

Dreihundert und neunzigste Nacht.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr der Chalyf Harun Arreschyd die Klugheit und den Verstand des Kindes bewunderte, welches so eben ein so richtiges Urtheil über die Angelegenheit gefällt hatte, die den folgenden Tag vor ihm verhandelt werden sollte. Indem er sich von der Ritze entfernte und aufstand, fragte er seinen Groß-Wesyr, welcher gleichfalls auf das, was da vorgegangen, aufmerksam gewesen war, ob er wohl das von dem Kinde gefällte Urtheil gehört habe, und was er dazu meine?

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte der Groß-Wesyr Giafar, »es kann niemand mehr über eine so

seltene Klugheit in so zartem Alter überrascht sein, als ich es bin.«

»Aber fuhr der Chalyf fort, »weißt du wohl, daß ich morgen über dieselbe Sache zu entschiden habe, und daß der wirkliche Aly Kodjah mir heute seine Bittschrift deshalb überreicht hat?«

»Ich erfahre es erst in diesem Augenblick von Euer Majestät,« antwortete der Groß-Wesyr.

»Glaubst du,« fing der Chalyf noch einmahl an, »daß ich darüber ein anderes Urtheil fällen könnte, als das, was wir so eben gehört haben?«

»Wenn der Fall derselbe ist,« erwiederte der Groß-Wesyr, »so scheint es mir unmöglich, daß Euer Majestät in der Sache anders verfahren oder einen anderen Ausspruch darin thun könnte.«

»Merke dir dieß Haus wohl,« sagte der Chalyf weiter, »und führe morgen früh das Kind zu mir, damit es in meiner Gegenwart dieselbe Angelegenheit wieder entscheide. Melde auch dem Kadi, welcher den diebischen Kaufmann freigesprochen, daß er sich dabei einfinde und aus dem Beispiel des Kindes erkenne, was seine Pflicht sei, und daß er sich künftig bessere. Ferner will ich, daß du dem Aly Kodjah einen Wink geben lässest, er möge sein Olivengefäß mitbringen, und daß zwei Olivenhändler zu der Verhandlung mit bestellt werden.«

Der Chalyf gab ihm diesen Befehl, indem er seine Runde fortsetzte, die er denn auch dießmal vollendete, ohne weiter auf etwas der Betrachtung werthes zu stoßen.

Den folgenden Tag ging der Groß-Wesyr Giafar in das Haus, wo der Chalyf Zeuge von dem Spiel der Kinder gewesen war, und verlangte mit dem Herrn des Hauses zu sprechen. Da dieser eben ausgegangen war, so wies man ihn an die Frau. Er fragte nun

diese, ob sie Kinder habe? Sie antwortete: drei, und ließ sie alle vor ihm hereintreten.

»Meine Kinder,« fragte sie der Groß-Wesyr, »wer von euch stellte denn gestern Abend, als ihr mit einander spieltet, den Kadi vor?«

Der größeste, welcher zugleich der älteste war, antwortete, er sei es gewesen, änderte aber dabei die Farbe, da er nicht wußte, warum diese Frage an ihn geschähe.

»Mein Sohn,« sagte der Groß-Wesyr hierauf zu ihm, »komm mit mir, der Beherrscher der Gläubigen möchte dich gern sehen und sprechen.«

Die Mutter gerieth in die größte Bestürzung, als sie sah, daß der Groß-Wesyr ihren Sohn mitnehmen wolle, und fragte ihn: »Herr verlangt der Beherrscher der Gläubigen etwa darum meinen Sohn, um mir ihn zu entreißen?»

Der Groß-Wesyr beruhigte sie, indem er ihr versprach, daß sie ihren Sohn spätestens binnen einer Stunde wieder zurückerhalten und dann bei seiner Rückkehr schon den Grund erfahren würde, warum er hinberufen worden.

»Wenn dieß, Herr, wirklich so ist,» erwiedere die Mutter, »so erlaubt mir wenigstens, daß ich ihm zuvor ein besseres Kleid anziehe, damit er vor dem Beherrscher der Gläubigen auf eine anständigere Art erscheinen kann.« Zugleich zog sie ihm ohne Säumniß ein dergleichen Kleid an.

Der Groß-Wesyr führte nun das Kind fort und stellte es dem Chalyfen zu derselben Stunde vor, zu welcher er den Aly Kodjah und den Kaufmann hinbeschieden hatte.

Der Chalyf bemerkte, daß das Kind etwas bestürzt war, und sagte daher, um es auf das, was er von

demselben erwartete, vorzubereiten: »Komm her, mein Sohn, tritt näher. Du warst es also, der gestern Abend den Streithandel zwischen Aly Kodjah und dem Kaufmann, der ihm sein Gold gestohlen, entschied? Ich habe dich gesehen und dir zugehört, und bin sehr zufrieden mit dir »

Der Knabe ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete ganz bescheiden, daß er es gewesen sei.

»Mein Sohn,» fuhr jetzt der Chalyf fort, »ich werde dir heute den wirklichen Aly Kodjah und den wirklichen Kaufmann zeigen. Komm her und setze dich neben mich.«

Mit diesen Worten faßte der Chalyf das Kind bei der Hand, stieg hinauf und setzte sich auf seinen Thron, und als er das Kind neben sich gesetzt hatte, fragte er sogleich, wo die Partheien wären. Man ließ sie vortreten und nannte sie ihm, während sie sich vor ihm niederwarfen und mit ihrer Stirn den Teppich berührten, der den Thron überdeckte. Als sie wieder aufgestanden waren, sagte der Chalyf zu ihnen:

»Jetzt trage jeder von euch seine Sache vor. Dieß Kind hier wird euch anhören und euch Recht sprechen, und sollte es in irgend einem Punkte etwas verfehlen, so werde ich schon ins Mittel treten.«

Aly Kodjah und der Kaufmann sprachen nach einander. Als aber der Kaufmann verlangte, wieder denselben Eidschwur abzulegen, den er schon einmal vor dem früheren Richter abgelegt hatte, so sagte das Kind, daß es noch nicht so weit sei, und daß man billiger Weise zuvor das Olivengefäß sehen müsse.

Bei diesen Worten brachte Aly Kodjah das Gefäß hervor, setzte es zu den Füßen des Chalyfen hin und nham den Deckel ab. Der Chalyf besah sich die Oli-

ven, nahm eine und kostete sie. Das Gefäß ward hierauf den sachverständigen Kaufleuten, die man dazu berufen hatte, zur Untersuchung übergeben, und diese gaben den Bescheid, daß die Oliven gut und noch von diesem Jahre wären. Das Kind sagte ihnen, Aly Kodjah versichere, sie seien bereits vor sieben Jahren hineingelegt worden; worauf sie dasselbe erwiederten, was jene Kinder, welche die Rolle sachverständiger Kaufleute gespielt, zur Antwort gegeben hatten.

Obwohl nun der angeklagte Kaufmann recht wohl einsah, daß die beiden sachverständigen Kaufleute sein Verdammungsurtheil ausgesprochen hatten, so wollte er doch noch allerlei zu seiner Rechtfertigung anführen. Das Kind hütete sich indeß, ihn zum Aufhenken zu verurtheilen, sondern sah den Chalyfen an und sagte:

»Dieß, Beherrscher der Gläubigen, ist nun kein Spiel mehr; sondern Euer Majestät kommt es zu, im Ernst zum Tode zu verurtheilen; nicht aber mir, der ich es gestern bloß zum Scherze that.«

Der Chalyf, der nun von der Unredlichkeit des Kaufmanns völlig überzeugt war, übergab ihn sofort den Gerichtsdienern, um ihn aufzuhenken. Was denn auch geschah, nachdem er zuvor angezeigt, wohin er die tausend Goldstücke versteckt hatte, die nun dem Aly Kodjah zurückgegeben wurden. Der Fürst, der so gerecht und billig dachte, gab jetzt dem Kadi, der den früheren Urtheilsspruch gefällt und jetzt auch zugegen war, einen Wink, daß er von diesem Kinde lernen solle, künftig in seiner Amtsverwaltung genauer zu verfahren, sodann umarmte er das Kind und entließ es mit einem Beutel von hundert Goldstücken, den es ihm zum Zeichen seiner Freigebigkeit einhändigen ließ.

Anmerkungen.

1. Gulen sind nach dem Glauben der Mohammedaner eine Art von Gespenstern oder Hexen, und zwar meist immer weiblichen Geschlechts. Eine Gule unterscheidet sich dadurch von den Wampyren, daß sie sich angeblich vom Fleisch der Leichen nährt, während die lezteren sich mit dem bloßen Aussaugen des Blutes begnügen. E. G.

2) Der mohammedanischen Glaubenslehre zufolge sind alle fleischfressenden Thiere unrein. E. G.

3) Der Titel Kodjah bedeutet zugleich: Herr, Greis, und Verschnittener. Man gibt ihn auch wohl großen Kaufleuten. E. G.

4) Der Koran verpflichtet jeden Muselmann, der die Mittel dazu hat, wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt nach Mekka, den Geburtsort des Propheten, zu machen. E. G.

5) Sultanieh, eine vormals sehr blühende Stadt, liegt im Irak Adschemi. Sie hat heutzutage kaum noch vierzig Häuser, unter denen sich die stattlichen Trümmer einer prächtigen Moschee erheben.

6) Reï existirt heute nicht mehr.

7) Koam oder Kom, eine Stadt in Irak Adschem, ist sehr gut befestigt und wohl bevölkert; eine große Zahl der darin wohnenden Familien behaupten, von Aly abzustammen.

8) Kaschan ist berühmt durch seine Seiden- und Kupfergeschirr-Fabriken.

9) Ispahan, obwohl gegenwärtig nicht mehr die Hauptstadt Persiens, doch immer noch die bevölkerteste und angenehmste Stadt des Landes.

10) Schiras, berühmt durch seinen Handel, so wie durch die Anmuth seiner Gärten und Einwohner, liegt in Persistan. Durch sie müssen die Karawanen hindurch, welche sich nach Buschir an den persischen Meerbusen begeben, um von da nach Indien zu gehen. E. G.

11) In allen Ländern, wo der Islam herrscht, gründen sich alle Civil- und Kriminalgesetze auf den Koran. E. G.

Inhalt des eilften Bändchens.



Mein Prinz, da kommt mein Bruder.

Das
Zauberpferd.

Geschichte
des
Prinzen Achmed
und der
Fee Pari Banu.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal

aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. van der Hagen und Karl Schall.

Zwölftes Bändchen.

Enthält:

Das Zauberpferd.
Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu.

Wien, 1826.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Buchhändler.

Dreihundert ein und neunzigste Nacht.

Das Zauberpferd.

Scheherasade fuhr fort, dem Sultan von Indien ihre angenehmen Geschichten, an denen er so viel Gefallen fand, zu erzählen, und erzählte ihm nun auch die vom Zauberpferde.

»Herr,« fing sie an, »der Nurus, das heißt der neue Tag, der zugleich der erste Tag des Jahres und des Frühlings ist, ist — wie Euer Majestät weiß — ein so feierliches und uraltes Fest in ganz Persien, noch von den ersten Zeiten ihres Götzendienstes her, daß die Religionslehre unseres Propheten, so rein und wahrhaft sie auch ist, ungeachtet ihrer Einführung daselbst bis auf diesen Tag es noch nicht ganz abzuschaffen vermocht hat, obwohl man sagen kann, daß es durchaus heidnisch ist, und daß die dabei beobachteten Zeremonieen höchst abergläubisch sind. Um von den großen Städten zu schweigen, — es gibt da kein Städtchen, keinen Marktflecken, kein Dorf, keinen Weiler,

wo es nicht mit allen nur möglichen Lustbarkeiten begangen würde.

Doch die Lustbarkeiten, die dann am Hofe gefeiert werden, übertreffen alle übrigen durch die Mannigfaltigkeit der neuen und überraschenden Schauspiele, und aus den benachbarten Ländern nicht bloß, sondern auch aus den entferntesten, werden Fremde herbeigelockt durch die Belohnungen und durch die Freigebigkeit der Könige gegen diejenigen, welche sich durch ihre Erfindungen und durch ihre Betriebsamkeit auszeichnen, so daß man in allen übrigen Theilen der Welt nichts zu sehen bekommt, was dieser Pracht und Herrlichkeit gleichkäme.

Bei einem dieser Feste war es, wo der König, nachdem die geschicktesten und sinnreichsten Männer des Inlands und Auslands zu Schiras, wo der Hof damals sich aufhielt, den König und den Hof mit den ergötzlichsten Schauspielen unterhalten hatten, einen jeden nach seinen Verdienst und je nachdem er mehr oder weniger seltsame, wunderbare oder befriedigende Dinge hatte sehen lassen, beschenkte, so daß kein einziger ohne eine angemessene Belohnung blieb. Während er nun schon im Begriff war, sich zu entfernen, und die zahlreiche Versammlung zu entlassen, erschien ein Indianer am Fuße seines Thrones und führte ein gesatteltes, gezäumtes und reich angeschirrtes Pferd vor, welches mit vieler Kunst verfertigt und gebildet war, so daß man beim ersten Anblick es für ein wirkliches und natürliches Pferd gehalten haben würde.

Der Indianer warf sich vor dem Throne nieder, und als er wieder aufgestanden war, zeigte er dem Könige das Pferd mit folgenden Worten:

»Herr, obwohl ich vor Euer Majestät ganz zuletzt erscheine, um mit den übrigen zu wetteifern, so kann ich gleichwohl versichern, daß ihr an diesem Festtage gewiß nichts so wunderbares und erstaunliches gesehen haben werdet, als das Pferd ist, das ich euch hier in Augenschein zu nehmen bitte.«

»Ich sehe,« erwiederte der König, »an diesem nichts als die Kunst und die Geschicklichkeit, womit der Verfertiger demselben die täuschende Aehnlichkeit eines lebendigen zu geben gewußt hat. Indeß ein anderer Künstler könnte vielleicht ein ähnliches verfertigen, welches dasselbe an Vollkommenheit wohl noch übertreffen könnte.«

»Herr,« antwortete darauf der Indianer, »es ist nicht sowohl der Bau noch das äußere Ansehen desselben, warum ich mein Pferd vor Euer Majestät als ein Wunder ausgebe: sondern der Gebrauch, den ich davon zu machen weiß, und den jeder andere, so gut wie ich, wenn er von mir das Geheimniß erfahren, davon zu machen im Stande ist. Wenn ich mich nämlich hinauf setze, so kann ich in sehr kurzer Zeit mich an jeden beliebigen Ort auf der Erde, und wäre er auch noch so weit entfernt, hin versetzen. Mit einem Wort, o Herr, darin besteht eben die wunderbare Eigenschaft meines Pferdes, — eine Eigenschaft, die noch nie er-

hört worden, und wovon ich vor Euer Majestät eine Probe abzulegen mich erbiete, wofern ihr es befehlt.«

Der König von Persien, der auf alles, was ans Wunderbare grenzte, sehr neugierig war, und der nach so vielen Dingen dieser Art, die er theils schon gesehen, theils zu sehen gesucht und gewünscht hatte, noch nie etwas gesehen oder davon reden gehört hatte, das diesem nahe gekommen wäre, sagte zu dem Indianer, nur ein Versuch der Art, wie er ihm vorgeschlagen, könne ihn von der Vorzüglichkeit seines Pferdes überzeugen, und er sei bereit, einen solchen zu sehen.

Der Indianer setzte sogleich seinen Fuß in den Steigebügel, schwang sich mit großer Leichtigkeit aufs Pferd, und als er auch in den andern Steigbügel den Fuß gesetzt und sich auf dem Sattel recht befestigt hatte, fragte er den König von Persien, wohin es ihn zu schicken ihm gefällig sei.

Etwa drei Stunden von Schiras lag ein hoher Berg, den man von dem großen Platze vor dem königlichen Schlosse, wo der König von Persien sich damals gerade befand, sehr gut sehen konnte. »Siehst du jenen Berg,« sagte der König zu dem Indianer, indem er auf denselben hinwies, »dorthin will ich, daß du reiten sollst. Die Entfernung ist nicht groß, doch ist sie hinlänglich, um die Schnelligkeit, womit du hin und wieder zurück reiten wirst, abnehmen zu können. Und da es nicht möglich ist, dich mit den Augen bis dahin zu verfolgen, so will ich, daß du mir zum sichern

Beweise deines Dagewesenseins einen Zweig von einem Palmbaum, der am Fuß des Berges steht, mitbringest.«

Kaum hatte der König seine Willensmeinung in diesen Worten ausgesprochen, als der Indianer einen hölzernen Wirbel, der an der Stelle des Nackens am Pferde befestiget war, herumdrehte und ihn dem Sattelknopfe näher brachte. Augenblicklich erhob sich nun das Pferd, und entführte mit Blitzesschnelle den Reiter in die Lüfte, und zwar so hoch, daß ihn binnen wenigen Augenblicken selbst die scharfsehensten aus den Augen verloren, zur großen Verwunderung des Königs und seiner Hofleute, und unter lautem Geschrei des Erstaunens von Seiten aller versammelten Zuschauer.

Der Indianer war noch keine Viertelstunde fort, als man ihn in der Luft mit dem Palmzweige in der Hand zurückkehren sah. Endlich sah man ihn oberhalb des Platzes anlangen, wo er sein Pferd unter dem freudigen Beifallruf der Zuschauer einigemal im Kreise herumtummelte, bis er sich vor dem Throne des Königs auf dieselbe Stelle wieder niederließ, von welcher er ausgeritten war, und zwar ohne die mindeste unangenehme Erschütterung. Er stieg nun ab, warf sich vor dem Throne nieder, und legte den Palmzweig dem Könige zu Füßen.

Der König von Persien, der mit eben so großer Verwunderung als Erstaunen Zeuge dieses unerhörten Schauspiels war, welches der Indianer ihm gegeben, ward auf einmal von einer heftigen Begierde ergriffen,

dieß Pferd zu besitzen. Und in der Meinung, er werde bei der Unterhandlung mit dem Indianer wenig Schwierigkeiten finden, zumal da er entschlossen war, ihm jede Summe, die er nur irgend fordern könnte, dafür zu geben, so betrachtete er es bereits als das kostbarste Stück seines Schatzes.

»Nach dem äußeren Ansehn deines Pferdes,« sagte er zu dem Indianer, »hätte ich nie geglaubt, daß es so hoch geschätzt werden müsse, als es wirklich verdient, wie du mir so eben bewiesen hast. Ich danke dir, daß du mich eines Besseren belehrt hast, und um dir zu zeigen, wie hoch ich es aufnehme, so bin ich bereit, es zu kaufen wofern es dir feil steht.«

»Herr,« erwiederte der Indianer, »ich zweifelte nicht, daß Euere Majestät, die unter allen gegenwärtigen Königen, die auf Erden sind, dafür gilt, daß sie alle Dinge am besten zu beurtheilen und nach ihrem richtigen Werth zu schätzen wisse, meinem Pferde diese Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, sobald ich euch gezeigt haben würde, wie sehr es euerer Aufmerksamkeit würdig ist. Ich hatte sogar vorausgesehen, daß ihr euch nicht damit begnügen würdet, es zu bewundern und zu loben, sondern daß ihr auch es zu besitzen wünschen würdet, wie ihr mir so eben angedeutet habt. Ich meinerseits, obwohl ich den Werth desselben so gut kenne, wie nur irgend einer, und recht gut weiß, daß sein Besitz mir die Mittel gibt, mich in der Welt unsterblich zu machen, hänge gleichwohl nicht so daran,

daß ich nicht, um die edle Begierde Euer Majestät zu befriedigen, mich desselben zu berauben entschließen könnte. Indeß mit dieser Erklärung muß ich zugleich noch eine andere verbinden, welche sich auf die Bedingung bezieht, ohne welche ich es nicht wohl ablassen kann, — eine Bedingung, die ihr freilich wohl nicht gut, aufnehmen werdet. Euer Majestät wird daher wohl es genehm finden,« fuhr der Indianer fort, »wenn ich gestehe, daß dieß Pferd nicht gekauft, sondern von dem Erfinder und Verfertiger es nur dadurch bekam, daß ich ihm meine einzige Tochter, die er verlangte, zur Ehe gab, wobei er zugleich die Forderung an mich machte, daß ich es nie verkaufen solle, sondern daß, wenn ich es je an einen anderen Besitzer abließe, dieß nur durch einen Tausch, wie ich ihn für gemessen erachtet statt finden könne.»

Der Indianer wollte noch weiter sprechen, doch bei dem Worte Tausch unterbrach ihn der König von Persien dadurch, daß er sagte:

»Ich bin bereit, einen solchen Tausch, wie du ihn nur verlangen wirst, einzugehen. Du weißt, mein Reich ist groß und voll großer, mächtiger, wohlhabenden und volkreicher Städte. Ich lasse dir nun die Wahl, dir eine derselben zu deinem vollen und unbeschränkten Besitz auf Lebenszeit auszusuchen.«

Dreihundert zwei und neunzigste Nacht.

Dieser Tausch schien dem ganzen persischen Hofe wahrhaft königlich; gleichwohl war er noch weit unter

dem, den der Indianer in Gedanken hatte. Bei ihm war es auf etwas weit höheres abgesehen, und er antwortete dem Könige:

»Herr, ich bin Euer Majestät für das mir gemachte Anerbieten unendlich verbunden, und ich kann euch für euere Großmuth nicht genug danken. Gleichwohl bitte ich euch, es nicht übel zu nehmen, wenn ich so dreist bin, euch anzuzeigen, daß ich mein Pferd bloß dann zu eurem Besitz ablassen kann, wenn ich von euerer Hand euere Prinzessinn Tochter zur Gemahlinn erhalte. Ich bin entschlossen, nur um diesen Preis mein Eigenthumsrecht aufzugeben.«

Die Hofleute, welche um den König von Persien herumstanden, konnten sich nicht enthalten, bei dieser überspannten Forderung des Indianers ein lautes Gelächter aufzuschlagen. Indeß der Prinz Firus Schach, der älteste Sohn des Königs und künftige Thronerbe, hörte ihn nur mit Unwillen an. Doch der König dachte ganz anders, und glaubte, die Prinzessinn von Persien dem Indianer aufopfern zu dürfen, um seine Neugierde zu befriedigen. Gleichwohl schwankte er lange hin und her, ehe er sich zu dieser Wahl entschloß.

Der Prinz Firus Schach, welcher sah, daß sein königlicher Vater wegen der dem Indianer zu ertheilenden Antwort schwankte, fürchtete, er möchte die Forderung desselben bewilligen, — was er als den ärgsten Schimpf für die königliche Würde, für seine Schwester,

und für seine eigene Person betrachtete. Er nahm also das Wort, und sagte, ihm zuvorkommend:

»Herr, Euer Majestät verzeihe, wenn ich frage, ob es möglich ist, daß ihr auch nur einen Augenblick euch wegen der abschlägigen Antwort bedenket, welche auf diese unverschämte Forderung eines nichtswürdigen Menschen und Taschenspielers zu ertheilen ist, und daß ihr ihm auch nur einen Augenblick Frist gestattet, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, er werde mit einem der mächtigsten Fürsten der Erde in eine solche Verbindung treten können. Ich bitte euch, doch zu überlegen, was ihr nicht bloß euch selber, sondern auch eurem Stande und dem hohen Range eurer Ahnen schuldig seid.«

»Mein Sohn,« erwiederte der König von Persien, »ich nehme dir deine Erinnerung gar nicht übel, und weiß dir vielmehr vielen Dank für den Eifer, den du bezeigst, deine Abkunft in demselben Glanze zu erhalten, wie sie bisher gewesen ist, doch du überlegst nicht genug die Vortrefflichkeit dieses Pferdes, noch auch, daß der Indianer, der mir diesen Weg zu Erlangung desselben vorschlägt, wofern ich ihn zurückweise, denselben Vorschlag anderswo machen wird, wo man sich über diesen Punkt vielleicht hinwegsetzt. Ich würde dann in Verzweiflung sein, wenn ein anderer Fürst sich rühmen könnte, er habe mich an Großmuth übertroffen und mich des Ruhmes beraubt, das Pferd zu besitzen, welches ich für die einzigste und bewundernswürdigste Sache halte, die es auf der Welt gibt.

Gleichwohl will ich nicht sagen, daß ich ihm diese Forderung zu billigen gedenke. Vielleicht ist er noch nicht mit sich selber eins über seine überspannten Ansprüche, und wenn er nur erst meine Tochter, die Prinzessinn, aus dem Spiele läßt, so will ich gern jedes andere Abkommen mit ihm treffen, das er nur wünschen mag. Doch bevor ich in diesem Handel den äußersten Schritt thue, wäre es mir lieb, wenn du das Pferd besichtigtest und selber einen Versuch damit machtest, damit du mir dann deine Ansicht hierüber sagen könntest. Ich zweifle nicht, daß er dir es erlauben wird.«

Da man natürlicher Weise das hofft, was man wünscht, so war der Indianer, welcher aus dem angehörten Gespräch muthmaßen zu können glaubte, daß der König von Persien nicht ganz abgeneigt sei, ihn für Ueberlassung des Pferdes in seine Familienverbindung aufzunehmen, und daß der Prinz, anstatt, wie er bisher hatte merken lassen, ihm entgegen zu sein, ihm vielleicht sogar sehr günstig werden könnte, weit entfernt, sich dem Wunsche des Königs zu widersetzen, ja er bezeigte sogar Freude darüber, und zum Zeichen, daß er mit Vergnügen darein willige, kam er dem Prinzen zuvor, indem er dem Pferde sich näherte, um ihm hinaufsteigen zu helfen, und ihm sodann die nöthige Anweisung zu geben, um es gut lenken zu können.

Der Prinz Firus Schach stieg indeß mit bewundernswürdiger Gewandheit und ohne Beihilfe des Indianers auf das Pferd hinauf, und kaum hatte er den

Fuß in beiden Steigbügeln befestigt, als er auch schon, ohne erst auf die Anweisung des Indianers zu warten, den Wirbel ganz eben so herumdrehte, wie er es zuvor von jenem gesehen hatte. Augenblicklich führte ihn nun das Pferd mit der Schnelligkeit eines Pfeiles empor, der vom stärksten und gewandtesten Bogenschützen emporgeschossen ist, so daß binnen wenigen Augenblicken der König, der ganze Hof, und die ganze zahlreiche Versammlung ihn aus dem Gesicht verlor.

Weder das Pferd noch der Prinz waren mehr in der Luft zu erblicken, und der König von Persien strengte seine Augen vergeblich an, um ihn noch zu entdecken, als der Indianer, über das, was so eben vorgegangen, beunruhigt, sich vor dem Throne niederwarf und den König nöthigte, die Augen auf ihn zu richten und seiner Rede einige Aufmerksamkeit zu schenken, die er mit folgenden Worten begann:

»Herr, Euer Majestät hat selber gesehen, daß der Prinz mir vermöge seiner Schnelligkeit gar nicht Zeit gelassen hat, ihm die nöthige Anleitung zu geben, um mein Pferd regieren zu können. Nachdem er mir zu gesehen, wollte er zeigen, daß er meiner Belehrung nicht weiter bedürfe, um fortzureiten und sich in die Luft zu erheben; allein er weiß nicht, daß ich ihm Anleitung geben wollte, wie er das Pferd umlenken und mit ihm wieder auf denselben Fleck zurückkehren könne, von wo er ausgeritten ist. Ich bitte daher Euer Majestät um die Gnade, um nicht für das verantwortlich

zu machen, was etwa seiner Person zustoßen mag. Ihr seid zu gerecht und billig, als daß ihr das Unglück, das unvermuthet etwa sich ereignen könnte, mir zurechnen solltet.«

Die Äußerungen des Indianers betrübten den König von Persien, welcher wohl einsah, daß die Gefahr, worin sein Sohn schwebe, unvermeidlich sei, wenn es wirklich noch ein Geheimniß dabei gäbe, um das Pferd zur Umkehr zu zwingen, und zwar ein ganz verschiedenes von dem, wodurch es zum Aufschwung in die Luft gebracht werden könne. Er fragte ihn daher, warum er ihn nicht in dem Augenblicke zurückgerufen, als er ihn fortreiten gesehen.

»Herr,« antworerte der Indianer, »Euer Majestät war selber Zeuge von der reißenden Schnelligkeit, womit das Pferd und der Prinz davon flog; die Bestürzung, die mich ergriff und noch ergriffen hat, raubte mit anfangs den Gebrauch der Sprache, und als ich sie wieder erhielt, war er schon so weit entfernt, daß er meine Stimme nicht mehr gehört haben würde, und hätte er sie auch noch gehört, so würde er doch das Pferd nicht haben umlenken können, da er das Geheimniß nicht wußte und auch nicht so viel Geduld hatte, um es von mir zu lernen. Indeß, Herr,« fuhr er fort, »es steht zu hoffen, daß der Prinz in der Verlegenheit vielleicht den andern Wirbel bemerken und durch Umdrehung desselben bewirken wird, daß das Pferd sogleich emporzusteigen aufhört und sich nach der

Erde zu herabsenkt, so daß er es dann mit dem Zügel lenken und sich auf jeden beliebigen Ort niederlassen kann.«

Ungeachtet dieser ganz richtigen Schlußfolgerung des Indianers, erwiederte der König von Persien voll Unruhe über die augenscheinliche Gefahr seines Sohnes: »Gesetzt auch, wiewohl die Sache noch sehr unsicher ist, daß mein Sohn den andern Wirbel bemerken und davon den erwähnten Gebrauch machen sollte, so könnte ja aber das Pferd, anstatt sich auf die Erde niederzulassen, auf Felsen herabfallen, oder sich mit ihm in den tiefsten Abgrund des Meeres stürzen.«

»Herr« nahm hierauf der Indianer wieder das Wort, »von dieser Besorgniß kann ich Euer Majestät durch die Versicherung befreien, daß das Pferd über die Meere setzt, ohne je hinein zu fallen, und daß es seinen Reiter stäts dahin trägt, wohin er zu gelangen Willens ist, und Euer Majestät kann versichert sein, daß, wofern nur der Prinz den andern, schon erwähnten Wirbel bemerkt, das Pferd ihn bloß dahin tragen wird, wohin er will, und es ist nicht zu glauben, daß er sich anderswohin begeben wird, als an einen Ort, wo er Hilfe finden und sich zu erkennen geben kann.«

Auf diese Worte des Indianers antwortete der König von Persien: »Wie dem auch sein mag, ich kann den Versicherungen, die du mir gibst, nicht trauen, sondern dein Kopf soll mir für das Leben meines Sohnes haften, wofern ich binnen drei Monaten ihn nicht

gesund und lebend zurückkehren sehe oder sichere Nachricht vernehme, daß er noch am Leben ist.«

Dreihundert drei und neunzigste Nacht.

Er befahl nun, daß man sich seiner Person versichern und ihn in ein enges Gefängniß verschließen solle, worauf er sich in seinen Palast zurückbegab, voll Betrübniß darüber, daß das Nurus-Fest, welches in ganz Persien so feierlich ist, für ihn und seinen Hof so traurig geendet habe.

Der Prinz Firus Schach war unterdeß, wie schon gesagt, mit Blitzesschnelle in die Luft emporgeführt worden, und sah sich binnen einer Stunde so hoch erhoben, daß er auf der Erde nichts mehr zu unterscheiden vermochte, und daß ihm die Berge, Ebenen und Thäler in einander zu verlaufen schienen. Jetzt dachte er erst daran, nach demselben Orte wieder zurückzukehren, von welchem er ausgeritten war. Um dieß zu bewerkstelligen, glaubte er bloß denselben Wirbel nach der verkehrten Seite umdrehen und zugleich den Zügel umlenken zu dürfen; doch wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß das Pferd ihn dessenungeachtet immer höher trug. Er drehte den Wirbel hin und her, doch alles war fruchtlos. Nun erkannte er den großen Fehler, den er dadurch begangen, daß er sich nicht, bevor er das Pferd bestiegen, von dem Indianer die nöthige Anweisung zu Lenkung desselben hatte geben lassen. Zugleich übersah er die Größe der Gefahr, worin er

schwebte, doch diese Einsicht raubte ihm keineswegs seine Besinnung. Vielmehr sammelte er sich jetzt, und nahm so viel als möglich seinen ganzen Verstand zusammen, untersuchte aufmerksam den Kopf und den Hals des Pferdes, und entdeckte bei dieser Gelegenheit neben dem rechten Ohre des Pferdes einen anderen kleineren und minder in die Augen fallenden Wirbel. Er drehte diesen Wirbel und augenblicklich bemerkte er, daß es sich in derselben Linie, in welcher es emporgestiegen war, jedoch minder schnell, zur Erde herabsenkte.

An der Stelle des Erdbodens, über welcher der Prinz Firus Schach in senkrechter Linie schwebte, war es bereits seit einer halben Stunde Nacht, als er den Wirbel am Pferde drehte. So wie nun das Pferd sich herabsenkte, ging auch für ihn allmählig die Sonne unter, bis er sich mitten in der Dunkelheit der Nacht befand. So, daß er, anstatt sich nach Bequemlichkeit einen Ort zum Absteigen aussuchen zu können, er den Zügel auf den Nacken des Pferdes legte und sich geduldig vollends zur Erde herabtragen ließ, obwohl nicht ohne Besorgniß, ob die Stelle, wo er ankommen würde, eine bewohnte Gegend, eine Wüste, ein Fluß oder das Meer sein würde.

Endlich hielt das Pferd an und stellte sich auf den Boden auf. Es war schon über Mitternacht hinaus. Der Prinz Firus Schach stieg nun ab, jedoch sehr schwach; denn er hatte seit dem Morgen des verflossenen Tages, wo er mit seinem königlichen Vater, um

den festlichen Schauspielen beizuwohnen, aus dem Palast gegangen war, nichts zu sich genommen. Das erste, was er in der nächtlichen Dunkelheit that, war, daß er den Ort kennen zu lernen suchte, wo er sich befände, und da fand sich denn, daß er auf dem stufenförmigen Dache eines prächtigen Palastes stand, welches mit einem marmornen Geländer rings eingefaßt war. Indem er die Terrasse oben untersuchte, entdeckte er eine Treppe, auf welcher man vom Palaste herabsteigen konnte; die Thür dazu war nicht verschlossen, sondern halb offen.

Jeder andere als der Prinz Firus Schach würde es vielleicht nicht gewagt haben, in das tiefe Dunkel, welches auf dieser Treppe herrschte, hinabzusteigen, abgesehen von der Ungewißheit, worin er schwebte, ob er da Freunde oder Feinde finden würde. Indeß diese Rücksicht konnte ihn nicht zurückhalten.

»Ich komme ja nicht, um jemanden hier etwas zu Leide zu thun,« sprach er bei sich selbst, »und offenbar werden diejenigen, die auf mich zuerst sehen, und keine Waffen in meiner Hand erblicken werden, wenigstens so menschlich sein, mich zuvor anzuhören, ehe sie nach meinem Leben trachten.«

Er öffnete die Thür noch weiter, ohne Geräusch zu machen, und stieg dann eben so vorsichtig herunter, um nur ja keinen Fehltritt zu thun, dessen Geräusch irgend jemanden hätte aus dem Schlafe wecken können. Dieß gelang ihm denn auch, und an der ei-

nen Stelle der Treppe fand er eine offene Thür, die in einen Saal ging, worin Licht war.

Der Prinz Firus Schach blieb an der Thür stehen, und indem er horchte, hörte er Leute, die im tiefem Schlummer lagen, laut schnarchen. Er trat einige Schritte weit in den Saal hinein, und sah beim Schein einer Laterne, daß die Schlafenden sämmtlich schwarze Verschnittene waren, deren jeder einen blanken Säbel neben sich hatte, woraus er schloß, daß es die Wache in dem Vorzimmer einer Königinn oder Prinzessinn sein müsse, welche Vermuthung, wie sich nachher fand, auch ganz richtig war.

Das Zimmer, worin die Prinzessinn schlief, folgte gleich hinter dem Saale, wie man aus dem hellen Lichtschimmer abnehmen konnte, der aus jenem durch einen Thürvorhang von leichtem Seidenstoff hervordrang.

Der Prinz Firus Schach näherte sich ganz leise dem Thürvorhange, ohne die Verschnittenen aufzuwecken, öffnete ihn, und als er hineingegangen war, wendete er, ohne sich bei Betrachtung der Pracht des Zimmers, die wahrhaft königlich war, ihn aber in seiner dermaligen Lage wenig rührte, im mindesten aufzuhalten, seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas, das ihn weit mehr interessirte. Er sah nähmlich darin mehrere Betten stehen, und zwar ein einziges auf der mit Teppichen belegten Erhöhung des Zimmers, die übrigen unten auf dem Fußboden des Gemaches. In den letzteren schliefen Kammerfrauen der Prinzessinn,

um ihr Gesellschaft zu leisten und ihr bei ihren verschiedenen Bedürfnissen hilfreiche Hand zu leisten, in dem ersteren schlief die Prinzessinn.

Bei dieser Unterscheidung konnte der Prinz Firus Schach sich nicht weiter in der Wahl irren, die er zu treffen hatte, wenn er sich an die Prinzessinn selber wenden wollte. Er näherte sich nun ihrem Bett, ohne sie oder eine von ihren Kammerfrauen zu wecken. Als er nahe genug war, da erblickte er eine so seltene und überraschende Schönheit, daß er gleich beim ersten Anblick von ihr ganz entzückt wurde.

»O Himmel,« rief er in seinem Herzen aus, »hat mich mein Schicksal bloß darum hieher geführt, damit ich meine Freiheit einbüßen soll, die ich so lange und bis diesen Augenblick mir bewahrt habe! Muß ich mich nicht auf eine unvermeidliche Sklaverei gefaßt machen, sobald sie die Augen aufschlägt, — wofern nämlich diese Augen, wie sich erwarten läßt, diesem Verein der seltensten Reize und Schönheiten den höchsten Glanz und die höchste Vollendung geben! Gleichwohl muß ich mich dazu entschließen, weil ich jetzt nicht mehr zurückgehen kann, ohne mein eigener Mörder zu werden, und weil es die Nothwendigkeit nun einmal so gefügt hat.«

Nach diesen Betrachtungen ließ sich der Prinz Firus auf seine beiden Kniee nieder, faßte den äußersten Rand des herabhangenden Hemdeärmels der Prinzessinn, aus welchem ein schöngerundeter schneeweißer Arm hervorblickte, und zupfte sie ganz leise.

Dreihundert vier und neunzigste Nacht.

Die Prinzessinn schlug die Augen auf, und in der ersten Ueberraschung, einen wohlgebildeten, wohlgekleideten und anstandsvollen Mann vor ihrem Bette zu erblicken, blieb sie eine Weile ganz bestürzt, ohne indeß irgend ein Zeichen des Schreckens oder des Entsetzens von sich zu geben.

Der Prinz benutzte diesen günstigen Augenblick, neigte sein Haupt fast bis auf den Fußteppich hinab, und sagte, als er es wieder emporhob:

»Verehrungswürdigste Prinzessinn, vermittelst eines höchst seltsamen, ja des wunderbarsten Abenteuers, das sich nur denken läßt, sehet ihr hier zu euren Füßen flehend einen Prinzen und zwar den Sohn des Königs von Persien, der sich noch gestern früh bei seinem königlichen Vater mitten unter den Lustbarkeiten eines feierlichen Festes befand, und der sich jetzt in diesem Augenblicke in einem unbekannten Lande befindet, wo er in Lebensgefahr schwebt, wofern ihr nicht die Güte und Großmuth habt, ihm euern Beistand und euern Schutz zu gewähren. Ich flehe diesen euern Schutz an, verehrungswürdige Prinzessinn, in dem Vertrauen, daß ihr mir ihn nicht versagen werdet. Es ist unmöglich, daß mit so viel Schönheit, Reiz und Majestät eine grausame Gesinnung gepaart sein könnte.«

Die Prinzessinn, an welche sich der Prinz Firus Schach zu seinem großen Glück gewendet hatte, war die Prinzessinn von Bengalen, die älteste Tochter des

Königs dieses Reiches, der ihr diesen Palast nicht weit von seiner Hauptstadt hatte erbauen lassen, wo sie zuweilen hinkam, um die Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Nachdem sie ihn mit all der Güte, die er nur irgend wünschen konnte, angehört hatte, antwortete sie ihm mit demselben Wohlwollen:

»Prinz, beruhigt euch; ihr befindet euch nicht in einem Barbaren-Lande. Gastfreundlichkeit, Menschenfreundlichkeit und Gesittung sind in dem Königreich Bengalen nicht minder einheimisch, als in Persien. Uebrigens bewillige nicht bloß ich etwa euch den verlangten Schutz, sondern ihr habt ihn bereits in diesem Palaste, ja im ganzen Reiche gefunden; wie ihr mir hierin glauben und euch auf mein Wort verlassen könnt.

Der Prinz von Persien wollte der Prinzessinn für die Güte und Gnade, die sie ihm erwiesen, danken und hatte sich bereits tief vor ihr verneigt, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte!

Wie groß auch meine Neugier ist, von euch zu erfahren, durch welches Wunder ihr in so kurzer Zeit von der Hauptstadt Persiens bis hieher gekommen, und durch welche Zauberei ihr so insgeheim bis vor mein Bette habt gelangen und die Wachsamkeit meiner Leibwache habt täuschen können, so werdet ihr gleich wohl der Speise und der Nahrung sehr bedürftig sein, und da ich euch ganz wie einen willkommenen Gast betrachte, so will ich lieber bis morgen früh warten und für jetzt meinen Frauen befehlen, euch eines von mei-

nen Zimmern anzuweisen, euch darin zu bewirthen und euch darin so lange ausruhen zu lassen, bis ihr im Stande sein werdet, meine Neugierde zu befriedigen.«

Die Frauen der Prinzessinn, die bei den ersten Worten, die der Prinz Firus Schach zu ihrer Gebieterinn sprach, aufgewacht waren und ihn zu ihrer großen Verwunderung zu Häupten des Bettes der Prinzessinn erblickten, indem sie gar nicht begreifen konnten, wie er habe dahin kommen können, ohne sie oder die Verschnittenen im Schlafe zu stören, — diese Frauen, sag' ich, hatten kaum die Willensmeinung der Prinzessinn vernommen, als sie sich eiligst ankleideten und sich augenblicklich zu Vollziehung der ihnen gegebenen Befehle anschickten. Jede von ihnen nahm eine von den vielen Wachskerzen, welche das Zimmer der Prinzessinn erhellten, und nachdem der Prinz ehrerbietigst Abschied genommen, gingen sie vor ihm her und führten ihn in ein sehr schönes Gemach, wo die einen ihm eine Lagerstätte bereiteten, während die andern in die Küche und in die Speisekammer gingen.

Obwohl es zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde war, so ließen doch die Frauen der Prinzessinn von Bengalen den Prinzen Firus Schach nicht lange warten. Sie trugen ihm verschiedene Arten von Speisen in reichlichen Ueberflusse auf; er wählte sich nach Belieben aus, und als er so viel als hinlänglich war, um seinen Hunger zu stillen, gegessen hatte, trugen sie die Speisen wieder ab, und ließen ihn allein, um

sich schlafen legen zu können, nachdem sie mehrere Schränke gezeigt hatten, worin er alles, was er irgend bedürfte, vorräthig finden würde.

Die Prinzessinn von Bengalen, die von der reizenden Schönheit, dem Verstande, der Artigkeit und den liebenswürdigen Manieren des Prinzen von Persien, die sie in der kurzen Unterredung mit ihm bemerkt hatte, ganz eingenommen war, hatte noch nicht einschlafen können, als ihre Frauen wieder in ihr Zimmer zurückkehrten, um sich zu legen. Sie fragte dieselben, ob sie die gehörige Sorge für ihn getragen, ob sie ihn befriedigt verlassen hätten, ob ihm noch irgend etwas mangelte, und vor allen Dingen, was sie von ihm dächten.

Die Frauen, nachdem sie die ersten Punkte beantwortet hatten, erwiederten auf die letzte Frage:

»Prinzessinn, wir wissen nicht, was ihr selber von ihm denken möget. Was uns betrifft, so würden wir euch sehr glücklich preisen, wenn der König, euer Vater, euch einen so liebenswürdigen Prinzen zum Gemahl gäbe. Am ganzen Hofe von Bengalen giebt es keinen einzigen, der mit ihm verglichen werden könnte, und wir glauben nicht, daß es in den benachbarten Ländern einen geben möchte, der eurer würdiger wäre.«

Diese schmeichelhaften Aeußerungen mißfielen der Prinzessinn von Bengalen nicht, indeß, da sie ihre Gesinnungen nicht an den Tag legen wollte, so gebot sie ihnen Stillschweigen.

»Ihr seid alberne Schwätzerinnen,« sagte sie zu ihnen, »legt euch wieder nieder und laßt mich ebenfalls wieder einschlafen.«

Dreihundert fünf und neunzigste Nacht.

Den folgenden Morgen war das erste, was die Prinzessinn nach ihrem Erwachen that, daß sie sich an ihren Putztisch setzte. Sie hatte bisher noch nie so große Sorgfalt auf ihren Kopfschmuck und Putz verwendet, als sie diesen Tag mit Hilfe ihres Spiegels anwendete, und noch nie hatten ihre Frauen so viel Geduld nöthig gehabt, um eine und dieselbe Sache wiederholt zu machen, bis sie damit zufrieden war.

»Ich habe, wie ich wohl bemerken konnte, dem Prinzen von Persien in meinem Nachtkleide nicht mißfallen,« sagte sie bei sich selbst, »was wird er sich erst wundern, wenn er mich in meinem vollen Staate sehen wird?«

Sie legte nun einen Kopfschmuck von den größten Brillianten, desgleichen ein Halsband, Armbänder, und einen Gürtel von eben denselben Edelsteinen an, — alles Stücke von unschätzbarem Werthe. Das Kleid, welches sie anzog, war von dem reichsten indischen Stoffe, wie man ihn nur für Könige, Prinzen und Prinzessinnen verfertigt, und von einer Farbe, welche ihre Reize vollends auf das vortheilhafteste erhöhte. Nachdem sie noch ihren Spiegel wiederholt zu Rathe gezogen und ihre Frauen einzeln befragt hatte, ob ihr

irgend etwas zu ihrem vollständigen Putze fehle, ließ sie sich erkundigen, ob der Prinz von Persien schon wach sei, und da sie nicht zweifelte, daß er sich ihr vorzustellen wünschen würde, so ließ sie ihm melden, daß sie selber kommen würde, und daß sie ihre Gründe habe, um so zu handeln.

Der Prinz von Persien, der so tief in den Tag hineingeschlafen hatte, als ihm vom Nachtschlaf entzogen worden war, und der sich von seiner beschwerlichen Reise vollkommen erholt hatte, war so eben mit dem Ankleiden fertig, als er den Morgengruß der Prinzessinn durch eine ihrer Frauen empfing.

Der Prinz ließ der Kammerfrau gar nicht erst Zeit, ihm das mitzutheilen, was sie an ihn auszurichten hatte, sondern fragte sie sogleich, ob die Prinzessinn ihm wohl erlauben wolle, ihr seine Aufwartung zu machen und ihr seine Ehrerbietung an den Tag zu legen. Doch als die Kammerfrau ihren Auftrag ausgerichtet hatte, erwiederte er:

»Die Prinzessinn darf bloß befehlen, und ich bin bloß hier, um ihre Befehle zu vollziehen.«

Die Prinzessinn von Bengalen hatte kaum erfahren, daß der Prinz von Persien sie erwarte, als sie ihm auch schon ihren Besuch abstattete. Nach den ersten gegenseitigen Begrüßungen, nachdem nämlich der Prinz seinerseits tausendmal um Entschuldigung gebeten, daß er sie im ersten Schlaf gestört habe, die Prinzessinn dagegen ihn gefragt hatte, wie er die Nacht zugebracht

und wie er sich befinde, setzte sich die Prinzessinn auf das Sofa, und der Prinz ebenfalls, jedoch in einer ehrerbietigen Ferne von ihr.

Die Prinzessinn nahm nun das Wort und sagte: »Prinz, ich hätte euch in dem Zimmer empfangen können, worin ihr mich diese Nacht schlafen sahet; doch da der Aufseher meiner Verschnittenen dorthin freien Zutritt hat, in dieses Zimmer aber bloß mit meiner Erlaubniß kommen darf, so habe ich aus ungeduldiger Neugier, um von euch das seltsame Abenteuer zu erfahren, welches mir das Glück eurer Bekanntschaft verschafft hat, vorgezogen, zu euch zu kommen, als an einen Ort, wo uns beide niemand leicht stören wird. Erweiset mir also, ich beschwöre euch darum, die Gefälligkeit, um die ich euch bitte.«

Um der Prinzessinn von Bengalen zu willfahren, begann nun der Prinz Firus Schach seine Erzählung mit dem feierlichen und alljährigen Nurusfeste in Persien und mit den merkwürdigen Schauspielen, die den Hof von Persien und fast die ganze Stadt Schiras ergötzt hatten; sodann kam er auf das Zauberpferd, welches er ihr beschrieb. Die Erzählung von den Wundern, welche der darauf sitzende Indianer vor einer so glänzenden Versammlung gezeigt hatte, überzeugte die Prinzessinn, daß man sich in dieser Art auf der Welt nichts erstaunenswürdigeres denken könne.

»Prinzessinn, fuhr hierauf der Prinz von Persien fort, »ihr könnt leicht erachten, daß mein könig-

licher Vater, der keine Ausgabe scheut, um seine Schatzkammer mit den seltensten und merkwürdigsten Sachen, die nur irgend zu seiner Kenntniß gelangen, zu bereichern, von dem lebhaftesten Verlangen entflammt werden mußte, ein Pferd dieser Art dazu zu bekommen. Dieß war denn auch der Fall, und er fragte ohne Bedenken den Indianer, wie hoch er es biete.«

Die Antwort des Indianers war höchst überspannt. Er sagte nämlich, er habe das Pferd nicht gekauft, sondern es bloß durch Tausch für seine einzige Tochter erhalten, und da er sich nur unter einer ähnlichen Bedingung desselben entäußern könne, so könne er es ihm nur dann abtreten, wenn er ihm erlaube, die Prinzessinn, meine Schwester, zu heirathen.«

»Die sämmtlichen Hofleute, welche den Thron des Königs, meines Vaters, umgeben, lachten ganz auf, als sie diesen überspannten Vorschlag vernahmen, und ich insbesondere empfand einen so heftigen Unwillen darüber, daß ich ihn nicht verhehlen konnte, und zwar um so weniger, da ich bemerkte, daß mein Vater wegen der zu ertheilenden Antwort zweifelhaft war. Ich glaubte wirklich schon den Augenblick vor mir zu sehen, wo er ihm das, was er wünschte, gewähren würde, wenn ich ihm nicht lebhaft den Nachtheil vorstellte, der daraus für seinen Ruhm erwachsen würde. Meine Gegenvorstellungen waren indeß nicht im Stande, ihn ganz von dem Gedanken abzubringen, meine Schwester die Prinzessinn, einen so verächtlichen Menschen auf-

zuopfern. Er glaubte, ich würde vielleicht auf seine Ansicht noch eingehen, wenn ich mich nur, wie er, davon überzeugen könnte, wie unschätzbar das Pferd wegen seiner ganz einzigen Eigenschaft sei. Aus dieser Rücksicht wünschte er, daß ich es in Anschein nehmen, es besteigen und selber einen Versuch damit machen möchte.«

»Meinem Vater zu gefallen, stieg ich auf das Pferd, und sobald ich darauf war, so machte ich es ganz so, wie ich es den Indianer hatte machen sehen, um sich mit dem Pferde emporzuschwingen, ohne weiter mir irgend eine Anweisung von ihm geben zu lassen, und augenblicklich ward ich in die Lüfte mit einer Schnelligkeit emporgeführt, die weit größer war als die eines Pfeiles, der von dem stärksten und geübtesten Bogenschützen emporgeschnellt wird.«

Dreihundert sechs und neunzigste Nacht.

Binnen kurzer Zeit war ich so weit von der Erde entfernt, daß ich keinen Gegenstand mehr zu unterscheiden vermochte, und es kam mir vor, als wäre ich schon so nahe am Himmelsgewölbe, daß ich bereits fürchtete, ich würde mir den Kopf daran zerstoßen.

Bei der reißend schnellen Bewegung, womit ich emporgeführt wurde, war ich lange Zeit wie außer mir und außer Stande, auf die gegenwärtige Gefahr zu achten, welcher ich in mehr als einer Hinsicht ausgesetzt war. Ich wollte den Wirbel, den ich anfangs gedreht, wieder rückwärts drehen, aber ich sah davon

nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte. Das Pferd fuhr noch immer fort, mich zum Himmel empor zu tragen und mich so immer mehr von der Erde zu entfernen. Ich bemerkte endlich einen andern Wirbel, und drehte ihn, und das Pferd begann nun, anstatt noch mehr zu steigen, sich zur Erde herabzusenken und da ich mich sehr bald im Dunkel der Nacht befand, und es unmöglich war, das Pferd so zu lenken, daß es mich an einen Ort niedersetzte, wo für mich keine Gefahr vorhanden war, so hielt ich den Zügel ganz locker und stellte mein Schicksal ganz den Willen Gottes anheim.«

»Das Pferd erreichte endlich den Boden, ich stieg ab, untersuchte den Ort, und befand mich auf dem Stufendache dieses Palastes. Ich bemerkte die Thür zu einer Treppe, welche halb offen stand, ich stieg ohne Geräusch hinab, und eine offene Thür mit einem matten Lichtschimmer war vor mir. Ich steckte den Kopf hinein, und da ich schlafende Verschnittene darin sah und dahinter ein helles Licht, welches durch einen Thürvorhang schimmerte, so gab mir die dringende Noth, worin ich mich befand, ungeachtet der unvermeidlichen Gefahr, die mir bevorstand, wenn die Verschnittenen erwachten, die Kühnheit, ich möchte sagen die Verwegenheit ein, ganz leise vorwärts zu gehen und den Thürvorhang zu öffnen.«

»Es ist nicht nöthig, Prinzessinn, euch noch das übrige zu erzählen; ihr wißt es ja selber. Es bleibt mir bloß noch übrig, euch für eure Güte und Groß-

muth zu danken und euch zu bitten, mir anzuzeigen, wodurch ich euch meine Erkenntlichkeit für eine so große Wohlthat dergestalt an den Tag legen kann, daß ihr damit zufrieden seid. Da ich dem Völkerrecht zufolge ohnehin bereits euer Sklave bin, und da ich euch also meine Person nicht mehr anbieten kann, so bleibt mir nur noch mein Herz euch anzubieten übrig. Doch was sage ich? mein Herz gehört mir ja nicht mehr, ihr habt mir es bereits durch eure bezaubernden Reize entrissen, und anstatt es von euch zurückzuverlangen, überlasse ich es euch mit Freuden. Erlaubet mir daher, euch zu erklären, daß ich euch eben so sehr für die Gebieterinn meines Herzens als meines Willens anerkenne.«

Diese letzten Worte sprach der Prinz mit einem Ton und mit einer Miene, welche die Prinzessinn von Bengalen über die Wirkung, welche ihre Reize hervorgebracht, keinen Augenblick in Zweifel ließen. Sie nahm übrigens an der Erklärung des Prinzen, als zu übereilt, keinen Anstoß, und die Röthe, die ihr darüber ins Gesicht stieg, machte sie in den Augen des Prinzen nur noch schöner und liebenswürdiger.

Als der Prinz von Persien seine Rede geendigt hatte, nahm die Prinzessinn von Bengalen das Wort und sprach:

»Prinz, wenn ihr mir einerseits durch Erzählung der seltsamen und wunderbaren Dinge, die ich so eben vernommen, viel Vergnügen gemacht habt, so konnte ich anderseits nicht ohne Entsetzen euch in der höchsten

Region der Luft schwebend denken, und obwohl ich so glücklich bin, euch gesund und lebend vor mir zu sehen, so habe ich doch nicht eher zu zittern aufgehört, als bis ihr mir erzähltet, daß das Pferd des Indianers euch so glücklicher Weise auf das Terrassendach meines Palastes niedergesetzt habe. Dasselbe konnte ja eben so gut an tausend anderen Orten geschehen; indeß ich freue mich, daß der Zufall mir den Vorzug und die Gelegenheit gegeben hat, euch kennen zu lernen. Derselbe Zufall hätte euch leicht anderswohin führen können, allein nirgends würdet ihr lieber und gerner gesehen sein als hier.«

»Darum mein Prinz, würde ich mich für sehr empfindlich beleidigt halten müssen, wenn ich glauben könnte, daß ihr den Gedanken, als wäret ihr mein Sklave, im Ernst geäußert hättet, uud wenn ich ihn nicht vielmehr eurer Höflichkeit als eurer innern aufrichtigen Gesinnung zuschreiben müßte. Die Aufnahme, die ihr gestern bei mir fandet, wird euch hinlänglich bezeigt haben, daß ihr hier eben so frei seid, als mitten am Hofe von Persien.«

»Was euer Herz betrifft,« fuhr die Prinzessinn von Bengalen in einem Tone fort, worin eben nichts Zurückweisendes lag,« so bin ich überzeugt, daß ihr nicht bis jetzt gewartet haben werdet, um darüber zu verfügen, und daß eure Wahl gewiß nur auf eine solche Prinzessinn gefallen ist, die es verdient; es würde mir

daher sehr leid thun, wenn ich euch Anlaß geben sollte, eine Untreue an ihr zu begehen.«

Der Prinz Firus Schach wollte der Prinzessinn betheuern, daß er mit noch freiem Herzen von Persien hierher gekommen sei; allein in dem Augenblick, wo er das Wort nehmen wollte, meldete eine von den Frauen der Prinzessinn, daß das Mittagessen aufgetragen sei.

Diese Unterbrechung befreite den Prinzen und die Prinzessinn von einer Erklärung, die beide auf gleiche Weise in Verlegenheit gesetzt haben würde, und die sie doch nicht weiter bedurften. Die Prinzessinn von Bengalen war nämlich von der Aufrichtigkeit des Prinzen von Persien vollkommen überzeugt, und was den Prinzen betrifft, so schloß er, ob wohl die Prinzessinn sich nicht weiter erklärt hatte, dennoch aus ihren Worten und aus dem geneigten Wesen, womit sie ihn angehört hatte, daß er alle Ursach habe, mit seinem Glück zufrieden zu sein.

Da die Kammerfrau der Prinzessinn bereits den Thürvorhang offen hielt, so sagte die Prinzessinn von Bengalen, indem sie aufstand, zu dem Prinzen von Persien, der dasselbe that: sie pflege sonst nicht so frühzeitig zu Mittag zu speisen, indeß, da sie befürchte, daß man ihm gestern eine sehr schlechte Abendmahlzeit vorgesetzt, so habe sie das Mittagessen früher als gewöhnlich auftragen lassen. Mit diesen Worten führte sie ihn in einen prächtigen Saal, wo die Tafel gedeckt und mit einer Fülle der trefflichsten Speisen be-

setzt war. Sie setzten sich zu Tafel, und sobald sie Platz genommen hatten, begannen die Sklavinnen der Prinzessinn, die in großer Zahl, alle sehr schön und reichgekleidet, da standen, ein anmuthiges Konzert von Singstimmen und Instrumenten, das die ganze Mahlzeit über dauerte.

Da das Konzert sehr mild und sanft und überhaupt so ausgeführt wurde, daß es den Prinzen und die Prinzessinn nicht weiter an der Unterhaltung hinderte, so ging ein großer Theil der Zeit damit hin, daß die Prinzessinn dem Prinzen vorlegte und ihn zum Essen aufforderte, während anderseits der Prinz der Prinzessinn immer das Beste vorzulegen suchte, um ihr in Worten und Manieren zuvorzukommen, welches ihm denn neue Artigkeiten und Verbindlichkeiten von Seiten der Prinzessinn zuzog, und in diesem gegenseitigen Austausch von Artigkeiten und Aufmerksamkeiten machte die Liebe nach beiden Seiten hin größere Fortschritte, als es bei einer absichtlichen Zusammenkunft unter vier Augen der Fall gewesen sein würde.

Endlich standen beide von der Tafel auf. Die Prinzessinn führte den Prinzen von Persien in ein großes, prächtig gebautes, mit Gold und Himmelblau symmetrisch verziertes und reich ausgeschmücktes Gemach. Sie setzten sich darin aufs Sofa, welches eine sehr anmuthige Aussicht nach dem Garten des Palastes hatte, den der Prinz Firus Schach um der mannigfaltigen Blumen, Gebüsche und Bäume willen be-

wunderte, die von den in Persien gewöhnlichen ganz verschieden waren und ihnen an Schönheit nichts nachgaben.

»Prinzessinn,« sagte der Prinz, »ich glaubte sonst, es gäbe auf der Welt nirgends außer Persien prächtige Paläste und bewundernswürdige Gärten, die der Majestät von Königen würdig wären, indeß ich sehe, daß überall, wo große Könige sind, sie sich Wohnungen zu erbauen wissen, die ihrer Größe und Macht angemessen sind, und wenn auch in der Bauart derselben und in anderen Nebensachen einige Verschiedenheit obwaltet, so sind sie doch in der Größe und in der Pracht einander ähnlich.«

Prinz,« erwiederte die Prinzessinn von Bengalen, »da ich von den Palästen Persiens keinen Begriff habe, so kann ich auch nicht über eure Vergleichung derselben mit dem meinigen urtheilen und euch meine Ansicht darüber sagen, allein, wie aufrichtig ihr auch immer sein möget, so kann ich mich doch kaum überreden, daß diese Vergleichung ganz richtig ist. Erlaubt mir daher zu glauben, daß eure Höflichkeit einen großen Antheil daran hat. Gleichwohl will ich meinen Palast vor euch nicht gerade verachten, denn ihr habt einen zu guten Geschmack, als daß ihr nicht ein richtiges Urtheil darüber fällen solltet; allein ich versichere euch, daß ich ihn nur höchst mittelmäßig finde, wenn ich ihn mit dem Palaste des Königs, meines Vaters, vergleiche, welcher diesen hier an Größe, Schön-

heit und Reichthum weit übertrifft Ihr selbst mögt mir sagen, was ihr davon denkt, wenn ihr denselben gesehen haben werdet. Denn da der Zufall euch einmal in die Hauptstadt dieses Reichs geführt hat, so zweifle ich nicht, daß ihr nicht auch den König, meinen Vater, gern sehen und begrüßen möchtet, damit er euch die Ehre erweiset, die einem Prinzen von eurem Range und Verdienst gebühren.«

Dreihundert sieben und neunzigste Nacht.

Indem die Prinzessinn in dem Prinzen von Persien die Neugierde rege machte, den Königspalast von Bengalen zu sehen und darin den König, ihren Vater, zu begrüßen, so hoffte sie, daß, wenn es ihr gelänge, ihr Vater beim Anblick eines so wohlgebildeten, klugen, vollkommenen und mit den vorzüglichsten Eigenschaften ausgestatteten Prinzen sich vielleicht entschließen würde, ihm eine Heirathsverbindung anzutragen und ihm sie selber zur Gemahlinn vorzuschlagen; und da sie außerdem überzeugt war, daß sie dem Prinzen von Persien nicht gleichgültig sei und daß dieser eine solche Verbindung nicht ablehnen würde, so hoffte sie auf diesem Wege zum Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, und dabei zugleich jenen Wohlstand zu beobachten, der einer Prinzessinn, die in allen ganz von dem Willen ihres königlichen Vaters abhängig erscheinen wollte, zu beobachten geziemt. Doch der Prinz

von Persien antwortete ihr über diesen Punkt nicht ganz so, wie sie es erwartet hatte.

»Prinzessinn,« erwiederte er, »euerer Versicherung zufolge zweifele ich keinen Augenblick, daß der Palast des Königs von Bengalen den Vorzug vor dem eurigen verdient. Was euren Vorschlag betrifft, daß ich eurem königlichen Vater meine Aufwartung machen solle, so würde ich mir nicht bloß ein Vergnügen, sondern selbst eine große Ehre daraus machen, ihn in Ausführung zu bringen. Indeß, Prinzessinn, ihr möget hierin selber entscheiden. Würdet ihr mir wohl rathen, vor der Majestät eines so großen Fürsten wie ein bloßer Abenteurer ohne Gefolge und die für meinen Stand erforderliche Begleitung zu erscheinen?«

»Prinz,« antwortete die Prinzessinn, »das darf euch keine Unruhe machen, ihr dürft hier bloß wollen, und es wird euch nicht an Gelde fehlen, um euch ein so großes Gefolge anzuschaffen, als euch beliebt; ich selbst will es euch herbeischaffen. Wir haben hier Kaufleute von euerer Nation in sehr großer Anzahl, und ihr dürft bloß bestimmen, wie viel euch erforderlich scheint, um euch einen sehr anständigen Hofstatt zu bilden.«

Der Prinz Firus Schach errieth die Absicht der Prinzessinn von Bengalen, und der sichtbare Beweis, den sie ihm von ihrer Liebe gab, erhöhte die Leidenschaft, die er bereits für sie gefaßt hatte; indeß, wie heftig diese auch war, so ließ sie ihn doch nicht seine

Pflicht vergessen. Er antwortete ihr also ohne Bedenken:

»Prinzessinn, ich würde euer höfliches Anerbieten, wofür ich euch nicht genug danken kann, herzlich gern annehmen, wofern die Unruhe, worin sich mein königlicher Vater wegen meiner Entfernung befinden muß, mich nicht daran durchaus hinderte. Ich würde der Güte und Zärtlichkeit, die er stäts gegen mich bewiesen, unwürdig sein, wenn ich nicht sogleich zurückkehrte und mich zu ihm begäbe, um seine Unruhe zu stillen. Ich kenne ihn, und bin überzeugt, daß, während ich das Glück gehabt, der Unterhaltung mit einer so liebenswürdigen Prinzessinn zu genießen, er in die tödtlichste Betrübniß versenkt ist und jede Hoffnung mich wiederzusehen aufgegeben hat. Ich hoffe, ihr werdet so gerecht sein, von mir zu glauben, daß ich nicht wohl, ohne undankbar und strafbar zu sein, es aufschieben kann, ihm durch meine Wiedererscheinung das Leben wiederzugeben, welches ein längerer Aufschub meiner Rückkehr ihm leicht für immer rauben könnte.«

»Nachdem dieß geschehen sein wird, Prinzessinn,« fuhr der Prinz von Persien fort, »und ihr mich dann noch für würdig achtet, um nach dem Glück einer Verbindung mit euch streben zu können, so werde ich, da mein Vater mich stäts versichert hat, er werde mich in der Wahl einer Gemahlinn nie zwingen, ohne Mühe von ihm die Erlaubniß erhalten, hierher

zurückzukehren, nicht als Unbekannter, sondern als Prinz, und in seinem Namen den König von Bengalen zu bitten, durch eine Heiratsverbindung zwischen uns ein Bündniß mit ihm zu schließen. Ich bin überzeugt, daß er selber den ersten Schritt dazu thun wird, sobald ich ihm die Großmuth gemeldet haben werde, womit ihr mich in meinem Unfall aufgenommen habt.«

Bei der Art und Weise, womit sich der Prinz von Persien hierüber erklärte, war die Prinzessinn von Bengalen zu vernünftig, um noch weiter in ihn zu dringen, daß er sich dem Könige von Bengalen zeigen oder irgend etwas, das seiner Ehre und Pflicht zuwiderliefe, thun möchte, allein sie war wegen seiner baldigen Abreise, die er vorhatte, sehr bekümmert, und sie fürchtete, daß, wenn er sobald wieder von ihr Abschied nähme, er, anstatt sein ihr gethanes Versprechen zu halten, es vielmehr, sobald er sie nicht mehr sähe, gänzlich vergessen würde. Um ihn davon abzubringen, sagte sie zu ihm:

»Prinz, indem ich euch den Vorschlag machte, euch in die gehörige Verfassung zu setzen, um den König, meinen Vater sehen und sprechen zu können, war es nicht meine Absicht, einer so begründeten Einwendung, als ihr mir so eben machtet, und die ich nicht voraussehen konnte, zu widersprechen. Ich würde mich selber an dem Vergehen mitschuldig machen, das ihr dann begehen würdet, wofern ich auch nur den geringsten Gedanken daran gehabt hätte; indeß ich kann es nicht

billigen, daß ihr so bald schon an eure Rückreise denket, wie es doch der Fall zu sein scheint. Erweiset mir auf meine Bitte wenigstens den Gefallen, euch noch so viel Frist zu gestatten, um euch hier umsehen zu können, und da einmal mein Glücksstern gewollt hat, daß ihr gerade in das Königreich Bengalen, und nicht mitten in eine Wüste oder auf den Gipfel eines steilen Gebirges, von wo kein Hinabweg möglich, gelangt seid, so fordere ich euch auf, euch doch wenigstens hier so lange aufzuhalten, um von hier einige umständlichere Nachrichten an den persischen Hofe, zurückzubringen.«

Diese Aeußerungen der Prinzessinn von Bengalen bezweckten weiter nichts, als daß der Prinz Firus dadurch, daß er sich etwas länger in ihrer Umgebung aufhielte, allmählig für ihre Reize noch leidenschaftlicher eingenommen würde. Sie hoffte zugleich, daß dadurch sein brennendes Verlangen, nach Persien zurückzukehren, sich etwas abkühlen und er sich zuletzt entschließen würde, öffentlich zu erscheinen und sich dem Könige von Bengalen vorzustellen. Der Prinz von Persien konnte nach dem günstigen Empfange und der Aufnahme, die er bei ihr gefunden, ihr nicht füglich die Gefälligkeit, die sie von ihm verlangte, abschlagen. Er war so artig, ihr dieß zu bewilligen, und die Prinzessinn dachte von nun an bloß darauf, ihm seinen Aufenthalt durch alle nur erdenklichen Vergnügungen so angenehm als möglich zu machen.

Mehrere Tage nach einander gab es nun nichts als Feste, Bälle, Konzerte, glänzende Gastmahle oder köstliche Zwischenmahlzeiten, oder Jagden im Thiergarten des Schlosses, worin es alle Arten von Rothwild, Hirsche, Hinden, Damhirsche, Rehböcke und dergleichen in Bengalen einheimische Thiere gab, deren Jagd gefahrlos war und der Prinzessinn besonders zusagte.

Am Schluß jeder Jagd pflegten der Prinz und die Prinzessinn an irgend einer Stelle des Thiergartens zusammenzutreffen, wo man für sie einen großen Teppich mit Polsterkissen ausbreitete, damit sie desto bequemer sitzen konnten. Während sie nun hier ihre Lebensgeister erfrischten und sich von der heftigen Anstrengung, die sie gehabt, wieder zu erholen suchten, unterhielten sie sich über allerlei Gegenstände. Vor allen Dingen suchte die Prinzessinn geflissentlich das Gespräch auf die Größe, die Macht, die Reichthümer und die Regierung Persiens hinzulenken, damit sie von den Aeußerungen des Prinzen ihrerseits Anlaß nehmen könnte, mit ihm von dem Königreich Bengalen und dessen Vorzügen zu sprechen und dadurch ihn zu einem längeren Verweilen darin zu bewegen; allein es erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was sie sich vorgesetzt hatte.

Der Prinz von Persien machte ihr wirklich ohne alle Uebertreibung eine so vortheilhafte Schilderung von der Größe des persischen Reiches, von dessen Pracht und Ueberfluß, von dessen Kriegsmacht und

Land- und Seehandel bis in die entferntesten und unbekanntesten Länder, und von der Menge der großen Städte darin, die fast eben so bevölkert waren, als seine Residenzstadt, wo er selber vollständig eingerichtete Paläste besaß, die er je nach den verschiedenen Jahreszeiten bewohnen und somit eines ewigen Frühlings genießen konnte, daß die Prinzessinn, noch ehe er seine Schilderung geendigt hatte, das Königreich Bengalen als dem persischen Reiche weit nachstehend betrachtete. Dieß ging so weit, daß, als er nach Endigung seiner Erzählung sie um eine Schilderung der Vorzüge des Reiches von Bengalen bat, sie sich erst nach inständigem Bitten von Seiten des Prinzen dazu entschließen konnte.

Die Prinzessinn erfüllte also dem Prinzen diesen Wunsch, allein, indem sie mehrere entschiedene Vorzüge, die das Königreich Bengalen vor dem persischen Reiche offenbar voraus hatte, in Schatten zu stellen suchte, ließ sie ihn so deutlich ihre Neigung merken, ihn dahin zu begleiten, daß er wohl abnehmen konnte, sie würde gleich bei dem ersten Antrage, den er ihr in dieser Hinsicht machen würde, sogleich einwilligen. Indeß er hielt es nicht für angemessen, dieß früher zu thun, als bis er aus Gefälligkeit so lange bei ihr gewesen sein würde, daß sie nicht wohl, ohne das größte Unrecht zu begehen, ihn noch länger bei sich festhalten oder hindern konnte, seiner unerläßlichen Pflicht

Genüge zu leisten und sich zu seinem königlichen Vater zurückzubegeben.

Dreihundert acht und neunzigste Nacht.

Zwei volle Monate hindurch überließ sich der Prinz Firus Schach ganz dem Willen der Prinzessinn von Bengalen, indem er bei allen Lustbarkeiten erschien, die sie nur irgend ersann und ihm zu Ehren geben mochte, als hätte er hinfort nichts weiter zu thun, als mit ihr auf diese Weise sein Leben hinzubringen. Sobald indeß diese Zeitfrist verstrichen war, erklärte er ihr ganz ernsthaft, daß er schon zu lange seine Pflicht versäumt habe und sie nunmehr um die Erlaubniß bitten müsse, dieselbe erfüllen zu dürfen, indem er ihr nochmals das Versprechen wiederholte, das er unverzüglich, und zwar in einem ihrer und seiner würdigen Aufzuge, wiederkommen und bei dem Könige von Bengalen um ihre Hand anhalten würde.

»Prinzessinn,« fügte der Prinz hinzu, »meine Worte mögen euch vielleicht Verdacht erregen, und auf meine Bitte um die erwähnte Erlaubniß mögt ihr mich vielleicht schon in die Reihe jener treulosen Liebenden gestellt haben, die den Gegenstand ihrer Liebe vergessen, sobald sie von ihm entfernt sind; indeß zum Beweise der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu einer so liebenswürdigen Prinzessinn, als ihr seid, die mich, wie ich nicht mehr zweifeln darf, wieder liebt würde ich es wagen, um die Erlaubniß zu bit-

ten, euch mitnehmen zu dürfen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß ihr mein Begehren als eine Beleidigung aufnehmen könntet.«

Da der Prinz Firus Schach bemerkte, daß die Prinzessinn bei diesen letzten Worten erröthete und ohne das mindeste Zeichen von Unwillen bei sich hin und her schwankte, welchen Entschluß sie fassen sollte, so fuhr er fort;

»Prinzessinn, was die Einwilligung des Königs, meines Vaters, und den Empfang, womit er euch in seine Familienverbindung aufnehmen wird, anbetrifft, so kann ich euch darüber vollkommen beruhigen. Was aber den König von Bengalen betrifft, so müßte er nach alle den Beweisen von Zärtlichkeit, Freundschaft und Achtung, die er euch stäts erwiesen und noch erweiset, ein ganz anderer sein, als ihr mir ihn geschildert habt, daß heißt, er müßte ein Feind eurer Ruhe und eures Glücks sein, wenn er die Gesandtschaft, die mein königlicher Vater an ihn senden wird, um seine Genehmigung, zu unserer Vermählung zu erhalten, nicht wohlwollend aufnehmen sollte.«

Die Prinzessinn von Bengalen antwortete auf diese Aeußerung des Prinzen weiter nichts; doch ihr Stillschweigen und ihre zur Erde gesenkten Augen, verriethen deutlicher als jede Erklärung, daß sie keine Abneigung dagegen habe, ihn nach Persien zu begleiten, und daß sie darein willige. Die einzige Schwierigkeit, die sie noch an der Sache zu finden schien, bestand darin,

daß der Prinz von Persien noch nicht genug geübt sei, um das Pferd, lenken zu konnen, und daß sie fürchtete, mit ihm wieder in dieselbe Verlegenheit zu gerathen, als die war, da er allein den Versuch gemacht hatte. Indeß der Prinz Firus Schach wußte ihr so gut diese Furcht zu benehmen, indem er sie überzeugte, daß sie sich ihm ganz anvertrauen, und das er seit dem letzten Vorfalle es mit dem Indianer selber in Lenkung des Pferdes aufnehmen könne, so daß sie von nun an bloß darauf dachte, mit ihm so geheime Maaßregeln für ihre Abreise zu treffen, daß niemand von ihrem Plane das mindeste ahnen könnte.

Es gelang, und schon am folgenden Morgen kurz vor Tagesanbruch, während ihr ganzer Palast noch im tiefsten Schlafe lag, begab sie sich mit dem Prinzen auf die Terrasse, und dieser wendete das Pferd nach der Gegend von Persien hin und stellte es so, daß die Prinzessinn sich mit Leichtigkeit auf das Hinterkreuz desselben setzen konnte. So stieg er zuerst hinauf, und nachdem die Prinzessinn zu größerer Sicherheit seine Hand angefaßt und sich mit aller Bequemlichkeit hinter ihn gesetzt und ihm angezeigt hatte, daß er jetzt aufbrechen könnte, drehte er denselben Wirbel, den er vormals in der Hauptstadt von Persien herumgedreht, und das Pferd führte sie in die Lüfte empor.

Das Pferd eilte mit der gewohnten Schnelligkeit, und der Prinz Firus Schach lenkte es so, daß er etwa binnen drittehalb Stunden die Hauptstadt Persiens

erblickte. Er stieg weder auf dem großen Platze, von wo er abgegangen war, noch in dem Palaste des Sultans, sondern in einen Lustschlosse ab, das nicht weit von der Stadt entfernt war. Hier führte er die Prinzessinn in das schönste Zimmer, und sagte ihr, daß er, um ihr die gebührenden Ehrenbezeigungen zu verschaffen, den Sultan, seinen Vater, von ihrer Ankunft benachrichtigen, gehen und daß sie ihn nach kurzer Frist wiedersehen würde, unterdeß aber gebe er dem Kastellan des Schlosses, der zugegen war, Befehl, es ihr an keiner Sache, die sie irgend bedürfen würde, fehlen zu lassen.

Nachdem der Prinz die Prinzessinn in ihrem Zimmer verlassen hatte, befahl er dem Kastellan, ihm ein Pferd satteln zu lassen. Das Pferd wurde ihm herbeigeführt, er schwang sich hinauf, und nachdem er den Kastellan zur Prinzessinn zurückgeschickt hatte, mit dem Befehl, ihr vor allen Dingen aufs schleunigste ein Frühstück vorsetzen zu lassen, ritt er von dannen. Unterweges und in den Strassen der Stadt, durch die er reiten mußte, um nach dem Palaste zu gelangen, wurde er von dem Volke, daß seit seinem Verschwinden bereits verzweifelt hatte, ihn je wiederzusehen, und dessen Traurigkeit sich jetzt in Freude verwandelte, mit lautem Beifallruf begrüßt. Der Sultan, sein Vater, hielt eben eine öffentliche Sitzung, als er in der Mitte der ganzen Rathsversammlung, die so wie der Sultan seit jenem Tage seines Verschwindens Trauer angelegt hatte,

plötzlich erschien. Der Sultan umarmte ihn beim Empfange mit Thränen der Freude und der Zärtlichkeit, und fragte ihn neugierig, was aus dem Pferde des Indianers geworden sei.

Diese Frage veranlaßte den Prinzen, dem Sultan, seinem Vater, die Verlegenheit und Gefahr, worin er sich befunden, als ihn das Pferd in die Lüfte geführt hatte, zu erzählen, ferner wie er sich aus derselben gezogen, und sodann in das Schloß der Prinzessinn von Bengalen gelangt sei, welche gute Aufnahme er daselbst gefunden, aus welchem Grunde er sich länger als ihm geziemte, bei ihr aufgehalten, wie gefällig sie sich gegen ihn bewiesen und wie sie sich zuletzt sogar von ihm bewegen gelassen, ihn nach Persien zu begleiten, nachdem sie ihm ihre Hand versprochen.

»Und, Herr, so schloß der Prinz seinen Bericht, »nachdem ich ihr ebenfalls versprochen, daß ihr mir eure Einwilligung nicht versagen würdet, habe ich sie auf dem Pferde des Indianers mit hierher gebracht. Sie wartet in einem der Lustschlösser Euer Majestät, wo ich sie gelassen habe, bloß auf die Nachricht, daß mein ihr gegebenes Versprechen kein leeres gewesen.«

Bei diesen Worten warf sich der Prinz vor dem Sultan, seinem Vater, nieder, um ihn zu erweichen; doch dieser hielt ihn davon zurück, umarmte ihn nochmals und sagte:

»Mein Sohn, ich genehmige nicht bloß deine Vermählung mit der Prinzessinn von Bengalen, sondern

ich will ihr auch sogar persönlich meinen Besuch abstatten, ihr für das, was ich ihr schuldig bin, meinen Dank abstatten, sie in meinen Palast hierher führen und noch heute die Hochzeit feiern.«

Nachdem der Sultan wegen seines Besuchs, den er der Prinzessinn von Bengalen abstatten wollte, die nöthigen Befehle erlassen, befahl er sofort, daß man die Trauerkleider ablegen und die öffentlichen Lustbarkeiten durch den Klang von Pauken, Trompeten und Trommeln und anderer kriegerischen Musik beginnen sollte, zugleich befahl er, den Indianer aus dem Gefängniß herauszulassen und vor ihn zu führen.

Der Indianer ward herbeigeführt und ihm vorgestellt. Der Sultan sagte zu ihm:

»Ich hatte mich deiner Person versichern lassen, damit dein Leben, obwohl dieß Opfer weder meinem Zorn noch meiner Betrübniß genügt haben würde, mir für das Leben meines Sohnes Bürgschaft leisten möchte. Danke Gott dafür, daß ich ihn jetzt wiedergefunden habe. Geh, nimm dein Pferd wieder, und laß dich nie mehr vor mir blicken.«

Als der Indianer sich von dem Angesicht des Sultans entfernt und von denen, die ihn aus dem Gefängniß gelassen, erfahren hatte, daß der Prinz Firus Schach zurückgekehrt und die Prinzessinn auf seinem Zauberpferde mitgebracht habe, ferner an welchem Orte er abgestiegen und sie zurückgelassen, und daß der

Sultan bereits Anstalten träfe, sie abzuholen und sie nach seinem Palaste zu führen, säumte er nicht, ihn und dem Prinzen zuvorzukommen. Er begab sich eiligst und ohne Zeit zu verlieren nach dem Lustschlosse, wendete sich an den Kastellan und sagte ihm, er käme in Namen des Sultans und des Prinzen von Persien, um die Prinzessinn von Bengalen hinter sich aufs Pferd zu nehmen und sie durch die Luft zu dem Sultan zu führen, der — wie er versicherte — auf dem Platze vor seinem Palaste sie erwartete, um sie zu empfangen und seinem Hofe und der Stadt Schiras dieß Schauspiel zu geben.

Der Indianer war dem Kastellan nicht unbekannt, welcher wußte, daß der Sultan ihn hatte verhaften lassen, und der Kastellan machte um so weniger Schwierigkeit, seinen Worten Glauben beizumessen, da er ihn in Freiheit sah. Er stellte sich nun der Prinzessinn von Bengalen vor, und diese hatte kaum vernommen, daß er insbesondere im Namen des Prinzen käme, als sie auch schon einwilligte, den Wunsch des Prinzen — wie sie glaubte — zu erfüllen.

Der Indianer freute sich innerlich über die Leichtigkeit, womit ihm die Ausführung seines boshaften Planes gelang, stieg aufs Pferd, hob die Prinzessinn mit Hilfe des Kastellans hinter sich auf dasselbe, drehte den Wirbel und sogleich führte das Pferd ihn und die Prinzessinn hoch in die Lüfte empor.

Dreihundert neun und neunzigste Nacht.

In demselben Augenblick kam der Sultan von Persien in Begleitung seines ganzen Hofes aus seinem Palaste, um sich nach dem Lustschlosse zu begeben, und der Prinz von Persien eilte so eben voraus, um die Prinzessinn von Bengalen auf den Empfang vorzubereiten, als der Indianer absichtlich mit seiner Beute über die Stadt hinschwebte, um gleichsam dem Sultan und dem Prinzen Troß zu bieten und sich für die ungerechte Behandlung, die er erlitten, zu rächen.

Als der Sultan von Persien den Entführer bemerkte, den er bald erkannte, so machte er mit um so größerer Bestürzung Halt, da es unmöglich war, jenen für die entsetzliche Beschimpfung, die er ihm so vor aller Augen anthat, irgend zu züchtigen. Er stieß nebst seinen Hofleuten und allen denen, welche Zeugen einer so ausgezeichneten Unverschämtheit und einer so beispiellosen Bosheit waren, tausend Verwünschungen gegen ihn aus. Doch der Indianer ließ sich durch diese Schmähungen, deren dumpfer Laut bis zu ihm hinaufdrang, nicht im mindesten rühren, sondern setzte seine Reise fort, während der Sultan von Persien in seinen Palast zurückkehrte, voll der tödtlichsten Kränkung darüber, daß er eine so abscheuliche Beleidigung erleiden und den Urheber derselben zu bestrafen außer Stande sein sollte.

Indeß wie groß war erst die Betrübniß des Prinzen Firus Schach, als er mit eigenen Augen, ohne es

im geringsten hindern zu können, sehen mußte, wie der Indianer ihm die Prinzessinn von Bengalen entführte, die er so leidenschaftlich liebte, daß er nicht mehr ohne sie zu leben vermochte. Bei diesem Anblick, auf den er gar nicht gefaßt war, blieb er wie starr und unbeweglich. Doch ehe er noch überlegt hatte, ob er in die heftigsten Schmähworte gegen den Indianer ausbrechen, oder das traurige Loos der Prinzessinn beklagen, oder sie um Verzeihung bitten solle, wegen der zu wenigen Vorsicht, womit er für sie gesorgt, die sich ihm so ganz und auf eine Weise hingegeben hatte, die ihre Liebe zu ihm genugsam bewies, — hatte das Pferd, welches die beiden mit unglaublicher Schnelligkeit davontrug, sie bereits seinen Augen entzogen. Was sollte er nun thun? Sollte er in den Palast des Sultans, seines Vaters, zurückkehren, sich in sein Zimmer verschließen, und sich in seine Betrübniß versenken, ohne einen Schritt zur Verfolgung des Entführers zu thun, um die Prinzessinn aus seinen Händen zu befreien und ihn nach Gebühr zu bestrafen? Sein Edelsinn, seine Liebe, sein Muth ließen dieß nicht zu, und er setzte also seinen Weg nach dem Lustschlosse fort.

Bei seiner Ankunft trat ihm der Kastellan, der seine Leichtgläubigkeit und daß ihn der Indianer hintergangen, nun mehr einsah, mit Thränen in den Augen entgegen, warf sich ihm zu Füßen, klagte sich selber des Verbrechens an, das er begangen zu haben

vermeinte, und verurtheilte sich selber zum Tode, den er von der Hand des Prinzen erwartete.

»Steh auf,« sagte der Prinz zu ihm, »nicht Dir lege ich die Entführung der Prinzessinn zur Last, sondern mir allein und meiner Einfalt. Gehe jetzt, ohne Zeit zu verlieren, und suche mir ein Derwysch-Kleid, doch hüte dich, jemandem zu sagen, daß es für mich ist.«

Nicht weit von dem Lustschlosse lag ein Derwysch-Kloster, dessen Scheich oder Oberer ein Freund des Kastellans war. Der Kastellan ging zu diesem, vertraute ihm fälschlicher Weise, ein bedeutender Hofbeamte, dem er große Verbindlichkeiten schuldig, sei in Ungnade gefallen, und er wünsche ihm gern dazu behilflich zu sein, daß er sich dem Zorn des Sultans entziehen könne, und so bekam er denn ohne Schwierigkeit, was er wollte, und brachte dem Prinzen Firus Schach eine vollständige Derwysch-Kleidung. Der Prinz legte sofort seine Kleidung ab, und zog diese an. Nachdem er sich nun so verkleidet, und für seine Ausgaben und Reisebedürfnisse sich mit einer Schachtel voll Perlen und Diamanten, die er eigentlich zu einem Geschenk für die Prinzessinn von Bengalen bestimmt gehabt, versehen hatte, entfernte er sich bei Anbruch der Nacht aus dem Lustschlosse, ohne zu wissen, welchen Weg er einschlagen solle, doch fest entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis er seine Prinzessinn gefunden hätte und sie wieder zurückbrächte.

Um indeß wieder auf den Indianer zurückzukommen, so lenkte dieser das Zauberpferd dergestalt, daß er noch an demselben Tage sehr zeitig in einem Gehölz nahe an der Hauptstadt des Königreichs Kaschemir[2] anlangte. Da ihn hungerte und er vermuthete, daß die Prinzessinn von Bengalen wohl ein gleiches Bedürfniß empfinden möchte, so stieg er in diesem Gehölze ab und ließ die Prinzessinn daselbst auf einem grünen Rasenplatze an einem sehr kühlen und silberhellen Bache.

Während der Abwesenheit des Indianers hätte die Prinzessinn von Bengalen, die sich in der Gewalt eines unwürdigen Entführers sah, dessen Gewalthätigkeit sie fürchtete, sich gern geflüchtet und einen Zufluchtsort aufgesucht, doch da sie am Morgen bei ihrer Ankunft im Lustschlosse nur einen sehr leichten Imbiß zu sich genommen hatte, so fühlte sie sich, als sie ihren Plan ausführen wollte, so schwach, daß sie genöthigt war, ihn aufzugeben und sich auf keine weitere Hilfe als auf ihren Muth zu verlassen, doch mit dem festen Entschlusse, lieber den Tod zu erleiden, als sich einer Untreue gegen den Prinzen von Persien schuldig zu machen. Darum ließ sie sich vom Indianer zum Essen nicht zweimal nöthigen, sondern aß mit und bekam davon so viel Kraft, um dem Indianer auf seine unverschämten Reden, die er am Schluß der Mahlzeit zu führen anfing, muthig zu antworten. Da sie sah, daß der Indianer nach einigen Drohungen sich anschickte, ihr Gewalt anzuthun, stand sie auf, um ihm

Widerstand zu leisten, und stieß ein heftiges Geschrei aus. Dieß Geschrei lockte augenblicklich einen Trupp Reiter herbei, die sie und den Indianer umringten.

Es war der Sultan des Königreichs Kaschemir, der, mit seinem Gefolge von der Jagd zurückkehrend, zum Glück für die Prinzessinn gerade an diesem Orte vorüberritt, und der auf den vernommenen Lärm herbeigeeilt war. Er wandte sich an den Indianer mit der Frage, wer er sei, und was für Ansprüche er an die Schöne mache, die er da vor sich sähe. Der Indianer antwortete unbesonnener Weise, es sei seine Frau, und der Streit, den er mit ihr habe, gehe niemanden weiter etwas an.

Die Prinzessinn, welche weder den Rang noch den Stand dessen kannte, der so zur glücklichen Stunde zu ihrer Befreiung erschien, strafte den Indianer Lügen und sagte:

»Gnädiger Herr, wer ihr auch sein möget, den der Himmel mir zu meiner Rettung sendet, habt Mitleid mit einer Prinzessinn, und glaubt diesem Betrüger nicht. Gott behüte, daß ich je die Frau eines elenden und verächtlichen Indianers werden sollte. Es ist ein abscheulicher Zauberer, der mich heute dem Prinzen von Persien, dem ich zur Gemahlinn bestimmt war, geraubt und mich auf diesem Zauberpferde, welches ihr da sehet, hieher geführt hat.«

Die Prinzessinn von Bengalen bedurfte nicht erst vieler Worte, um den Sultan von Kaschemir zu über-

zeugen, daß sie die Wahrheit rede. Ihre Schönheit, die Würde ihres ganzen Wesens, ihre Thränen sprachen für sie; sie wollte noch weiter sprechen, allein der Sultan von Kaschemir, der über die Unverschämtheit des Indianers mit Recht ergrimmte, ließ, ohne weiter auf sie zu hören, ihn auf der Stelle umbringen, und befahl, daß ihm der Kopf abgehauen werden solle. Dieser Befehl ward um so leichter vollzogen, da der Indianer, der diesen Raub gleich bei seinem Heraustritt aus dem Gefängniß begangen, keine Vertheidigungswaffen bei sich hatte.

Die Prinzessin von Bengalen war kaum von den Nachstellungen des Indianers befreit, so gerieth sie auch schon in andere, die für sie nicht minder betrübend waren. Der Sultan ließ ihr sogleich ein Pferd geben, führte sie nach seinem Palaste, räumte ihr darin das prachtvollste Zimmer nach dem seinigen ein, und gab ihr eine große Anzahl von Sklavinnen zur Bedienung, so wie auch Verschnittene zu ihrer Bewachung. Er führte sie in dieses Zimmer, und sagte daselbst zu ihr, ohne ihr Zeit zu lassen, ihm für diese großen Verpflichtungen zu danken:

»Prinzessinn, ich zweifle nicht, daß ihr Ruhe nöthig haben werdet, ich lasse euch daher jetzt ungestört, um sie zu genießen. Morgen werdet ihr vielleicht eher im Stande sein, mir das Nähere über euer seltsames Abenteuer zu erzählen.« Mit diesen Worten entfernte er sich.

Vierhundertste Nacht.

Die Prinzessinn von Bengalen hatte eine unaussprechliche Freude darüber, daß sie in so kurzer Zeit von den Nachstellungen eines Menschen befreit worden war, den sie nur mit Abscheu betrachten konnte, und sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, der Sultan werde seiner Großmuth die Krone aufsetzen und sie dem Prinzen von Persien wieder zurücksenden, sobald sie ihm erzählt haben würde, in wiefern sie diesem angehöre, und ihn um diese Gnade gebeten haben würde. Allein es fehlte viel, daß diese ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre.

Der König von Kaschemir hatte nämlich den Beschluß gefaßt, sich schon den folgenden Tag mit ihr zur vermählen, und hatte schon bei Tages Anbruch durch den Klang von Pauken, Trommeln, Trompeten und anderer Fröhlichkeit erweckenden Instrumente, die nicht bloß im Palaste, sondern durch die ganze Stadt ertönten, den Anfang der Vermählungslustbarkeiten ankündigen lassen. Die Prinzessinn von Bengalen erwachte von dem Lärm dieser rauschenden Musik, und schrieb die Ursache desselben eher jedem andern, als dem wirklichen Anlaß desselben, zu. Doch als der Sultan von Kaschemir, welcher befohlen hatte, es ihm zu melden, sobald sie einen Besuch anzunehmen im Stande sein würde, kam und sie besuchte, und nachdem er sich nach ihrem Befinden erkundigt, ihr anzeigte, daß dieser Trompeten- und Paukenklang, den sie höre, die

feier ihrer Hochzeit verkünden sollte, und sie zugleich an derselben theilzunehmen bat, so war ihre Bestürzung so groß, daß sie in Ohnmacht fiel.

Die Frauen der Prinzessinn, welche zugegen waren, eilten ihr zu Hilfe, und der Sultan selber bot alles auf, um sie wieder zum Leben zu bringen, doch sie blieb lange in diesem Zustande, ehe sie wieder zur Besinnung kam. Endlich kam sie wieder zu sich, und um nun nicht ihr, dem Prinzen Firus Schach gegebenes Wort brechen zu dürfen, noch auch in die Vermählung zu willigen, die der Sultan von Kaschemir, ohne sie erst zu befragen, beschlossen hatte, faßte sie den Entschluß, sich zu stellen, als wäre in der Ohnmacht ihr Verstand verwirrt worden. Sie fing nun an, in Gegenwart des Sultans die ungereimtesten Reden zu führen, ja sie stand sogar auf, um auf ihn loszustürzen, so daß der Sultan durch diesen unangenehmen Zufall sehr überrascht und betrübt wurde. Da er sah, daß sie nicht wieder zu Verstande kam, ließ er sie mit ihren Frauen allein, denen er anempfahl, nicht von ihrer Seite zu weichen und die eifrigste Sorge für ihre Person zu tragen. Den ganzen Tag über ließ er sich sehr oft nach ihrem Befinden erkundigen, und jedesmal meldete man ihm entweder, es sei mit ihr noch immer beim Alten, oder, das Uebel habe zugenommen, anstatt abzunehmen. Das Uebel schien am Abend sogar noch heftiger zu werden, als es am Tage gewesen war,

und so konnte denn der Sultan diese Nacht nicht das Glück genießen, das er sich versprochen hatte.

Die Prinzessinn von Bengalen fuhr mit ihrem närrischen Reden und andern Zeichen einer großen Geistesverwirrung nicht bloß den folgenden Tag fort, sondern auch die folgenden Tage ging es eben so, bis endlich der Sultan von Kaschemir sich genöthigt sah, die Aerzte seines Hofes zu versammeln, mit ihnen über diese Krankheit zu sprechen und sie zu fragen, ob sie nicht Mittel dagegen wüßten.

Die Aerzte erwiederten nach einer gemeinsamen Berathung einstimmig, es gäbe mehrere Arten und Grade von dieser Krankheit, von denen einige ihrer Natur nach geheilt werden könnten, andere dagegen ganz unheilbar wären, und sie könnten nun nicht wissen, von welcher Art die Krankheit der Prinzessinn von Bengalen sei, ohne sie zuvor gesehen zu haben. Der Sultan befahl daher den Verschnittenen, einen nach dem andern, und zwar jeden nach seinem Range, in das Zimmer der Prinzessinn einzuführen.

Die Prinzessinn, welche dieß vorausgesehen hatte, und nun befürchtete, daß, wenn sie die Aerzte sich nahe kommen und sich von ihnen an den Puls fühlen ließe, auch der unerfahrenste zuletzt merken würde, daß sie völlig gesund und daß ihre Krankheit bloße Verstellung sei, that folgendes. So wie einer zu ihr eintrat, gerieth sie in eine so heftige Wuth und Abneigung gegen dieselben, und that so, als wollte sie ihnen, wenn

sie näher kämen, das Gesicht zerkratzen, daß auch nicht ein einziger sich dieser Gefahr auszusetzen wagte.

Einige von denen, die sich für geschickter als andere ausgaben und sich rühmten, Krankheiten beim bloßen Anblick beurtheilen zu können, verordneten ihr gewisse Tränke, die sie ohne Schwierigkeit, einnahm, da sie ja versichert war, es stände in ihrer Gewalt, sich so lange krank zu stellen, als sie Lust habe und es für nöthig erachte, und daß diese Getränke ihr überdieß nicht schaden könnten.

Vierhundert und erste Nacht.

Als der Sultan von Kaschemir sah, daß die Aerzte seines Hofes in Hinsicht auf die Heilung der Prinzessinn nichts ausgerichtet hatten, berief er die seiner Hauptstadt, deren Wissenschaft, Geschicklichkeit und Erfahrung keinen bessern Erfolg hatte. Endlich ließ er die Aerzte aus den übrigen Städten seines Reichs, und zwar diejenigen: welche in ihrem Fache die berühmtesten waren, zu sich berufen. Indeß sie fanden bei der Prinzessinn keine günstigere Aufnahme als die früheren, und alles, was sie verordneten, blieb ohne Erfolg. Zuletzt fertigte er in die Länder, Reiche und an die Höfe der benachbarten Fürsten Eilboten mit förmlichen Anfragen an die berühmtesten Aerzte ab, mit dem Versprechen, daß er diejenigen, die nach seiner Hauptstadt kommen wollten, reichlich bezahlen, und den, der die Kranke heilen würde, fürstlich belohnen werde.

Mehrere dieser Aerzte unternahmen wirklich die Reise, doch auch nicht ein einziger konnte sich rühmen, glücklicher gewesen zu sein als die Aerzte des Landes und des Hofes, und kein einziger konnte ihren Verstand wieder zurecht bringen, — weil dieß überhaupt nicht von ihren, noch auch von ihrer Kunst, sondern von dem Willen der Prinzessin selber abhing.

In dieser Zwischenzeit hatte der Prinz Firus Schach, als Derwysch verkleidet, mehrere Länder und deren Hauptstädte durchstreift, und zwar, abgesehen von den Beschwerden der Reise, mit um so betrübterem Herzen, da er nicht wußte, ob er nicht gerade eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen habe, als er sollte, um von dem gesuchten Gegenstande Nachricht zu erfahren.

Indem er fortwährend auf alle Neuigkeiten, die man sich in den Städten, durch welche er reiste, erzählte, aufmerksam war, gelangte er endlich in eine große Stadt Indiens, wo man sehr viel von einer Prinzessinn von Bengalen sprach, die an demselben Tage, den der Sultan von Kaschemir zur Vermählung mit ihr bestimmt gehabt, an ihrem Verstande verwirrt worden sei. Bei der Nennung der Prinzessinn von Bengalen vermuthete er sogleich, daß es diejenige sei, um derentwillen er diese Reise machte, und zwar um so mehr, da er am Hofe von Bengalen nie von einer andern Prinzessinn, außer der seinigen, je das geringste gehört hatte. Im Vertrauen auf dieß allgemein

verbreitete Gerücht nahm er nun seinen Weg nach dem Königreiche Kaschemir und dessen Hauptstadt. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt kehrte er in einen Chan ein, wo er noch an demselben Tage die Geschichte der Prinzessinn von Bengalen und das traurige, obwohl verdiente, Ende des Indianers erfuhr, der sie auf dem Zauberpferde entführt hatte, — ein Umstand, der ihn nicht länger zweifeln ließ, daß es wirklich die Prinzessinn sei, die er suchte, und daß folglich der Sultan umsonst sein Geld an die Aerzte verschwendet hatte, die sie nicht zu heilen vermochten.

Sobald der Prinz von Persien sich von allen einzelnen Umständen unterrichtet hatte, ließ er sich den folgenden Tag schon die Kleidung eines Arztes machen, und in dieser Kleidung und in dem langen Bart, den er sich unterweges hatte wachsen lassen, ging er durch die Strassen und gab sich für einen Arzt aus. Voll Ungeduld, seine Prinzessinn zu sehen, säumte er nicht, nach dem Palaste des Sultans zu gehen, wo er mit einem der Hofbeamten zu sprechen verlangte. Man wies ihn an den Oberaufseher der Verschnittenen, zu welchem er sagte, man werde es ihm vielleicht als eine Keckheit auslegen, daß er als Arzt komme und sich erbiete, mit der Heilung der Prinzessinn noch einen Versuch zu machen, nachdem so viele vor ihm dieß nicht im Stande gewesen wären, indeß er hoffe, vermöge gewisser eigenthümlicher Mittel, die er kenne und bewährt gefunden habe, bei ihr jene Heilung zu

bewirken, welche die früheren nicht hätten bewirken können. Der Oberaufseher der Verschnittenen sagte ihm, daß er sehr willkommen sei, und daß der Sultan ihn sehr gern sehen würde, und wenn es ihm gelänge, die frühere Gesundheit der Prinzessinn wieder herzustellen, er eine Belohnung erwarten dürfe, die der Freigebigkeit des Sultans, seines Herrn, angemessen sein werde. »Wartet ein wenig,« fuhr er fort, »ich werde augenblicklich wieder bei euch sein.«

Es war schon lange Zeit her, daß kein Arzt sich mehr angeboten hatte; und der Sultan von Kaschemir hatte zu seiner großen Betrübniß fast schon die Hoffnung verloren, die Prinzessinn von Bengalen jemals wieder zu ihrer vorigen Gesundheit zurückkehren zu sehen, und zugleich auch die Hoffnung, ihr durch eine Verheirathung mit ihr den hohen Grad seiner Liebe an den Tag zu legen. Darum befahl er dem Oberhaupt seiner Trabanten, den angemeldeten Arzt schnell vor ihn zu führen.

Der Prinz von Persien wurde nun dem Sultan von Kaschemir in der Tracht und Verkleidung eines Arztes vorgestellt, und der Sultan ließ, ohne weiter mit unnützen Reden die Zeit zu verlieren, nachdem er ihm zuvor angezeigt hatte, daß die Prinzessinn von Bengalen den Anblick keines Arztes ertragen könne, ohne in eine heftige Wuth zu gerathen, die ihr Uebel nur noch vermehrte, ihn sofort in ein in der Höhe ange-

brachtes Gemach hinaufsteigen, von wo er sie durch ein Gitterfenster unbemerkt beobachten konnte.

Der Prinz Firus Schach stieg hinauf, und erblickte seine liebenswürdige Prinzessinn nachlässig, dasitzend, indem sie mit Thränen in den Augen ein Lied sang, worin sie ihr unglückliches Loos beklagte, welches sie für immer vielleicht ihres zärtlich geliebten Gegenstandes beraubt habe.

Der Prinz, von der traurigen Lage gerührt, worin er seine theure Prinzessinn erblickte, bedurfte keiner anderen Kennzeichen, um einzusehen, daß ihre Krankheit bloß Verstellung sei, und daß sie bloß aus Liebe zu ihm sich diesen grausamen Zwang auflege. Er stieg aus dem verborgenen Gemach wieder hinab, meldete dem Sultan, von welcher Art die Krankheit der Prinzessinn und daß sie gar nicht unheilbar sei, und sagte zugleich, daß er, wofern er ihre Heilung bewirken solle, durchaus mit ihr allein und unter vier Augen sprechen müsse; was übrigens ihre Anwandlungen beim Anblick eines jeden Arztes anbetrifft, so hoffe er, daß sie ihn günstig aufnehmen und anhören würde.

Vierhundert und zweite Nacht.

Der Sultan ließ die Thür, welche in das Zimmer der Prinzessinn führte, öffnen, und der Prinz Firus Schach trat hinein. Sobald die Prinzessinn, die ihn für einen Arzt hielt, weil er eine solche Kleidung trug, erscheinen sah, stand sie wie eine Wüthende auf, droh-

te ihm und überhäufte ihn mit Schmähungen. Dieß hinderte ihn indeß nicht, ihr näher zu treten, und als er nahe genug war, um sich ihr verständlich zu machen, so sagte er, da er doch bloß von ihr allein verstanden werden wollte, in leisem Tone und ganz ehrerbietig zu ihr:

»Prinzessinn, ich bin kein Arzt; erkennet, ich bitte euch darum, in mir den Prinzen von Persien wieder, der zu eurer Befreiung erscheint.«

Beim Ton der Stimme und beim Anblick seiner Gesichtszüge, die sie ungeachtet des langen Bartes, den der Prinz sich wachsen lassen, wiedererkannte, beruhigte sich die Prinzessinn von Bengalen, und zeigte sogleich auch auf ihrem Gesicht die Freude, welche die unerwartete Erfüllung eines sehnlichen Wunsches hervorzubringen pflegt. Die freudige Ueberraschung machte sie eine Weile sprachlos, und gab dem Prinzen Gelegenheit ihr die Verzweiflung zu schildern, worin er in jenem Augenblick versetzt worden, wo der Indianer sie vor seinen Augen entführt hatte, ferner den Entschluß den er gefaßt, alles im Stich zu lassen, um sie aufzusuchen, in welchem Winkel der Erde sie auch immer sein möchte, und nicht eher zu ruhen, als bis er sie gefunden und den Händen des Treulosen entrissen hätte, endlich, durch welchen Glücksfall er nach einer langweiligen und ermüdenden Reise sie zu seiner Freude im Palast des Sultans wiedergefunden. Als er seine Erzählung geendigt hatte; bat er die Prinzessinn, ihn mit wenigen Worten davon zu unterrichten, was ihr

von ihrer Entführung an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke alles begegnet sei, indem er sie versicherte, daß er diese Nachrichten haben müsse, wenn er die erforderlichen Maßregeln ergreifen solle, um sie nicht länger unter der Tyrannei des Sultans von Kaschemir zu lassen.

Die Prinzessinn beeilte sich nun dem Prinzen zu erzählen, wie sie durch den von der Jagd zurückkehrenden Sultan von Kaschemir aus der Gewalt des Indianers befreit worden, wie grausam sie gleich den folgenden Tag durch des Sultans an sie gethane Erklärung behandelt worden sei, und wie schleunig er sich entschlossen habe, sie noch an demselben Tage zu heirathen, ohne zuvor dem Anstande gemäß sich um ihre Einwilligung beworben zu haben. Dieses gewaltsame und tyrannische Verfahren, fügte sie hinzu, habe ihr eine Ohnmacht zugezogen, nach welcher sie keinen bessern Ausweg vor sich gesehen, als den, welchen sie eingeschlagen, um sich den Prinzen zu erhalten, dem sie ihr Herz und ihr Wort gegeben, und lieber zu sterben, als sich einem Sultan hinzugeben, den sie nicht liebe, noch auch je lieben könne.

Der Prinz von Persien, dem die Prinzessinn nichts weiter zu sagen brauchte, fragte sie, ob sie wohl wisse, was nach dem Tode des Indianers aus dem Zauberpferde geworden sei.

»Ich weiß nicht, antwortete sie, welchen Befehl der Sultan hierüber ertheilt haben mag, aber demzu-

folge, was ich ihm darüber gesagt habe, läßt sich erwarten, daß er es nicht vernachlässigt haben wird.«

Da der Prinz Firus Schach nicht zweifelte, daß der Sultan von Kaschemir das Pferd würde haben sorgfältig aufbewahren lassen, so theilte er der Prinzessinn seinen Plan mit, daß er nämlich vermittelst des Pferdes sie wieder nach Persien zurückzuführen wünsche. Nachdem er mit ihr über die deshalb zu ergreifenden Maßregeln übereingekommen war und ihr anempfohlen hatte, daß sie, anstatt wie bisher im bloßen Nachtkleide zu bleiben, sich den folgenden Tag völlig ankleiden solle, um den Sultan, wenn er ihn zu ihr herein führen würde, mit Artigkeit zu empfangen, ohne deshalb aber mit ihm das Geringste zu sprechen, entfernte sich der Prinz von Persien wieder.

Der Sultan von Kaschemir war höchst erfreut, als ihm der Prinz von Persien meldete, was er gleich bei seinem ersten Besuch für die allmählige Wiederherstellung der Prinzessinn von Bengalen gewirkt hatte. Als aber den folgenden Tag ihn die Prinzessinn auf eine Art empfing, die ihn überzeugte, daß ihre Wiederherstellung wirklich so weit vorgerückt sei, als jener es ihm gesagt, so hielt er ihn für den ersten Arzt in der Welt.

Wie er die Prinzessinn nun in diesem Zustande sah, begnügte er sich, ihr an den Tag zu legen, wie sehr er sich freue, sie in einem Gemüthszustande anzutreffen, der zu ihrer baldigen und völligen Wieder-

herstellung Hoffnung gebe, und nachdem er sie ermahnt hatte, ihrerseits zu den Bemühungen eines so geschickten Arztes mitzuwirken, um das, was er so schön begonnen, bald zur Vollendung zu bringen, und ihm zugleich ihr ganzes Vertrauen zu schenken, entfernte er sich wieder, ohne von ihr irgend ein Wort der Erwiederung zu erwarten.

Der Prinz von Persien, welcher den Sultan von Kaschemir begleitet hatte, ging mit ihm aus dem Zimmer der Prinzessinn, und fragte ihn unter dem Gehen, ob er wohl sich unterstehen dürfe, die Frage zu thun, durch welches Abenteuer eine Prinzessinn von Bengalen so fern von ihrem Vaterlande sich so ganz allein im Königreiche Kaschemir befinde; er that nämlich, als wüßte er es nicht, und als hätte ihm die Prinzessinn nichts davon gesagt, auch fragte er überhaupt bloß darum, um das Gespräch auf das Zauberpferd zu lenken und aus seinem Munde zu erfahren, was aus demselben geworden sei.

Der Sultan von Kaschemir, der nicht ahnden konnte, aus welchem Grunde der Prinz von Persien diese Frage an ihn that, machte ihm kein Geheimniß daraus. Er sagte ungefähr dasselbe, was er schon von der Prinzessinn gehört, und was das Zauberpferd anbelangte, so hatte er es als eine große Seltenheit, doch ohne zu wissen, wie es wohl zu brauchen sei, in seinen Schatz bringen lassen.

»Herr,« — nahm jetzt der vermeintliche Arzt das Wort — »die Nachricht, welche ich so eben von Euer Majestät erhalten habe, giebt mir ein Mittel an die Hand, um die Heilung der Prinzessinn zu vollenden. Da sie auf diesem Pferde hieher gekommen, und dieses Pferd bezaubert ist, so hat sie etwas von diesem Zauber angenommen, welches nunmehr bloß durch gewisse Räucherungen, die mir bekannt sind, vertrieben werden kann. Wenn Euer Majestät sich dieses Vergnügen machen und zugleich dem ganzen Hofe und den Bewohnern dieser Hauptstadt ein höchst überraschendes Schauspiel geben will, so lasset morgen das Pferd mitten auf den Platz, der vor euerem Palaste ist, stellen, und verlasset euch im übrigen ganz auf mich. Ich verspreche, vor euren Augen und vor der ganzen Versammlung binnen wenigen Augenblicken die Prinzessinn von Bengalen so gesund an Geist und Körper zu machen, als sie es nur je in ihrem Leben gewesen ist, und damit die Sache auf eine so glänzende Weise vor sich gehe, als sich gebührt, so wäre es am besten, wenn die Prinzessinn so prächtig als möglich gekleidet und mit den kostbarsten Juwelen Euer Majestät geschmückt erschiene.«

Der Sultan von Kaschemir würde in der That gern noch schwerere Opfer gebracht haben, als die waren, die der Prinz von Persien von ihm verlangte, um zu dem Genuß dessen zu gelangen, was er nun schon so nahe vor sich sah.

Den folgenden Tag ward daher das Zauberpferd auf seinen Befehl aus dem Schatze hervorgeholt und ganz früh auf den großen Platz vor dem Palaste aufgestellt. Das Gerücht davon verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt, und da diese Vorbereitungen etwas ganz außerordentliches ankündigten, was da vorgehen würde, so lief das Volk haufenweise aus allen Theilen der Stadt herbei. Die Leibwachen des Sultans waren rings aufgestellt, um Unordnungen zu verhüten und um einen großen Raum rings um das Pferd her frei zu erhalten.

Der Sultan von Kaschemir erschien gleichfalls, und als er, umgeben von den bedeutendsten Großen und Beamten seines Hofes, auf einer erhöhten Bühne Platz genommen hatte, kam die Prinzessinn von Bengalen in Begleitung aller ihrer Frauen, die ihr der Sultan beigegeben hatte, näherte sich dem Zauberpferde und stieg mit Hilfe ihrer Frauen auf dasselbe hinauf. Als sie sich auf dem Sattel festgesetzt, ihre Füße in beide Steigebügel gesteckt und den Zügel in die Hand genommen hatte, ließ der angebliche Arzt mehrere Räucherpfannen voll glühender Kohlen, die er hatte herbeibringen lassen, rings um das Pferd aufstellen, und in die Runde herumgehend warf er in eine jede derselben ein Gemisch des auserlesensten Räucherpulvers. Hierauf schien er ganz in sich gekehrt zu sein, und ging dann mit niedergesenkten Augen und die Hände auf die Brust gelegt, dreimal um das Pferd im Kreise herum, indem er that, als murmelte er gewisse Worte vor sich hin, und während nun von den Räucherpfannen insgesammt der dichteste und süßduftendste Rauch aufstieg, und die Prinzessinn und das Pferd so einhüllte, daß man sie kaum sehen konnte, benutzte er den günstigen Augenblick, schwang sich behende hinter sie aufs Pferd,

faßte den Wirbel an und drehte ihn, und während das Pferd sich mit ihnen in die Lüfte erhob, rief er mit lauter Stimme und so deutlich, daß der Sultan es vernehmen konnte, die Worte:

»Sultan von Kaschemir, wenn du künftig einmal Prinzessinnen, die deinen Schutz anflehen, heirathen willst, so unterlasse ja nicht, dich zuvor um ihr Jawort zu bewerben!«

Auf diese Weise also gelang es dem Prinzen von Persien, die Prinzessinn von Bengalen wieder zu erlangen und zu befreien. Er führte sie binnen kurzer Zeit und noch an demselben Tage nach der Hauptstadt Persiens zurück, wo er nicht im Lustschlosse, sondern in der Mitte des Palastes vor den Zimmern seines königlichen Vaters abstieg. Der König von Persien verschob nun die Feier der Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessinn von Bengalen nicht längere Zeit, als gerade zu den Vorbereitungen nöthig war, wodurch er die Zeremonie noch glänzender machen und den innigen Antheil, den er selber daran nahm, mehr an den Tag legen wollte.

Vierhundert und dritte Nacht.

Sobald die Zahl der zu den Lustbarkeiten bestimmten Tage verflossen war, war die erste Sorge des Königs von Persien, eine feierliche Gesandtschaft zu ernennen und an den König von Bengalen abzusenden, um ihm von allen, was vorgefallen, Bericht abzustatten, und um seine Einwilligung und Bestätigung der Verbindung einzuholen, in die er mit ihm durch diese Heirath getreten war. Der König von Bengalen aber, nachdem er von dem Hergange der ganzen Sache unterrichtet worden, machte sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, diese Bestätigung zu ertheilen.

Geschichte

des

Prinzen Achmed

und der

Fee Pari Banu.

Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu.

Die Sultaninn Scheherasade ließ auf die Geschichte vom Zauberpferde die des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu[3] folgen, und begann dieselbe auf folgende Weise:

»Herr, es war einmal ein Sultan und zwar einer von den Vorfahren Euer Majestät, welcher nach einer vieljährigen friedlichen Regierung in seinem Alter die Freude hatte, zu sehen, daß seine drei Prinzen, als würdige Nachahmer seiner Tugenden, nebst einer Prinzessinn, die seine Nichte war, die Zierde seines Hofes ausmachten. Der älteste von diesen Prinzen hieß Hussain, der zweite Aly, der jüngste Achmed, und seine Prinzessinn Nichte Nurunnihar[4].

Die Prinzessinn Nurunnihar war die Tochter des jüngsten Bruders des Sultan, der vom Sultan einen bedeutenden Jahrgehalt bezogen, aber schon wenige Jahre nach seiner Vermählung gestorben war, und sie als zarte Waise zurückgelassen hatte. Der Sultan hatte in Rücksicht auf die treue Anhänglichkeit, die sein verstor-

bener Bruder ihm stäts bewiesen, die Erziehung seiner hinterlassenen Tochter übernommen, und sie in seinen Palast aufgenommen, um sie daselbst mit seinen drei Söhnen erziehen zu lassen. Mit einer unvergleichlichen Schönheit und mit allen Vollkommènheiten des Körpers verband diese Prinzessinn einen eben so außerordentlichen Verstand, und ihre fleckenlose Tugend zeichnete sie unter allen Prinzessinnen ihrer Zeit aus.

Der Sultan, als Oheim der Prinzessinn, der sich längst vorgenommen hatte, sie wenn sie mannbar geworden sein würde, zu verheirathen und durch ihre Vermählung ein Verwandschaftsbündniß mit irgend einem benachbarten Fürsten anzuknüpfen, dachte jetzt um so ernsthafter daran, da er bemerkte, daß seine drei Prinzen dieselbe leidenschaftlich liebten. Er betrübte sich darüber außerordentlich, nicht sowohl deswegen, weil ihre Zuneigung ihn hinderte, die beabsichtigte Verbindung zu schließen, als vielmehr wegen der Schwierigkeit, sie alle drei über diesen Punkt zu einigen und die beiden jüngeren wenigstens zu vermögen, die Prinzessinn dem ältesten zu überlassen. Er sprach mit jedem von ihnen insbesondere, und nachdem er ihnen die Unmöglichkeit dargethan, daß eine einzige Prinzessinn drei Männer auf einmahl heirathen könne, und zugleich, welche Uneinigkeit daraus entstehen würde, wenn sie alle drei bei ihrer Leidenschaft beharrten, bot er alles auf, um sie zu bewegen, daß sie entweder der Prinzessinn die entscheidende Wahl unter ihnen dreien überlassen, oder selber

von ihren Ansprüchen abstehen, auf eine andere Wahl denken und sie einem auswärtigen Prinzen anvermählen lassen sollten. Doch als er bei ihnen eine unüberwindliche Hartnäckigkeit fand, ließ er sie alle drei vor sich kommen und redete sie mit folgenden Worten an:

»Meine Kinder, da es mir nicht gelungen ist, euch zu eurem Glück und zu eurer Ruhe dahin zu vermögen, daß ihr nicht weiter euch um die Hand meiner Nichte bewerben möchtet, und ich von meinem väterlichen Ansehn nicht Gebrauch machen und sie etwa einem von euch vorzugsweise geben will, so glaube ich ein Mittel gefunden zu haben, um euch alle zufrieden zu stellen und die Einheit unter euch zu erhalten, wofern ihr anders auf mich hören und das, was ich euch sagen werde, thun wollt. Ich finde es nämlich am passendsten, daß ihr alle drei, doch jeder anderswohin, eine Reise machet, so daß ihr durchaus nicht einander treffen oder begegnen könnet, und da ihr wisset, wie neugierig ich auf alles bin, was in seiner Art selten und einzig ist, so verspreche ich die Prinzessinn demjenigen zur Gemahlinn, der mir die außerordentlichste Seltenheit mitbringen wird. Auf diese Weise werdet ihr dann selber über die Vorzüglichkeit der von euch mitgebrachten Sachen durch Vergleichung derselben entscheiden und ohne Schwierigkeit euch selbst euer Urtheil sprechen können, indem ihr den Vorzug demjenigen unter euch gebet, der ihn verdient. Zu den Reisekosten und zu dem Ankauf von Seltenheiten, die ihr euch zu verschaf-

sen suchen werdet, will ich jedem von euch eine eurem Stande angemessene Summe mitgeben, die ihr indeß nicht auf Reisegefolge oder Reisegepäck verwenden dürft, weil ihr dadurch verrathen würdet, wer ihr seid, und dadurch jene Freiheit einbüßen würdet, deren ihr nicht bloß zu Ausführung dieses Planes, sondern auch sonst noch bedürfet, um alles das, was eurer Aufmerksamkeit werth ist, beobachten und überhaupt einen größeren Nutzen von eurer Reise ziehen zu können?

Vierhundert und vierte Nacht.

Da die drei Prinzen sich stäts den Wünschen ihres Vaters, des Sultans, willig gefügt hatten, und da überhaupt ein jeder von ihnen hoffte, das Glück werde ihm günstig sein und ihm den Besitz der Prinzessinn Nurunnihar verschaffen, so antworteten sie ihm, daß sie ihm zu gehorchen bereit wären. Ohne Verzug ließ nun der Sultan ihnen die versprochene Summe auszahlen, und noch denselben Tag gaben sie ihre Befehle zu den Vorbereitungen zur Reise, ja sie nahmen sogar von ihrem Vater, dem Sultan, Abschied, um den folgenden Tag ganz früh schon abreisen zu können. Sie zogen alle drei mit allem Nöthigen wohl versehen und ausgerüstet und als Kaufleute verkleidet, zu einem und demselben Thore der Stadt hinaus, jeder bloß von einem einzigen vertrauten Diener in Sklavenkleidern begleitet. So gelangten sie mit einander bis zur ersten Nachtherberge, wo dann der Weg sich in dreifache Rich-

tung theilte, wovon jeder sich einen Weg zur Fortsetzung seiner Reise wählen konnte. Als sie hier mit einander die Abendmahlzeit verzehrten, welche sie sich bestellt hatten, so verabredeten sie sich unter einander, daß ihre Reise gerade ein Jahr dauern sollte, und sie bestellten sich nach Ablauf dieser Frist wieder in dieselbe Herberge, mit der Bedingung, daß, wer zuerst da einträfe, auf den andern, und beide dann auf den dritten warten sollten, so daß sie alle drei, so wie sie mit einander zugleich von ihrem Vater abschied genommen, auch bei ihrer Rückkehr sich ihm alle zusammen wieder vorstellen könnten. Den folgenden Morgen stiegen sie bei Tagesanbruch zu Pferde, und nachdem sie sich umarmt und einander eine glückliche Reise gewünscht hatten, schlug jeder von ihnen einen von den drei Wegen ein.

Der Prinz Hussain, der älteste von den drei Brüdern, welcher viel von der Größe, der Macht dem Reichthum und dem Glanze des Königreichs Bisnagar erzählen gehört hatte, nahm seine Richtung nach dem indischen Meere, und nach einer Reise von etwa drei Monaten, auf welcher er sich an verschiedene Karavannen anschloß und bald öde Wüsten und Gebirge, bald sehr bevölkerte, angebaute und fruchtbare Länder durchzog, gelangte er endlich nach Bisnagar, welches die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs und zugleich der Sitz der Könige dieses Landes ist. [5] Er kehrte in einen Chan ein, in welchem die fremden Kaufleute abzusteigen pflegten, und da er hörte, daß es haupt-

sächlich vier Orte der Stadt gäbe, wo die Kaufleute und Verkäufer aller Arten von Handelswaaren ihre Läden hätten, so begab er sich gleich am folgenden Tage nach einem dieser Plätze. In der Mitte derselben lag das Schloß oder vielmehr der königliche Palast, welcher einen großen Raum einnahm und gleichsam den Mittelpunkt der Stadt bildete, die drei Ringmauern hatte und deren Thore zwei volle Stunden Weges weit von einander entfernt waren.

Der Prinz Hussain konnte das Stadtviertel, worin er sich befand, nicht ohne Verwunderung betrachten. Es war sehr geräumig und von mehreren Straßen durchschnitten, welche gegen die Sonnenglut oben überwölbt und doch alle sehr hell waren. Die Kaufläden waren alle gleich groß und von einer und derselben Form, und die Läden derjenigen Kaufleute, welche einerlei Waaren verkauften, waren nicht zerstreut, sondern in einer und derselben Straße beisammen, und eben so war es mit den Buden der Handwerker.

Die Menge der Läden, welche mit einer und derselben Gattung von Waaren angefüllt waren, wie z. B. mit den feinsten indischen Schleiertüchern, mit buntgemalten Linnentüchern, welche in den lebhaftesten Farben ganze Landschaften, Menschen, Bäume und Blumen darstellten, mit Brokat und Seidenstoffen aus Persien, China und andern Orten, ferner mit japanischem Porzelan, oder mit Fußteppichen von allen Gattungen und von jeder Größe, — dieß alles überraschte ihn so sehr,

daß er nicht wußte, ob er seinen eigenen Augen trauen dürfte. Doch als er zu den Läden der Goldschmiede und Juweliere kam, — beide Gewerbe wurden nämlich von einer und derselben Klasse von Kaufleuten betrieben — so war er beim Anblick der ungeheuern Menge trefflicher Gold- und Silberarbeiten ganz außer sich und wie geblendet von dem Glanze der Perlen, der Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saphiren und anderer Edelsteinen, die hier in Fülle zum Verkauf ausgeboten wurden. Wenn er nun schon über so viele, an einem einzigen Ort aufgehäufte Reichthümer verwundert war, so mußte er sich noch mehr über den Reichthum des ganzen Königreichs im Allgemeinen wundern, als er bemerkte, daß — mit Ausnahme der Brachmanen und der Tempeldiener, die es zu ihrem Beruf machten, fern von den Eitelkeiten der Welt zurückgezogen zu leben — es im ganzen Reiche nicht leicht einen Indianer oder eine Indianerinn gab, die nicht Hals- und Armbänder, Schmuck an den Schenkeln und Füßen von Perlen und Edelsteinen gehabt hätten, die um so glänzender erschienen, da die Hauptfarbe der sämtlichen Einwohner so schwarz war, daß sie den Glanz derselben bedeutend hob.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die der Prinz Hussain bewunderte, war die große Menge von Rosenverkäufern, von denen die Straßen wimmelten. Er schloß, daß die Einwohner große Liebhaber dieser Blumengattung sein müßten, da er auch nicht einen sah, der

nicht einen Rosenstrauß in der Hand oder einen Rosenkranz auf dem Haupte gehabt hätte, so daß das ganze Stadtviertel, so groß es sein mochte, davon ganz durchduftet war. [6]

Der Prinz Hussain, nachdem er das ganze Stadtviertel von Straße zu Straße durchgangen war und den Kopf ganz voll von den Reichthümern hatte, die sich seinen Augen darboten, empfand endlich das Bedürfniß, etwas auszuruhen. Er gab dieß einem Kaufmann zu erkennen, und dieser lud ihn sehr höflich ein, in seinen Laden hineinzutreten und sich darin zu setzen, was er denn auch annahm. Er hatte noch nicht lange da gesessen, als er einen Ausrufer vorüber gehen sah, mit einem Teppich von etwa sechs Fuß ins Gevierte, den er zu einem Preise von dreißig Beuteln ausbot. Er rief den Ausrufer heran und wünschte den Teppich zu sehen, der ihm nicht bloß wegen seiner Kleinheit, sondern auch in Hinsicht auf seine Güte viel zu theuer ausgeboten zu werden schien. Als er den Teppich genug besichtigt hatte, sagte er zu dem Ausrufer, er begreife nicht, wie ein so kleiner und so unscheinbarer Fußteppich zu einem so hohen Preise feilgeboten werden könne?

Vierhundert und fünfte Nacht.

Der Ausrufer, welcher den Prinzen für einen Kaufmann ansah, antwortete ihm:

»Gnädiger Herr, wenn euch dieser Preis schon so übermäßig hoch vorkommt, wie werdet ihr euch erst wundern, wenn ich euch sage, daß ich Befehl habe, ihn bis zu vierzig Beutel [7] zu steigern, und ihn bloß für diesen Preis und zwar in baarem Gelde abzulassen.«

»So muß er,« erwiederte der Prinz, »diesen Preis um irgend einer Eigenschaft willen haben, die mir unbekannt ist.»

»Ihr habt es errathen, edler Herr,« antwortete der Ausrufer, »und ihr werdet mir es gewiß zugeben, wenn ihr erst wisset, daß, wenn man sich auf diesen Teppich setzt, man sich auf ihm überall hin versetzen kann, wohin man sich wünscht, und daß man augenblicklich da ist, ohne daß einem irgend ein Hinderniß unterweges zustoßen kann.«

Diese Aeußerungen des Ausrufers bewirkten, daß der Prinz von Indien, in Rücksicht dessen, daß der Hauptzweck seiner Reise ja doch nur sei, seinem Vater, dem Sultan, irgend eine Seltenheit mitzubringen der Meinung wurde, er könne nicht leicht einer andern Sache habhaft werden, die dem Sultan mehr Freude zu machen im Stande wäre.

»Wenn der Teppich,« sagte er zu dem Ausrufer, »wirklich die Eigenschaft hätte, die du ihm beilegst, so würde ich den dafür verlangten Preis von vierzig Beuteln nicht zu hoch finden, ja ich könnte mich wohl selbst entschließen, auf diesen Preis einzugehen, und

außerdem dir noch ein Geschenk zu machen, womit du gewiß zufrieden sein würdest.«

»Gnädiger Herr,« erwiederte der Ausrufer, »ich habe euch die Wahrheit gesagt, und es wird leicht sein, euch davon zu überzeugen, wenn ihr erst den Handel für vierzig Beutel eingegangen seid, mit der Bedingung, daß ich euch zuvor einen Versuch der Art machen lasse. Da ihr nun die vierzig Beutel nicht hier habt und ich euch doch, um sie in Empfang zu nehmen, erst nach dem Chan begleiten müßte, wo ihr als Fremder eingekehrt seid, so wollen wir mit Erlaubniß des Herrn dieses Ladens in den Hinterladen treten, dort werde ich den Teppich ausbreiten, und wenn wir uns beide darauf gesetzt haben, und ihr den Wunsch geäußert haben werdet, mit mir nach euerem Zimmer in den Chan versetzt zu sein, und es nicht auf der Stelle in Erfüllung geht, so soll der Handel ungültig und ihr zu nichts verpflichtet sein. Was das Geschenk betrifft, so werde ich es — da meine Mühe mir ja von dem Verkäufer bezahlt werden muß — als eine Gnade betrachten, die ihr mir erzeiget, und wofür ich euch stäts verpflichtet sein werde.«

Der Prinz ging im Vertrauen auf die Redlichkeit des Ausrufers auf diesen Vorschlag ein. Er schloß den Kauf unter der erwähnten Bedingung ab, und trat mit Erlaubniß des Kaufmanns in den Hintergrund des Ladens. Der Ausrufer breitete da den Teppich aus, beide setzten sich darauf, und kaum hatte der Prinz den

Wunsch, in das Zimmer seines Chan's versetzt zu werden, geäußert, so befanden sie sich auch schon dort, und zwar in derselben Lage. Da er nun weiter keine Versicherung für die Kraft des Teppichs mehr bedurfte, so zahlte er dem Ausrufer die Summe von vierzig Beuteln in Golde aus, und fügte noch für ihn insbesondere ein Geschenk von zwanzig Goldstücken hinzu.

So war denn nun der Prinz Hussain Besitzer des Teppichs und hatte die Freude, gleich bei seiner Ankunft in Bisnagar ein so seltenes Stück an sich gebracht zu haben, das, wie er nicht zweifelte, ihm den Besitz der Prinzessinn Nurunnihar verschaffen mußte. In der That hielt er es für unmöglich, daß seine beiden jüngeren Brüder etwas von ihrer Reise mitbringen könnten, das mit demjenigen in Vergleichung kommen könnte, was er so glücklicher Weise hier angetroffen hatte. Er hätte jetzt, ohne sich länger in Bisnagar aufzuhalten, sich durch das bloße Hinsetzen auf den Teppich nach dem verabredeten Zusammenkunftsorte hin versetzen können, allein er hätte dann zu lange auf sie warten müssen, und darum beschloß er, da er ohnehin neugierig war, den König von Bisnagar und seinen Hof zu sehen, und die Streitkräfte, Gesetze, Sitten, die Religion und die Verfassung des Reichs kennen zu lernen, einige Monate auf Befriedigung dieser Neugierde zu erwerben.

Der König von Bisnagar hatte zur Gewohnheit, wöchentlich einmal den fremden Kaufleuten Zutritt zu

seiner Person zu gestatten. Unter dieser Benennung sah der Prinz Hussain, der durchaus nicht für einen Prinzen gelten wollte, ihn mehreremal, und da der Prinz, der übrigens sehr wohlgebildet von Person war, auch noch viel Verstand und Feinheit besaß, wodurch er sich vor den übrigen Kaufleuten, die mit ihm vor dem Könige erschienen, auszeichnete, so pflegte der König sich vorzugsweise immer an ihn zu wenden, wenn er sich nach dem Sultan von Indien und nach den Streitkräften, den Reichthümern und der Verwaltung seines Reichs erkundigte.

Die übrigen Tage verwendete der Prinz dazu, um die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu besehen. Unter andern sehenswerthen Dingen sah er auch einen Götzentempel, dessen Bau dadurch in seiner Art einzig war, daß er ganz von Bronze erbaut war. Seine Grundfläche betrug zehn Ellen ins Gevierte und seine Höhe funfzehn Ellen; die größte Schönheit darin war ein Götzenbild in menschlicher Größe von gediegenem Golde, dessen Augen zwei Rubinen waren, und zwar so künstlich angebracht, daß es allen, die es ansahen, sie mochten nun auf einer Seite stehen, wo sie immer wollten, stäts vorkam, als richtete es die Augen auf sie. Dann sah er noch einen, der nicht minder bewundernswürdig war. Dieser war in einem Dorfe. Es war da nehmlich eine Ebene von etwa zehn Morgen Landes, die aus einem einzigen, köstlichen, mit Rosen und andern anmuthigen Blumen über-

säten Garten bestand, und dieser ganze Raum war mit einer kleinen Mauer von der Höhe eines Geländers umgeben, um zu verhindern, daß kein Thier demselben nahe käme. Mitten in der Ebene erhob sich eine Terrasse, die so künstlich mit in einander gefügten Steinen überkleidet war, daß sie wie ein einziger großer Stein aussah. Der Tempel, welcher mitten auf der Terrasse stand und eine Kuppelform hatte, war funfzig Ellen hoch, so daß man ihn von mehreren Orten rings um sehen konnte. Seine Länge betrug dreißig und seine Breite zwanzig Ellen. Der rothe Marmor, woraus er erbaut war, hatte eine außerordentliche Politur. Das Gewölbe der Kuppel war mit drei Reihen sehr lebendiger und geschmackvoller Gemälde geschmückt, und der ganze Tempel war durchaus mit so vielen andern Gemälden, halberhobenem Bildwerk und Götzenbildern angefüllt, daß es keinen Ort darin gab, der nicht voll davon war.

Früh und Abends beging man in diesem Tempel abergläubische Zeremonieen, auf welche Spiele, Musik, Tanz, Gesang und Feste folgten, und die Diener des Tempels so wie die Einwohner des Ortes leben bloß von den Opfergaben, welche die zahlreichen Pilger von den entferntesten Gegenden des Reichs dahin bringen, um ihre Gelübde zu erfüllen.

Vierhundert und sechste Nacht.

Der Prinz Hussain war auch noch Zuschauer eines feierlichen Festes, das alle Jahre am Hofe von

Bisnagar begangen wird, und bei welchem die Statthalter der Prinzen, die Befehlshaber der festen Plätze, die Vorsteher und Richter der einzelnen Städte, und die durch ihre Gelehrsamkeit berühmtesten Brachmanen sich einfinden müssen. Einige derselben kommen so weit her, daß sie zu ihrer Reise dahin nicht weniger als vier Monate brauchen. Die Versammlung, die aus einer unzähligen Menge von Indianern besteht, kommt in einer ungeheueren Ebene zusammen, wo sie so weit das Auge reicht, einen überraschenden Anblick gewährt. In der Mitte dieser Ebene befand sich ein sehr langer und breiter Platz, der auf der einen Seite durch ein prächtiges Gebäude in Form eines Gerüstes begrenzt war, welches neun Stockwerke hatte, von vierzig Säulen getragen wurde und für den König, für den Hof und für die Fremden, die er wöchentlich einmal vor sich ließ, bestimmt war. Im Innern war es prächtig geschmükt und meublirt, und von außen mit Landschaften bemahlt, worin man alle Arten von Thieren, Vögeln, Insekten und selbst von Fliegen und Mücken ganz nach der Natur abgebildet sah. Die drei übrigen Seiten des Platzes waren von andern Gerüsten eingefaßt, die wenigstens vier bis fünf Stockwerke hatten und deren eines beinahe so wie das andere gemahlt war, und diese Gerüste hatten das eigenthümliche, daß man sie von Zeit zu Zeit herumdrehen und dadurch ihr Ansehn und ihre Verzierungen verändern konnte.

Auf beiden Seiten des Platzes waren in geringen Entfernungen von einander tausend Elephanten in den kostbarsten Harnischen aufgestellt, deren jeder einen viereckigen Thurm von vergoldetem Holze trug, worin sich Tonspieler oder Tänzer befanden. Der Rüssel, die Ohren und der übrige Körper dieser Elephanten waren mit Zinober und andern Farben bemahlt, welche die seltsamsten Gestalten vorstellten.

Bei diesem ganzen Schauspiel flößte dem Prinzen nichts so hohe Bewunderung für die Betriebsamkeit, Geschicklichkeit und den Erfindungsgeist der Indianer ein, als ein sehr großer und mächtiger Elephant, der mit seinen vier Füßen oben auf einem senkrecht aufgerichteten, zwei Fuß hohen Ständer stand und mit seinem Rüssel nach dem Takt der Musik in der Luft herum focht. Eben so bewunderte er einen andern, nicht minder gewaltigen Elephanten, der auf dem einen Ende eines Balkens stand, der quer über einen zehn Fuß hohen Ständer gelegt und an dessen anderem Ende ein ungeheurer Stein als Gegengewicht befestigt war, so daß er vermittelst desselben bald höher, bald tiefer vor dem Könige und dem ganzen Hofe durch die Bewegungen seines Körpers und Rüssels, gleich dem vorigen Elephanten, den Takt der Musik, angab. Die Indianer hatten nämlich, so wie sie den Stein als Gegengewicht angebunden, das gegenüberstehende Ende zur Erde herab gebogen und den Elephanten hinauftreten lassen.

Der Prinz Hussain hätte sich noch länger am Hofe und in dem Reiche von Bisnagar aufgehalten und sich bei Betrachtung unzähliger anderer Merkwürdigkeiten daselbst, bis zu Ablauf des Jahres angenehm zerstreuen können, nach welchem er der Verabredung gemäß sich wieder mit seinen Brüdern zusammenfinden wollte; allein, da er auch durch das, was er gesehen, völlig befriedigt und beständig mit dem Gegenstand seiner Liebe beschäftigt war, und da seit der neuen Erwerbung, die er gemacht, die Schönheit und die Reize der Prinzessinn Nurunnihar von Tage zu Tage die Heftigkeit seiner Leidenschaft höher steigerten, so dünkte ihn, sein Gemüth werde ruhiger und er selber zugleich seinem Glücke näher sein, wenn er durch eine geringere Ferne von ihr getrennt wäre. Nachdem er daher dem Wirth des Chans den Miethzins für das Zimmer, welches er inne gehabt, bezahlt und ihm die Stunde bezeichnet hatte, wo er den Schlüssel seines Zimmers sich abhohlen könne, ging er, ohne ihm weiter zu sagen, wie er abreisen würde, in sein Gemach, machte die Thür hinter sich zu, ließ aber den Schlüssel darin stecken. Hier breitete er den Teppich aus und setzte sich mit seinem vertrauten Diener darauf. Sodann sammelte er seine Gedanken, und kaum hatte er recht ernstlich gewünscht, daß er doch in der Herberge sein möchte, wo seine Brüder mit ihm zusammentreffen sollten, als er auch schon da war. Er

kehrte da ein, indem er sich für einen reisenden Kaufmann ausgab, und erwartete die andern.

Der jüngere Bruder Hussain's, Prinz Aly, welcher um dem Plane des Sultans von Indien zu entsprechen, sich eine Reise nach Persien vorgenommen hatte, war mit einer Karavane, an die er sich schon am dritten Tage nach der Trennung von seinen beiden Brüdern angeschlossen, dahin abgegangen. Nach einer Reise von beinahe vier Monaten kam er endlich nach Schiras, welches damals die Hauptstadt des persischen Reiches war. Da er unterweges mit einer kleinen Anzahl von Kaufleuten Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen hatte, doch ohne sich weiter ihnen zu erkennen zu geben, so nahm er seine Wohnung in einem und demselben Chan mit ihnen.

Den folgenden Tag, während die andern Kaufleute ihre Waarenballen öffneten, zog der Prinz Aly, der bloß zu seinem Vergnügen reiste und sich nur mit dem zu seiner Bequemlichkeit erforderlichen Reisegepäck versehen hatte, andere Kleider an, und ließ sich nach dem Orte führen, wo Edelgesteine, Gold- und Silberarbeiten, Brokat, Seidenstoffe, feine Schleiertücher und andere seltene und kostbare Waaren zu verkaufen waren. Dieser Ort, der sehr geräumig und sehr dauerhaft angelegt war, war oben überwölbt, und das Gewölbe wurde von dicken Pfeilern] getragen; die Buden aber waren theils um diese herum, theils an den Mauern entlang, sowohl von innen als von außen an-

gelegt. Der Ort selbst war in Schiras allgemein unter dem Namen Besastan bekannt. Gleich anfangs durchstreifte der Prinz Aly den Besastan in die Länge und Breite und nach allen Seiten, und schloß voll Verwunderung aus der erstaunlichen Menge kostbarer Waaren, die er da ausgelegt sah, auf die Reichthümer, die da beisammen sein mochten. Unter allen den Ausrufern, welche da kamen und gingen und die verschiedensten Sachen zum Kauf ausboten, sah er zu seinem Erstaunen auch einen, der ein elfenbeinernes Rohr in der Hand hielt, das etwa einen Fuß lang und von der Dicke eines Daumens war, welches er um einen Preis von dreißig Beuteln ausrief. Anfangs glaubte der Prinz, der Ausrufer sei nicht recht bei Verstande. Um sich darüber Auskunft zu verschaffen, trat er an den Laden eines Kaufmanns, und sagte zu diesem, indem er auf den Ausrufer hindeutete:

»Herr, sagt mir doch, ich bitte euch, ob ich mich täusche. Ist jener Mann, der ein kleines elfenbeinernes Rohr zu einem Preise von dreißig Beuteln ausbietet, wohl bei völligem Verstande?«

»Herr, erwiederte der Kaufmann, »wenn er nicht etwa seit gestern seinen Verstand verloren hat; so kann ich euch übrigens sagen, daß er der klügste unter allen unsern hiesigen Ausrufern ist, und zugleich am meisten gesucht wird, wenn man Sachen verkaufen will, weil man zu ihm am meisten Zutrauen hat. Was indeß jenes Rohr anbetrifft, das er zu einem Preise von dreißig

Beuteln ausruft, so muß es wohl aus irgend einem Grunde, den wir nicht wissen, so viel und vielleicht noch mehr werth sein. Er wird augenblicklich wieder hier vorbeikommen, wir wollen ihn dann anrufen, und ihr mögt euch selber von der Sache unterrichten. Unterdeß könnt ihr euch ja auf mein Sofa hier setzen und etwas ausruhen.«

Der Prinz Aly lehnte das höfliche Anerbieten des Kaufmanns nicht ab, und kaum hatte er eine Weile da gesessen, als der Ausrufer schon wieder vorbeiging. Der Kaufmann rief ihn beim Namen, und jener trat herein. Hierauf sagte der Kaufmann zu ihm, indem er auf den Prinzen hinwies:

»Antwortet einmal diesem Herrn da, welcher mich fragt, ob ihr wohl bei Verstande wäret, daß ihr ein elfenbeinernes Rohr, das so wenig Werth zu haben scheint, für dreißig Beutel ausbietet. Ich würde mich selbst wundern, wenn ich nicht wüßte, daß ihr ein verständiger Mann seid.«

Der Ausrufer wendete sich jetzt zu dem Prinzen und sagte zu diesem:

»Herr, ihr seid nicht der einzige, der mich wegen dieses Rohres für einen Thoren ansieht; doch ihr möget selber urtheilen, ob ich einer bin, wenn ich euch die Eigenschaft desselben gesagt haben werde. Ich hoffe, daß ihr dann ein eben so hohes Gebot darauf thun werdet, wie diejenigen, denen ich es bisher gezeigt; und die eine eben so üble Meinung von mir hatten als ihr.«

»Zuerst,« fuhr der Ausrufer fort, indem er das Rohr dem Prinzen überreichte, »müßt ihr wissen, daß dieses Rohr an jedem Ende ein Glas hat, und daß, wenn man durch eines dieser Gläser sieht, man alles sogleich erblickt, was man zu sehen irgend wünscht.«

»Ich bin bereit, euch eine feierliche Genugthuung zu geben, erwiederte der Prinz Aly, »wenn ihr mir die Wahrheit dessen, was ihr behauptet, darthun könntet.« Und da er das Rohr in der Hand hatte, so besah er sich die beiden Gläser und fuhr dann fort: Zeigt mir doch, wo ich hineinsehen muß, um mir darüber Aufklärung zu verschaffen.«

Der Ausrufer zeigte es ihm. Der Prinz sah hinein, und als er seinen Vater den Sultan von Indien, zu sehen wünschte, so sah er ihn augenblicklich in der vollkommensten Gesundheit in der Mitte seiner Rathsversammlung auf dem Throne sitzen. Sodann, da er nächst dem Sultan auf der Welt nichts lieberes hatte als die Prinzessinn Nurunnihar, so wünschte er auch diese zu sehen, und sogleich erblickte er sie an ihrem Putztisch sitzend, umgeben von ihren Frauen, lachend und in der heitersten Laune.

Es bedurfte keiner Probe weiter, um den Prinzen zu überzeugen, daß dieses Rohr die kostbarste Sache wäre, die in der Stadt Schiras, ja in der ganzen Welt damals existirte, und er glaubte, daß wenn er diese zu kaufen unterließe, so würde er nie mehr, weder zu Schiras, wenn er auch zehn Jahre da bliebe, noch auch an-

derswo eine Seltenheit der Art antreffen, die er von seiner Reise mitbringen könnte. Er sagte daher zu dem Ausrufer:

»Ich nehme meine unvernünftige Ansicht, die ich von euerem Verstande gehabt habe, gern zurück, und glaube, daß ihr mit der Genugthuung, die ich euch dadurch zu geben gedenke, daß ich das Rohr selber kaufe, völlig zufrieden sein werdet. Da es mir leid thun würde, wenn ein anderer, als ich, es an sich kaufte, so saget mir aufs genaueste den Preis, den der Verkäufer dafür haben will. Ohne euch mit Hin- und Hergehen zu ermüden, dürft ihr dann nur mit mir kommen, und ich werde euch die Summe baar auszahlen.«

Der Ausrufer versicherte ihn mit einem Schwur, ihm sei befohlen, es durchaus für vierzig Beutel zu verkaufen, und wofern er daran zweifelte, so wolle er ihn zu dem Verkäufer selber führen. Der Prinz glaubte seinem Wort, nahm ihn mit sich nach Hause, und als sie in seiner Wohnung in dem Chan angelangt waren, so zahlte er ihm die vierzig Beutel in den schönsten Goldstücken aus, und wurde so Besitzer des elfenbeinernen Rohres.

Als der Prinz Aly diesen Kauf gemacht hatte, so freute er sich um so mehr darüber, da er glaubte, daß seine zwei anderen Brüder gewiß nichts so Seltenes und Bewundernswürdiges angetroffen haben würden, und daß folglich die Prinzessinn Nurunnihar der Lohn für die Beschwerden seiner Reise sein werde. Er dachte

etzt bloß noch darauf, unerkannt den Hof von Persien und die Merkwürdigkeiten der Stadt Schiras und ihrer Umgegend kennen zu lernen, bis dann die Karavane, mit welcher er gekommen war, wieder ihren Rückweg nach Indien antreten würde. Er hatte seine Neugierde vollkommen befriedigt, als die Karavane Anstalten zur Abreise machte. Der Prinz unterließ nicht, sich an sie anzuschließen, und machte sich mit ihr auf den Weg. Kein Unfall störte oder unterbrach die Reise und ohne weitere Unbequemlichkeit, außer den gewöhnlichen Beschwerden des Weges, kam er glücklich an dem bestimmten Orte an, wo der Prinz Hussain bereits eingetroffen war. Der Prinz Aly fand diesen schon vor, und wartete mit ihm daselbst auf den Prinzen Achmed.

Vierhundert und siebente Nacht.

Der Prinz Achmed hatte unterdessen seinen Weg nach Samarkand genommen, und gleich am folgenden Tage nach seiner Ankunft hatte er es wie seine beiden Brüder gemacht und war nach dem Besastan gegangen. Kaum war er hinein getreten, als ein Ausrufer in seine Nähe hintrat, mit einem künstlich gemachten Apfel in der Hand, den er zu dem Preise von fünf und dreißig Beuteln ausrief. Er hielt den Ausrufer an und sagte zu ihm:

»Zeiget mir diesen Apfel und saget mir, welche so

außerordentliche Kraft oder Eigenschaft er wohl hat, daß ihr ihn zu einem so hohen Preise ausbietet?«

Der Ausrufer gab ihm den Apfel in die Hand, damit er ihn in Augenschein nehmen möchte, und sagte dann zu ihm:

»Herr, dieser Apfel, wenn man ihn bloß äußerlich betrachtet, ist wirklich etwas sehr unbedeutendes; doch wenn man die Eigenschaften und Kräfte desselben und den bewundernswürdigen Gebrauch, den man davon zum Wohl der Menschen machen kann, in Erwägung zieht, so muß man sagen, daß er eigentlich unschätzbar ist, und daß derjenige, der ihn besitzt, an ihm offenbar einen seltenen Schatz besitzt. In der That, es gibt keinen Kranken, er mag mit einer tödtlichen Krankheit behaftet sein, mit welcher er nur immer will, mit anhaltendem Fieber, mit rothem Friesel, Seitenstechen, Pest und andern Krankheiten der Art, der nicht, und läge er auch schon im Sterben, dadurch geheilt würde, und seine Gesundheit so vollständig wieder erhielte, als wäre er niemals krank gewesen, und das auf die leichteste Art von der Welt, nämlich durch das bloße Riechen daran.«

»Wenn man euch glauben darf, »erwiederte der Prinz Achmed, »so ist das freilich ein Apfel von wunderbarer Kraft, ja man kann sagen, er ist unschätzbar; allein, wodurch kann denn ein rechtlicher Mann wie ich, der ihn gern kaufen möchte, sich überzeugen, daß bei eurer Lobpreisung des Apfels keine Verstellung oder Uebertreibung statt findet?«

»Herr,« erwiederte der Ausrufer, »die Sache ist in der ganzen Stadt Samarkand bekannt und bewährt, und ohne erst weit zu gehen, könnt ihr ja alle hier versammelten Kaufleute befragen und zusehen, was sie euch sagen werden, und ihr werdet darunter mehrere finden, die — wie sie es selber euch versichern werden. — heute nicht mehr am Leben sein würden, wenn sie nicht dieses treffliche Mittel gebraucht hätten. Es ist die Frucht der Studien und Nachtwachen eines sehr berühmten Philosophen dieser Stadt, der sich sein ganzes Leben hindurch auf die Erforschung der Kräfte der Pflanzen und Mineralien gelegt hatte und endlich auf den Punkt gelangt war, daraus diese zusammengesetzte Masse zu bereiten, die ihr hier sehet, wodurch er in dieser Stadt so erstaunliche Kuren bewirkt hat, daß sein Andenken hier nie in Vergessenheit kommen wird. Vor kurzem raffte ihn der Tod so plötzlich hin, daß er selber nicht mehr so viel Zeit hatte um von seinem Universalmittel Gebrauch zu machen, und seine Wittwe, welcher er nur ein sehr geringes Vermögen und eine große Anzahl unerzogener Kinder hinterlassen, hat sich endlich entschlossen, diesen Apfel verkaufen zu lassen, um sich und ihre Familie etwas bequemer einrichten zu können.«

Während der Ausrufer ihn von den Eigenschaften des künstlichen Apfels unterrichtete, blieben mehrere Personen stehen und umringten sie. Die meisten bestätigten das Gute, das er von demselben sagte, und da einer derselben anzeigte, er habe einen Freund, der so gefähr-

lich krank sei, daß man an seinem Aufkommen verzweifele, und dieß sei folglich eine sehr bequeme Gelegenheit, um einen Versuch damit zu machen, so nahm der Prinz Achmed das Wort und sagte zu dem Ausrufer, er wolle ihm vierzig Beutel dafür geben, wenn der Kranke durch das bloße Riechen daran geheilt würde.

Der Ausrufer, welcher Befehl hatte, ihn um diesen Preis zu verkaufen, sagte zu dem Prinzen:

»Herr, wir wollen diesen Versuch machen, und der Apfel ist somit euer; denn es ist gar kein Zweifel, daß er nicht dießmal eben so gut seine Wirkung thun sollte, als die früheren male, wo man so oft Kranke, die schon aufgegeben waren, durch ihn wieder von den Pforten des Todes zurückrief.«

Der Versuch glückte, und der Prinz, nachdem er die vierzig Beutel dem Ausrufer, der ihm den künstlichen Apfel überließ, baar ausgezahlt hatte, erwartete nun mit Ungeduld den Abgang der ersten besten Karavane, um nach Indien zurückzukehren. Er benutzte die Zwischenzeit unterdeß, um in Samarkand und dessen Umgebungen alles zu besehen, was irgend seine Neugierde reitzte, besonders das Thal S o g d, welches von dem gleichnamigen Flusse seinen Namen hat, und das die Araber wegen der Schönheit seiner Gefilde und seiner Gärten und Paläste, so wie auch wegen seines Ueberflusses an Früchten aller Art und wegen der Annehmlichkeiten, welche man da während der schönen Jahreszeit genießt, für eines der vier Paradiese der Welt halten.

Der Prinz Achmed versäumte unterdeß nicht die erste Karavane, die nach Indien abging. Er reiste ab, und ungeachtet der Unbequemlichkeiten, die bei einer langen Reise unvermeidlich sind, gelangte er dennoch bei vollkommener Gesundheit in der Herberge an, wo die Prinzen Hussain und Aly ihn erwarteten.

Der Prinz Aly, welcher etwas früher als der Prinz Achmed da eingetroffen war, hatte den Prinzen Hussain, welcher zuerst angekommen war, gefragt, seit wie lange er schon da angelangt sei. Und als er erfuhr, daß es fast schon drei Monate her wäre, so hatte er zu ihm gesagt: »Du mußt also wohl nicht weit gewesen sein.«

»Ich will jetzt,« erwiederte der Prinz Hussain, von dem Orte, wo ich gewesen bin, weiter nichts sagen; allein ich kann dich versichern, daß ich mehr als drei Monate, um hinzukommen, gebraucht habe.«

»Wenn das der Fall ist,« sagte darauf der Prinz Aly, »so mußt du dich sehr kurze Zeit da aufgehalten haben.«

»Mein Bruder,« antwortete ihm der Prinz Hussain, »du täuschest dich. Mein Aufenthalt daselbst währte länger als vier bis füuf Monate, und es hing bloß von mir ab, ihn noch zu verlängern.«

»Wofern du nicht etwa zurückgeflogen bist,« erwiederte darauf der Prinz Aly, »so begreife ich nicht, wie es schon drei Monate her sein kann, daß du hier bist, wie du mich überreden willst.«

»Ich habe dir die Wahrheit gesagt,« fuhr der Prinz Hussain fort, und das Räthsel werde ich dir erst bei Ankunft unseres Bruders Achmed lösen, wo ich dir zugleich sagen werde, welche Seltenheit ich von meiner Reise mitgebracht. Was dich betrifft, so weiß ich nicht, was du mitgebracht hast, aber es mag wohl eben nichts bedeutendes sein; in der That, ich sehe eben nicht, daß dein Reisegepäck ansehnlicher und größer geworden wäre.«

»Und was dich betrifft,« erwiederte der Prinz Aly, »so kommt es mir vor, daß, wofern ich den unscheinbaren Teppich ausnehme, womit dein Sofa überdeckt ist, ich deinen Spott durch einen gleichen erwiedern könnte. Indeß, da du, wie es scheint, aus der mitgebrachten Seltenheit ein Geheimniß machen willst, so wirst du mir es nicht übel nehmen, wenn ich es eben so in Hinsicht auf die meinige mache.«

Der Prinz antwortete: »Ich setze die Seltenheit welche ich mitgebracht, so weit über jede andere, von welcher Art sie auch sein mag, daß ich sie dir ohne Schwierigkeit zeigen und dich durch eine nähere Angabe ihres Werthes leicht dahin bringen würde, mit mir übereinzustimmen, ohne zu fürchten, daß die, welche du vielleicht mitgebracht, ihr vorgezogen werden könnte. Doch es ist am passendsten, daß wir erst die Ankunft unseres Bruders Achmed abwarten, dann können wir mit mehr Rücksicht und Anstand uns einander das Glück mitheilen, das uns zu Theil worden ist.«

Der Prinz Aly wollte sich mit dem Prinzen Hussain nicht weiter wegen des Vorzuges der von ihm mitgebrachten Seltenheit in Streit einlassen; sondern begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß, wenn auch das Rohr, welches er vorzuzeigen hatte, nicht gerade den Vorzug verdienen sollte, es doch wenigstens nicht dahinter zurückstehen könne, und so verabredete er sich denn mit ihm, mit dem Vorzeigen desselben bis zur Ankunft des Prinzen Achmed zu warten.

Vierhundert und achte Nacht.

Als der Prinz Achmed bei seinen beiden Brüdern wieder eingetroffen war, und sie sich einander zärtlich umarmt und sich zu dem glücklichen Wiedersehen an diesem Orte Glück gewünscht hatten, nahm der Prinz Hussain als der älteste das Wort und sagte:

»Meine Brüder, wir werden noch Zeit genug übrig haben, um uns von den einzelnen Umständen unserer gegenseitigen Reisen zu unterhalten. Für jezt wollen wir davon reden, was uns zu wissen am wichtigsten ist, und da ihr gewiß euch noch so gut wie ich daran erinnert, welches der Hauptbeweggrund zu unseren Reisen gewesen, so wollen wir uns nicht verhehlen, was wir von da mitgebracht, und indem wir es uns gegenseitig vorzeigen, wollen wir im voraus jedem sein Recht wiederfahren lassen und zusehen, welchem von uns wohl der Sultan, unser Vater, den Vorzug ertheilen könnte.«

»Um euch mit gutem Beispiel voranzugehen,« fuhr der Prinz Hussain fort, »will ich euch nur sagen, daß die Seltenheit, die ich von meiner Reise in das Königreich Bisnagar mitgebracht, in dem Teppich besteht, worauf ich sitze. Es ist freilich ein sehr gewöhnlicher und unscheinbarer, wie ihr sehet; doch wenn ich euch seine Eigenschaft werde aus einander gesetzt haben, so werdet ihr euch um so mehr wundern, da ihr wohl nie von etwas ähnlichem der Art gehört habt, wie ihr selbst eingestehen werdet. In der That, wie gering er auch immer in euren Augen erscheinen mag, wenn man sich, wie wir jetzt, darauf setzt und an irgend einen Ort hin versetzt zu werden wünscht, wie entfernt er auch immer sein mag, so ist man fast in einem Augenblicke da. Ich habe es selber versucht, ehe ich die vierzig Beutel, die er mich kostet, bezahlte, und habe es nicht bereut. Als ich nun meine Neugierde am Hofe und im ganzen Königreiche von Bisnagar befriedigt hatte und heimkehren wollte, so bediente ich mich keines Fuhrwerks weiter als dieses Wunderteppichs, um sowohl mich hieher zurückzubringen, als auch meinen Reisegefährten, der euch wird sagen können, wie viel Zeit ich gebraucht habe, um hieher zu gelangen. Ich werde euch beiden, sobald ihr es nur werdet haben wollen, eine Probe davon zeigen. Ich erwarte nun, daß ihr mir saget, ob das, was ihr mitgebracht habt, mit meinem Teppich irgend in Vergleichung kommen kann.«

Der Prinz Hussain hörte mit diesen Worten auf, seinen Teppich herauszupreisen; und der Prinz Aly nahm nun das Wort und sprach:

»Mein Bruder, man muß gestehen, daß dein Teppich eines der wunderbarsten Dinge ist, die man sich nur denken kann, wenn er wirklich, wie ich nicht zweifle, die Eigenschaft besitzt, die du von ihm ausgesagt hast. Indeß du wirst eingestehen, daß es noch andere Dinge geben kann, die wenn auch nicht noch mehr, doch wenigsten eben so wunderbar in ihrer Art sind, und um dich zu dieser Ansicht zu stimmen, — fuhr er fort — so ist züm Beispiel dieß elfenbeinerne Rohr hier, so gut wie dein Teppich, eine Seltenheit, die alle Aufmerksamkeit verdient. Ich habe sie minder theuer erkauft als du deinen Teppich, und ich bin mit meinem Kauf nicht minder zufrieden als du mit dem deinigen. Bei deiner Billigkeit wirst du mir bald eingestehen, daß ich damit nicht betrogen worden bin, wenn du dich durch einen eigenen Versuch überzeugt haben wirst, daß, wenn man in das eine Ende desselben hineinsieht, man alles erblickt, was man nur irgend wünscht. Du darfst mir nicht auf mein bloßes Wort glauben — fügte der Prinz Aly hinzu, indem er ihm das Rohr überreichte — hier ist es, siehe zu, ob ich dir bloß etwas vorspiegle oder nicht.«

Der Prinz Hussain nahm das elfenbeinerne Rohr, aus der Hand des Prinzen Aly, hielt es mit dem von ihm bezeichneten Ende an sein Auge und wünschte,

die Prinzessinn Nurunnihar zu sehen und zu erfahren, wie sie sich befinde. Der Prinz Aly und der Achmed, welche die Augen auf ihn geheftet hatten, geriethen in das äußerste Erstaunen, als sie ihn plötzlich die Farbe verändern sahen und zwar auf eine Weise, die die höchste Bestürzung und eine große Betrübniß verrieth. Der Prinz Hussain ließ ihnen nicht erst Zeit, um ihn nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen, sondern er rief aus:

»Brüder, es ist umsonst, daß wir alle drei eine so beschwerliche Reise unternommen haben, in der Hoffnung, durch den Besitz der reizenden Nurunnihar dafür belohnt zu werden; diese liebenswürdige Prinzessinn wird binnen wenigen Augenblicken nicht mehr am Leben sein. Ich sah sie so eben in ihrem Bette, umgeben von ihren Frauen und Verschnittenen, die alle in Thränen schwammen und jeden Augenblick zu erwarten schienen, daß sie den Geist aufgeben würde. Da nehmet und sehet sie selber in diesem traurigen Zustande und vereinigt eure Thränen mit den meinigen.«

Der Prinz Aly nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand des Prinzen Hussain, sah hinein, und gab es, nachdem er zu seinem tiefen Schmerz dasselbe erblickt hatte, es weiter an den Prinzen Achmed, damit dieser ebenfalls ein so trauriges und betrübendes Schauspiel, das sie alle drei gleich nahe anging, betrachten möchte.

Als der Prinz Achmed das elfenbeinerne Rohr aus den Händen des Prinzen Aly empfangen, und beim

Hineinsehen ebenfalls die Prinzessinn Nurunnihar dem Tode nahe erblickt hatte, nahm er das Wort und sagte zu den beiden andern Prinzen, seinen Brüdern:

»Brüder, die Prinzessinn Nurunnihar, welche der gemeinsame Gegenstand unserer Wünsche ist, befindet sich wirklich in einem höchst beunruhigenden Zustande; indeß, wie es mir scheint, so ist es wohl noch möglich, wofern wir nur keine Zeit verlieren, den Augenblick des Todes noch zu entfernen.«

Zugleich zog der Prinz Achmed aus seinem Busen den künstlichen Apfel, den er sich gekauft hatte, zeigte ihn seinen Brüdern und sagte:

»Der Apfel, den ihr hier sehet, hat mich nicht weniger gekostet, als der Teppich und das elfenbeinerne Rohr, das ein jeder von euch von seiner Reise mitgebracht hat. Die Gelegenheit, die sich darbietet, euch seine Wunderkraft zu zeigen, macht, daß mich die vierzig Beutel, die er mich kostet, nicht reuen. Um euch nicht länger in gespannter Erwartung zu halten, sage ich euch hiemit, er hat die Kraft, daß ein jeder Kranke, und läge er auch schon in den letzten Zügen durch das bloße Daranriechen seine Gesundheit auf der Stelle wiedererlangt. Der Versuch, den ich selber damit angestellt, läßt mich nicht daran zweifeln, und ich kann euch selber die Wirkung desselben an der Prinzessin Nurunnihar zeigen, wenn wir nur die nöthige Eile anwenden, um ihr zu helfen.«

»Wenn dieß der Fall ist,« sagte hierauf der Prinz Hussain, »so können wir nicht schleuniger dahin eilen, als wenn wir uns vermittelst meines Teppichs augenblicklich in das Zimmer der Prinzessinn hinversetzen. Lasset uns keine Zeit verlieren, kommet und setzet euch mit mir hieher, er ist groß genug, um uns alle drei ohne Unbequemlichkeit aufzunehmen; doch vor allen Dingen muß jeder von uns seinem Diener anempfehlen, daß er mit den andern sogleich abreise und uns dort im Palaste aufsuche.«

Als dieser Befehl gegeben worden war, setzten sich die Prinzen Aly und Achmed nebst den Prinzen Hussain auf den Teppich, und da sie alle drei dasselbe Interesse hatten, so wünschten sie auch alle drei, in das Zimmer der Prinzessinn Nurunnihar versetzt zu werden. Ihr Wunsch ward erfüllt und sie wurden so schnell hinversetzt, daß sie es nicht eher merkten, als bis sie sich an dem erwünschten Orte angelangt sahen.

Die unerwartete Erscheinung der drei Prinzen erschreckte die Frauen und die Verschnittenen der Prinzessinn, welche nicht begreifen konnten, durch welche Zauberei auf einmal drei Männer in ihrer Mitte erschienen. Sie erkannten sie sogar Anfangs nicht einmal, und die Verschnittenen waren schon im Begriff, auf sie loszustürzen, als auf Leute, die an einen Ort sich eingedrängt hätten, wohin sie nicht kommen durften: allein sie kamen sehr bald von ihrem Irrthum zurück und erkannten sie für das, was sie waren.

Vierhundert und neunte Nacht.

Kaum sah sich der Prinz Achmed in dem Zimmer Nurunnihar's und die im Sterben liegende Prinzessinn, als er nebst seinen Brüdern von dem Teppich aufstand, sich ihrem Bette näherte und ihr den Wunderapfel vor die Nase hielt. Einige Augenblicke nachher schlug die Prinzessinn die Augen auf, und wendete den Kopf nach beiden Seiten hin, sah die Umstehenden an, setzte sich dann auf und verlangte angekleidet zu werden, und zwar mit derselben Unbefangenheit und Besonnenheit, als ob sie bloß von einem langen Schlaf erwachte. Ihre Frauen sagten ihr nun sogleich, daß sie den drei Prinzen, ihren Vettern, und vor allen dem Prinzen Achmed diese plötzliche Wiederherstellung ihrer Gesundheit verdanke. Sie bezeigte ihnen daher ihre Freude, sie wiederzusehen, und stattete ihnen insgesammt und dem Prinzen Achmed insbesondere ihren Dank ab. Da sie angekleidet zu werden wünschte, so begnügten sich die Prinzen, ihr ihre große Freude darüber zu bezeigen, daß sie gerade zu rechter Zeit noch angelangt seien, um insgesammt dazu beitragen zu können, sie aus ihrer augenscheinlichen Lebensgefahr zu retten, und nachdem sie ihr noch ihre innigen Wünsche für eine recht lange Dauer ihres Lebens an den Tag gelegt, entfernten sie sich.«

Während die Prinzessinn sich ankleidete, gingen die Prinzen von ihr unmittelbar hin, um sich zu den Füßen ihres Vaters des Sultans, zu werfen und ihm

ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Als sie vor ihm erschienen, fanden sie, daß der Oberaufseher der Verschnittenen der Prinzessinn ihnen bereits zuvorgekommen war und ihm ihre unvermuthete Ankunft und die durch sie erfolgte vollständige Heilung der Prinzessinn angemeldet hatte. Der Sultan umarmte sie um desto freudiger, da er in dem Augenblick, wo er sie wiedersah, auch zugleich erfuhr, daß seine Nichte, die Prinzessinn, die er wie seine eigene Tochter liebte, nachdem sie von den Aerzten bereits aufgegeben worden, auf eine so wunderbare Weise ihre Gesundheit wieder erhalten habe. Nach den bei solchen Gelegenheiten üblichen Begrüßungen zeigte jeder der Prinzen ihm die mitgebrachte Seltenheit vor: der Prinz Hussain seinen Teppech, den er aus dem Zimmer der Prinzessinn wieder mitgenommen hatte, der Prinz Aly das elfenbeinerne Rohr, und der Prinz Achmed den künstlichen Apfel: und nachdem jeder das seinige herausgepriesen, händigten sie ihm nach der Reihe alle drei Stücke ein und baten ihn zu entscheiden, welchem von den drei Stücken er den Vorzug ertheile und welchem unter ihnen dreien er seinem Versprechen gemäß die Prinzessinn Nurunnihar zur Gemahlinn gebe.

Der Sultan von Indien, nachdem er sehr wohlwollend alles, was ihm jeder der Prinzen zum Lobe der von ihm mitgebrachten Seltenheit sagen mochte, ohne Unterbrechung angehört und sich nach allem, was bei der Heilung der Prinzessinn Nurunnihar vorgegan-

gen, wohl erkundiget hatte, schwieg eine Weile still, als überlegte er, was er ihnen antworten solle. Endlich unterbrach er dieses Schweigen und hielt folgende sehr weise Rede an sie:

»Meine Kinder, ich würde sehr gern einen unter euch nennen, wenn ich es mit voller Gerechtigkeit thun könnte; allein überlegt selber, ob ich es kann. Dir, o Achmed, und deinem künstlichen Apfel verdankt freilich die Prinzessinn, meine Nichte, ihre Heilung; aber ich frage dich selber, würdest du sie haben bewirken können, wenn nicht zuvor das elfenbeinerne Rohr Aly's dir Gelegenheit gegeben hätte, die Gefahr kennen zu lernen, worin sie schwebte, und wenn nicht der Teppich Hussain's dir seine Dienste geleistet hätte, um ihr schnell zu Hilfe eilen zu können? Dein elfenbeinernes Rohr, o Aly, hat wiederum dazu gedient, dir und deinen Brüdern zu zeigen, daß ihr auf dem Punkte standet, die Prinzessinn zu verlieren, und dafür ist sie, wie man gestehen muß, dir großen Dank schuldig. Doch mußt du auch gestehen, daß dir deine Kenntniß für die Erreichung des Zweckes nichts genützt hätte, wenn nicht der Teppich und der künstliche Apfel gewesen wäre. Und was dich, Hussain, betrifft, so würde die Prinzessinn sehr undankbar sein, wenn sie dir nicht wegen des Teppichs, der zu Bewirkung ihrer Wiederherstellung so nöthig gewesen, vielen Dank wissen sollte; allein bedenket selbst, daß er dir hiezu von gar keinem Nutzen gewesen sein würde, wenn du nicht durch

das elfenbeinerne Rohr Aly's ihre Krankheit erfahren und Achmed nicht seinen Wunderapfel zu ihrer Heilung angewendet hätte. Da nun also weder der Teppich, noch das elfenbeinerne Rohr, noch der künstliche Apfel irgend einem von euch einen Vorzug vor den andern geben, sondern vielmehr euch alle einander gleichstellen, und da ich die Prinzessinn Nurunnihar doch nur einem einzigen geben kann, so sehet ihr selber, daß die einzige Frucht, die ihr von euren Reisen geärntet habt, in dem Ruhme besteht, daß ihr alle auf gleiche Weise zur Herstellung ihrer Gesundheit beigetragen habt.«

»Wenn dieß nun so ist,« fuhr der Sultan fort, »so sehet ihr zugleich ein, daß ich zu einem anderen Mittel meine Zuflucht nehmen muß, um mich über die Wahl, die ich unter euch dreien treffen soll, bestimmt zu entscheiden. Da es nun aber bis zu Anbruch der Nacht noch lange hin ist, so will ich heute noch folgendes thun. Gehet und nehmet ein jeder einen Bogen und einen Pfeil, und begebet euch aus der Stadt hinaus auf die große Ebene, wo die Pferde zugeritten werden; ich werde eben dahin mich begeben und ich erkläre, daß ich die Prinzessinn Nurunnihar demjenigen zur Gemahlinn geben werde, welcher am weitesten schießen wird.«

»Uebrigens kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, euch insgesammt und jedem noch insbesondere für das Geschenk zu danken, welches ihr mir mitgebracht habt. Ich besitze in meiner Sammlung gar

manche Seltenheiten, doch keine einzige derselben kommt an Vorzüglichkeit dem Teppich, dem elfenbeinernen Rohre, und dem künstlichen Apfel bei, womit ich jetzt meine Sammlung vermehren und bereichern will. Alle drei Stücke werden die erste Stelle darin einnehmen und ich werde sie da sorgfältig aufbewahren, nicht bloß wegen ihrer Merkwürdigkeit, sondern auch um bei Gelegenheit nützlichen Gebrauch davon zu machen.»

Die drei Prinzen wußten gegen diese, so eben ausgesprochene Entscheidung des Sultans nichts einzuwenden. Als sie sich von seinem Angesicht entfernt hatten, verschaffte man einem jeden von ihnen einen Bogen und einen Pfeil, die sie sofort einem von ihren Dienern, die sich auf die Nachricht von ihrer Wiederkunft sogleich versammelt hatten, einhändigten und sich dann, von einer unzähligen Menge Volks begleitet, auf die Ebene hinaus begaben, wo die Pferde zugeritten zu werden pflegten.

Der Sultan ließ nicht lange auf sich warten. Sobald er angekommen war, nahm der Prinz Hussain, als der älteste, Pfeil und Bogen und schoß zuerst. Darauf schoß der Prinz Aly, und man sah seinen Pfeil viel weiter fliegen und niederfallen, als den des Prinzen Hussain. Der Prinz Achmed schoß zuletzt, aber man verlor seinen Pfeil aus dem Gesicht und niemand sah ihn niederfallen. Man eilte hin, man suchte, allein wie viel Sorgfalt alle und auch der Prinz Achmed selber anwendete, es war nicht möglich, den Pfeil weder in

der Nähe noch in der Ferne aufzufinden. Obwohl man glauben mußte, daß er am weitesten geschossen und folglich verdient habe, daß ihm die Hand der Prinzessinn Nurunnihar zugesprochen würde, so war dennoch, um die Sache augenscheinlich und gewiß zu machen, die Auffindung des Pfeiles erforderlich, und der Sultan ermangelte daher nicht, ungeachtet aller Gegenvorstellungen Achmed's, sich zu Gunsten seines Bruders Aly zu entscheiden. Er gab nun sogleich Befehl, daß zu der Hochzeitfeier die nöthigen Anstalten getroffen würden, und wenige Tage darauf ward die Hochzeit mit vielem Glanze gefeiert.

Vierhundert und zehnte Nacht.

Der Prinz Hussain beehrte das Fest nicht mit seiner Gegenwart. Da seine Liebe zu der Prinzessinn Nurunnihar sehr innig und herzlich war, so fühlte er sich nicht stark genug, um es mit Gleichmuth zu ertragen und mit anzusehen, wie sie in die Arme des Prinzen Aly geführt würde, der — wie er meinte, — sie nicht mehr verdiente, noch auch sie feuriger liebte als er. Er empfand im Gegentheil ein so tiefes Misfallen darüber, daß er den Hof verließ und auf sein Recht der Thronfolge Verzicht leistend hinging, und Derwysch wurde und sich zu einem sehr berühmten Scheich in die Lehre gab, der wegen seines musterhaften Lebenswandels in hohem Ansehen stand, und in einer anmu-

thigen Einöde seine und seiner Schüler Wohnung aufgeschlagen hatte.

Der Prinz Achmed war aus denselben Gründen wie Hussain ebenfalls bei der Hochzeit des Prinzen Aly und der Prinzessinn Nurunnihar nicht zugegen, doch er entsagte deshalb nicht der Welt wie jener. Da er gar nicht begreifen konnte, wie der von ihm abgeschossene Pfeil so zu sagen unsichtbar geworden sei, so entfernte er sich von seinen Leuten, und mit dem Entschluße, ihn so eifrig zu suchen, daß er sich nichts vorzuwerfen habe, begab er sich an den Ort hin, wo die Pfeile der Prinzen Hussain und Aly von der Erde aufgehoben worden waren. Von da ging er in gerader Richtung vorwärts, immer rechts und links blikkend, und ohne zu finden, was er suchte, war er endlich so weit gekommen, daß er seine Mühe für ganz vergeblich erkannte. Indeß gleichsam wider seinen Willen weiter fort gezogen, setzte er dennoch seinen Weg immer weiter fort, bis er zu sehr hohen Felsen kam, bei denen er offenbar seitwärts ablenken mußte, wofern er noch weiter gehen wollte. Diese Felsen waren außerordentlich steil und lagen in einer öden und und unfruchtbaren Gegend, etwa vier Stunden von da entfernt, wo er ausgegangen war.

Als der Prinz Achmed sich diesen Felsen näherte, bemerkte er einen Pfeil, hob ihn auf, betrachtete ihn, und sah zu seiner großen Verwunderung, daß es der von ihm abgeschossene sei.

Er ist es wirklich,« sprach er bei sich selbst, »aber weder ich noch irgend ein anderer Sterblicher auf der ganzen Welt kann die Kraft haben, einen Pfeil so weit zu schießen.«

Da er ihn auf der Erde liegend und nicht mit der Spitze darin fest steckend gefunden hatte, so schloß er, daß er an den Felsen geflogen und von da zurückgeprallt sei.

»Es steckt hinter dieser seltsamen Sache,« dachte er bei sich selbst, »irgend ein Geheimniß, und dieß Geheimniß kann nicht anders als vortheilhaft für mich sein. Nachdem das Schicksal mich so sehr betrübt und mich desjenigen Gutes beraubt hat, das, wie ich hoffte, das Glück meines Lebens ausmachen sollte, hat es mir vielleicht zu meinem Troste irgend ein anderes vorbehalten.«

Da die äußere Form der Felsen mehrere vorspringende Spitzen und auch wieder mehrere tief sich hineinziehende Schluchten hatte, so trat der Prinz unter solchen Gedanken in eine dieser Vertiefungen hinein, und während er darin seine Augen von einen Winkel zum andern warf, zeigte sich ihm eine eiserne Thür, an welcher aber kein Schloß zu sehen war. Er fürchtete, sie würde wohl verschlossen sein, doch als er daran stieß, öffnete sie sich nach innen zu, und er erblickte einen sanft abschüssigen Weg ohne Stufen, den er sofort mit dem Pfeile in der Hand hinabstieg. Er glaubte hier in tiefe Finsterniß zu gerathen, allein an die Stelle des entschwindenden Tageslichtes trat ein anderes ganz

verschiedenes Licht. Nach funfzig bis sechzig Schritten gelangte er auf einen geräumigen Platz, auf welchem er einen prachtvollen Palast erblickte dessen Wunderbau er aber zu bewundern nicht Zeit hatte. Denn in demselben Augenblick trat eine Frau von majestätischem Anstand und Wesen und von einer Schönheit, die durch den reichen Anzug und durch den Edelsteinschmuck, den sie trug, nicht noch höher gehoben zu werden vermochte, unter die Vorhalle heraus, begleitet von einer Anzahl von Frauen, unter denen aber die Gebieterinn leicht zu unterscheiden war.

Sobald der Prinz Achmed die schöne Frau bemerkt hatte, beschleunigte er seine Schritte, um ihr seine Ehrerbietung zu bezeigen, doch die schöne Frau, welche ihn kommen sah, kam ihm ihrerseits durch die Anrede entgegen; »Prinz Achmed, tretet näher, ihr seid hier willkommen.«

Die Ueberraschung des Prinzen war nicht gering, als er seinen Namen in einer Gegend nennen hörte, von welcher er noch nie das geringste vernommen, obwohl diese Gegend so nahe an der Hauptstadt seines Vaters, des Sultans, lag, und er konnte gar nicht begreifen, wie er einer Dame bekannt sein könne, die er durchaus nicht kannte. Endlich warf er sich zu den Füßen der schönen Frau und redete sie auf folgende Weise an:

Gnädige Frau, bei meiner Ankunft in einer Gegend, wo ich fürchten mußte, daß mein unvorsichtiger Vorwitz mich zu weit gelockt, bin ich euch tausendfachen

Dank für eure Versicherung schuldig; daß ich hier willkommen sei. Aber darf ich wohl so dreist sein euch zu fragen, durch welchen seltsamen Zufall es kommt, daß ich euch nicht unbekannt bin, euch die ihr zwar in unserer Nachbarschaft wohnet, doch ohne daß ich jemals bis diesen Augenblick etwas davon erfahren hätte.«

»Prinz,« erwiederte die schöne Frau, »laßt uns in den Saal hineintreten, dort werde ich mit größerer Bequemlichkeit für mich und euch eure Frage beantworten können.«

Mit diesen Worten führte die Dame, um dem Prinzen Achmed den Weg zu zeigen, ihn in den Saal hinein. Der wundervolle Bau desselben, das Gold und das Himmelblau, womit das kuppelförmige Gewölbe geschmückt war, und der unschätzbare Reichthum des Geräths erschienen ihm als etwas so ganz neues, daß er seine Verwunderung darüber an den Tag legte und ausrief: er habe noch nie etwas der Art gesehen, und er glaube nicht, daß man in der Welt irgend etwas sehen könne, was diesem hier beikäme.

»Gleichwohl versichere ich euch,« erwiederte die schöne Frau, »daß dieß gerade das unbedeutendste Zimmer meines Palastes ist, und ihr werdet meiner Ansicht beistimmen, wenn ich euch erst die übrigen alle gezeigt haben werde.«

Sie stieg einige Stufen empor und setzte sich auf ein Sofa, und als der Prinz auf ihre Bitte neben ihr Platz genommen hatte, sagte sie ihm:

»Prinz, ihr seid, wie ihr sagt, darüber erstaunt, daß ich euch kenne, ohne daß ihr mich kennet; doch eure Verwunderung wird nachlassen, wenn ihr erst wissen werdet, wer ich bin. Euch wird ohne Zweifel nicht unbekannt sein, was ja schon eure Religion euch lehrt, daß nämlich die Welt eben so wohl von Geistern als von Menschen bewohnt wird. Ich bin die Tochter eines dieser Geister, und zwar eines der mächtigsten und ausgezeichnetsten, und mein Name ist Pari Banu. So wirst du dich denn also nicht mehr wundern, daß ich dich, deinen Vater, den Sultan, und deine beiden Brüder kenne. Ich weiß sogar von deiner Liebe und von deiner Reise, deren einzelne Umstände ich dir alle hier wiedererzählen könnte, weil ich es eben war, die zu Samarkand den künstlichen Apfel, den du gekauft hast, zum Verkauf ausbieten ließ, so wie zu Bisnagar den Teppich, den der Prinz Hussain bekommen hat, und endlich zu Schiras das elfenbeinerne Rohr, welches der Prinz Aly von da mitgebracht hat. Dieß mag hinreichend sein, um dir begreiflich zu machen, daß nichts von alle dem, was dich betrifft, mir unbekannt ist. Ich will nur dieß eine hinzufügen, daß du mir ein glücklicheres Loos zu verdienen schienest, als das war, die Prinzessinn Nurunnihar zu besitzen, und da ich gerade, zugegen war, als du den Pfeil, den du da in der Hand hast, abschossest, und ich voraus sah, daß er nicht einmal so weit als der des Prinzen Hussain fliegen wür-

de, so faßte ich ihn in der Luft an und gab ihm den erforderlichen Schwung, so daß er an die Felsen anprallen mußte, neben denen du ihn gefunden hast. Es wird nun bloß von dir abhangen, die Gelegenheit, die sich dir jetzt bietet, zu benutzen, um noch glücklicher zu werden.«

Vierhundert und elfte Nacht.

Da die Fee Pari Banu diese letzten Worten in einem ganz anderen Tone sprach, indem sie den Prinzen Achmed zärtlich anblickte und dann sogleich verschämt und mit erröthendem Gesicht die Augen niederschlug, so errieth der Prinz sehr leicht, welches Glück hier gemeint sei. Er überlegte, daß die Prinzessin Nurunnihar nicht mehr die seinige werden könne, und daß die Fee Pari Banu an Schönheit, Anmuth und Reiz, so wie durch einen überwiegenden Verstand und durch ihre unermeßlichen Reichthümer, so weit er nämlich aus der Pracht des Palastes auf diese schließen konnte, jene unendlich weit überträfe, und er segnete den Augenblick, wo ihm der Gedanke eingekommen war, noch einmal den abgeschossenen Pfeil zu suchen, indem er sich ganz der Neigung hingab, die ihn nach dem neuen Gegenstande seines Herzens hinzog.

»Gnädige Frau,« fing er an, »wenn ich mein ganzes Leben hindurch auch nur dieß eine Glück hätte, euer Sklave und der Bewunderer so hoher Reize zu sein, die mich in Entzückung versetzen, so würde ich

mich für den glücklichsten aller Sterblichen achten. Verzeihet mir meine Kühnheit, wenn ich euch um diese Gunst zu bitten wage, und verschmähet es nicht, an eurem Hofe einen Prinzen zuzulassen, der sich ganz euch zu widmen gedenkt.«

»Prinz,« erwiederte die Fee, »da ich schon seit langer Zeit freie Herrinn meiner Wünsche und frei von der Vormundschaft meiner Eltern bin, so will ich euch nicht als Sklaven an meinem Hofe zulassen, sondern als Herren meiner Person, und alles dessen was mir gehört und irgend noch etwa gehören könnte, wofern ihr mir nämlich Treue geloben und mich zu eurer Gemahlinn annehmen wollet. Ich hoffe, daß ihr es nicht übel aufnehmen werdet, daß ich euch durch dieses Anerbieten entgegenkomme. Ich habe euch schon gesagt, daß ich in meinem Willen von Niemandem abhange, und ich füge bloß noch hinzu, daß es mit den Feen nicht so ist, wie es mit den Frauen im Verhältniß zu den Männern der Fall ist, welche bekanntlich eben nicht dergleichen Schritte entgegen zu thun pflegen und ein solches Verfahren mit ihrer Ehre unverträglich halten würden. Wir dagegen thun es nun einmal und denken, daß man uns dafür Dank wissen muß.«

Der Prinz Achmed antwortete auf diese Rede der Fee weiter nichts, allein durchdrungen von Dankbarkeit, glaubte er diese ihr nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er sich näherte, um ihr den Saum ihres Gewandes zu küssen. Sie ließ ihm indeß

nicht Zeit, dieß zu thun, sondern reichte ihm ihre Hand, die er küßte, und indem sie die seinige festhielt und sie drückte, sagte sie zu ihm:

»Prinz Achmed, gebt ihr mir nicht euer Wort, wie ich euch das meinige gebe?«

»Ach, gnädige Frau,« erwiederte der Prinz voll freudigem Entzücken, »was könnte ich wohl besseres und freudigeres thun? Ja, meine Sultaninn, meine Königinn, ich gebe es euch nebst meinem Herzen, ohne Rückhalt?«

»Wenn das ist,« antwortete die Fee, »so seid ihr mein Gemahl und ich bin euere Gemahlinn. Die Ehen werden bei uns ohne weitere Zeremonieen geschlossen, sind aber bei uns weit fester und unauflöslicher, als die der Menschen, ungeachtet letztere mehr Förmlichkeiten dabei anwenden. Jetzt — fuhr sie fort — während man für heute Abend die Anstalten zu unserem Hochzeitmahle trift, wird man euch, da ihr offenbar heute noch nichts zu euch genommen habt, vorerst einen leichten Imbiß vorsetzen, dann werde ich euch die Zimmer meines Palastes zeigen, und ihr mögt dann selbst entscheiden, ob es nicht wahr ist, was ich euch sagte, daß nämlich dieser Saal gerade das schlechteste Zimmer darunter ist.«

Einige von den Frauen der Fee, die bei ihr im Saale sich befanden, hatten kaum ihren Wunsch vernommen, als sie auch schon hinaus gingen und bald darauf einige Speisen und trefflichen Wein herein brachten.

Als der Prinz Achmed zur Genüge gegessen und getrunken hatte, führte ihm die Fee Pari Banu aus einem Zimmer in das andere, und er sah darin Diamanten, Rubinen, Smaragden und alle Arten der feinsten Edelsteine im Verein mit Perlen, Achat, Jaspis, Porphyr und dem kostbarsten Marmor von allen Gattungen angebracht, um von dem Zimmergeräth zu schweigen, welches alles von einem unschätzbaren Reichthum war. Alles war da in so erstaunlichem Ueberfluß angebracht, daß er, weit entfernt, je etwas gesehen zu haben, was dieser Pracht auch nur nahe gekommen wäre, vielmehr eingestand, daß es nichts der Art auf der ganzen Welt geben könne.

»Prinz,« sagte hierauf die Fee, »wenn ihr schon meinen Palast so sehr bewundert, der wirklich sehr schön ist, was würdet ihr erst zu den Palästen unserer Geisterfürsten sagen, die ganz anders schön, geräumig und prächtig sind? Ich könnte euch auch noch meinen Garten bewundern lassen, allein — fuhr sie fort — das mag lieber ein andermal geschehen. Die Nacht nähert sich jetzt schon, und es ist Zeit, daß wir uns zu Tafel setzen.«

Der Saal, worein die Fee den Prinzen führte und worin die Tafel gedeckt war, war das letzte Zimmer des Palastes und zugleich das einzige, was der Prinz noch nicht gesehen hatte: es stand indeß hinter keinem derjenigen zurück, die er bereits in Augenschein genommen hatte. Beim Hereintreten bewunderte er den

Lichtglanz unzähliger, von Ambra duftender Wachskerzen, deren Menge, anstatt zu verwirren, vielmehr so symmetrisch aufgestellt war, daß man sie mit Vergnügen ansah. Eben so bewunderte er einen großen Schenktisch, besetzt mit goldenen Gefäßen, welche durch ihre kunstreiche Arbeit einen noch weit höheren Werth hatten, als durch ihren Stoff; ferner mehrere Chöre der schönsten und reichgekleidetsten Mädchen, welche ein Konzert von Singstimmen und harmonischen Instrumenten begannen, so schön als er es nur je in seinem Leben gehört. Sie setzten sich zu Tische. Da Pari Banu sich ganz besonders beeiferte, dem Prinzen Achmed die wohlschmeckendsten Speisen vorzulegen, und sie jedesmal, wenn sie ihn zum Zulangen aufforderte, ihn mit Namen nannte, da ferner der Prinz noch nie etwas von denselben gehört hatte, und sie ganz ausgesucht wohlschmeckend fand, lobte er dieselben außerordentlich und rief aus, daß dieß treffliche Mahl, womit sie ihn bewirthe, alle die Mahlzeiten der Menschen weit überträfe. Auch war er ganz entzückt über die Vortrefflichkeit des Weines, welcher aufgetragen wurde, und wovon er und die Fee erst beim Nachtisch, der aus Früchten, Kuchen und anderem dazu passendem Imbiß bestand, zu trinken anfingen.

Vierhundert und zwölfte Nacht.

Nach dem Nachtisch standen die Fee Pari Banu und der Prinz Achmed von der Tafel auf, die sogleich

weggetragen wurde, und setzten sich ganz bequem auf das Sofa hin, indem sie den Rücken an Polster von Seidenstof lehnten, die mit großem, vielfarbigem Blumenwerk, alles von der feinsten Stickerei, bedeckt waren. Sogleich trat nun eine große Anzahl von Geistern und Feen in den Saal und begannen einen herrlichen Tanz, welcher so lange dauerte, bis die Fee und der Prinz Achmed aufstanden. Dann gingen die Geister und Feen tanzend aus dem Saale hinaus und zogen vor den Neuvermählten her bis an die Thür des Zimmers, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Als sie da angekommen waren, stellten sie sich in Reihen um die Beiden hindurchgehen zu lassen, worauf sie sich entfernten, und Beiden die Freiheit ließen, sich zu Bette zu legen.

Das Hochzeitfest dauerte auch den folgenden Tag noch fort, oder vielmehr, die nächstfolgenden Tage waren ein ununterbrochenes Fest, in welches die Fee Pari Banu, der es sehr leicht war, die größte Mannigfaltigkeit zu bringen wußte, durch neue Speisen und Gerichte bei den Mahlzeiten, durch neue Konzerte, neue Tänze, neue Schauspiele und neue Ergötzlichkeiten, die alle so außerordentlich waren, daß der Prinz Achmed während seines ganzen Lebens unter den Menschen, und hätte es auch tausend Jahre gedauert, sich dergleichen nicht hätte erdenken können.

Die Absicht der Fee war nicht bloß, dem Prinzen sichere Beweise ihrer aufrichtigen Liebe und ihrer innigen Zuneigung zu geben, sondern sie wollte ihm auch

dadurch recht fühlbar machen, daß er, da er ja doch am Hofe seines Vaters keine Ansprüche mehr zu machen habe, und er an keinem Orte in der Welt, um von ihrer Schönheit und ihrer Reizen zu schweigen, etwas antreffen würde, als mit dem Glück, daß er bei ihr genoß, nur irgend vergleichbar wäre, — sich daher ganz an sie anschließen und sich nie mehr von ihr trennen müsse. Sie erreichte auch vollkommen ihre Absicht. Die Liebe des Prinzen Achmed ward durch ihren Besitz nicht vermindert, sondern sie stieg vielmehr bis zu dem Grade, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stand, von seiner Liebe zu ihr abzulassen, auch wenn sie jemals sich hätte entschießen können, gleichgültig gegen ihn zu werden.

Nach Verlauf von sechs Monaten fühlte endlich der Prinz Achmed, welcher stets den Sultan, seinen Vater, geliebt und verehrt hatte, ein heftiges Verlangen, von ihm einige Nachricht zu hören, und da er dasselbe nicht anders befriedigen konnte, als wenn er sich auf einige Zeit entfernte, um persönlich Nachrichten einzuziehen, so sprach er einst im Laufe des Gesprächs mit Pari Banu darüber, und bat sie, ihm dieß zu gestatten. Diese Aeußerung beunruhigte die Fee und da sie fürchtete, es sei dieß nur ein bloßer Vorwand, um sie zu verlassen, so sagte sie zu ihm:

»Worin habe ich denn euer Mißfallen erregt, daß ihr euch gedrungen fühlt, mich um diese Erlaubniß zu bitten? Sollte es möglich sein, daß ihr euer mir ge-

gebenes Wort vergessen hättet und mich nicht mehr liebtet, die ich euch doch so zärtlich liebe, wie ihr aus den Beweisen, die ich euch ohne Unterlaß davon gebe, ersehen könnet?«

»Meine Königinn,« erwiederte der Prinz Achmed, »ich bin von eurer Liebe vollkommen überzeugt, und ich würde mich derselben unwürdig machen, wenn ich euch nicht meine Dankbarkeit dafür durch Gegenliebe an den Tag legte. Wenn ihr durch meine Bitte beleidigt worden seid, so bitte ich euch deshalb um Verzeihung, und bin bereit, euch jede Genugthuung dafür zu geben. Ich that sie nicht, um euch zu kränken, sondern bloß aus einer inneren Ehrfurcht für meinen Vater, den Sultan, den ich gern von der Betrübniß zu befreien wünschte, worein ich ihn durch eine so lange Abwesenheit unfehlbar versetzt habe; denn ich habe Grund zu vermuthen, daß er mich für todt hält. Da ihr indeß es nicht genehmigt, daß ich hingehe und ihm diesen Tröst gewähre, so will ich, was ihr wollet, und es giebt nichts auf der Welt, das ich nicht zu thun bereit bin, um mich euch gefällig zu beweisen.«

Der Prinz Achmed, der sich verstellte und sie in seinem Herzen wirklich so heiß liebte, als er sie so eben versichert hatte, drang nicht weiter in sie, um von ihr die gewünschte Erlaubniß zu erhalten, und die Fee zeigte ihm, wie sehr sie über seine Nachgiebigkeit erfreut sei. Da er indeß seinen Plan doch nicht ganz aufgeben konnte, so unterhielt er sie absichtlich von Zeit zu Zeit von den schönen Eigenschaften des Sul-

tans von Indien, und besonders von den Beweisen von Zärtlichkeit, die dieser ihm stäts gegeben, und hoffte sie dadurch am Ende doch noch zu erweichen.

Uebrigens verhielt es sich wirklich so, wie der Prinz Achmed es vermuthet hatte. Der Sultan von Indien war mitten unter den Lustbarkeiten bei der Hochzeit der Prinzen Aly und der Prinzessinn Nurunnihar durch die Entfernung seiner beiden Söhne tief betrübt worden. Es dauerte nicht lange, so erfuhr er den Entschluß, den der Prinz Hussain gefaßt hatte, die Welt zu verlassen, und den Ort, den er sich zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt hatte. Als ein guter Vater, der einen Theil seines Glückes darein setzt, seine Kinder um sich zu sehen, besonders wenn sie sich seiner Liebe würdig beweisen, hätte er es feierlich lieber gesehen, wenn er am Hofe und um ihn geblieben wäre. Da er indeß es nicht mißbilligen konnte, daß er sich diesen Stand einer immer höheren Vervollkommnung, wozu er sich verpflichtet hatte, gewählt habe, so ertrug er seine Abwesenheit mit Geduld. Er wendete alle mögliche Sorgfalt an, um Nachricht von dem Prinzen Achmed zu erhalten; er fertigte Eilboten in alle Provinzen seines Reiches ab, mit dem Befehl an die Statthalter, ihn anzuhalten und zur Rückkehr an den Hof zu nöthigen; doch alle Mühe, die er sich gab, hatte nicht den gehofften Erfolg, und sein Kummer wurde anstatt abzunehmen, nur noch größer. Oft besprach er sich darüber mit seinem Groß-Wesyr.

»Wesyr,« sagte er einst zu ihm, »du weißt, daß Achmed derjenige unter meinen Söhnen ist, den ich immer am zärtlichsten geliebt habe, und du weißt, welche Mittel und Wege ich eingeschlagen habe, um ihn wieder zu finden, doch stäts ohne Erfolg. Der Schmerz, den ich darüber empfinde, ist so lebhaft, daß ich ihm am Ende erliegen werde, wenn du nicht Mitleid mit mir hast. Wofern dir nur irgend meine längere Erhaltung am Herzen liegt, so beschwöre ich dich, daß du mich mit deinem Beistand und deinem Rath unterstützest.«

Vierhundert und dreizehnte Nacht.

Der Groß-Wesyr, der eben so sehr der Person des Sultans zugethan, als in Verwaltung der Staatsangelegenheiten eifrig war, dachte auf Mittel, um ihm einige Beruhigung zu verschaffen, und da fiel ihm eine Zauberinn ein, von welcher man Wunderdinge erzählte.

Er schlug ihm vor, diese kommen zu lassen und zu befragen; der Sultan genehmigte es. Der Groß-Wesyr ließ sie also aufsuchen und führte sie selbst bei ihm ein.

Der Sultan sagte zu der Zauberinn: »Die Betrübniß, worin ich mich seit der Hochzeit meines Sohnes Aly mit der Prinzessinn Nurunnihar wegen der Abwesenheit des Prinzen Achmed befinde, ist so allgemein bekannt, daß du ohne Zweifel darum wissen wirst. Kannst du mir nun nicht vermöge deiner Kunst und Geschicklichkeit sagen, was aus ihm geworden ist? Ist

er noch am Leben? Was macht er? Darf ich hoffen, ihn noch einmal wiederzusehen? »

Die Zauberinn antwortete, um der Anfrage des Sultans Genüge zu leisten: »Herr, welche Geschicklichkeit ich auch immer in meinem Fache besitzen mag, so ist es mir doch nicht möglich, auf der Stelle der Anfrage Euer Majestät zu genügen? doch wenn ihr mir Frist bis morgen gestatten wollt, so werde ich euch Bescheid geben können.«

Der Sultan gestattete ihr diesen Aufschub und entließ sie mit dem Versprechen, sie gut zu belohnen, wofern der Bescheid seinen Wünschen entsprechen würde.

Die Zauberinn kam den folgenden Tag wieder und der Groß-Wesyr stellte sie wiederum vor. Sie sagte zu dem Sultan:

»Herr, mit welchem Eifer ich auch die Regeln meiner Kunst beobachtet habe, um Euer Majestät in Hinsicht dessen, was ihr zu wissen wünscht, zu gehorchen, so habe ich doch nichts weiter ausmitteln können, als daß der Prinz Achmed nicht todt ist. Dieß ist ganz gewiß, und ihr könnt euch darauf verlassen. Was den Ort betrifft, wo er sein mag, so habe ich diesen nicht entdecken können.«

Der Sultan von Indien war genöthigt, sich mit dieser Antwort zu begnügen, die ihn in Hinsicht auf das Schicksal des Prinzen fast in derselben Ungewißheit ließ, als er zuvor war.

Um wieder auf den Prinzen Achmed zurückzukommen, so unterhielt sich dieser so oft mit der Fee Pari-Banu über seinen Vater, den Sultan, doch ohne weiter seinen Wunsch, denselben zu sehen, irgend zu erwähnen, daß eben diese Absichtlichkeit ihr seine innere Gesinnung verrieth. Da sie nun seine Zurückhaltung und seine Furcht nach jener abschlägigen Antwort noch einmal ihr Mißfallen zu erregen, bemerkte, so ersah sie erstlich daraus, daß seine Liebe zu ihr, wovon er ihr bei allen Gelegenheiten unablässig Beweise gab, aufrichtig sei, zweitens, da sie selber das Unrecht einsah, welches sie begehen würde, wenn sie einem Sohne in Hinsicht auf seine Liebe zu seinem Vater Gewalt anthun, und ihn zwingen wollte, seine natürliche Neigung, die ihn zu jenem hinzog, zu unterdrücken, so beschloß sie, ihm das zu bewilligen, was er immerfort so feurig wünschte. Sie sagte daher eines Tages zu ihm:

»Prinz, die Erlaubniß, um die ihr mich batet, daß ihr nämlich euern Vater, den Sultan, besuchen wolltet, hatte mir die gerechte Besorgniß eingeflößt, daß dieß bloß ein Vorwand sei, um mir ein Zeichen eurer Unbeständigkeit zu geben und mich zu verlassen; es war dieß der einzige Beweggrund, warum ich euch eure Bitte abschlug. Doch heute, wo ich durch euer Benehmen und durch eure Worte so vollkommen überzeugt bin, daß ich mich auf eure Beständigkeit und auf den Bestand eurer Liebe verlassen kann, bin ich einer andern Ansicht geworden und gewähre euch diese Erlaubniß, doch nur

unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor schwöret, daß eure Abwesenheit nicht lange dauern werde und daß ihr sehr bald wieder zurückkehren werdet. Diese Bedingung darf euch nicht bekümmern, als forderte ich sie etwa von euch aus Mißtrauen, sondern ich thue das bloß, weil ich meiner Ueberzeugung zufolge, die ich von der Aufrichtigkeit eurer Liebe habe, im voraus weiß, daß sie euch in keine Verlegenheit setzen wird.«

Der Prinz Achmed wollte sich der Fee zu Füßen werfen, um ihr deutlicher an den Tag zu legen, wie sehr er von Dankbarkeit gegen sie durchdrungen sei, allein die Fee hinderte ihn daran.

»Meine Sultaninn,« sagte er zu ihr, »ich erkenne den vollen Werth der Gunst, die ihr mir erweiset, allein es fehlt mir an Worten, um euch dafür so zu danken, als ich es wohl wünschte. Ergänzet in Gedanken, was ich nicht auszudrücken vermag, und seid überzeugt, daß alles, was ihr euch nur irgend selber hierüber sagen möget, doch noch weit hinter dem zurücksteht, was ich innerlich darüber empfinde. Uebrigens habt ihr sehr Recht, wenn ihr glaubt, daß der Schwur, den ihr von mir fordert, mir keine Bekümmerniß machen werde. Ich leiste ihn euch um so lieber, da es mir von nun an durchaus unmöglich ist ohne euch zu leben. Ich werde also von euch reisen, doch die Eilfertigkeit, womit ich zu euch wiederkehren werde, wird euch zeigen, daß ich es nicht aus Furcht vor einem Meineide

gegen euch, sondern aus wahrer Neigung meines Herzens thun, welche mich antreibt, mein Leben in eurem Umgange zuzubringen, und wenn ich jemals mit eurer Genehmigung mich von euch entfernen sollte, so werde ich doch stäts dabei der Bekümmerniß, die mir eine zu lange Abwesenheit verursachen könnte, auszuweichen suchen.«

Pari Banu freute sich über diese Gesinnungen des Prinzen Achmed um so mehr, weil sie dadurch von ihren Argwohn gegen ihn und von der Furcht befreit wurde, das seine Sehnsucht nach seinem Vater, dem Sultan von Indien, bloß ein scheinbarer Vorwand sein möchte, um ihr untreu werden zu können.

»Prinz,« sagte sie zu ihm, »ihr könnt abreisen: sobald es euch beliebt; allein, nehmet mir es nicht übel, wenn ich euch zuvor einige Winke über die Art und Weise gebe, wie ihr euch auf dieser Reise am besten benehmen könnet. Erstens, halte ich es nicht für angemessen, daß ihr von unserer Verbindung, noch auch von meinem Stande, oder von dem Orte, wo ihr euch niedergelassen, und seit der Trennung von ihm euren Aufenthalt genommen habt, gegen euern Vater, den Sultan, das mindeste erwähnet. Bittet ihn, daß er sich mit der Nachricht begnüge, daß ihr euch nichts weiter wünschet, und daß der einzige Grund euerer Hinreise zu ihm bloß der gewesen, daß ihr ihm seine unruhige Besorgniß über euer Schicksal benehmen wolltet.«

Vierhundert und vierzehnte Nacht.

Endlich gab sie ihm zu seiner Begleitung zwanzig wohlgerüstete und stattliche Reiter. Als alles bereit war, nahm der Prinz Achmed von der Fee Abschied, indem er sie umarmte und sein Versprechen einer baldigen Wiederkehr erneuerte. Man führte ihm das Pferd vor, welches sie für ihn hatte in Bereitschaft setzen lassen; dieß war nicht bloß reich angeschirrt, sondern auch so schön und von einem noch höheren Werth als irgend eines in dem Marstalle des Sultans von Indien. Er bestieg es zur großen Freude der Fee mit vielem Anstande, winkte ihr sein letztes Lebewohl zu, und sprengte von dannen.

Da der Weg nach der Hauptstadt nicht lang war, so langte der Prinz Achmed auch binnen kurzer Zeit daselbst an. Sobald er in die Stadt eintrat, empfing ihn das Volk, voll Freude über sein Wiedererscheinen, mit lautem Beifallruf, und ein großer Theil riß sich von den übrigen los und begleitete ihn schaarenweise bis an die Zimmer des Sultans. Der Sultan umfing und umarmte ihn voll Freude, beklagte sich gleichwohl aber vermöge seiner väterlichen Zärtlichkeit über die Betrübniß, worein ihn seine lange Abwesenheit versenkt habe. »Diese deine Abwesenheit,« fuhr er fort »war für mich um so schmerzlicher, da ich seit jenem Tage, wo der Zufall zu deinem Nachtheil und zu Gunsten deines Bruders Aly entschied, ich Ursache hatte zu

glauben, daß du dich zu irgend einem Schritt der Verzweiflung habest hinreißen lassen.«

»Herr,« erwiederte der Prinz Achmed, »ich überlasse es Euer Majestät zu überlegen, ob ich nach dem Verluste der Prinzessinn Nurunnihar, welche der einzige Gegenstand meiner Wünsche gewesen war, mich wohl noch entschließen konnte, Zeuge des Glücks meines Bruders, des Prinzen Aly, zu sein. Wenn ich eines so unwürdigen Betragens fähig gewesen wäre, was hätte man da wohl am Hofe und in der Stadt, ja was hätte Euer Majestät selber von meiner Liebe denken können? Die Liebe ist eine Leidenschaft, die man nicht nach Belieben aufgeben kann. Sie beherrscht und bemeistert sich unser, und läßt einem wahrhaft Liebenden nicht Zeit, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen. Euer Majestät weiß, daß mir beim Abschießen meines Pfeils etwas so außerordentliches begegnete, als wohl noch nie jemandem begegnet ist, daß nämlich der von mir abgeschossene Pfeil in einer so ununterbrochenen und freien Ebene, als jene war, nicht aufgefunden werden konnte, was denn zur Folge hatte, daß ich ein Gut verlor, dessen Besitz mir eben so gut als meinen beiden Brüdern gebührte. Besiegt durch den Eigensinn des Zufalls, verlor ich meine Zeit nicht mit unnützen Klagen. Um mein Gemüth zu beruhigen, welches über diesen unbegreiflichen Zufall bestürzt war, entfernte ich mich unbemerkt von meinen Leuten und kehrte ganz allein nach dem Orte zurück, um meinen Pfeil

zu suchen. Ich suchte ihn diesseits, jenseits, links und rechs von der Stelle, wo ich die Pfeile Hussain's und Aly's hatte von der Erde aufheben gesehen und wo der meinige ebenfalls hingefallen sein mußte. Doch die Mühe, die ich mir gab, war fruchtlos. Ich ließ mich indeß nicht abschrecken und setzte meine Nachsuchungen fort, indem ich in grader Linie nach der Richtung, wo er hingefallen sein mußte, immer weiter vorwärts ging. Ich war schon eine Stunde lang, immerfort links und rechts hinblickend und mich zuweilen sogar noch umdrehend fortgegangen, so daß mir auch der geringste Gegenstand, der nur irgend einem Pfeile ähnlich sah, nicht hätte entgehen können, als ich endlich überlegte, daß ja unmöglich mein Pfeil so weit habe fliegen können. Ich stand still, und fragte mich selbst, ob ich denn meinen Verstand verloren und ich so weit von Sinnen gekommen sei, daß ich mir träumen lassen könnte, ich sei stark genug, um einen Pfeil bis in eine solche Weite zu treiben, als keiner unserer ältesten und durch ihre Kraft berühmtesten Helden es jemals im Stande gewesen. Diese Betrachtungen stellte ich an und war im Begriff, mein Unternehmen ganz aufzugeben; doch als ich meinen Entschluß ausführen wollte, fühlte ich mich unwillkührlich weiter fortgezogen, und nachdem ich vier Stunden weit gegangen, bis wo die Ebene, von Felsen begrenzt wird, bemerkte ich einen Pfeil. Ich eilte hin, hob ihn auf und erkannte ihn für den, welchen ich abgeschossen, der aber weder am

rechten Orte noch zur rechter Zeit aufgefunden worden war. Anstatt nun die Entscheidung, welche Euer Majestät zu Gunsten des Prinzen Aly gefällt hatte, als eine Ungerechtigkeit gegen mich zu betrachten, legte ich mir das, was mir zugestoßen war, ganz anders aus und zweifelte nicht, daß hierbei irgend ein für mich vortheilhaftes Geheimniß obwalten und daß ich alles aufbieten müsse, um darüber Aufschluß zu erhalten, ohne mich zu weit zu entfernen; — indeß dieß ist ein neues Geheimniß, wobei ich euer Majestät bitten muß, es nicht ungnädig aufzunehmen, wenn ich darüber stillschweige. Euer Majestät bitte ich, sich mit meiner Versicherung zu begnügen, daß ich glücklich und mit meinem Glücke ganz zufrieden bin. Da in meinem Glücke nichts war, was mich so beunruhigen und dasselbe zu stören vermochte, als der Gedanke an den Kummer, den, wie ich voraussetzte, Euer Majestät über mein Verschwinden vom Hofe und über mein Schicksal haben mußte, so hielt ich es für meine Pflicht, euch denselben zu benehmen. Dieß ist der einzige Grund, warum ich komme. Die einzige Gnade, die ich mir für die Zukunft von Euer Majestät erbitte, besteht darin, daß ihr mir erlaubet, von Zeit zu Zeit hierher zu kommen, um euch meine Ehrerbietung zu bezeigen und mich nach eurem Befinden zu erkundigen.«

»Mein Sohn,« antwortete der Sultan von Indien, »ich kann dir diese Erlaubniß nicht verweigern, doch würde ich es weit lieber gesehen haben, wenn du

dich hättest entschließen können, hier in meiner Nähe zu bleiben. Indeß sage mir wenigstens, wo ich von dir Nachricht erhalten kam, so oft du mir selber keine zukommen lässest, oder wenn deine Gegenwart einmal nöthig sein sollte.«

»Herr,« erwiederte der Prinz Achmed, »das, um was Euer Majestät mich fragt, gehört mit zu dem erwähnten Geheimniß, und ich bitte euch daher, mir zu gestatten, daß ich über diesen Punkt schweige. Ich werde mich übrigens so oft zu Erfüllung meiner Pflicht einstellen, daß ich eher fürchte, lästig zu werden, als euch irgend einen Anlaß zu geben, mich der Nachläßigkeit anzuklagen, wenn meine Gegenwart einmal nöthig sein sollte.«

Vierhundert und funfzehnte Nacht.

Der Sultan von Indien drang nicht weiter in den Prinzen Achmed, sondern sagte zu ihm:

»Mein Sohn, ich will nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, ich überlasse es ganz deinem Gutbefinden, und sage dir bloß, daß du mir kein größeres Vergnügen machen konntest als dasjenige, daß du mich durch deine Gegenwart, die ich so lange schon entbehren mußte, erfreutest, und daß du mir jedesmal sehr willkommen sein wirst, wenn du unbeschadet deiner Geschäfte oder Vergnügungen mich einmal besuchen kannst.«

Der Prinz Achmed blieb am Hofe seines Vaters, des Sultans, nicht länger als drei Tage, und schon

am vierten reiste er sehr früh wieder ab. Die Fee Pari Banu freute sich um so mehr ihn wiederzusehen, da sie eine so baldige Rückkehr gar nicht erwartet hatte, und sie machte sich nun selber Vorwürfe darüber. daß sie ihn für fähig gehalten hatte, jene Treue zu brechen, die er ihr so feierlich angelobt hatte. Sie verhehlte dieß dem Prinzen nicht, sie gestand ihm frei und offen ihre Schwachheit, und bat, ihn deshalb um Verzeihung. Von nun an war die Eintracht der beiden Liebenden so vollkommen, daß, was der eine wollte, auch der andere wollte.

Einen Monat nach der Rückkehr des Prinzen bemerkte die Fee Pari Banu, daß, seitdem der Prinz ihr von seiner Reise und von seiner Unterhaltung mit seinem Vater, die er während seiner Abwesenheit gehabt, Bericht abgestattet hatte, er nie mehr mit ihr über den Sultan gesprochen hatte, gerade als ob er nicht mehr auf der Welt wäre, anstatt daß er zuvor so oft mit ihr von jenem sich unterhalten hatte. Sie muthmaßte, daß er bloß aus Achtung gegen sie dieß vermiede, und nahm daher eines Tages Gelegenheit folgendes gegen ihn zu äußern:

»Prinz, sagt mir doch, habt ihr euren Vater, den Sultan, denn so ganz vergessen? Erinnert ihr euch nicht mehr an das Versprechen, welches ihr ihm gethan, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen? Ich für mein Theil habe noch nicht vergessen, was ihr mir bei eurer Rückkehr gesagt habt, und ich bringe es euch

hiemit in Erinnerung, damit ihr nicht länger wartet, um euer Versprechen zum erstenmal zu erfüllen.«

Verehrte Frau,« erwiederte der Prinz Achmed in demselben heitern Tone wie die Fee, »ich fühle mich einer solchen Vergeßlichkeit, als ihr erwähnet, nicht fähig, indeß ich wollte lieber diesen euren Vorwurf unverdient ertragen, als mich einer abschlägigen Antwort aussetzen, wenn ich gegen euch eine Sehnsucht nach etwas blicken ließe, was euch irgend hätte in Unruhe versetzen können.«

»Prinz,« sagte die Fee zu ihm,« ich will nicht, daß ihr länger diese Rücksicht gegen mich nehmet, und damit dergleichen nicht wieder vorkomme, so dächte ich, da ihr den Sultan, euren Vater, bereits seit einem Monate nicht gesehen, ihr setztet den Besuch, den ihr ihm abzustatten habt, nicht über einen Monat aus. Fanget also morgen damit an, und fahret so von Monat zu Monat fort, ohne daß ihr deshalb mir jedesmal etwas saget oder von mir eine Aeußerung hierüber erwartet. Ich genehmige es sehr gern.»

Der Prinz Achmed reiste schon den folgenden Tag ab, mit demselben Gefolge, aber weit geschmackvoller gekleidet, so wie er selber weit prächtiger ausgerüstet und gekleidet war, als das erstemal. Er wurde von dem Sultan wieder eben so freudig und vergnügt empfangen. So setzte er denn seine Besuche mehrere Monate lang fort und immer erschien er in einem reicheren und glänzenderen Aufzuge.

Endlich wußten einige Wesyre, welche die Lieblinge des Sultans waren, und die aus dem Aufwande des Prinzen auf seine Macht und Größe einen Schluß machten, die Freiheit, die ihnen gestattet war, mit dem Sultan zu reden, dazu zu mißbrauchen, daß sie in ihm Argwohn gegen den Prinzen weckten. Sie stellten ihm vor, die Klugheit erfordere es, zu wissen, wo der Prinz seinen eigentlichen Aufenthalt habe, und wovon er seinen großen Aufwand bestreite, da ihm doch weder eine Leibrente noch ein bestimmter Jahrgehalt angewiesen worden sei, und da er bloß an den Hof zu kommen scheine, um ihm zu trotzen und ihm zu zeigen, daß er seiner Geschenke nicht bedürfe, um als Prinz zu leben; überhaupt sei zu fürchten, er werde das Volk aufwiegeln, um ihn frevelhafter Weise zu entthronen.

Der Sultan von Indien, welcher weit entfernt war zu glauben, daß der Prinz Achmed fähig sein könnte, einen so verbrecherischen Plan zu fassen, sagte zu ihnen:

Ihr scherzet wohl nur. Mein Sohn liebt mich, und ich bin um so mehr von seiner Zuneigung und Treue versichert, da ich mich nicht erinnern kann, ihm je den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit mit mir gegeben zu haben.«

Bei diesen letzten Worten nahm einer dieser Günstlinge Anlaß ihm zu sagen:

»Herr, obwohl Euer Majestät nach dem allgemeinen Urtheil aller Verständigen keinen bessern Entschluß

fassen konnte, als der war, den ihr damals faßtet, um die drei Prinzen in Betreff der Verheirathung der Prinzessinn Nurunnihar zufrieden zu stellen, wer weiß, ob der Prinz Achmed sich der Entscheidung des Looses mit derselben Entsagung unterworfen hat als der Prinz Hussain? Kann er sich nicht vielleicht eingebildet haben, daß er allein sie verdiene, und daß Euer Majestät, anstatt sie ihm vorzugsweise vor seinen älteren Brüdern zu bewilligen, gegen ihn dadurch eine Ungerechtigkeit begangen habe, daß ihr die Entscheidung darüber dem Loose überließet?«

»Euer Majestät wird vielleicht sagen,« fügte der boshafte Günstling hinzu, daß Prinz Achmed kein Zeitchen von Unzufriedenheit blicken lasse, daß unsere Furcht leer sei, daß wir uns gar zu leicht beunruhigen lassen, und endlich, daß wir Unrecht haben, gegen einen Prinzen seines Geblütes euch einen Verdacht einzuflößen, der vielleicht ungegründet ist; allein, Herr, — fuhr der Günstling fort — dieser Verdacht kann auch wohl sehr begründet sein. Euer Majestät ist nicht unbekannt, daß man bei einer so zarten und doch auch so wichtigen Angelegenheit, den sichersten Weg wählen müsse; dazu erwäget, daß die Verstellung des Prinzen euch Vergnügen machen und euch täuschen könnte, und daß die Gefahr um so bedenklicher ist, da Prinz Achmed von euerer Hauptstadt nicht gar so weit entfernu sein scheint. In der That, wenn ihr eben so aufmerksam darauf gewesen seid als wir, so werdet ihr

bemerkt haben, daß jedesmal, wenn er ankommt, er und seine Leute ganz frisch und munter, und ihre Kleider, die Decken der Pferde und der übrige Schmuck so blank aussehen, als wären sie so eben erst neu gemacht. Sogar ihre Pferde sind nicht müder, als kämen sie von einem bloßen Spazierritt. Diese Beweise von dem benachbarten Aufenthaltsorte des Prinzen Achmed sind so augenscheinlich, daß wir unsere Pflicht zu verletzen glauben würden, wenn wir dieß euch nicht unterthänigst vorstellten, damit ihr zu eurer eigenen Erhaltung und zum Wohle eures Reichs die erforderliche Rücksicht darauf nehmen könntet.«

Als der Günstling diese lange Rede geendigt hatte, brach der Sultan das Gespräch mit den Worten ab:

»Wie dem auch sein mag, ich glaube nicht, daß mein Sohn Achmed so böse ist, als ihr mich überreden wollet, unterdessen danke ich euch für euern guten Rath und zweifle nicht, daß ihr mir ihn aus der besten Absicht gegeben.«

Vierhundert und sechszehnte Nacht.

Der Sultan sprach auf diese Weise zu seinen Günstlingen, ohne sie merken zu lassen; daß ihre Aeußerungen auf sein Gemüth Eindruck gemacht hatten. Gleichwohl gerieth er darüber in einige Unruhe und beschloß, die Schritte des Prinzen Achmed beobachten zu lassen, doch ohne seinen Groß-Wesyr das mindeste davon zu sagen. Er ließ die Zauberinn kommen, wel-

che durch eine geheime Thür des Palastes eingelassen und bis in sein Gemach geführt wurde, und sagte zu ihr:

»Du hast mir die Wahrheit gesagt, als du mich versichertest, daß mein Sohn Achmed nicht todt sei; und ich danke dir dafür; allein du mußt mir noch einen Gefallen thun. Seitdem ich ihn nemlich wiedergefunden habe, und er wieder alle Monate einmal an meinen Hof kommt, habe ich noch nicht von ihm herausbringen können, an welchem Orte er seine Wohnung hat. Ich habe ihm keinen Zwang anthun wollen, um ihm sein Geheimniß wider seinen Willen abzulocken; indeß ich halte dich für geschickt genug, um meiner Neugier Befriedigung zu verschaffen, ohne daß er oder irgend jemand an meinem Hofe etwas davon erfährt. Du weißt, daß er jezt eben hier ist, und da er von hier immer wieder abzureisen pflegt, ohne von mir oder irgend einem an meinem Hofe Abschied zu nehmen, so verliere keine Zeit, begib dich noch heute auf seinen Weg und beobachte ihn so gut, daß du erfährst, wo er jedesmal hingeht, und mir darüber Antwort bringen kannst.«

Die Zauberinn entfernte sich aus dem Palast des Sultans, und da sie erfahren hatte, an welchem Orte der Prinz Achmed seinen Pfeil gefunden hatte, so begab sie sich augenblicklich dahin und versteckte sich bei den Felsen, doch so, daß sie nicht bemerkt werden konnte.

Den folgenden Tag reiste der Prinz Achmed mit Anbruch des Morgens ab, ohne daß er vom Sultan

oder von einem andern Manne des Hofes Abschied nahm, wie dieß seine gewöhnliche Weise war. Die Zauberinn sah ihn kommen und begleitete ihn mit den Augen so weit, bis sie ihn und sein Gefolge aus dem Gesicht verlor.

Da die Felsen wegen ihrer steilen Jähe eine Grenzmauer bildeten, die für jeden Sterblichen, er mochte zu Fuß oder zu Pferde sein, unübersteiglich war, so schloß die Zauberinn, eines von beiden könne hier nur der Fall sein, daß nämlich der Prinz sich hier entweder in irgend eine Höhle zurückzöge, oder an irgend einen unterirdischen Ort, wo Feen und Geister wohnten. So wie sie nun vermuthen konnte, daß der Prinz und seine Leute verschwunden und in die Höhle oder in das unterirdische Gemach eingegangen sein müßten, kam sie aus ihrem Versteck hervor, und ging gerades Weges auf die Schlucht los, wo sie dieselben hatte hineinreiten gesehen. Sie ging in diese hinein, schritt so weit vor, bis wo sich dieselbe in allerlei Krümmungen endigte, sah sich nach allen Seiten um, und ging mehreremale auf und ab. Allein ungeachtet aller Sorgfalt bemerkte sie doch weder irgend eine Höhlenöffnung noch die eiserne Thür, welche früher den Nachforschungen des Prinzen Achmed nicht entgangen war, — und zwar darum, weil diese Thür nur für Männer und zwar nur für die, deren Gegenwart der Fee Pari Banu angenehm war, aber nicht für Frauen sichtbar war.

Da die Zauberinn sah, daß alle ihre Mühe frucht-

los sei, so mußte sie sich mit der Entdeckung, die sie so eben gemacht hatte, begnügen. Sie ging also wieder zurück, um dem Sultan Antwort zu bringen, und nachdem sie diesem über alle ihre gethanen Schritte Bericht abgestattet hatte, fügte sie hinzu:

»Herr, es wird mir, wie Euer Majestät aus dem so eben abgestatteten Bericht ersehen kann, nicht schwer werden, euch über das Betragen des Prinzen Achmed den befriedigendsten Aufschluß zu geben, den ihr euch nur wünschen könnt. Ich will euch gegenwärtig noch nicht sagen, was ich davon denke, sondern ich will euch lieber eine so klare Kenntniß von der Sache verschaffen, daß ihr nicht mehr zweifeln könnt. Um dieß bewirken zu können, erbitte ich mir von euch bloß Zeit und Geduld, nebst der Erlaubniß, daß ihr mich machen laßt, ohne nach den Mitteln zu fragen, deren ich mich hiezu bedienen muß.«

Der Sultan nahm die Maßregeln, welche die Zauberinn in Hinsicht seiner ergriff, ganz wohl auf, und sagte zu ihr:

»Ganz nach deinem Belieben! Geh und handle so, wie du es für angemessen findest, ich werde die Erfüllung deiner Versprechungen ruhig abwarten.«

Um sie aufzumuntern, schenkte er ihr zugleich einen sehr kostbaren Diamant, indem er ihr sagte, dieß gebe er ihr bloß vorläufig, bis er sie einst vollständig belohnen würde, wenn sie ihm den wichtigen Dienst, worin

er sich ganz auf ihre Geschicklichkeit verlasse, geleistet haben würde.

Da der Prinz Achmed, seitdem er von der Fee Pari Banu die Erlaubniß erhalten hatte, dem Sultan von Indien seine Aufwartung zu machen, nicht unterlassen hatte, dieß regelmäßig alle Monate einmal zu thun, so wartete die Zauberinn, die dieß recht gut wußte, bis der laufende Monat zu Ende ging. Ein oder zwei Tage vor dem Ende desselben begab sie sich an den Fuß der Felsen, und zwar an die Stelle, wo der Prinz mit seinen Leuten ihr aus dem Gesicht geschwunden war, und wartete da, um den Plan, den sie entworfen hatte, auszuführen.

Schon am folgenden Tage ritt der Prinz Achmed wie gewöhnlich aus der eisernen Thür heraus, und zwar mit dem Gefolge, das ihn immer zu begleiten pflegte, und kam dicht an der Zauberinn vorbei, die er nicht für das erkannte, was sie war. Da er bemerkte, daß sie mit dem Kopf auf den Felsen gelehnt da lag und wie eine schwer Leidende jammerte, so bewog ihn das Mitleid, seitwärts abzulenken, um sich ihr zu nähern, und sie zu fragen: was ihr denn fehle, und was er zu ihrer Linderung thun könne.

Vierhundert und siebzehnte Nacht.

Die arglistige Zauberinn sah den Prinzen, ohne den Kopf emporzuheben, mit einer Miene an, die sein schon gewecktes Mitleid noch vermehrte, und antwor-

tete ihm in abgebrochenen Worten und als könnte sie kaum athmen, sie sei von Hause weggegangen, um nach der Stadt zu gehen, und unterweges sei sie von einem heftigen Fieber befallen worden, die Kräfte seien ihr geschwunden, und sie sei genöthiget gewesen, anzuhalten und in einer unbewohnten Gegend, ohne Aussicht auf menschlichen Beistand, in der Lage zu bleiben, worin er sie gefunden.

»Gute Frau,« erwiederte der Prinz Achmed, »ihr seid nicht so weit von aller menschlichen Hilfe entfernt, als ihr denkt; ich bin bereit, es euch zu beweisen und euch hier ganz in der Nähe an einen Ort hinzubringen, wo ihr nicht bloß alle mögliche Pflege finden, sondern auch bald geheilt werden sollet. Ihr dürft hiezu bloß aufstehen und zugeben, daß einer von meinen Leuten euch hinter sich aufs Pferd nehme.«

Bei diesen Worten des Prinzen Achmed lehnte die Zauberinn, die sich bloß darum krank stellte, um zu erfahren, wo er wohne, was er mache, und in welcher Lage er sich befinde, die Wohlthat, die ihr so artig angeboten wurde, ganz und gar nicht ab, und um ihm mehr durch die That als durch Worte anzuzeigen, daß sie sein Anerbieten annehme, stellte sie sich, als suche sie mit vieler Mühe sich aufzurichten. In demselben Augenblick stiegen zwei von dem Reitern des Prinzen ab, halfen ihr auf die Beine und setzten sie hinter einen andern Reiter aufs Pferd. Während sie sich wieder aufsetzten, sprengte der Prinz an der Spitze seiner

Reiterschaar den Weg wieder zurück, und kam bald an die eiserne Thür, welche ihm durch einen vorausgeeilten Reiter geöffnet worden war. Der Prinz ritt hinein, und als er in Hof des Feenpalastes gelangt war, ließ er, ohne selber abzusteigen, durch einen seiner Reiter der Fee melden, daß er sie zu sprechen wünsche.

Die Fee Pari Banu eilte um so schneller herbei, da sie nicht begreifen konnte, aus welchem Grunde der Prinz Achmed sobald wieder umzukehren genöthigt worden sei. Ohne ihr Zeit zu lassen, nach dem Grunde zu fragen, sagte der Prinz zu ihr, indem er auf die Zauberinn hinzeigte, welche zwei seiner Leute vom Pferde herabgehoben hatten und nun unter den Armen geführt brachten:

»Meine Prinzessinn, ich bitte euch, dieser Frau dasselbe Mitleid zu schenken, das ich ihr geschenkt habe. Ich habe sie in dem Zustande, worin ihr sie sehet, unterwegens getroffen, und habe ihr den Beistand versprochen, dessen sie bedarf. Ich empfehle sie euch in der Ueberzeugung, daß ihr sie nicht verlassen werdet, sowohl aus eigenem Antriebe als auch in Rücksicht meiner.«

Die Fee Pari Banu, welche während der Rede des Prinzen ihre Augen auf die angebliche Kranke geheftet hatte, befahl zweien ihrer Frauen, die ihr gefolgt waren, sie aus den Händen der beiden Reiter zu übernehmen, sie dann in ein Zimmer des Palastes zu füh-

ren und für sie ganz eben so zu sorgen, als ob sie es selber wäre.

Während die beiden Frauen den empfangenen Befehl vollzogen, näherte sich die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed und sagte mit niedergesenkten Augen zu ihm:

»Prinz, ich lobe euer Mitleid; es ist euer und eures Standes würdig, und ich freue mich, eurer guten Absicht entsprechen zu können; allein erlaubt mir, euch zu sagen, daß ich sehr fürchte, diese gute Absicht werde uns übel belohnt werden. Es scheint mir nämlich nicht, daß diese Frau so krank sei, als sie vorgibt, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht ausdrücklich dazu abgerichtet ist, euch großes Unheil zu stiften. Indeß laßt euch das nicht kümmern. Was man auch immer gegen euch anzetteln mag, ihr könnt versichert sein, daß ich euch aus allen Schlingen, die man euch irgend legen mag, befreien werde. Gehet daher, und setzet eure Reise fort.«

Diese Aeußerungen der Fee beunruhigten den Prinzen Achmed weiter nicht, sondern er antwortete:

»Meine Prinzessinn, da ich mich nicht erinnern kann, jemandem etwas zu Leide gethan zu haben und da ich auch gegen niemanden etwas dergleichen vorhabe, so glaube ich nicht, daß irgend jemand dergleichen mir zuzufügen gedenkt. Wie dem aber auch sein mag, ich werde nicht aufhören Gutes zu thun, so oft sich mir die Gelegenheit dazu bieten wird.«

Hierauf nahm er Abschied von der Fee, trennte sich von ihr, und setzte seine Reise, die er um der Zauberinn willen unterbrochen hatte, weiter fort. Nach wenigen Stunden langte er am Hofe des Sultans an, der ihn fast so wie sonst empfing, indem er sich so viel als möglich Zwang anthat, um seine Unruhe nicht blicken zu lassen, noch auch den Argwohn, den die Aeußerungen der beiden Günstlinge in ihm geweckt hatten.

Unterdeß hatten die beiden Frauen, denen die Fee Pari Banu die Sache aufgetragen, die Zauberinn in ein sehr schönes und reich geschmücktes Zimmer geführt. Sie ließen sie da zuerst auf ein Sofa sich niedersetzen, wo sie, während jene sich an ein Kissen von Goldbrokat anlehnte, vor ihren Augen auf demselben Sofa eine Lagerstadt bereiteten, deren Matratzen von Atlas und mit Stickerei von Seide verziert waren; das Betttuch war von der feinsten Leinwand und die Oberdecke von Goldstoff. Als sie ihr nun ins Bette geholfen hatten, — denn die Zauberinn stellte sich fortwährend so, als ob ihr Fieberanfall sie so quäle, daß sie sich selber nicht helfen könne — ging eine von den Frauen hinaus, und kam bald darauf mit einem sehr feinen Porzelangefäß in der Hand zurück, welches mit einer Flüssigkeit angefüllt war. Sie reichte es der Zauberinn, während die andere Frau ihr half, sich im Bette aufzusetzen, und sagte zu ihr:

»Da nehmet diese Flüssigkeit, es ist Wasser aus der Löwenquelle, ein Universalmittel gegen jede Art von Fieber. Ihr werdet binnen einer Stunde die Wirkung davon empfinden.«

Die Zauberinn, um sich noch besser zu verstellen, ließ sich lange bitten, als hätte sie gleichsam eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Trank. Endlich nahm sie das Porzelangefäß, und schluckte die Flüssigkeit hinunter, während sie den Kopf schüttelte, als ob sie sich eine große Gewalt anthue. Als sie sich wieder gelegt hatte, deckten die beiden Frauen sie gut zu, und die, welche den Trank gebracht hatte, sagte zu ihr:

»Bleibet jetzt ganz ruhig und schlafet, wenn ihr Lust habt. Wir wollen euch jetzt verlassen, und hoffen, euch bei unserer Wiederkehr nach einer Stunde vollkommen genesen zu finden.«

Vierhundert und achtzehnte Nacht.

Die Zauberinn, welche nicht darum gekommen war, um hier lange die Kranke zu spielen, sondern bloß um den Aufenthalt des Prinzen Achmed und was ihn wohl bewegen möge, den Hof des Sultans zu meiden, auszuspähen, was sie nunmehr zur Genüge ausgeforscht hatte, hätte jetzt gern erklärt, daß der Trank seine Wirkung gethan habe, so groß war ihr Verlangen, zurückzukehren und den Sultan von dem glücklichen Gelingen des Auftrages, den er ihr gegeben, zu benachrichtigen; indeß, da man ihr nicht gesagt hatte, daß der

Trank auf der Stelle wirke, so mußte sie wider ihren Willen die Rückkehr der Frauen abwarten.

Die beiden Frauen kamen nach Verlauf der angegebenen Zeit wieder, und fanden die Zauberinn aufgestanden und angekleidet auf dem Sofa, die bei ihrem Eintritt sogleich aufstand und ausrief:

»O der bewundernswürdige Trank! er hat weit schneller gewirkt, als ihr mir sagtet, und ich erwarte euch schon seit einer Weile voll Ungeduld, um euch zu bitten, daß ihr mich doch zu eurer mildthätigen Gebieterinn führet, damit ich ihr für ihre Güte, wofür ich ihr ewig verpflichtet bleiben werde, meinen Dank abstatte, und damit ich nach dieser wundervollen Genesung keine Zeit verliere, um meine Reise fortzusetzen.«

Die beiden Frauen, welche ebenfalls Feen waren; bezeigten der Zauberinn ihre Theilnahme an der Wiederherstellung ihrer Gesundheit, gingen dann vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen, und führten sie durch mehrere Zimmer, die alle weit prächtiger waren als das, woraus sie eben kam, in den prachtvollsten und reichgeschmücktesten Saal des ganzen Palastes.

Pari Banu saß in diesem Saal auf einem Thron von gediegenem Golde, der mit Diamanten, Rubinen und Perlen von ungewöhnlicher Größe reich verziert war, und neben welchem rechts und links eine große Anzahl von Feen stand, die alle sehr reizend und reich gekleidet waren. Beim Anblick eines solchen Glanzes

und einer solchen Majestät ward die Zauberinn nicht bloß ganz verblendet, sondern sie ward auch so verwirrt, daß sie, nachdem sie sich vor dem Throne niedergeworfen, nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte, um der Fee, wie sie sich vorgenommen, ihren Dank abzustatten. Pari Banu ersparte ihr diese Mühe und sagte zu ihr:

»Gute Frau, es ist mir angenehm, daß diese Gelegenheit, euch einen Gefallen zu thun, sich ereignet hat, und ich sehe mit Vergnügen euch im Stande, euern Weg fortzusetzen. Ich will euch nicht länger zurückhalten; doch es wird euch nicht unlieb sein, zuvor meinen Palast zu besehen. Gehet mit meinen Frauen, sie werden euch begleiten und euch denselben zeigen.«

Die Zauberinn, welche noch immer ganz verwirrt war, verneigte sich nochmals mit der Stirn bis auf den Teppich herab, welcher das Untertheil des Thrones bedeckte, nahm Abschied, doch ohne daß sie ein einziges Wort vorzubringen vermochte, und ließ sich von den beiden Feen, die sie begleiteten, herumführen. Sie sah nun zu ihrem Erstaunen und unter beständigen Ausrufungen der Verwunderung dieselben Zimmer nach der Reihe, dieselben Reichthümer und dieselbe Pracht, welche die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed, als er das erstemal vor ihr erschien, hatte zeigen lassen. Was ihr aber die größte Bewunderung einflößte, war, daß die Feen, nachdem sie das ganze Innere des Palastes in

Augenschein genommen, ihr sagten, das alles das, was sie so eben bewundert habe, nur eine Probe von der Größe und Macht ihrer Gebieterinn sei, und daß sie in dem Umfange ihres Reiches noch andere unzählige Paläste habe, die alle von verschiedener Form und Bauart, doch nicht minder stattlich und prächtig wären. Indem sie sich mit ihr über so allerlei andere Umstände unterhielten, führten sie sie bis zur eisernen Thür, durch welche der Prinz Achmed sie eingeführt hatte, öffneten dieselbe und wünschten ihr, nachdem sie von ihnen Abschied genommen und ihnen für ihre Bemühungen gedankt hatte, eine glückliche Reise.

Als die Zauberinn einige Schritte weit gegangen war, drehte sie sich um, um die Thür sich anzusehen und zu merken, doch sie suchte dieselbe vergebens: sie war bereits wieder für sie, so wie für jede andere Frau, unsichtbar geworden. Sie begab sich nun also, mit Ausnahme dieses einzigen Umstandes ziemlich zufrieden mit sich selber, daß sie ihren Auftrag so gut vollzogen, zum Sultan zurück. Sobald sie in der Hauptstadt angelangt war, ging sie durch Nebenwege und ließ sich wieder durch die geheime Thür in den Palast einführen. Der Sultan, als ihm ihre Ankunft gemeldet worden, ließ sie vor sich kommen, und da er sie mit einem sehr traurigen Gesicht erscheinen sah, so muthmaßte er, die Sache sei ihr nicht gelungen und sagte zu ihr:

»Deinem Ansehen nach schließe ich, daß deine Reise

fruchtlos gewesen, und daß du mir die Aufklärung nicht mitbringst, die ich von deinem Diensteifer erwartete.«

»Herr,« erwiederte die Zauberinn, »Euer Majestät erlaube mir, euch vorzustellen, daß ihr nicht aus meiner Miene einen Schluß darauf machen dürfet, ob ich mich bei Vollführung des Auftrags, womit ihr mich beehrtet, gut benommen habe, sondern vielmehr aus dem treuen Bericht über das, was ich gethan und mir alles begegnet ist, während ich alles aufbot, um mich eures Beifalls würdig zu machen. Der traurige Zug, den ihr vielleicht in meinem Gesichte bemerkt, rührt aus einer andern Quelle als daher, daß es mir etwa nicht gelungen wäre, vielmehr hoffe ich, daß Euer Majestät hier alle Ursache haben wird, damit zufrieden zu sein. Welches die eigentliche Ursache ist, sage ich euch nicht, der Bericht, den ich euch abstatten werde, wofern ihr anders Geduld habt, mich anzuhören, wird euch alles erklärlich machen.

Vierhundert und neunzehnte Nacht.

Nun erzählte die Zauberinn dem Sultan von Indien, wie sie dadurch, daß sie sich krank gestellt, bewirkt habe, daß der Prinz Achmed, von Mitleid ergriffen, sie an einen unterirdischen Ort habe bringen lassen, sie daselbst einer Fee von unvergleichlicher Schönheit vorgestellt und empfohlen, und dieselbe gebeten habe, für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit Sorge zu tragen; ferner, mit welcher Gefälligkeit die Fee sogleich

zwei andern Feen von ihrem Gefolge befohlen habe, sie in Pflege zu nehmen und nicht eher von ihr zu weichen, als bis sie ihre Gesundheit wiedererlangt haben würde: woraus sie denn geschlossen habe, daß eine so große Willfährigkeit nur in einem Verhältniß zwischen Mann und Frau möglich sein könne. Auch unterließ die Zauberinn nicht, ihm ihr Erstaunen zu schildern, welches sie bei Erblickung des Feenpalastes, den sie für einzig in der Welt hielt, empfunden habe, während die beiden Feen sie als eine Kranke, die ohne ihre Beihilfe weder gehen noch stehen könne, jede unter einem Arm sie dahin geführt hätten. Sie beschrieb ihm umständlich den Eifer, womit man sie in dem Zimmer, wohin sie gebracht werden, gepflegt, den Trank, welchen man ihr eingegeben, die schnell erfolgte Genesung, die — wiewohl sie an der Kraft des Trankes gar nicht zweifle — eben so erheuchelt gewesen als ihre Krankheit, ferner die Majestät der Fee, die auf einem von Edelsteinen blitzenden Throne gesessen, deren Werth leicht die Reichthümer des ganzen Indiens übersteige, zuletzt endlich die übrigen unermeßlichen und unzuberechnenden Reichthümer, sowohl im Allgemeinen als im Besonderen, welche in dem großen Umfange des Palastes enthalten wären.

Hier endigte die Zauberinn ihren Bericht von dem Erfolg ihrer Sendung und fuhr dann weiter fort:

»Herr, was denkt nun Euer Majestät von diesen unerhörten Reichthümern der Fee? Vielleicht werdet ihr

sagen, ihr wundert euch darüber und freuet euch über das hohe Glück des Prinzen Achmed, der dieselben mit der Fee gemeinschaftlich genießt. Ich indeß bitte Euer Majestät um Vergebung, wenn ich mir die Freiheit nehme zu gestehen, daß ich hierüber anders denke, und sogar in Bangigkeit bin, wenn ich das Unglück bedenke, das für ihn daraus erwachsen kann, und gerade dieß ist die Ursache meiner Unruhe, die ich nicht so gut zu verbergen vermochte, daß ihr es nicht zu bemerken im Stande gewesen wäret. Ich will gern glauben, daß der Prinz Achmed vermöge seiner guten Gemüthsart nicht fähig ist, etwas gegen Euer Majestät zu unternehmen, allein wer kann dafür Bürge sein, daß nicht die Fee durch ihre Reize, ihre Liebkosungen und durch die Gewalt, die sie bereits über ihren Gemahl erlangt hat, ihm den verderblichen Plan eingibt, Euer Majestät zu verdrängen und sich der Krone Indiens zu bemeistern? Es kommt Euer Majestät zu, auf eine Sache von solcher Wichtigkeit alle nur mögliche Aufmerksamkeit zu verwenden.«

Wie sehr auch der Sultan von dem guten Gemüth seines Sohnes, des Prinzen Achmed, überzeugt war, so ward er dennoch durch die Aeußerungen der Zauberinn innerlich aufgeregt. Er entließ sie mit den Worten: »Ich danke dir für deine Mühe und für deinen heilsamen Rath; ich erkenne die Wichtigkeit desselben, die von der Art zu sein scheint, daß ich hierüber

nicht eher etwas beschließen kann, als bis ich meine Rathgeber gehört haben werde.«

Als man dem Sultan die Ankunft der Zauberinn gemeldet hatte, unterhielt er sich gerade mit denselben Günstlingen, die ihm bereits früher, wie schon erwähnt ist, Argwohn gegen den Prinzen Achmed eingeflößt hatten. Er gebot nun der Zauberinn, ihm zu folgen, und begab sich zu den beiden Günstlingen. Er theilte diesen mit, was er so eben vernommen, und nachdem er ihnen zugleich angezeigt, welchen Grund er habe, zu fürchten, daß die Fee das Gemüth des Prinzen umstimmen werde, fragte er sie, welche Mittel man wohl anwenden könne, um einem solchen Uebel vorzubeugen.

Einer von den beiden Günstlingen nahm für die übrigen das Wort und antwortete:

»Herr, da Euer Majestät denjenigen kennt, welcher dieß Unglück zu Wege bringen könnte, da er mitten an eurem Hofe lebt und in euern Händen ist, so solltet ihr, um diesem Unglück vorzubeugen, ihn ungesäumt verhaften und wenn auch nicht hinrichten — denn dieß würde zu viel Aufsehn erregen — aber doch wenigstens auf Lebenszeit in einen engen Kerker werfen lassen.« Die übrigen Günstlinge gaben dieser Ansicht einstimmig ihren Beifall.

Die Zauberinn fand indeß diesen Rathschlag zu gewaltsam; sie bat den Sultan um Erlaubniß zu reden, und als sie dieselbe erhalten, sagte sie folgendes zu ihm:

»Herr, ich bin überzeugt, daß bloß der Eifer für das Beste Euer Majestät eure Rathgeber bewogen hat, euch eine Verhaftung des Prinzen Achmed vorzuschlagen; allein diese werden es nicht übel aufnehmen, wenn ich ihnen zu Gemüthe führe, daß man bei Verhaftung des Prinzen auch zugleich seine Begleiter mitverhaften müßte, die aber nicht Menschen, sondern Geister sind. Wird man es nun wohl für etwas Leichteres halten, diese zu überfallen, Hand an sie zu legen, und sich ihrer Person zu bemächtigen? Würden sie nicht, vermöge der ihnen inwohnenden Kraft, sich auf der Stelle unsichtbar machen und augenblicklich die Fee von der ihrem Gemahl angethanen Beleidigung unterrichten, welche dann diese Schmach nicht ungerächt lassen würde? Wäre es daher nicht weit angemessener, wenn der Sultan sich durch ein anderes, weniger Aufsehen erregendes Mittel sich gegen die bösen Anschläge, die der Prinz Achmed etwa haben mag, sicherstellen könnte, ohne daß dadurch der Ruhm seiner Majestät irgendwie leiden oder irgend jemand ihm dabei eine böse Absicht von seiner Seite zuschreiben könnte? Da die Geister und die Feen Dinge vermögen, welche weit alle menschliche Kraft übersteigen, so könnte seine Majestät, wofern sie auf meinen guten Rath irgend nur Vertrauen setzen will, den Prinzen Achmed ja bei seiner Ehre fassen, und ihn verpflichten, ihm durch Vermittelung der Fee, gewisse Vortheile zu verschaffen, unter dem Vorwande, daß er, der Sultan, davon großen Nut-

zen haben und ihm dafür stäts dankbar sein würde. Zum Beispiel, so oft Euer Majestät zu Felde ziehen will, seid ihr genöthigt, einen ungeheuren Aufwand zu machen, nicht bloß an Pavillons und Zelten für euch und euer Herr, sondern auch an Kameelen, Maulefeln und anderen Lastthieren, um dieses ganze Geräth fortzubringen. Könntet ihr ihn nun nicht verpflichten, daß er euch vermöge seines bedeutenden Einflusses bei der Fee einen Pavillon verschaffen solle, der in der Hand Platz hätte, unter welchen gleichwohl aber euer ganzes Heer Obdach finden könnte? Weiter brauche ich euer Majestät nichts zu sagen. Wenn der Prinz nun auch diesen Pavillon herbeischaffen sollte, so bleiben euch immer noch so viele andere Forderungen der Art an ihn zu machen übrig, daß er am Ende — wie erfinderisch und reich an Mitteln die Fee auch immer sein mag, die ihn durch ihre Bezauberung von euch abwendig gemacht hat — dennoch den Schwierigkeiten oder der Unmöglichkeit der Ausführung wird unterliegen müssen. So wird er dann aus Schaam sich nicht mehr sehen lassen und gezwungen sein, sein Leben bey der Fee, fern vom Verkehr mit der Welt, hinzubringen, und so wird dann Euer Majestät nichts mehr von seinen Anschlägen zu befürchten haben, ohne daß man euch eine so verhaßte Handlung, als die Hinrichtung oder lebenslängliche Einkerkerung sein würde, wird vorwerfen können.«

Als die Zauberinn ausgeredet hatte, fragte der Sultan seine Günstlinge, ob sie ihm etwas besseres vorzuschlagen wüßten, und da sie stillschwiegen, so beschloß er den Rath der Zauberinn zu befolgen, als denjenigen, der ihm am vernünftigsten und den milden Grundsätzen seiner bisherigen Regierung am angemessensten dünkte.

Vierhundert und zwanzigste Nacht.

Als der Prinz Achmed den folgenden Tag vor seinem Vater, dem Sultan, der sich eben mit seinen Günstlingen unterhielt, erschien, und neben ihm Platz genommen hatte, ließ dieser sich durch seine Gegenwart nicht abhalten, sein Gespräch über allerlei gleichgültige Gegenstände noch eine Weile fortzusetzen. Hierauf nahm der Sultan das Wort, wendete sich zum Prinzen Achmed und sagte zu ihm:

»Mein Sohn, als du erschienst und mich von der tiefen Traurigkeit, worin mich deine lange Abwesenheit versenkt hatte, befreitest, machtest du mir ein Geheimniß aus dem Orte, denn du dir zum Aufenthalt gewählt hattest, und in der ersten Freude, dich wiederzusehen und dich mit deinem Schicksal zufrieden zu erblicken, wollte ich nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, sobald ich erfuhr, daß du es nicht gern habest. Ich weiß indeß nicht, welchen Grund du haben magst, um so gegen einen Vater zu handeln, der damals, so wie jetzt, den größten Antheil an deinem

Glück genommen haben würde. Ich kenne jetzt dieses dein Glück, freue mich dessen mit dir, und billige deine Wahl, daß du eine Fee geheirathet, die so liebenswürdig, so reich und mächtig ist, wie ich dieß von guter Hand weiß. So mächtig ich bin, so würde es mir doch nicht möglich gewesen sein, dir eine Gemahlinn der Art zu verschaffen. In dem hohen Range, zu welchem du jetzt erhoben bist, und den dir jeder andere als dein Vater beneiden könnte, bitte ich dich, daß du nicht bloß, wie du bisher stäts gethan, mit mir fortwährend in gutem Einverständniß bleiben, sondern auch deinen ganzen Einfluß, den du bei deiner Fee haben magst, aufbieten mögest, um mir in Fällen der Noth ihren Beistand zu verschaffen, und du wirst mir erlauben, daß ich diesen deinen Einfluß noch heute auf die Probe stelle. Du weißt, mit welchen ungeheueren Kosten — um von den Schwierigkeiten zu schweigen — meine Heerführer, Offiziere und ich selber so oft ich in Kriegszeiten ins Feld zu ziehen genöthigt bin, Pavillons und Zelte, so wie auch Kameele und andere Lastthiere zu Fortbringung derselben, uns anschaffen müssen. Wenn du nun den Gefallen, den du mir dadurch erweisen würdest, berücksichtigest, so weiß ich, daß du ohne Schwierigkeit es bewirken wirst, daß deine Fee dir einen Pavillon verschafft, der gerade in einer Hand Platz hat, und unter welchem dennoch mein ganzes Heer Obdach finden kann, — zumal wenn du ihr sagest, daß er für

mich bestimmt sei. Die Schwierigkeit der Sache wird dir gewiß keine abschlägige Antwort zuziehen, es ist ja bekannt, welche Macht die Feen haben, um selbst noch weit außerordentlichere Dinge zu bewerkstelligen.»

Der Prinz Achmed hatte sich dessen gar nicht versehen, daß der Sultan, sein Vater, von ihm eine Sache der Art verlangen würde, die ihm gleich vorn herein sehr schwierig, wo nicht gar unmöglich schien. In der That, obwohl ihm die Macht der Geister und Feen nicht ganz unbekannt war, so zweifelte er doch, daß diese sich so weit erstrecke, um ihm einen Pavillon der Art zu verschaffen, wie verlangt wurde. Ueberdieß hatte er bisher von Pari Banu noch nie etwas ähnliches verlangt, sondern er begnügte sich mit den Beweisen, die sie ihm fortwährend von seiner Liebe gab, und unterließ nichts, was sie überzeugen konnte, daß er ihrer Neigung vom ganzem Herzen entspreche, ohne dabei irgend einen andern Zweck zu haben, als den, sich in ihrer Gunst zu erhalten. Er war daher wegen der Antwort, die er jetzt geben sollte, in nicht geringer Verlegenheit.

»Herr,« erwiederte er endlich, »wenn ich Euer Majestät aus dem, was mir nach Auffindung meines Pfeiles begegnet ist und welchen Entschluß ich damals gefaßt, ein Geheimniß gemacht habe, so geschah es bloß darum, weil ich glaubte, es könne euch an einer näheren Auskunft darüber wenig liegen. Auf welchem Wege euch dies Geheimniß kund geworden ist, weiß

ich nicht; indeß kann ich euch nicht verhehlen, daß der Bericht, den man euch darüber abgestattet hat, vollkommen wahr ist. Ja, ich bin Gemahl der Fee, von der man euch gesagt hat, ich liebe sie und bin überzeugt, daß sie mich ebenfalls liebt; doch was meinen Einfluß bei ihr anbetrifft, wie Euer Majestät anzunehmen scheint, so weiß ich davon nichts zu sagen. Ich habe diesen nicht nur niemals versucht, sondern noch nicht einmal daran gedacht, ihn zu versuchen, und ich hätte wohl gewünscht, daß Euer Majestät mir diesen Versuch erlassen und mich im Besitz des Glücks zu lieben und geliebt zu werden gelassen hätte, und zwar in jener Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit, die ich mir zum Gesetz gemacht hatte. Indeß der Wunsch eines Vaters ist Befehl für einen Sohn, der wie ich sich es zur Pflicht macht, in allen Stücken zu gehorchen. Obwohl höchst ungern und nur mit unbeschreiblichem Widerwillen, werde ich dennoch nicht unterlassen, meiner Gemahlinn die Bitte, die Euer Majestät verlangt, vorzutragen, aber ich kann euch nicht versprechen, daß sie mir wirklich erfüllet werden wird, und sollte ich daher aufhören vor euch zu erscheinen und euch meine Ehrerbietung zu beweisen, so wird dieß ein Zeichen sein, daß ich nichts ausgerichtet habe, und ich bitte daher im voraus, daß ihr mir es dann verzeihen und erwägen möget, daß ihr mich selber in diese Nothwendigkeie versetzt habt.»

Der Sultan von Indien antwortete dem Prinzen:

»Mein Sohn, es würde mir sehr leid thun, wenn mein gegenwärtiges Verlangen mich jemals des Vergnügens, dich zu sehen berauben sollte; ich sehe schon, daß du die Gewalt nicht kennst, die ein Mann über seine Frau hat. Die deinige würde beweisen, daß sie dich wenig liebe, wenn sie bei der Macht, die sie als Fee hat, dir eine so geringfügige Sache abschlagen wollte, als die ist, um die ich sie durch dich bitten lasse. Laß deine Furchtsamkeit fahren, sie rührt blos daher, daß du glaubst, sie liebe dich nicht so sehr, als du sie liebest. Geh, bitte sie nur, und du wirst sehen, daß die Fee dich weit mehr liebt, als du es glaubst und bedenke zugleich, daß, wenn man nicht bittet, man sich großer Vortheile beraubt. Bedenke, daß, so wie du aus Liebe zu ihr gewiß ihr nichts abschlagen würdest, um was sie dich bäte, sie gewiß eben so wenig dir deine Bitte abschlagen wird, weil sie dich liebt.«

Vierhundert ein und zwanzigste Nacht.

Dem Sultan von Indien gelang es nicht, den Prinzen Achmed durch seine Rede zu überzeugen. Der Prinz hätte es weit lieber gesehen, wenn er jedes andere von ihm verlangt hätte, als etwas, daß ihn der Gefahr aussetzte, seiner geliebten Pari Banu zu mißfallen. Voll Verdruß darüber reiste er vom Hofe zwei Tage früher ab, als er sonst pflegte. Sobald er zu Hause angekommen war, fragte die Fee, welche ihn bisher immer mit heiterem Angesicht vor ihr erscheinen

gesehen hatte, ihn nach der Ursache der Veränderung, die sie an ihm bemerkte. Da sie sah, daß er, anstatt zu antworten, sich nach ihren Befinden erkundigte, und zwar mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß er einer Antwort auszuweichen suchte, sagte sie zu ihm:

»Ich werde eure Frage nicht eher beantworten, als bis ihr auf die meinige geantwortet haben werdet.« Der Prinz sträubte sich lange dagegen, indem er sie versicherte, es sei weiter nichts; allein je mehr er sich sträubte, desto mehr drang sie in ihn. »Ich kann euch,« sagte sie zu ihm, »nicht in eurer gegenwärtigen Stimmung sehen, ohne daß ihr mir die Ursache eurer Bekümmerniß entdecket, damit ich dieselbe heben kann, von welcher Art sie auch sein mag. Sie müßte von ganz außerordentlicher Art sein, wenn es nicht in meiner Macht stehen sollte, es wäre denn, daß euer Vater, der Sultan gestorben wäre; in diesem Falle müßte außer dem, was ich etwa dazu beitragen könnte, hauptsächlich die Zeit euch Trost gewähren.«

Der Prinz Achmed vermochte nicht länger den inständigen Bitten der Fee zu widerstehen, und sagte also zu ihr:

»Meine Gemahlinn, Gott verlängere das Leben des Sultans, meines Vaters, und segne ihn bis an das Ende seiner Tage! Ich verließ ihn vollkommen frisch und gesund. Dieß ist es also nicht, was mir die Bekümmerniß veranlaßt, die ihr an mir wahrgenommen habt, sondern der Sultan selber ist die Ursache davon,

und es betrübt mich um so mehr, da er mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, euch beschwerlich zu fallen. Erstlich, meine Gemahlinn, wisset ihr, wie sorgfältig ich, und zwar mit eurer Genehmigung, ihm das Glück zu verhehlen gesucht habe, das mir dadurch zu Theil geworden, daß ich euch sah, euch liebte, eure Gunst und eure Liebe erwarb, und von euch das Gelübde der Treue empfing, indem ich euch das meinige gab; gleichwohl weiß ich nicht, auf welchem Wege er alles erfahren hat.«

Bei diesen Worten unterbrach die Fee Pari Banu den Prinzen Achmed und sagte zu ihm:

»Und ich dagegen weiß es recht gut. Erinnert euch nur an das, was ich euch, in Betreff der Frau vorausgesagt habe, die sich krank stellte und mit welcher ihr so großes Mitleid hattet; diese eben ist es, die dem Sultan, eurem Vater, alles berichtet hat, was ihr ihm verhehltet. Ich hatte euch damals vorausgesagt, daß sie eben so wenig krank sei als wir beide, und dieß hat sich wirklich an ihr bestätigt. In der That, nachdem die beiden Frauen, denen ich sie anempfohlen, ihr einen Universaltrank gegen alle Arten von Fiebern, dessen sie aber gar nicht bedurfte, eingegeben hatten, stellte sie sich, als sei sie durch diesen Trank gesund geworden, und ließ sich zu mir führen, um Abschied zu nehmen, damit sie unverzüglich von dem Erfolg ihres Unternehmens Bericht abstatten könnte. Sie war so eilig, daß sie fortgegangen sein würde, ohne sich mei-

nen Palast zu besehen, wenn ich sie nicht durch meine beiden Frauen darin hätte herumführen und ihr begreiflich machen lassen, daß es sich wohl der Mühe lohne, ihn gesehen zu haben. Indeß fahret nur fort; wir wollen sehen, in wiefern der Sultan, euer Vater, euch in die Nothwendigkeit versetzt hat, mir lästig zu fallen, was indeß, wie ich euch zu glauben bitte, niemals der Fall sein wird.«

»Meine Gemahlinn,« fuhr der Prinz Achmed fort, »ihr werdet bemerkt haben, daß ich bis diesen Augenblick mich mit eurer Liebe begnügt und nie irgend eine andere Gunstbezeigung von euch verlangt habe. Was könnte ich auch bei dem Besitz einer so liebenswürdigen Gemahlinn noch weiter wünschen? Es war mir keinesweges unbekannt, wie groß eure Macht sei; allein ich hatte mir es zur Pflicht gemacht, dieselbe nie auf die Probe zu stellen. Bedenket also, ich beschwöre euch darum, daß nicht ich es bin, sondern mein Vater, der Sultan, der die unbescheidene Bitte an euch thut, ihm einen Pavillon zu verschaffen, der ihn, seinen ganzen Hof und sein ganzes Heer, so oft er in Felde ist, gegen das Ungemach der Witterung schützt, aber dabei in der Hand Platz hat. Noch einmal sage ich es, nicht ich, sondern mein Vater, der Sultan, ist es, der euch um diese Gefälligkeit bittet.«

»Prinz,« erwiederte die Fee lächelnd, »es thut mir leid, daß eine solche Kleinigkeit euch so viel Unruhe und Herzenspein verursacht hat, als ihr gegen

mich blicken ließet. Ich sehe wohl, daß zweierlei dazu beigetragen hat: erstens, das ihr es euch zum Gesetz gemacht hattet, euch mit meiner Liebe zu begnügen und mich nie um etwas zu bitten, das meine Macht auf die Probe stellen könnte; zweitens, daß ihr, was ihr auch immer dagegen sagen möget, euch ohne Zweifel einbildetet, die Erfüllung der Bitte, die ihr auf Verlangen eures Vaters an mich thun solltet, liege nicht mehr in den Grenzen meiner Macht. Was das erste betrifft, so lobe ich euch darum, und würde euch deshalb nur noch mehr lieben, wenn dieß irgend möglich wäre. Was das zweite betrifft, so würde ich euch leicht darthun können, daß das Verlangen des Sultans zu erfüllen für mich eine Kleinigkeit ist, und daß ich gelegentlich wohl noch schwierigere Sachen zu vollbringen im Stande bin. Beruhiget also euer Gemüth, und seid überzeugt, daß ich, anstatt mich dadurch belästigt zu fühlen, mir stäts ein großes Vergnügen daraus machen werde, euch alles zu gewähren, was ihr irgend nur wünschen möget, das ich euch zu Liebe thun soll.«

Nach diesen Worten befahl die Fee, ihre Schatzmeisterinn zu rufen. Die Schatzmeisterinn kam und die Fee sagte zu ihr:

»Nurdschihan« [8] — so hieß nämlich die Schatzmeisterinn — bringe mir den größten Pavillon, der in meinem Schatze ist.«

Nurdschihan kam binnen wenigen Augenblicken wieder und brachte einen Pavillon, der nicht bloß in der Hand Platz hatte, sondern den man sogar in der Hand fest verschließen konnte; sie überreichte ihn ihrer Gebieterinn, der Fee, die ihm nahm und dem Prinzen Achmed einhändigte, damit er ihn besehen möchte.

Vierhundert zwei und zwanzigste Nacht.

Als der Prinz Achmed hörte, daß die Fee Pari Banu einen Pavillon holen ließ und zwar den größten Pavillon aus ihrem Schatze, so glaubte er, daß sie seiner spotten wolle, und die Spuren seines Befremdens verriethen sich in seinen Mienen und Gebärden. Pari Banu die es bemerkte, lachte laut auf und rief:

»Wie, Prinz, ihr glaubt also, daß ich eurer bloß spotten wolle? Ihr werdet bald sehen, daß ich keine Spötterinn bin. Nurdschihan,« sagte sie zu ihrer Schatzmeisterinn, indem sie den Pavillon aus den Händen des Prinzen nahm und ihn ihr wiedergab, »geh, und spanne ihn aus, damit der Prinz abnehmen kann, ob sein Vater der Sultan, ihn nicht so groß finden wird, als er ihn verlangt hat.«

Die Schatzmeisterinn ging aus dem Palaste, und entfernte sich so weit, daß beim Ausspannen das eine Ende desselben gerade bis an den Palast reichte. Als sie dieß nun gethan, fand ihn der Prinz Achmed nicht nur nicht zu klein, sondern so groß, daß zwei Heere,

wenn sie auch eben so zahlreich wären als das des Sultans von Indien, darunter Platz gehabt hätten.

»Meine Prinzessinn,« sagte er jetzt zu Pari Banu, »ich bitte euch tausendmal um Verzeihung wegen meines Unglaubens; nach dem, was ich jetzt gesehen, glaube ich, daß unter allem, was ihr irgend unternehmen möget, nichts ist, wobei ihr nicht zum Ziele zu kommen vermöchtet.«

»Ihr sehet,« erwiederte die Fee, »daß der Pavillon größer ist als nöthig war; jedoch ihr werdet bemerken, er hat die Eigenschaft, daß er größer oder kleiner wird, je nach dem Maaße dessen, was darunter Platz finden soll, ohne daß man dabei irgend Hand anzulegen braucht.«

Die Schatzmeisterinn legte den Pavillon wieder zusammen, brachte ihn in seine vorige Lage, und gab ihn dann in die Hände des Prinzen. Der Prinz Achmed nahm ihn, und den folgenden Tag schon setzte er sich, ohne länger zu zögern, zu Pferde und eilte in Begleitung seines gewöhnlichen Gefolges von dannen, um ihn dem Sultan, seinem Vater, zu überreichen.

Der Sultan, welcher geglaubt hatte, ein Pavillon, wie er ihn verlangt hatte, könne gar nicht gefunden werden, war über die schnelle Wiederkehr seines Sohnes nicht wenig erstaunt. Er empfing den Pavillon, und nachdem er die Kleinheit desselben bewundert hatte, gerieth er in ein Erstaunen, wovon er sich kaum erholen konnte, als er ihn in der oben erwähnten Ebene

ausspannen ließ und sah, daß zwei Heere, so groß als das seinige, darunter reichlich Platz hatten. Da er diesen Umstand leicht als etwas Ueberflüssiges hätte betrachten können, das beim Gebrauch sogar unbequem sein könnte, so unterließ der Prinz Achmed nicht, ihn aufmerksam zu machen, daß diese Größe sich stäts der Stärke seines Heeres anpassen würde.

Dem äußern Scheine nach bezeigte der Sultan von Indien dem Prinzen seine Dankbarkeit, indem er ihn bat, der Fee Pari Banu in seinem Namen dafür herzlich zu danken, und um ihm zu zeigen, wie hoch er es schäzte, befahl er es in seiner Schatzkammer sorgfältig aufzuheben. Allein in seinem Herzen faßte er darüber eine weit ärgere Eifersucht, als ihm seine Schmeichler und die Zauberinn zuvor eingeflößt hatten, indem er überlegte, daß sein Sohn mit Hilfe der Fee Dinge ausführen könnte, die weit über die Grenzen seiner eigenen Macht und seines Vermögens hinausgingen. Dadurch nur noch mehr aufgereizt, alles aufzubieten, um ihn zu Grunde zu richten, fragte er die Zauberinn um Rath, und diese rieth ihm, den Prinzen aufzufordern, daß er ihm Wasser aus der Löwenquelle bringen solle.

Als der Sultan am Abend, wie gewöhnlich, seine Hofleute um sich versammelt hatte, und der Prinz Achmed sich ebenfalls zugegen befand, redete er diesen mit folgenden Worten an:

»Mein Sohn, ich habe dir schon gesagt, zu welchem Dank ich mich wegen des Pavillons, den du mir verschafft hast, und den ich als das kostbarste Stück meines Schatzes betrachte, dir verpflichtet fühle; du mußt indeß mir zu Liebe noch etwas anderes thun, das mir nicht minder angenehm sein wird. Ich höre nämlich, daß deine Gemahlinn, die Fee, sich eines gewissen Wassers aus der Löwenquelle bedient, welches alle Arten von Fieber heilt; da ich nun vollkommen überzeugt bin, daß meine Gesundheit dir sehr theuer ist, so rechne ich mit Gewißheit darauf, daß du von ihr ein Gefäß voll dergleichen Wassers dir erbitten und mir es dann bringen wirst, als ein Universalmittel, das ich jeden Augenblick bedürfen kann. Erzeige mir also auch noch diesen wichtigen Dienst, und setze dadurch deiner kindlichen Liebe gegen mich die Krone auf.«

Der Prinz Achmed, welcher geglaubt hatte, der Sultan, sein Vater, werde sich mit dem Besitz eines so einzigen und brauchbaren Pavillons, als er ihm so eben überbracht hatte, begnügen, und ihm nicht einen neuen Auftrag aufbürden, der ihn bei der Fee Pari Banu in Ungunst setzen könnte, war bei dieser zweiten Aufforderung, die an ihr gemacht wurde, ganz verwirrt, ungeachtet die Fee ihn versichert hatte, sie werde ihm alles gewähren, was irgend in ihrer Macht stände. Nach einem Stillschweigen von einigen Augengenblicken erwiederte er:

»Herr, ich bitte Euer Majestät versichert zu sein, daß ich alles zu thun und zu unternehmen bereit bin, um euch alles das zu verschaffen, was irgend zur Verlängerung eures Lebens beitragen kann; indeß ich wünschte bloß, daß es ohne die Vermittelung meiner Gemahlinn geschehen könnte. Aus diesem Grunde wage ich denn auch nicht, Euer Majestät zu versprechen, daß ich dieß Wasser bringen werde. Alles, was ich thun kann, ist, euch zu versichern, daß ich eine Bitte deshalb thun werde, obwohl mit demselben Widerwillen, wie damals bei Gelegenheit des Pavillons.«

Als der Prinz Achmed den folgenden Tag zu der Fee Pari Banu zurückgekehrt war, stattete er ihr einen aufrichtigen und treuen Bericht von alle dem ab, was am Hofe seines Vaters bei Überreichung des Pavillons vorgegangen war, den der Sultan mit vielem Dank gegen sie aufgenommen hatte, und er unterließ nicht, ihr die neue Bitte, die er in seinem Namen ihr zu machen beauftragt war, vorzutragen, und schloß mit den Worten:

»Meine Prinzessinn, ich theile euch dieß bloß als einen einfachen Bericht über das mit, was zwischen meinem Vater und mir vorgefallen; übrigens steht es ganz in eurem Belieben, seinen Wunsch zu erfüllen oder nicht, ich werde mich gar nicht darein mischen, sondern will bloß das, was ihr wollet.«

»Nein, nein,« erwiederte die Fee Pari Banu, »es ist mir sehr lieb, daß der Sultan von Indien er-

fahre, daß ihr mir nicht gleichgültig seid. Ich will seinen Wunsch befriedigen, und welche Rathschläge ihm auch immer die Zauberinn eingeben mag, — denn ich sehe wohl, daß er nur auf sie hört — wir wollen uns wenigstens nie von ihm auf einer Blöße betreffen lassen. Es liegt in seiner dießmaligen Forderung etwas boshaftes, wie ihr aus meinem Bericht bald ersehen werdet. Die Löwenquelle befindet sich nämlich mitten in dem Hofe eines großen Schlosses, dessen Eingang von vier ungeheuren Löwen bewacht wird, wovon immer zwei abwechselnd schlafen, während die andern wachen. Indeß das darf euch nicht in Schrecken setzen. Ich werde euch ein Mittel an die Hand geben, vermöge dessen ihr ohne Gefahr mitten durch sie hindurch gehen könnet.«

Vierhundert drei und zwanzigste Nacht.

Die Fee Pari Banu war damals eben mit Nähen beschäftigt, und da sie in ihrer Nähe mehrere Zwirnknaule liegen hatte, nahm sie eines davon, überreichte es den Prinzen Achmed und sagte:

»Zuerst nehmet dieses Knaul; ich werde euch bald den Gebrauch anzeigen, den ihr davon machen könnet. Zweitens, lasset euch zwei Pferde anschirren, eines, um selber darauf zu reiten, das andere, um es neben euch her als Handpferd zu führen, beladen mit einem in Viertheile zerhackten Hammel, der heute noch geschlachtet werden muß. Drittens versehet euch mit einem Ge-

fäß, das ich euch werde geben lassen, damit ihr morgen dasselbe dort voll Wasser schöpfen könnet. Ganz früh setzet euch dann zu Pferde, und führet das andere Pferd am Zügel neben her, und sobald ihr aus der eisernen Thür hinaus seid, so werfet das Zwirnknaul vor euch her, dieß wird dann anfangen zu rollen und so immer fort rollen bis an das Thor des Schlosses. Folget demselben bis dahin nach, und wenn es stillstehen und das Thor sich öffnen wird, so werdet ihr die vier Löwen erblicken. Die beiden wachenden werden durch ihr Gebrüll die beiden andern schlafenden sogleich wecken. Fürchtet euch indeß nicht, sondern werfet einem jeden ein Hammelsviertel hin, ohne vom Pferde abzusteigen. Ist dieß geschehen, so spornet ohne Zeitverlust euer Pferd, und reitet im gestreckten Galopp zur Quelle hin, füllet da euer Gefäß, ohne abzusteigen, und eilet dann mit derselben Schnelligkeit wieder zu demselben zurück. Die Löwen werden da noch mit Essen beschäftigt sein und euch einen freien Ausweg gestatten.«

Der Prinz Achmed reiste am folgenden Morgen um die Stunde, welche die Fee Pari Banu ihm bestimmt hatte, ab und vollzog pünktlich, was sie ihm vorgeschrieben hatte. Er kam an dem Thore des Schlosses an, vertheilte die Hammelsviertel unter die vier Löwen, und nachdem er, unerschrocken durch sie hindurch geritten war, drang er bis zu der Quelle vor, und schöpfte da Wasser ein. So wie er das Gefäß gefüllt hatte, drehte er um und gelangte wohlbehalten

und gesund wieder aus dem Schlosse hinaus. Als er etwas davon entfernt war, sah er sich um, und erblickte zwei Löwen, die gerade auf ihn losrannten. Ohne zu erschrecken, zog er seinen Säbel und setzte sich zur Wehre. Doch da er unterweges bemerkte, daß der eine in einiger Entfernung seitwärts ablenkte, und mit Kopf und Schweif zu verstehen gab, daß er nicht komme, um ihm etwas zu Leide zu thun, sondern bloß, um vor ihm her zu laufen, und daß der andere hinter ihm her folgen würde, so steckte er seinen Säbel wieder ein, und setzte so seinen Weg bis nach der Hauptstadt von Indien fort, wo er in Begleitung der beiden Löwen ankam, die ihn nicht verließen, bis an die Thür des Palastes des Sultans. Dort ließen sie ihn hineingehen, und kehrten sodann denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren, zum großen Entsetzen des Volkes und aller derer, die sie erblickten, die sich entweder versteckten oder rechts und links ab ihnen aus dem Wege flüchteten, obwohl sie in gleichmäßigem Gange vorwärts schritten, ohne irgend ein Zeichen von Wildheit von sich zu geben.

Mehrere Palastbeamte, welche sogleich erschienen, um den Prinzen Achmed vom Pferde herab zu helfen, begleiteten ihn bis an das Zimmer des Sultans, wo dieser sich eben mit seinen Günstlingen unterhielt. Hier näherte er sich dem Throne, setzte das Gefäß zu den Füßen des Sultans, küßte den reichen Teppich,

welcher die Stufen desselben bedeckte, stand dann wieder auf und sagte:

»Herr, hier ist das heilsame Wasser, welches Euer Majestät in der Sammlung von Kostbarkeiten und Seltenheiten zu besitzen wünschte, die eine Zierde eurer Schatzkammer sind. Ich wünsche euch übrigens eine vollkommene Gesundheit, daß ihr niemals davon Gebrauch zu machen nöthig habet.«

Als der Prinz seine Anrede geendigt hatte, ließ der Sultan ihn zu seiner Rechten Platz nehmen und sagte dann zu ihm:

»Mein Sohn, ich bin dir für dein Geschenk eben so großen Dank schuldig als die Gefahr gewesen ist, welcher du dich mir zu Liebe ausgesetzt hast. (Er wußte dieß nämlich durch die Zauberinn, welche sowohl die Löwenquelle als auch die Gefahr, welcher man sich beim Schöpfen aus derselben aussetzen mußte, sehr wohl kannte.) Thue mir jetzt den Gefallen, — fuhr er fort — mir zu sagen, durch welche Geschicklichkeit oder durch welche unglaubliche Kraft du dich dagegen sicher gestellt hast?«

»Herr,« erwiederte der Prinz Achmed, »ich habe an dieser Lobpreisung von Seiten Euer Majestät nicht den mindesten Antheil, sondern das Lob gebührt ganz allein meiner Gemahlinn, der Fee, und ich kann mir hiebei bloß den Ruhm beimessen, daß ich ihrem guten Rathe gefolgt bin.«

Hierauf setzte er ihm auseinander, worin diese guten Rathschläge bestanden hätten, indem er ihm die ganze Reise, die er gemacht, und wie er sich dabei benommen, erzählte. Als er damit zu Ende war, stand der Sultan, der ihn mit den größten Freudensbezeigungen, doch innerlich mit derselben, ja mit noch größerer Eifersucht angehört hatte, von seinem Sitze auf und zog sich in das Innere seines Palastes zurück, wo die Zauberinn, nach welcher er sogleich geschickt hatte, vor ihn geführt wurde.

Die Zauberinn, als sie kam, ersparte dem Sultan die Mühe, ihr die Geschichte des Prinzen Achmed und den Erfolg seiner Reise zu erzählen; sie war nämlich durch das Gerücht, das sich davon verbreitet hatte, gleich anfangs davon unterrichtet worden, und hatte bereits ein — wie sie meinte — unfehlbares Mittel ausgedacht. Sie theilte dieß Mittel dem Sultan und den folgenden Tag in der Versammelung seiner Hofleute mit, und der Sultan zeigte es dem Prinzen Achmed mit folgenden Worten an.

»Mein Sohn, ich habe nur noch eine einzige Bitte an dich, nach dieser will ich dann nichts mehr von deinem Gehorsam, noch von deiner Gemahlinn, der Fee, verlangen; diese Bitte besteht darin, daß du mir einen Mann herbeischaffest, der nicht über anderthalb Fuß hoch ist, einen Bart von dreißig Fuß Länge hat, und der auf der Schulter eine fünfhundert

Pfund schwere Eisenstange trägt, die ihm als Stab dient, und welcher reden kann.«

Der Prinz Achmed, welcher nicht glauben konnte, daß es auf der Welt einen Menschen gäbe, der so wäre, wie sein Vater ihn verlangte, wollte sich entschuldigen; doch der Sultan blieb bei seiner Forderung, indem er ihm wiederholte, daß die Fee noch weit unglaublichere Dinge vermöge.

Den folgenden Tag, als der Prinz in das unterirdische Reich der Fee zurückgekehrt war, theilte er derselben das neue Begehren seines Vaters mit, welches er, wie er ihr sagte, für noch unmöglicher zu erfüllen hielt, als die beiden früheren.

»Was mich anbetrifft,« fuhr er fort, »so kann ich mir nicht denken, daß es irgend in der Welt Leute der Art geben könne. Er will ohne Zweifel versuchen, ob ich wohl so einfältig sein werde, mir viel Mühe zu geben, um ihm einen solchen aufzufinden, oder, wenn es dergleichen gibt, so muß er die Absicht haben, mich zu Grunde zu richten. In der That, wie kann er auch verlangen, daß ich mich eines so kleinen Menschen, der auf die besagte Art bewaffnet ist, bemächtigen solle? Welcher Waffen könnte ich mich bedienen, um ihn zu zwingen, daß er sich meinem Willen füge? Wenn es irgend ein Mittel gibt, so bitte ich euch, daß ihr mir ein solches an die Hand gebet, um mich mit Ehren aus diesem Handel zu ziehen.«

Vierhundert vier und zwanzigste Nacht.

»Mein Prinz,« erwiederte die Fee, »beunruhiget euch nicht; Gefahr gab es bloß damals, als für euren Vater Wasser aus der Löwenquelle geholt werden sollte, allein um den Mann zu finden, den er verlangt, dabei gibt es keine Gefahr. Dieser Mann ist nämlich mein Bruder Schaïbar, welcher, obwohl er mit mir einen und denselben Vater hat, anstatt mir zu ähneln, vielmehr von einer so heftigen Gemüthsart ist, daß nichts im Stande ist, ihn zurückzuhalten, daß er nicht sogleich blutige Beweise seines Rachgefühls gibt, wofern man ihm mißfällt oder ihn beleidigt. Uebrigens ist er der beste Mensch von der Welt, und stäts bereit, gefällig zu sein, worin man es irgend wünscht. Er ist ganz so gestaltet, wie der Sultan, euer Vater, ihn beschrieben hat, und er trägt keine anderen Waffen als die fünfhundert Pfund schwere Eisenstange, ohne die er niemals ausgeht und die ihm dazu dient, um sich in Respekt zu setzen. Ich werde ihn gleich kommen lassen und ihr möget dann selbst urtheilen, ob ich wahr gesprochen habe. Doch vor allen Dingen bereitet euch vor, daß ihr nicht vor seiner seltsamen Figur erschreckt, wenn ihr ihn werdet erscheinen sehen.

»Meine Königinn,« nahm jetzt der Prinz Achmed das Wort, »Schaïbar, sagt ihr, ist euer Bruder? Wie häßlich und mißgestaltet er auch immer sein mag, so ist doch dieß einzige schon hinreichend, um, anstatt

vor ihm zu erschrecken, ihn vielmehr zu lieben, zu ehren und als meinen nächsten Verwandten zu achten.«

Die Fee ließ sich in die Vorhalle ihres Palastes ein goldenes Räucherpfännchen mit glühenden Kohlen uud eine Kapsel von demselben Metall bringen. Aus der Kapsel nahm sie wohlriechendes Räucherwerk, welches darin verschlossen war, und als sie es in die Räucherpfanne geworfen, stieg ein dicker Rauch daraus empor.

Einige Augenblicke nach diesem Verfahren sagte die Fee zu dem Prinzen Achmed: »Mein Prinz, da kommt mein Bruder, sehet ihr ihn?«

Der Prinz sah hin und erblickte Schaïbar, welcher nicht mehr als anderthalb Fuß hoch war, und mit seiner fünfhundert Pfund schweren Eisenstange und seinem stattlichen, dreißig Fuß langen Barte, der sich nach vorn zu aufstützte, feierlich einhergeschritten kam. Sein verhältnißmäßig dicker Knebelbart war bis zu den Ohren aufgestülpt und bedeckte ihm fast das ganze Gesicht; seine Schweinsohren steckten tief im Kopfe, der ungeheuer dick und mit einer nach oben spitzig zulaufenden Mütze bedeckt war; außerdem war er noch vorn und hinten bucklig.

Hätte der Prinz es nicht voraus erfahren gehabt, daß Schaïbar der Bruder der Fee Pari Banu sei, so hätte er ihn nicht ohne das größte Entsetzen ansehen können. Doch durch diese Nachricht beruhigt, erwartete er mit der Fee ihn festen Fußes, und empfing ihn, ohne eine Spur von Schwäche blicken zu lassen.

Schaïbar, der, je näher er kam, den Prinzen mit einem Blicke ansah, der ihm das Herz im Leibe hätte in Eis verwandeln können, fragte die Fee gleich zuerst, wer der Mann da sei?

»Lieber Bruder,« erwiederte sie, »es ist mein Gemahl, sein Name ist Achmed, und er ist der Sohn des Sultans von Indien. Der Grund, warum ich dich nicht zu meiner Hochzeit eingeladen habe, war der, daß ich dich nicht von deinem Kriegszuge abhalten wollte, den du damals vorhattest, und von dem du, wie ich mit vielem Vergnügen höre, jetzt so siegreich zurückgekehrt bist. Bloß um seinetwillen bin ich so frei gewesen, dich rufen zu lassen.«

Bei diesen Worten sagte Schaïbar, indem er den Prinzen Achmed mit einem freundlichen Blicke ansah, der indeß sein stolzes und wildes Aussehen nicht im geringsten milderte:

»Liebe Schwester, kann ich ihm in irgend etwas dienen? er darf es bloß sagen. Es ist hinreichend für mich, zu wissen, daß er dein Gemahl ist, um mir es zur Pflicht zu machen, ihm in allem, was er irgend wünschen mag, gefällig zu sein.«

»Der Sultan, sein Vater,« erwiederte Pari Banu, ist neugierig, dich zu sehen; ich bitte dich also um die Gefälligkeit, dich von ihm hinführen zu lassen.«

»Er darf bloß vorangehen,« antwortete Schaïbar, »ich bin bereit, ihm zu folgen.«

»Lieber Bruder,« erwiederte Pari Banu, »es ist wohl schon zu spät, um noch heute diese Reise zu unternehmen, du wirst sie also wohl gefälligst auf morgen früh verschieben. Indeß, da es gut ist, daß du von dem unterrichtet wirst, was zwischen dem Sultan von Indien und dem Prinzen Achmed seit unserer Verheirathung vorgefallen, so werde ich dich diesen Abend davon unterhalten.«

Den folgenden Morgen brach Schaïbar, von allem, was irgend ihm zu wissen nöthig war, unterrichtet, sehr zeitig auf, begleitet von dem Prinzen Achmed, der ihn dem Sultan vorstellen sollte. Sie erreichten die Hauptstadt, und sobald Schaïbar sich am Thore zeigte, so wurden alle die ihn sahen, beim Anblick eines so scheußlichen Gegenstandes von Entsetzen ergriffen, und versteckten sich theils in Buden und Häusern, deren Thüren sie hinter sich zuschließen ließen, theils ergiffen sie die Flucht und theilten allen, denen sie begegneten, dasselbe Entsetzen mit, die dann sogleich umkehrten, ohne sich weiter umzusehen. Je weiter nun Schaïbar und Prinz Achmed mit abgemessenen Schritten vorwärts kamen, je öder und menschenleerer fanden sie alle Straßen und öffentlichen Plätze bis zum Palaste des Sultans. Dort aber ergriffen die Pförtner, anstatt Vorkehrungen zu treffen, daß Schaïbar nicht hereinkäme, nach allen Seiten hin die Flucht und ließen das Thor offen stehen. Der Prinz und Schaïbar gelangten nun ohne Hinderniß bis an den

Saal der Rathsversammlung, wo der Sultan auf seinem Throne sitzend jedem Gehör gab, und da auch die Thürsteher beim Erscheinen Schaibars ihren Posten im Stich ließen, so traten sie ungehindert hinein.

Schaïbar näherte sich stolz und mit erhobenem Kopfe dem Throne, und ohne erst zu warten, bis der Prinz Achmed ihn vorstellte, redete er den Sultan von Indien mit folgenden Worten an: »Du hast mich zu sehen verlangt; hier bin ich. Was willst du von mir?»

Der Sultan hielt sich, anstatt zu antworten, die Hände vor die Augen, und wandte das Gesicht seitwärts, um eine so fürchterliche Gestalt nicht ansehen zu dürfen. Schaïbar, voll Unwillen darüber, daß man ihn erst herbemüht habe und ihn nun auf eine so unhöfliche und beleidigende Weise empfange, hob seine Eisenstange empor, und mit den Worten; »So rede doch!» ließ er sie ihm auf den Kopf herabfallen, und schlug ihn todt, ehe noch der Prinz Achmed daran denken konnte, für ihn um Gnade zu bitten. Er vermochte nichts weiter zu thun, als zu verhindern, daß er nicht auch den Groß-Wesyr todt schlug, der nicht weit von der Rechten des Sultans entfernt war, indem er ihm vorstellte, daß er mit den guten Rathschlägen, welche derselbe seinem Vater gegeben, nichts anders als zufrieden sein könne.

»Diese beiden also sind es,» sagte Schaïbar, »die ihm immer so schlechte Anschläge eingegeben.»

Mit diesen Worten schlug er die andern Wesyre zur Linken und Rechten todt; die sämmtlich Günstlinge und Schmeichler des Sultans und Feinde des Prinzen Achmed waren. So viel Schläge, so viel Leichen gab es und nur diejenigen entkamen, deren Schrecken nicht so groß war, daß er sie regungslos gemacht und sie gehindert hätte, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Als das schreckliche Gemetzel geendigt war, ging Schaïbar aus den Versammlungssaale heraus und als er mit seiner Eisenstange auf der Schulter mitten in den Hof gekommen war, sah er den Groß-Wesyr an, der den Prinzen Achmed, seinen Lebensretter, begleitete und sagte:

»Ich weiß, daß es hier auch noch eine Zauberinn gibt, die eine weit ärgere Feindinn des Prinzen, meines Schwagers, ist, als die unwürdigen Günstlinge, die ich so eben bestraft habe. Ich will, daß man diese Zauberinn vor mich führe.»

Der Groß-Wesyr ließ sie holen, und man brachte sie geführt. Schaïbar schlug sie mit der Eisenstange und sagte:

»Ich will dich lehren, verderbliche Rathschläge zu geben und die Kranke zu spielen.« Die Zauberinn blieb auf der Stelle todt.

»Aber das ist noch nicht genug,« fügte Schaïbar hinzu, »sondern ich werde jetzt auch noch die ganze Stadt todtschlagen, wenn sie nicht augenblicklich den

Prinzen Achmet meinen Schwager, für den Sultan von Indien anerkennt.«

Sogleich ließen alle, die zugegen waren und diesen Urtheilspruch vernahmen, die Luft von dem lautem Ausruf ertönen: »Es lebe der Sultan Achmed!

In kurzer Zeit hallte die ganze Stadt von diesem Ruf und Ausruf wieder. Schaïbar ließ ihm das Kleid des Sultans von Indien anlegen und setzte ihn feierlich auf den Thron, und nachdem er ihm hatte huldigen und den Eid der Treue leisten lassen, ging er und holte seine Schwester Pari Banu, führte sie mit großem Pompe ein, und ließ sie ebenfalls für die Sultaninn von Indien erklären.

Vierhundert fünf und zwanzigste Nacht.

Was den Prinzen Aly und die Prinzessinn Nurunnihar anbetrifft, die an der Verschwörung gegen den Prinzen Achmed, die so eben bestraft worden, keinen Theil, ja nicht einmal die geringste Kenntniß davon gehabt hatten, so wies ihnen der Prinz Achmed einen bedeutenden Jahrgehalt nebst seiner Hauptstadt an, um darin ihre noch übrigen Lebenstage zuzubringen. Auch schickte er einen seiner Diener an seinen älteren Bruder, den Prinzen Hussain ab, um ihm die eingetretene Veränderung anzuzeigen und ihm das Anerbieten zu machen, er möge sich im ganzen Reiche irgend eine Provinz nach Belieben auswählen, um sie als sein Eigenthum in Besitz zu nehmen. Doch der Prinz Hussain fühlte

sich in seiner Einsamkeit so glücklich, daß er den Abgesandten auftrug, seinem jüngeren Bruder, dem Sultan, in seinem Namen herzlich für die Gefälligkeit zu danken, die er ihm zugedacht, ihn seiner Unterwürfigkeit zu versichern und ihm anzuzeigen, daß er sich die einzige Gnade ausbäte, ihm zu erlauben, daß er hinfort in seiner selbstgewählten Zurückgezogenheit verbleiben könne.

Anmerkungen.

1. Dieß Wort bedeutet: Frühling. E. G.

2) Das Königreich Kaschemir liegt im Norden von Hindostan, und befindet sich heutzutage unter der Herrschaft der Afghanen. E. G.

3) Pari Banu sind zwei persische Worte, die ein und dasselbe bedeuten, nämlich: weiblicher Geist oder Fee. G.

4) Nurunnihar bedeutet im Arabischen: Licht des Tages. G.

5) Bisnagar, eine große Stadt Asiens und zugleich Hauptstadt des gleichnamigen Königsreichs, welches heutzutage das Reich von Karnate heißt. Sie befindet sich heute in der Gewalt der Engländer. G.

6) Noch heute tragen die Brachmanen Kränze von Rosen. E. G.

7) Ein Beutel gilt etwa 1500 Franks. E. G.

8) Nurdschihan heißt im Arabischen: Licht der Welt. E. G.

Inhalt des zwölften Bändchens.

